H. Laube's
gesammelte Schriften.

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030446088

ejb
Y7M
650

16 Bde in 8 Bden

EGA

67038

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 15 Bänden.

1. Band.

Erinnerungen

1810—1840.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Digitized by Google

Erinnerungen

1810—1840

von

Heinrich Laube.

Meinem lieben Sohn Fritz.
Weihnacht 1893
H. L.

Wien, 1875.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

PT
2391
.A1
1875
v.1-2
Copy 1

1.

Wie weit reicht unſere Erinnerung zurück in die Kindheit? Das iſt wol ſo verſchieden, wie wir Menſchen ſelbſt verſchieden ſind von einander in Anlagen und Kräften.

Ich erinnere mich eines Genrebildes, das mir jetzt noch deutlich wie einem Maler vor den Augen ſteht, und da bin ich kaum vier Jahre alt geweſen: ich ſtehe auf freiem Felde neben einem Pfluge, vor welchen zwei Pferde geſpannt ſind. Mein Großvater in einem Schafpelze ſteht neben mir und ſtopft ſich die Pfeife; ein kleiner weißer Spitz blickt neugierig zu uns in die Höhe. Das Feld iſt eben, und nur an einer Seite von einem dunklen Waldſaume eingefaßt.

Links und rechts liegt Finſterniß in mir über jener frühen Zeit. Nein! Ein Puppenſpiel im Wohnzimmer meines Großvaters auf dem Dorfe ſteht noch beleuchtet in einem Winkel meines Gedächtniſſes: Casperle zu Pferde fällt um, und ich ſchreie. —

Werden einzelne Nervenpunkte in unſerem Hirn ſtärker berührt als andere, und ſind dies die Gedächtnißpunkte, welche ſo lange vorhalten?

Und haben ferner dieſe Gedächtnißpunkte in unſerem Gehirn nur eine gewiſſe Reihe von Jahren Haltekraft? Alles aus der Jugend, wenn ſie einmal gedächtnißfähig geworden, behalten wir mit ſchreiender Genauigkeit. Das geht einige Jahrzehnte

fort. Dann wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dieſe Haltekraft ſchwächer, und mit fünfzig Jahren ſcheint ſie abgenützt zu ſein. Wir vergeſſen dann ebenſo exact, wie wir früher behalten haben.

Aus meinem fünften Jahre weiß ich noch, daß ich eine vorzeitige Paſſion hatte, in die Schule zu kommen, und daß meine Mutter allein dieſe Paſſion entſchuldigte. Sie ſchnitt und ſchneiderte mir aus ihrem Brautkleide von façonnirtem braunen Atlas — ich könnte ihn malen! — eine Weſte zum feierlichen Eintritte in die Schule. Der Lehrer nahm gar keine Rückſicht auf dieſe Weſte, ſondern fuhr mich an: ich ſei noch zu jung und alſo zu dumm für ihn. Ich weinte, blieb aber ſitzen, kam wieder, und wurde doch regelmäßiger Schüler.

Anderthalb Jahre ſpäter kamen große Ereigniſſe, und die weiß ich nicht nur alle noch, ſondern da öffnete ſich, jetzt noch erkenntlich, dem ſechsjährigen Knaben ein Horizont, welcher ihm ein großes Stück Welt zeigte und für immer einprägte. Nicht ſechs Jahre, nein, ſechs und ein halbes Jahr war ich alt, als mir die Kriegsgeſchichte damaliger Zeit deutlich wurde und ſich in mein Gedächtniß grub. Das kann ich ausführlich erzählen, denn das hat viel mehr Intereſſepunkte für Jedermann, als die ſonſtigen kleinen Punkte eines unreifen Bubenlebens haben mögen.

Auch hiebei zeigt ſich das Räthſel, daß einzelne Punkte in unſerem Gedächtniſſe fortleuchten, während gleichzeitig andere erloſchen ſind. Von jener Scene auf dem Felde, von der braunen Weſte und dem groben Schullehrer hab' ich beſtimmte Erinnerung, und von den Truppenmärſchen, welche ein Jahr ſpäter durch unſere kleine Stadt zogen, habe ich keine. Nur ein dunkles Nachtbild iſt übrig. Reiter in weißen Mänteln ziehen in der Nacht unter eintönigem Geräuſch über den Markt nach dem Glogauer Thore hin, nach Oſten. Spätere Erklärung erſt hat mir geſagt: das ſind deutſche Reiter geweſen, welche zur franzöſiſchen Armee gehört haben und nach Rußland geritten ſind im Jahre 1812. Was aber ein halbes Jahr ſpäter in dieſen Kriegs-

dingen an mir vorübergegangen, das bedarf für mich gar keiner Erklärung, das ist mir von Anfang bis zu Ende klar gewesen.

Jene Reiter sind Sachsen, Baiern, Württemberger und Westfälinger — so nannte man bei uns die Westfalen — gewesen, und meine Mutter war auf diese deutschen Bestandtheile der französischen Armee am schlimmsten zu sprechen. Nicht aus vaterländischen Gründen, sondern aus Gründen einer „kujonirten" Hausfrau. Das Wort „kujonirt" war damals alltäglich. Besonders die Württemberger und Westfälinger galten für die „kujonirendste" Einquartierung. Vielleicht auch weil sie deutsch fordern, also geläufiger fordern konnten, vielleicht auch, weil sie mehr Bedürfnisse hatten als die mäßigeren Franzosen, und weil sie im Verkehre gröblicher waren als diese. Wein und Weißbrot nur waren die Qualpunkte von Seiten der Franzosen. Der dürftige Erdboden meiner Heimat wußte nichts von Wein und wenig von Weizen. Damals erst erinnerte sich mein Vater, daß sechs Meilen von uns ein Gewächs vorkäme, welches Wein genannt würde, in Grünberg. Sonst ist in diesem nördlichsten Winkel von Schlesien, wo Schlesien und die Lausitz ineinander übergehen, der Wein ein vornehmes Ideal. Meine ersten Eindrücke von diesem Ideal sind denn auch gar nicht verführerisch gewesen. Wir fuhren nun im Jahre 1813 öfters die sechs Meilen hinüber nach Grünberg und holten Fässer voll Wein für die Franzosen. Da gelangte ich denn auch zum Kosten, aber ich schüttelte mich von der Säure, und bin vielleicht deßhalb nie ein starker Weintrinker geworden. Der Grünberger Jugendeindruck ist mir heute noch lebendig. Die Franzosen aber waren befriedigt, weil es doch Wein war. Mir scheint, sie haben den Sprit gebraucht in unserem Klima, wie man bei uns den Branntwein braucht.

Von einem Augenblicke an im Jahre 1813 weiß ich eine zeitlang, wol ein halbes Jahr lang, Alles. Schlugen da wol mit Einemmale die Ereignisse auf eine ganze Reihe von Gehirnnerven? Die Ereignisse kamen wie folgt:

Es war Himmelfahrtstag — wir Proteſtanten haben nur Einen, Chriſti Himmelfahrtstag — und die Sonne ſchien prächtig. Ich ſpielte mit Kameraden im Hofe eines Kaufmannshauſes nahe bei meinem elterlichen Hauſe, und war eben im Spiele auf eine kleine Leiter geklettert, da ſtürzte der Hausherr in den Hof. Er war ein kurzer, dicker Mann mit krummen Beinen, gar nicht angethan zu ſchnellem Laufen. Jetzt lief er unglaublich ſchnell umher, ſchloß Thüren, und warf die Leiter um, auf welcher ich ſtand, ſo daß ich durch die Luft flog, und zu alledem ſprach er kein Wort. Unheimlich erſchreckt ſtoben wir Jungen von dannen. Als ich in unſer Haus trat, kam mein Vater eilig den Flur daher, und die Mutter rief: „Die Franzoſen kommen!“

Der Landesfeind! Etwas davon begriff ich, aber nur etwas. Ich lief dem forteilenden Vater nach und faßte ihn an der Hand, daß er mich mitnähme. Er hatte den Kopf zu voll, um an das Unpaſſende meiner Begleitung zu denken, und rief einem Vorübergehenden zu: „Nach Mückendorf geh' ich zu meinem Vater; ein Bote von ihm iſt eben gekommen und hat geſagt, die Franzoſen ſeien im Dorfe und hätten ihn an einen Zaunpfahl gebunden und wollten ihn erſtechen.“ — „Franzoſen? Das kann ja nicht ſein“ — und weiter ging es zum gewölbten Thore hinaus über die Boberbrücken.

Zum Verſtändniß muß ich ſpäter erlangte Wiſſenſchaft einſchieben. Es war einige Tage nach der Schlacht bei Bautzen. Bautzen liegt in gerader Linie gegen zwölf Meilen von meiner Vaterſtadt entfernt, und die Sage ging ſeit zwei Tagen: man habe Kanonendonner gehört, als man draußen vor der Stadt das Ohr auf den Raſenboden gelegt. Geradeſo hieß es 1866 in Karlsbad, welches noch weiter von Königgrätz entfernt iſt und wo am Tage der Schlacht von vernommenem Kanonendonner erzählt wurde, den man am ſchütternden Erdboden erkannt habe.

In meiner Vaterſtadt war man in hohem Grade patriotiſch, und hatte den lebhafteſten Antheil genommen an dem Aufrufe zum Kampfe gegen Napoleon. Die Stadt hatte zwei Reiter

ausgerüſtet, grüne Huſaren, zwei Bürgersſöhne, und von der Treppe des Rathhauſes hatte der Bürgermeiſter ihnen eine feurige Abſchiedsrede gehalten; Kopf an Kopf war die ganze Bevölkerung verſammelt geweſen, um die zu Pferde ſitzenden beiden jungen Männer, deren Namen und Phyſiognomie ich noch heute weiß. Jede Begeiſterung iſt zuverſichtlich. Niemand zweifelte daran, daß unſere gute Sache und unſer Muth ſiegen würden, ſiegen müßten. Die erſte große Kriegesnachricht, unklare Erzählung der Schlacht bei Lützen, hatte Niemanden irregemacht. Niemand ſagte, daß die Schlacht verloren gegangen; man ſprach nur von unſerer heldenmüthigen Tapferkeit und daß wir uns blos deßhalb zurückgezogen hätten, um eine beſſere Poſition für eine neue Schlacht zu wählen. Der am Erdboden vernommene Kanonendonner könne wol die neue Schlacht geweſen ſein, unfehlbar ein großer Sieg. Unſere Gegend werde jedenfalls von dem Kriegszuge nicht berührt werden, ſie liege weitab von der großen Heerſtraße. Nach der Lauſitz und dem gebirgigen Schleſien hin, wo dieſe Heerſtraße liegt, ziehen ſich breite, endloſe Waldungen hin. Tagelang hat man von uns aus in dem Sandboden derſelben zu fahren, ehe man wieder freies Feld und Görlitz ſieht — wir meinten, auch im ſchlimmſten Falle abgeſondert bleiben zu können vom Kriegsgetümmel.

Nach der Seite zu, wo man nach Görlitz fährt, am Saume der großen Waldungen, liegt Mückendorf, wo mein Großvater ein Bauerngut bewirthſchaftete. Wenn man über die Brücken kommt, ſieht man es liegen.

Was aber ſahen wir, mein Vater und ich, als wir jenſeits der Brücken waren? Nichts als Himmel und Franzoſen. Das ganze Feld vor uns dunkle Menſchenmaſſe, und hie und da blitzende Waffen. Sie ſchienen ſtillzuſtehen oder nur ſehr langſam in Bewegung zu ſein. Einzelne Reiter aber, grüne Chaſſeurs, kamen dahergeſprengt auf uns zu.

Eiligſt riß mich mein Vater nach rückwärts, um Reißaus zu nehmen. Da kamen Koſaken aus der Stadt geſprengt und

verſchlimmerten unſere Lage. Eine ruſſiſche Batterie nämlich, auf Nebenſtraßen dem großen Heerzuge nachmarſchirend, war Tags vorher bei uns angekommen, und ſtand auf einer Wieſe öſtlich von der Stadt, auf der entgegengeſetzten Seite, von wo jetzt die Franzoſen kamen. Ein Koſakentrupp, welcher die Batterie begleitete, hatte vom Herannahen des Feindes gehört und jagte jetzt recognoscirend an uns vorüber auf die Franzoſen zu. „Franzuſchki! Franzuſchki!“ ſchrien ſie und feuerten ihre Piſtolen ab. Dies nutzloſe Piſtolenſchießen verſchlimmerte unſere Lage beträchtlich. Die heranſprengenden Chaſſeurs antworteten natürlich auf dieſe Begrüßung, und die Kugeln konnten ſich recht einfach in unſere Leiber verirren.

Das brachte für mich einen Zuſtand, wie man ihn bei einem qualvollen Traume durchmacht: wenn man um jeden Preis raſch vorwärts will und nicht vorwärts kommt. Ich kleiner Bub' konnte ja nicht ſo laufen wie mein Vater, der mich am Arme zerrte!

Bekanntlich waren die mit jungen Truppen errungenen Siege Napoleon's bei Lützen und Bautzen ſehr mühſam errungene und die Rückzüge der verbündeten Preußen und Ruſſen wohlgeſchloſſene. „Noch immer keine Gefangene!“ hat Napoleon im Vorrücken gegen Löbau, Reichenbach, Görlitz ärgerlich ausgerufen. Duroc, den er liebte, war auch gefallen durch eine Kanonenkugel, die aus dem Rückzuge einſchlug, und dort in der Gegend von Görlitz war ein Befehl ergangen, welcher uns jetzt in Sprottau ſo bitterlich traf. Das Victor'ſche Corps war beordert worden, links abzuſchwenken vom Hauptheere und zwiſchen Bober und Oder vorzurücken. Dieſes Corps kam durch den breiten Wald, durch die „Görlitzer Haide“, wo keine Nahrungsmittel zu finden waren, und kam nach mehrtägigem Marſche unweit Mückendorf und angeſichts von Sprottau auf freies Feld. Bei uns wollte es ſich laben. Da trifft es auf Koſaken, da kommen ihm Kanonenkugeln entgegen.

Die ruſſiſche Batterie fing an zu ſpielen. Die Franzoſen konnten nicht wiſſen, wie groß die feindliche Macht ſei, welche

ihnen gegenüberstünde, sie gingen recognoscirend vor — wir saßen in der Falle eines Schlachtverfahrens.

Alle Hausthüren des Städtchens flogen zu, kaum ein Sperling blieb auf den Gassen zurück, als ich keuchend mit meinem Vater den Marktplatz erreichte und in unser Haus schlüpfte. Kanonendonner, sonst unheimliche Stille! Aber die Neugier des Knaben behielt die Oberhand: über der Hausthür war ein Fenster, zu dem hinauf kletterte ich, um auf den Markt zu sehen. Oder richtiger auf den „Ring", wie man in Ostdeutschland den Markt nennt. Das Rathhaus, die Fleischbänke, das Gerichtshaus standen in der Mitte, „rings" um sie her breitete sich der Markt. Da kamen sie! Die Chasseurs! Je zwei Reiter im Schritt, das gespannte Pistol hochhaltend, „den blanken Säbel zwischen den Zähnen", wurde hinzugesetzt. Ich weiß nicht mehr, ob das wahr ist. Die dunklen Gesichter der dunkelgrünen französischen Reiter, die Bärenmützen, die schwarzwolligen Schabracken der Pferde, das Alles sah ich noch, und wie sie in den Gassen verschwanden, die zum Glogauer Thore führten. Schauerlich wirkte das auf den Knaben. Der Krieg! Ich hatte von Menschenfressern gehört, die unter den Russen vorkämen, von Tataren, welche einen mächtigen Schnabel hätten statt des Mundes — Vernichtung und Untergang bedeutete für den Knaben der so gespenstisch sich nahende Krieg.

Immer zahlreichere Trupps von Chasseurs folgten, endlich war der ganze Ring voll und eine Trompete wurde geblasen. „Dies ist das Signal zur Plünderung!" rief Jemand. Ich weiß nicht, ob es seine Richtigkeit hatte in Betreff des Signals. Aber mit der Plünderung hatte es seine Richtigkeit, sie begann.

Die kanonirenden Russen hatten den kriegsrechtlichen Vorwand geboten, wenn es eines solchen bedurfte. Der Franzos war nicht blöde. Man haßte ihn, und er vergalt das Mißwollen, welches ihm entgegentrat. Aus jener Zeit stammt der unvertilgbare Groll gegen das Franzosenthum, welcher noch heute in Preußen herrscht und welcher auch auf den Theatern die Ueber-

ſetzung franzöſiſcher Stücke trifft. Das Turnerthum, die altdeutſche Tracht, Jahn's Volksthum, die grimmigen Lieder gegen wälſches Weſen, all' das ſtammt aus den damaligen Franzoſenkriegen. Im weſtlichen Deutſchland und in Oeſterreich iſt das nie in dem Maße hervorgetreten. Dort hatte man wol nie in dem Maße von den Franzoſen gelitten. Das weſtliche Deutſchland, zum Rheinbunde genöthigt, war als ſogenannter Verbündeter milder behandelt worden. Selbſt in Sachſen, an das wir grenzten und deſſen König Napoleon's Bundesgenoſſe, deſſen Bevölkerung aber von dieſer Genoſſenſchaft nicht erbaut war, ſelbſt da war der Franzoſenhaß nicht ſo allgemein, nicht ſo intenſiv. Ich habe in ſpäteren Jahren manchen gebildeten Sachſen kühler und objectiver über dies Verhältniß ſprechen hören, als man je in Preußen ſprach. Und Oeſterreich hatte wol noch zahlreichere Kriege gegen Frankreich geführt, und die franzöſiſchen Heere waren bis über Graz herein, waren zweimal bis Wien gedrungen, aber es waren immer kurze Feldzüge geblieben — in Preußen dagegen war man eigentlich ſeit 1806, ſeit Jena, alſo ſieben Jahre lang, die Franzoſen nicht mehr los geworden, und man empfand überall, daß es Napoleon auf den völligen Untergang des preußiſchen Staates abgeſehen hatte. Da war der Haß lange und tief eingewurzelt. Und ſolch eine Plünderung war ganz geeignet, ihn zu nähren. Ich ſah ſie als kleiner Burſche an, ſie betraf unſere eigenen Habſeligkeiten, und dies zornige Gefühl gegen einen brutalen Raub iſt nie in mir erloſchen.

Im Hausflur ſtand ich und blickte durch die offene Thür in unſer Vorderzimmer, wo zwei lange Chaſſeurs all unſere Schränke und Commoden ausräumten. Als ſie ein mir wohlbekanntes Kleidungsſtück zu dem Haufen warfen, welcher zuſammengeſchnürt wurde, da ſtieß ich empört laute Schimpfworte aus — mein Vater gab mir eine Ohrfeige, warf mich in den Winkel und winkte meiner Mutter, mich mit fortzunehmen. Sie war eine junge Frau und war eben im Begriffe, ſich mit meinen

zwei kleinen Geſchwiſtern zu flüchten. Da ich mich vorlaut erwieſen, ſo ſollte ich mit.

Wir flüchteten durch den Hof und das Hinterhaus über eine ſchmale Hintergaſſe hinweg. Dort war es noch ganz ſtill. Eine Anzahl niedriger Gebäude mit Stallungen ſtand da vor einem großen Garten. All' das gehörte meinem Großvater, und wir bildeten uns ein, dort würde es ſtill bleiben und in dem Gartenhauſe würde uns kein Franzoſe behelligen. Das Gartenhaus lehnte ſich an die Stadtmauer, und über dieſelbe hinweg ſah man in das Flußthal der Sprotte, hüben und drüben ein Obſtbaumgarten. Da war nirgends ein Menſch. Nur den Kanonendonner hörte man hier deutlicher. Für mich etwas ganz Neues, eine ſpannende Romantik. Plötzlich hörte er auf. „Gott ſei Dank, nun wird's ruhig!“ ſagte die Mutter.

Es war die Ruhe der Niederlage, von der wir nichts wußten. Die Batterie war genommen. Später erfuhr ich, wie das zugegangen, und wie ein ruſſiſcher Kanonier alle Kanonen vernagelt. Mit dem Vernageln der letzten ſei er beſchäftigt geweſen, als die Franzoſen perſönlich bei ihm eingetroffen und ihn mit ihren Säbeln zuſammengehauen hätten. Er habe ſich um das Hauen, als ob es ihn nicht angehe, gar nicht gekümmert, ſondern habe, auf der Kanone ſitzend, fortgenagelt, bis er ſtückweiſe heruntergefallen. Dieſer Kanonier gehörte zu den homeriſchen Geſängen, welche ſich in den nächſten Jahren bei uns kleinen Leuten zuſammenſtellten.

Die Stille wurde denn auch bald in unſerer Nähe unterbrochen: aus den Stallungen, die an den Garten grenzten, drang Gepolter und Lärm zu uns herüber. Die Franzoſen hatten Pferde da untergebracht. Die Mutter ſchickte mich auf Recognoscirung. Mein Bericht lautete ſchauerlich. Ich hatte einen langen Kerl geſehen von ſchwarzbrauner Hautfarbe mit wolligem Haar, den erſten Mohren, der mir vorgekommen. — „Fort, fort!“ rief die Mutter, „hier ganz allein ſind wir noch ſchlimmer daran.“

Es ging alſo zurück, woher wir gekommen. Dort wurde nach wie vor geplündert, und die Plünderer hatten nur Augen für Sachen, kümmerten ſich nicht um Menſchen, ſo daß mein Vater Alles, was von weiblichem Geſchlechte und von Kindern im Hauſe vorhanden war, in einen Keller ſchieben konnte. Dort ſaßen wir mauſeſtill im Dunkeln. Eine Miethsfrau in unſerem Hauſe unterbrach endlich dieſe Schweigſamkeit. Sie flüſterte meiner Mutter zu, daß ſie eine Kanne Kaffee mitgebracht. Dieſe Kanne machte die Runde und kam auch zu mir. Ich ſchrie auf über das abſcheuliche Getränk und kriegte denn wieder ein „Kopfſtück“, wie man bei uns eine unausgebildete Ohrfeige nannte, weil meine laute Aeußerung unſeren Schlupfwinkel verrathen könnte.

Ich bemerke nebenbei, daß der Kaffee in Schleſien und Sachſen noch zwanzig Jahre ſpäter ein verdächtiges Getränk war. Man kann ſich vorſtellen, was dieſe unter Schreck gekochte Flüſſigkeit für eine Beſchaffenheit verrieth im finſteren Keller. Bekanntlich iſt der Geſchmack beſonders kritiſch, wenn man nicht ſieht, was man ißt und trinkt.

Jene Franzoſenzeit hat mein Verhältniß zum Kaffee beinahe für meine ganze Lebenszeit entſchieden. Erſt der Kaffee in Wien hat mich in dieſer Averſion und dieſem tiefen Vorurtheile irregemacht. Kein Menſch hat jetzt eine Vorſtellung von dem Worte „Continentalſperre“, welches man heute leichtſinnig ausſpricht wie irgend ein anderes Wort. Es bedeutete ſchreckliche Dinge: daß Kaiſer Napoleon, um die Engländer zu ärgern, keinerlei Colonial-Producte zuließ in die Länder, welche unter ſeiner Botmäßigkeit ſtanden; Kaffee und Zucker hörten auf, oder wurden — was zunächſt noch ſchlimmer ſchien — ſie wurden neu erfunden, ſelbſtſtändig, bei uns ſchleſiſch erfunden. In Betreff der Nahrungsmittel traute ich aber von Jugend auf meinen ſchleſiſchen Landsleuten nicht recht. Da war ein kurländiſcher Baron in unſerem Hauſe als Miethsherr des erſten Stockes, ein vortrefflicher Mann, welchem meine Vaterſtadt auch ein Denkmal geſetzt. Der erfand in Einemfort, namentlich in Sachen

des Kaffees und Zuckers, und wir mußten immer zuerſt koſten. Aus Gefälligkeit lobte meine Mutter Alles, auch die nichtswürdigſten Erfindungen, und ich als älteſter Sprößling mußte aus Gefälligkeit immer in nächſter Linie dieſe Erfindungen verſchlucken. Das ging allenfalls mit dem Zucker, der freilich zuerſt bitter genug aus der Kartoffel entſpringen ſollte, für den aber bald die edle Runkelrübe entdeckt wurde. Ich darf ſie nicht ſchelten, denn dieſer Parvenu iſt ja adelig geworden. In ihrer Jugend war ſie freilich voller Ungezogenheiten. Aber der Kaffee aus geröſteten Eicheln und von ähnlicher altdeutſcher Factur, aus Gerſte und verwandten Vegetabilien, die Benützung der Hagebutte und die außerordentliche Entdeckung der Cichorie, welche bald zum fabriksmäßigen Verdienſt-Adel erhoben wurde, das war ein dunkles Colorit der Franzoſenzeit und der Continentalſperre. Wer ſich deſſen deutlich erinnert, der trinkt heute mit Entzücken ſeinen Kaffee.

2.

Wir ſtecken noch im Keller. Alles ſchweigt wieder. Da hören wir das Raſſeln von Säbelſcheiden und hören den Vater. Die Chaſſeurs wollen auch unter der Erde plündern; der Vater muß ſie in den Keller führen, ſie ſuchen offenbar Wein — wir ſind verloren!

Aber nein, es geht an unſerer Kellerthür vorüber. Der Vater hat ſich mit ausgebreiteten Armen vor dieſelbe geſtellt, und das Licht hat nur den weiterführenden Gang beleuchtet. Das Säbelklirren verliert ſich nach dem großen Keller hin.

Dort lag ein halbes Gebräu Bier. Jedes Haus war brauberechtigt und verſchänkte dann ſein gebrautes Bier. Die Hälfte unſeres letzten Gebräus lag noch da. Die Chaſſeurs haben nun

gemeint, den erwünschten Wein gefunden zu haben. Ein Probetrunk hat sie wüthend gemacht. Das hab' ich damals schon begreiflich gefunden, denn auch ich gehörte nicht zu den Verehrern unseres Bieres; es ist mir immer sehr altdeutsch vorgekommen. Jedenfalls hatte es nur eine weit entfernte Aehnlichkeit mit dem deutschen und vorzugsweise mit dem Wiener Biere, welches die jetzigen Franzosen zu schätzen wissen.

Aber was haben diese Chasseurs in ihrer Wuth der Enttäuschung gethan in unserem Keller? Sie haben aus sämmtlichen Fässern die Zapfe gezogen — als sie wieder hinaufrasselten, ist unser großer Keller ein Biermeer gewesen.

Eine Stunde später wurden wir frei. Die Infanterie war eingerückt unter Trommelschlag, die Plünderung war abgeblasen worden. Was half uns das?! 's war nichts übrig für's Plündern; uns fehlte Alles.

Und da hörte ich Frauen klagen, daß sie den Infanteristen, die auf den Straßen lagerten, nichts geben könnten! Diese Infanteristen waren allerdings verhungert, verdurstet und verschmachtet; der Marsch durch die Görlitzer Haide hatte sie hingerichtet. Nie Infanterist! dachte ich damals, denn die Cavallerie kommt immer zuerst und nimmt Alles weg.

Wie die damaligen Franzosen aussahen? Ich finde, der Unterschied ist nicht groß von den jetzigen. Die kurzen Tailleu, die Gamaschen, die Bärenmützen sind jetzt verschwunden, die Truppen sind jetzt leichter, behender. Aber steif waren die damaligen Franzosen auch nicht, ihr Naturell war wie jetzt.

Sie blieben sechs Wochen bei uns; es war ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, und wir lernten sie gründlich kennen.

Daß Napoleon diesen Waffenstillstand einging, ist ihm von seinen Verehrern zum Vorwurfe gemacht worden. Ich glaube, mit Recht. Er war im Siege, und wenn er auch des Nachschubes aus Frankreich bedurfte, um den Sieg auszunützen, und wenn er auch für das Eintreffen dieses Nachschubes Zeit brauchte — auf der anderen Seite setzte er zu viel aufs Spiel

mit ſolcher Kriegspauſe. Einem nationalen Verzweiflungskampfe gegenüber durfte er nicht darauf rechnen, Entmuthigung hervorgebracht zu haben durch die Schlachten von Lützen und Bautzen; er mußte im Gegentheile vorausſehen, daß ſich die preußiſchen und ruſſiſchen Heere ebenſo verſtärken würden, wie das ſeinige ſich verſtärkte, und er mußte endlich Oeſterreichs eingedenk ſein! Seit vier Jahren war Oeſterreich in Ruhe; das Schwarzenberg'ſche Armeecorps, welches für die ruſſiſche Campagne in der rechten Flanke offenbar nur figurirt hatte, war den Oeſterreichern kein ſchwächender Krieg geweſen; der Moment lag für Oeſterreich zu nahe, ſich endlich Revanche zu holen für eine zwanzigjährige Kriegsepoche, welche Oeſterreich ſo vielfach verkürzt hatte. Das konnte nur abgewendet werden, wenn Napoleon's Siegeslauf ununterbrochen vorwärtsſchritt. Die Pauſe ſolch eines Waffenſtillſtandes in Schleſien, in einer Gegend alſo, welche für Oeſterreich ſofort die Gelegenheit bot, auf die Verbindungs- und Rückzugslinie des Gegners in Sachſen zu rücken, ſolch eine Pauſe war ein zu großes Wagſtück. Es hatte nichts für ſich als eine Schwiegertochter. Marie Louiſens wegen ſollte Kaiſer Franz die ganze endliche Genugthuung von ſich weiſen? Das war Iſſlandiſch gedacht.

Wir erfuhren von all dieſen Fragen nichts; es gab für uns keine Zeitungen, und ob unſere Rathsherren in hoher Politik kannegießerten, das weiß ich nicht zu ſagen. Das ging über den Horizont des Knaben. Ich weiß nur, daß unſer Leben vollſtändig franzöſiſch wurde und daß kein Menſch von einer möglichen Aenderung ſprach. Die Truppen waren maſſenhaft da, und ein großer General wohnte im Eckhauſe der Herrengaſſe: General Bertrand, derſelbe, welcher ſpäter mit Napoleon nach Helena ging und von deſſen Frau immer erzählt wurde, Napoleon habe ihr eine Liebesneigung zugewendet.

Eines Tages hörte ich auch, der Franzoſenkaiſer Napoleon, deſſen Namenstag eben mit Beleuchtung und ſonſtigen für uns Kleinſtädter ganz neuen Herrlichkeiten gefeiert worden, ſei in

eigener Perſon abgeſtiegen vor dem Eckhauſe der Herrengaſſe, und man könne ihn zuweilen am Fenſter ſehen. In unſerem Vorderzimmer war ein Rittmeiſter einquartiert, und deſſen Burſche, Gardy geheißen, war mein intimer Umgang, er radebrechte etwas Deutſch, war gutmüthig und geſtattete mir allerlei Verkehr mit den Pferden des Rittmeiſters. Gardy nun vertraute mir, der Kaiſer ſei incognito angekommen; er wolle mit mir hingehen und mir ihn zeigen, ſobald der Kaiſer ans Fenſter träte.

Ich hatte kein beſonderes Verlangen. Die Neugier auf hiſtoriſche Perſönlichkeiten iſt nicht Sache früher Jugend. Sie ſetzt ſchon Reflexion voraus, welche dem Knaben noch fehlt. Außerdem war die feindliche Stimmung bei uns ſo groß, daß nur etwa ein oder der andere Rathsherr mitunter zugab, daß der Kaiſer Napoleon ein Menſch von Talent wäre. Wol aber waren Schimpfworte auf ihn aller Welt geläufig, und Carricaturen waren auch bis in unſer Städtchen gedrungen. Recht einfache, aber auf den Geſchmack des Knaben wirkten ſie; zum Beiſpiele ein ſchwarzes Tintenfaß, deſſen Stöpſel der Kopf Napoleon's. Die Unterſchrift lautete: „Napoleon in der Tinte“. Eine andere zeigte ihn in abgeriſſener Tracht mit einer Schaar verhungerter Hunde, und die Umſchrift beſagte: „Napoleon führt Hunde nach Bautzen“. Franzoſenfeindlich geſinnt war ich auch, wozu brauchte ich den widerwärtigen Franzoſenkaiſer zu ſehen?!

Ich glaube, Gardy ſelbſt wollte ihn ſehen. Beim Napoleonsfeſte hatten die Truppen Extra-Löhnung gekriegt, und Gardy hatte noch einige ſilberne Francsſtücke in der Taſche. Für uns beneidenswerthe Neuigkeiten, denn wir hatten herabgeſetzten Münzfuß und geringwerthiges Geld. Er kaufte mir für ein kleines Silberſtück Backwaare, und ſchleppte mich vor das Eckhaus in der Herrengaſſe.

Hier verläßt mich mein Gedächtniß; ich weiß nicht zu ſagen, ob ich den Kaiſer wirklich geſehen. Ich weiß nur ungefähr, daß zwei Männer am Fenſter erſchienen, daß Gardy ins Zappeln

gerieth und daß er und andere Soldaten ſo etwas geſchrien haben wie „Vive l'empereur!“

Es hat überhaupt ſehr lange gedauert, es hat tief in meine Jünglingsjahre hinein gedauert, ehe ich mir gefallen ließ, daß Napoleon wie ein großer Mann beſprochen würde. Noch Heine gegen Ende der Zwanziger-Jahre mit ſeinem Preiſe Napoleon's in den Reiſebildern und Gedichten hat mich höchlich damit überraſcht.

Heine hat damit in Preußen das Eis gebrochen, das Eis des Haſſes und des Widerwillens gegen Anerkennung. Ich habe über jene Napoleons-Verherrlichung Heine's noch kurz vor 1830 ſehr ärgerliche und abfällige Reden gehört.

Endlich raſſelten die Trommeln und bliesen die Trompeten zum Abzuge. Der Waffenſtillſtand war aus, der Feind marſchirte gegen Süden ins ſchleſiſche Land tiefer hinein.

Ich möchte nicht ſagen, daß Alles aufathmete. Der Nahrungstrieb ſpricht überall ſein großes Wort. Während des Waffenſtillſtandes hatten die Franzoſen wol einen Theil ihrer Bedürfniſſe, wenigſtens im Privatverkehr, mit vollgiltigem Silbergelde bezahlt, und mancher Bürger ſagte: Das hat doch Nahrung gewährt!

Nach einigen Tagen erſt rief man „Pfui!“ über ſolche Aeußerungen, und die patriotiſche Stimmung ward wieder die alleinherrſchende. Alles harrte auf Nachrichten von der erſten Schlacht.

Ein Genrebild aus dieſer geſpannten Erwartungszeit ſteht vor mir. Die Sonne ſchien Vormittags und ein mir ſehr wohl bekannter Poſtillon — es gab nur zwei — des Namens Kärgel, fuhr an unſerem Hauſe vorüber. In der einzigen offenen Kaleſche des Poſtmeiſters hatte ein einzelner Mann geſeſſen. Es dauerte nicht zehn Minuten, da wurde ich gefragt, ob ich den Wagen hätte vorüberfahren ſehen und den Mann, und ob nach dem Gloganer Thore zu? Ja! antwortete ich. Das iſt ein franzöſiſcher Spion geweſen! — Ah? — Gleich darauf ſchwangen

ſich zwei Landwehr-Reiter — es war Landwehr bei uns eingerückt — auf ihre Pferde und jagten im geſtreckten Galopp über das ſchlechte Pflaſter nach dem Glogauer Thore zu, Kärgel mit ſeinem Spione einzuholen. Allgemeine Spannung.

Was wird mit ſolch einem Spione geſchehen? fragte man. Wie damals der ruſſiſche Soldat wird er behandelt! lautete die Antwort. Dieſer ruſſiſche Soldat war vor dem Rathhauſe mit Säbeln gefuchtelt worden. Er war bis auf die Hüften nackt, und von jeder Seite hieb ein Soldat mit Leibeskräften mit flacher Klinge auf ſeinen Rücken. Man hatte zu fürchten, daß die Klinge einmal ſcharf fallen und den Mann mitten entzweihauen werde. Ein gräulicher Anblick, den ich mein Lebtag nicht vergeſſen. Der Rücken ſchwoll roth auf und das Blut ſpritzte, der Geſtrafte mußte weggetragen werden. Die Ruſſen überhaupt beſchäftigten unſere Phantaſie ſehr curios. Ihre Lieblingsſpeiſe war Sauerkraut — „Kapuſte" verſtanden wir — und wann das in den Feldkeſſeln brodelte, da ſteckten ſie die ordinärſten Talglichte hinein, die im heißen Waſſer abſchmolzen bis auf den Docht. Das gab die Schmalzwürze.

Der Spion kommt nicht weg wie jener ruſſiſche Soldat, hieß es, mit flachen Säbelhieben; der wird erſchoſſen!

Da kamen die Landwehr-Reiter zurück, eines ihrer Pferde war lahm und mußte geführt werden; ſie hatten den Spion nicht eingeholt. Kärgel ſei gefahren mit den beiden Füchſen von der Poſt wie verrückt. Kärgel ſei ein Verräther und müſſe beſtraft werden, wenn er zurückkäme.

„Der kommt nie wieder zurück!" ſchrie man, „der Spion hat eine Kriegskaſſe gehabt, aus der wird Kärgel ſchadlos gehalten."

Nach einigen Stunden kam Kärgel doch zurück zu Weib und Kind. Er war nahe daran, zerriſſen zu werden. Seine Entſchuldigung war: „Als der Fremde die Reiter hinter ſich ſah, da zog er eine Piſtole heraus, ſpannte den Hahn und hielt ſie mir hinter den Rücken. Wenn uns die Reiter einholen, Poſtillon — ſchrie

er — dann ſchieß' ich dich todt und fahre allein weiter. Alſo fahr' zu, was die Pferde laufen können, ſonſt biſt du des Todes!" — „Und du ſchlechter Kerl biſt zugefahren?!" ſchrie man. — „Freilich!" antwortete Kärgel.

Man hat ihn nicht gehauen und nicht zerriſſen, aber aufgepaßt hat man jahrelang, wo das Geld zum Vorſchein kommen werde, das er doch ganz gewiß erhalten für ſein Zufahren. Man hat's nicht entdeckt, und Kärgel's „Freilich!" iſt ſpäter, in ruhigen Zeiten, von Vielen begriffen worden. Große Anſpannungen im Bürgerleben dauern nicht ewig.

Die Landwehr-Reiter mit ihrem Zorn und Eifer, und wol auch mit einiger Ungeſchicklichkeit im neuen Kriegsdienſte, ſtehen noch deutlich vor mir. Die Landwehr überhaupt. Sie iſt mir eine tiefe, ſchöne Erinnerung geblieben. So viel, ja Alles einzuſetzen für die Befreiung des Vaterlandes, das macht einen unverlöſchlichen Eindruck, namentlich wenn man geſehen hat, wie ſehr den jungen Landwehrmännern jegliche Vorübung fehlte und wie ſie faſt waffenlos in Noth und Gefahr hineinliefen. Es kamen einmal vier ſolcher Landwehrmänner zu uns ins Quartier, und meine Mutter ſchlug die Hände zuſammen über die Unmöglichkeit, daß dieſe vier jungen, allerliebſten Burſchen die Soldaten-Anſtrengungen durchmachen ſollten. Es war Sommer, und ſie waren mit Staub bedeckt; ſich zu ſäubern in- und auswendig war ihre einzige Sorge, und zu dem Ende entwickelten ſie Kämme, Bürſten, Toiletten-Hilfsmittel, welche in unſerem Städtchen ganz unbekannt waren; dazu feine Hände, goldene Uhrketten und allerlei feine Bedürfniſſe, — meine Mutter hatte ganz Recht. Und doch waren dieſe Eleganz ganz unzweifelhaft entſchloſſen, wenn's noththäte, geradenwegs in den Tod zu gehen, ja ſelbſt in Schmutz und gemeine Entbehrung, um die Franzoſen aus dem Lande zu jagen. Sie waren aus Berlin. Berlin war damals muſterhaft in Aufopferung und Vaterlandsliebe.

Die Entwicklung dieſes preußiſchen Nationalweſens habe ich von da an aufmerkſam mit angeſehen und mit erlebt. Die

oberſte Regierung war auch damals nicht tonangebend, und hat eigentlich immer gedämpft. Friedrich Wilhelm der Dritte, der damalige König, war von Hauſe aus ein ſchüchternes Naturell. Eng rechtlich in ſeinen Anſchauungen, wurde er in die große Politik hineingeriſſen durch Männer wie York, Stein, Gneiſenau, Scharnhorſt, Schön, Stägemann. General York hatte das Signal gegeben, als er mit ſeinem preußiſchen Hilfsheer zum ruſſiſchen Feldzuge Napoleon's die Mitwirkung verſagte für die flüchtenden Franzoſen, als er ſich geradezu gegen ſie erklärte. Der König war außer ſich geweſen über dieſe Handlungsweiſe und hätte ihn vor ein Kriegsgericht geſtellt, wenn York in der Nähe geweſen wäre. Der König hatte auch gar kein Vertrauen zu dem allgemeinen Aufſchwunge ſeiner Unterthanen, zu der Errichtung ſolcher Landwehr, zu der Volksbewaffnung. Gefährlich für die Staatsidee und auch hoffnungslos war ihm das Alles. Lützen und Bautzen hatten ihm ſcheinbar Recht gegeben, und er nannte das Alles unreifes Poetenthum, welches zum Untergange führen werde.

Der große Erfolg dieſes Aufſchwunges hat wol ſeine Bedenken ein wenig zurückgedrängt, beſeitigt hat er ſie nie. Vor und nach dem Kriege und Siege bildeten die führenden Männer, Stein an der Spitze, das moderne Staatsweſen durch, welches ein neues Preußen gründete; aber es wurden ihnen nur einige Jahre Zeit dafür gelaſſen. Dann traten die obigen Bedenken des Königs immer maßgebender, immer ſtrenger in Kraft, und fünfundzwanzig Jahre lang hatten die Freiſinnigen in Preußen bittere Noth, nur die Grundpfeiler des modernen Staates aufrechtzuerhalten.

Von irgend einer Schwierigkeit, welche dem Aufſchwunge in der Heimat ſelbſt entgegentreten könnte, ahnten wir damals in unſerem Städtchen nichts, wir warteten nur ungeduldig auf Kriegs- und Siegesnachrichten. Es regnete Tag für Tag, und die Politiker ſagten: Das Wetter läßt keine Kriegsthaten aufkommen. Da verbreitete ſich plötzlich die Kunde: Es werden franzöſiſche Gefangene gebracht, es iſt was vorgefallen!

Dieſer Transport der erſten Gefangenen iſt mir unvergeß-lich. Das Mitleid mit den Verwundeten und mit den armen Burſchen, welche gleich einer Heerde getrieben wurden, das Mit-leid überholte den ganzen Franzoſenhaß. Die Frauen liefen mit Nahrungsmitteln herzu, und wenn die escortirenden Landwehr-männer barſch verfuhren gegen die gefangenen Franzoſen, ſo ſchalt man auf Unmenſchlichkeit. Ich lief überall herum, um zu erfun-den, ob etwa Gardy dabei wäre. Ein Verwundeter, welcher auf auf einem kleinen Leiterwagen durch die Stadt gefahren wurde, ſetzte uns Alle in Allarm; ich zucke noch heute, wenn ich daran denke. Zum erſtenmale erſchien mir der Krieg abſcheulich und entſetzlich. Der Mann war in den Hals geſchoſſen und konnte nicht leben, nicht ſterben. Ein kläglicher pfeifender Ton drang immerfort aus dem weit geöffneten Munde. Wir fragten gar nicht nach dem Treffen; die Landwehrmänner wußten auch nichts Rech-tes. Erſt den anderen Tag kam voller Bericht: die Schlacht an der Katzbach war geſchlagen, Blücher hatte ſie geſchlagen, nur acht Meilen von unſerem Städtchen entfernt, und hatte ſie gewonnen. Das war ein Jubel! Und gerade der Regen, der lange Regen hatte geholfen. Die Katzbach war hoch angeſchwollen geweſen und hatte die Franzoſen verſchlungen, und unſere Leute hätten das heimiſche Regenwetter viel beſſer vertragen als der Feind aus milderem Klima. Als ob die Franzoſen mit dem Regen nicht ver-traut wären, der in Paris reichlicher zu Hauſe iſt als bei uns!

Der Eindruck dieſes erſten Sieges war unermeßlich. Blücher beſonders wurde da für unſere Phantaſie geboren. Ich ſehe die Bilder noch, welche bald darauf zu uns kamen — ſie waren ganz ſchwarz, um das ſchlechte Wetter zu verſinnlichen. Noch einen Grad ſchwärzer waren die Reiter, welche durch die Dunkelheit ſprengten. Nur Reiter; Blücher voran, die naſſen Radmäntel flogen ſteif über den galoppirenden Roſſen. Blücher-Mäntel hießen ſie von dieſer Stunde an. Es iſt dieſelbe Form, welche in der öſterreichiſchen Armee, ich glaube unter dem Namen Radmäntel, wohlbekannt iſt.

Ich habe ſpäter die kleine Katzbach oft geſehen. Sie plätſchert für gewöhnlich ganz ſeicht und unſcheinbar an der anmuthigen Stadt Liegnitz vorüber, und kein Menſch ſieht's ihr an, daß ſie ſo voll und ſo ſchlimm werden könne, um das Hauptmoment einer Schlacht abzugeben. Das nahe Rieſengebirge ſchwellt ſie zuweilen ſo mächtig an. Nun war ſie die Schweſter von Roßbach geworden, was in den Schlachtenliedern jener Zeit gewiſſenhaft ausgebeutet wurde als Omen unſerer Bäche für Franzoſen-Unglück.

Von da an iſt mein Gedächtniß wunderlicherweiſe wieder lange verſtopft. Ich weiß nichts vom Zutritte Oeſterreichs zur Allianz, nichts von den Schlachten bei Kulm in der Nähe von Teplitz, nichts von der Schlacht bei Dresden, ja nichts von der Schlacht bei Leipzig. Nur der Rhein-Uebergang iſt mir haften geblieben, eine nächtliche Scene, die ich wol habe erzählen hören. In einer finſteren Nacht iſt Blücher bei Kaub mit ſeinen Officieren in einen Nachen getreten und ans andere, damals franzöſiſche Ufer gefahren. Dann hat mir ein ſtammelnder und halbtauber Steuer-Controlor von einer Schlacht bei Brienne vorgeleſen und endlich von der Abfahrt Napoleon's nach der Inſel Elba.

Das gab Entrüſtung bei uns, das hör' ich noch. Warum man mit dieſem Uebelthäter ſo viel Umſtände mache! Warum man ihn nicht, wie Blücher kurzweg gewollt, erſchießen laſſe!

Das klingt roh fünfzig Jahre nachher, während welcher der Mann in der Geſchichte aufgewachſen iſt zu der Höhe eines rieſenhaften Heros. Die Gegenwart fragt immer nach *ihren* Schmerzen, das Vaterland nach *ſeinen* Leiden, und beide ſind berechtigt dazu. Was mit der Zeit über Beides hinauswächſt und geſchichtlichen Beſtand gewinnt, das iſt was Anderes. Und nicht einmal etwas Anderes. Jene Schmerzen und Leiden werden auch jenem Helden in Anrechnung gebracht, er muß ſie verantworten. Wohl ihm, wenn er auch dieſe Verantwortung überragt. Und dann auch wohl uns! Wir gewinnen dann große Maßſtäbe.

Die Reaction in Preußen, welche den Freiheitskriegen so rasch folgte, ist den Maßstäben für Napoleon's Größe gar sehr förderlich geworden.

Ich habe oben gesagt, daß die oberste Regierung auch 1813 schon und später in hohem Grade nur gedämpft und zurückgehalten habe. Und dennoch ist Preußen fortwährend gewachsen. Wie reimt sich das?

Es reimt sich dadurch, daß dieser Staat von Hause aus auf der Grundlage der Reformation gebildet worden ist, auf der Grundlage eines freien Fortschritts. Diese Grundlage hat nie im Stiche gelassen, wie viel auch dagegen gesündigt worden ist.

Oesterreich hat die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, und das hat der zweite Ferdinand verschuldet in seiner Jesuiten-Erziehung. Die österreichischen Lande waren bereits protestantisch, namentlich war es der Adel, welcher damals so viel bedeutete. Wenn Kaiser Ferdinand sich diesem öffentlich eingestandenen Bedürfnisse anschloß, dem Bedürfnisse, den Kirchenglauben in Uebereinstimmung zu setzen mit der Bildung der lebenden Generation — dann entstand kein dreißigjähriger Krieg, dann blieb das deutsche Reich ganz, es erhielt eine allen deutschen Stämmen gemeinschaftliche Kirche, es blieb der Mittelpunkt Europas.

Statt dessen begann Ferdinand eine gewaltsame Reaction, welche nur einmal nachdrücklich von Kaiser Joseph unterbrochen wurde. Kaiser Joseph's Körperkraft unterlag dem ergrimmten Widerstande reactionärer Elemente, sein erkrankender Körper versagte dem Geiste längere Spannkraft, die spät eintretende Reform unterlag.

In Preußen dagegen hielt die seit Luther dreihundertjährige Gewohnheit freier Forschung und Thätigkeit den allgemeinen Sinn aufrecht, und dieser allgemeine Sinn ließ keine Reaction tiefere Dauer gewinnen.

In jedem Staate kommen Zeiten großer Noth, welcher die Regierung nicht gewachsen ist, welche nur Abhilfe findet im Wesen und Trachten des allgemeinen Sinnes. Hat dieser Sinn eine gute

Grundlage, eine Grundlage des Fortſchrittes, dann überwindet der Staat ſeine Noth. Und aus ſolchem Siege wachſen weitere Siege; denn der Kampf hat neue Kräfte befreit und entwickelt.

Hierin liegt die Erklärung, daß Preußen immer wieder aufkam, auch wenn ſeine Regierung rückwärts geſteuert hatte. Ueberall wußte man, daß ſeine Grundlage im Weſen des Fortſchrittes beruhte, und zum Theil deßhalb ſtrömten ihm auch 1813 alle ſchaffenden Kräfte aus Deutſchland zu. Stein war ein Naſſauer, York ſtammte aus England, Gneiſenau war ein Franke, Scharnhorſt und Hardenberg waren Hannoveraner, ſelbſt Blücher war ein Mecklenburger. Weil es der größte proteſtantiſche Staat war und iſt, ſtrömten und ſtrömen ihm immer alle frei gemachten Kräfte zu, und drängen ihn immer die tiefer liegenden Kräfte ſeines Landes aus den Reactionen hinaus, welche aus eigenſinnigen Perſönlichkeiten und herrſchſüchtigen Cliquen entſtehen.

Meine Knabenjahre ſahen den Aufſchwung, meine Jünglingsjahre die Stauung, meine erſten Mannesjahre die vollſtändige Reaction in Preußen — in dieſen Erinnerungsſkizzen wird ſich für Manchen das wieder abſpiegeln, was er vergeſſen hat.

3.

Nach dem Kriege entwich jede politiſche Theilnahme aus unſerem Städtchen. Wenigſtens wurde ein aufwachſender Knabe nicht das Mindeſte davon gewahr. Erwerb, Geld iſt Ein und Alles in kleinen Orten, wol auch in großen.

Politiker, welche dieſen Grundzug überſpringen, werden immer in Irrthum gerathen und zu keinen richtigen Reſultaten gelangen.

Uebrigens finde ich es vortheilhaft für jeden jungen Menſchen, in ſo beſchränkten Landſtädtchen aufzuwachſen, wo Ackerbau

und Gewerbe vorherrſcht. Er bleibt der Natur nahe; er gewinnt wirkliche Einſicht in die Bedürfniſſe des einfachen Menſchen, in die Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche erforderlich ſind zum Kampfe ums Daſein. In die große Stadt mit größeren Geſichtspunkten kommt er ſpäter zeitig genug, und er kommt dann mit einer ſehr werthvollen organiſchen Grundlage in die große Stadt.

Was ſoll der Junge werden? Und was will er werden? Dieſe Frage und die ſuchende Beantwortung derſelben iſt ſchon ſehr ausgiebig für den jungen Menſchen, der das Naheliegende wählt und kennen lernt.

Ich habe mit dem Suchen nach dieſer Antwort ſchon als Gaſſenjunge Vorſtudien machen können. Die Mutter war eine Tochter des Fleiſchhauer-Aelteſten; ihre Schweſter war an einen Fleiſchhauer und Gaſtwirth verheiratet — dahin lenkte ſie meine Aufmerkſamkeit. So ging ich mit dem älteren Couſin auf die Schafweide hinaus und lernte die Eigenſchaften des furchtſamen Schafes kennen, welches ſo leicht erſchrickt, von dannen „prellt“ und in die Irre geräth. Ich begleitete ihn, wenn er aus meilenweiter Ferne Schweine und Ochſen holen mußte. Das Treiben ſolcher Thiere, die höchſt eigenſinnig und ſehr wenig marſchfähig ſind, iſt eine Kunſt, welche Geduld und Erfahrung heiſcht. Dabei lernte ich Land und Leute kennen. Daheim beim Schlachten und Verkaufen wurde mir die Anatomie des Thieres geläufig. Die Mutter und ich waren bei Tiſche Gourmands für beſondere Theile des Thieres, welche der Großſtädter Zeit ſeines Lebens nicht kennen lernt.

Aber dieſe Zukunft für mich fand keinen Beifall beim Vater und Großvater. Beide waren Baumeiſter; der Großvater war, ehe er ſich aufs Dorf zurückgezogen, Stadtbaumeiſter geweſen, und war doppelt ſtolz darauf, weil er ſich vom Bauernjungen zu dieſer Stellung emporgearbeitet. In Beiden war ſo was wie Künſtlerſtolz den Handwerkern gegenüber, und dieſem Stolze ſollte der älteſte Sprößling gerecht werden. Zum Aerger der

Mutter, welche ſtreng aufs Handwerk hielt und immer betonte: Nur Handwerk hat goldenen Boden! — Der Krieg hatte alle Nahrung heruntergebracht, auch die des Vaters; die Leute hatten kein Geld zum Bauen, obwol ihnen das kaum irgendwo in der Welt ſo erleichtert wurde, als in meiner Vaterſtadt. Denn die Stadtkämmerei ſchenkte faſt Holz und Ziegel, und erſetzte noch hinterher den vierten Theil aller Unkoſten. Ein idealiſcher Zuſtand, nicht wahr?

In das Baugewerk gerieth ich allmälig von ſelbſt hinein, weil ich dem Vater Boten laufen mußte zu dieſem und jenem Baue, oft weit aufs Land, die Arbeiter verzeichnen, Rechnungen entwerfen mußte. Und im Winter, wo nicht gebaut werden kann — ein Hauptgrund meiner Mutter gegen dieſen Beruf — da wurde gezeichnet, wurden Riſſe entworfen, ja, es wurde gebildhauert. Der Onkel Gaſtwirth brauchte einen neuen grünen Löwen an ſeiner Gaſthof-Fronte. Wir machten ihn. Wir erfanden uns dieſe Kunſt ganz ſelbſtſtändig, denn ſie war völlig unbekannt im Städtchen. Wir modellirten in Thon und goſſen in Gyps. Nur der mathematiſche Theil des Bauweſens war mir läſtig, ich hatte verzweifelt wenig Anlage dafür. Meine eigentliche Paſſion war: Romane leſen. Einen Bäcker beneidete ich höchlich. Wenn des Morgens ſeine Bäckerei erledigt war — zweimal Backen hätte man für Unfug angeſehen! — da konnte er ſich auf die Ofenbank ſtrecken und den ganzen Tag „ſchmökern“.

Die einzige Leihbibliothek war überaus gering; ſie hatte in einem kleinen Kaufladen Platz neben Zucker und Kaffee und allen Spezereien. Sie enthielt nur Ritter- und Räubergeſchichten, und ich hatte ſie denn auch bald erledigt.

Von Dichtern und großen Schriftſtellern hab' ich bis zu meinem vierzehnten Jahre kein Wort gehört. Ich glaube, Schiller und Göthe waren total unbekannt bei uns, obwol Schiller ſchon zehn bis fünfzehn Jahre todt war. Der Rath hatte zwei Kutſcher, welche Schiller und Wieland hießen. Kein Menſch wußte davon, daß die Namen Schiller und Wieland nicht blos Kutſchern ge-

hörten. Erſt als ich mit vierzehn Jahren aufs Gymnaſium nach Glogau kam, machte ich die Entdeckung, daß die Namen unſerer Rathskutſcher berühmt wären.

Außer der elementariſchen Schulbildung, die bis zu den lateiniſchen Conjugationen reichte und eine erſchreckende Elektriſir-Maſchine unverſtändlich in ſich begriff, gab's keine beſondere Cultur. Die Elektriſir-Maſchine blieb uns auch ein Räthſel, obwol ſich die ganze Claſſe oft ohne den Lehrer heimlich mit ihr beſchäftigte. Sie gäbe einen Schlag für Alle, hieß es, wenn ſich Alle anfaßten und wenn Einer lange genug drehte und dann auf die Glaskugel tippte.

Das geſchah denn in dem tiefen menſchlichen Bedürfniſſe des Schauerlichen, der Schlag kam in horrender, zwickender Gräßlichkeit, und wir liefen ſchreiend von dannen wie gezeichnete Sünder.

Selbſt der Tanzmeiſter mußte zugereiſt kommen. Er kam, und Tänze wie „Lang-Engliſch", die jetzt kein Menſch mehr kennt, wurden unter Zappeln errungen. Viel wichtiger war uns die nähere Bekanntſchaft mit den Mädchen des Ortes. Es iſt mir immer merkwürdig geblieben, daß der Geſchmack ſo frühzeitig allgemein anerkannte Linien innehält. Nicht nur welche die hübſcheſte, ſondern auch welche die liebenswürdigſte ſei, darüber herrſchte ſofort Einſtimmigkeit.

Endlich kam auch ein Theater zum Vorſchein, und das verdrängte all' meine anderen Intereſſen. Eine reiſende Geſellſchaft, die Butenop'ſche — unſere verſtorbene Frau Anſchütz war eine geborene Butenop — eröffnete ihren Tempel in einer Reitbahn. Dieſe Reitbahn war ein luftiges Gebäude, im Dache wenigſtens fehlte eine erkleckliche Anzahl von Schindeln. Ich kannte dieſe Lücken genau, denn dieſe Reitbahn ſtieß auf der Hintergaſſe an meines Großvaters Garten, deſſen hohe Aepfelbäume ich bis ins äußerſte Gezweig zu beſuchen pflegte. Dies Gezweig reichte bis ans Schindeldach, und mein Plan war gleich gemacht: von da oben durch die Lücken wollte ich zu-

ſchauen. Denn Geld hatte ich nicht, um zwei Groſchen für den letzten Platz zu bezahlen.

Welches iſt nun wol der Mittelpunkt des Reizes, der mich ſo frühzeitig zum Theater zog? Das iſt nicht ſo leicht zu ſagen. Denn wenn man glaubt, weil ich eine Anzahl Theaterſtücke geſchrieben und weil ich lange Jahre Theater-Director geweſen: ich hätte eben die Theater-Paſſion von Jugend auf im Leibe gehabt — ſo irrt man ſich. Dem widerſpricht wenigſtens Vieles in meinem Leben. Auch mitten in der ausſchließlichſten Theater-Beſchäftigung habe ich nie die geringſte Neigung gehabt, ſelbſt zu ſpielen. Ich las vor, ich übte ein, ja ich ſouffirte, ich betrieb nach und nach Alles, was man Vorſchule heißt, mit gründlichem Eifer, aber ich blieb immer unberührt von dem, was man unmittelbare Theaterpaſſion nennt.

Worin alſo lag der Mittelpunkt des Reizes für mich? Ich erinnere mich ganz klar: Damals in jener Reitbahn war es der Reiz des Geheimniſſes. Der Vorhang mit einer Lyra, die einleitende Muſik erregten mich; es war die Ahnung einer mir unbekannten höheren Welt, es war Romantik, wie Mancher kurzweg ſagen würde. Und in der That, der ganze bunte Kram hinter dem Vorhange, zu welchem ich mir bald, die Dachlucke aufgebend, Zugang verſchaffte; die curioſe, für einen Knaben dreifach intereſſante Wirthſchaft hinter den Couliſſen, das war es nicht, was meinem Intereſſe Stich hielt. Dort blieb ich niemals, wenn das Stück beginnen ſollte; ich kroch ſtets unter dem Podium hinaus in den Zuſchauerraum und ſiedelte mich im fernſten, dunkelſten Winkel an, um das Zittern des Vorhanges, wenn aufgezogen werden ſollte, im Ahnungsſchauer mit zu erleben, um in dunkler Einſamkeit die wunderbare Welt eines Ritterſtückes zwei, drei Stunden lang an mir vorüberziehen zu ſehen.

Auch was mich ſpäter nach langer Pauſe in Breslau wieder ins Theater zog, war Romantik. „Das Käthchen von Heilbronn“ war's.

Und nach neuer langer Pauſe zum drittenmale „Monaldeschi“. Am Ende auch ein romantiſches Thema.

Dabei gehör' ich doch gar nicht zu den beſonders romantiſch gearteten Schriftſtellern. Es muß wol noch etwas Anderes darin ruhen. Bedeutung überhaupt, Erhöhung, Erweiterung der Alltagswelt.

Und wenn ich einmal dabei bin, dann ergreift mich ganz die Macht einer Kunſt, welche mehr als irgend eine andere Alles berührt, was den ſinnigen Menſchen beſchäftigt und anſpricht: Geſchichte, Sitten, alle menſchlichen Beſtrebungen und Charaktere, eine unermeßlich ausgedehnte Welt! Und ſo wohlfeil kann man das Alles haben, man braucht nur ſtill zuzuſehen.

Es iſt müßiges Geſchwätz, das von einſeitigen oder blaſirten Leuten ausgeht und zu allen Zeiten vorausgegangen iſt: die Zeit des Theaters ſei vorüber, die Menſchen hätten Wichtigeres zu thun. Unwahr zu jeder Zeit! Das Theater iſt und bleibt die populärſte, wirkſamſte Kunſt. Keine andere kann ſo viel bieten. Es iſt immer des Schweißes der Edlen werth, ſich darum zu bemühen, es zu bereichern, es zu erhöhen.

Von dieſem Grundgedanken wehte gewiß ein Etwas in den Knaben hinein, der faſt ein halbes Jahr täglich zuſchaute aus ſeinem Winkel.

Ich genieße heute noch die Früchte davon. Das Repertoire jener Zeit — etwa 1818 — iſt mir eine dauernde Grundlage geworden, und auch wenn ich jahrzehntelang nicht eigentlich ins Theater ging, die neuen Stücke ſah ich doch immer an: das Jugend-Repertoire in mir verlangte von ſelbſt ſeine Fortſetzung. Ebenſo blieb ich immer aufmerkſam, wie Hoch und Niedrig über das Theater urtheilte. Ich hatte einmal doch ein Inventarium und wollte wiſſen, in welchem Werthe es ſtünde.

Die Ritterſtücke jener Jugendzeit hielten lange vor. „Die Kreuzfahrer", „Clara von Hoheneichen" an der Spitze. Aus ihnen wuchs ſpäter auf dem Wege des „Pfefferröſels", des „Sammtſchuhes" und „Hinko's" Charlotte Birch-Pfeiffer hervor, die ins bürgerliche Stück überging. Und Räuberſtücke waren zahlreich; Ungarn vorzugsweiſe war ihr Schauplatz; „Horia und Gloska"

iſt ſolch ein Titel, den ich nicht mehr losgeworden bin, der „Räuber auf Maria-Kulm“ nicht zu gedenken, welche in Böhmen ſpielten zwiſchen Karlsbad und Franzensbad. Daß Schiller auf das Thema der „Räuber“ gekommen, hatte unter den Schauſpielern endloſe Propaganda gemacht. Denn zumeiſt ſchrieben Schauſpieler die neuen Stücke, von Schröder angefangen bis auf Iffland, welcher damals König des deutſchen Theaters war, und bis auf Frau v. Weiſſenthurn.

Die Verfaſſer der Stücke blieben übrigens in meiner Vaterſtadt unbekannt, auch wenn ihr Name auf dem Theaterzettel nicht fehlte. Es iſt ſchon eine höhere Cultur, wenn ein Publicum dem Verfaſſer nachfragt. Schiller's „Räuber“ zum Beiſpiele wurden in unſerer Reitbahn aufgeführt; ich ſehe noch den dicken Schauſpieler vor mir, welcher den Franz Moor ſpielte: er hatte ſich das Geſicht mit hundert ſchwarzen Punkten betupft. Sie bedeuteten Blatternarben. Aber den Autornamen Schiller ſprach Niemand aus, unſer Rathskutſcher Schiller blieb in alleinigem Beſitze dieſes Namens. Von Iffland dagegen habe ich ſprechen hören. Einige Jahre ſpäter — in Glogau — ſagte ein Juſtiz-Commiſſarius, ein geiſtvoller Mann, in meiner Gegenwart: „Heute Abend wird „Leichter Sinn“ gegeben; das iſt ein feines Stück, es iſt von Iffland, welcher vortreffliche Schauſpiele ſchreibt.“ Auch bei dem Namen Kotzebue ſtutzte man wegen des „ue“ am Schluſſe, ob das ü oder ue ausgeſprochen würde. U, rief Einer. Das war alſo ein Kenner.

Franzöſiſche Stücke wurden gegeben trotz des Franzoſenhaſſes und der altdeutſchen Richtung, welche damals die großen Städte und Univerſitäten bewegte. Wir wußten nichts davon, und die Theater ſcheinen gar keine Notiz davon genommen zu haben. An zwei ſolcher franzöſiſchen Stücke erinnern mich ganz beſondere Vorfälle. Das eine hieß: „Clementine d'Entragues, oder: Die Belagerung von Aubigny“. Es war mir an dieſem Abende nicht gelungen, in den Tempel der Reitbahn einzudringen, und ich ſaß traurig auf einem Bauklotze, welcher in der Hintergaſſe lag. Neben

mir strickend die Mutter und eine Klatschschwester derselben. Die leidenschaftliche tragische Schauspielerin, eine Demoiselle Richter, schrie ihre Clementine dergestalt, daß ihre Worte durch das zerlöcherte Schindeldach der Reitbahn bis zu uns drangen. „Das soll nun hübsch sein, dieses Geschrei!“ sagte meine Mutter. Ich schaute auf bei dieser Bemerkung, und habe sie nicht mehr vergessen. Eine dramaturgische Reminiscenz.

Das zweite hieß: „Des Hasses und der Liebe Rache“. Es spielte in Spanien, wo die Franzosen unter Napoleon erobernd eingedrungen waren und von den Spaniern auf Weg und Steg verfolgt, eventuell auch meuchlerisch ermordet wurden. Am Schlusse eines Actes schoß der französische Officier sein Pistol ab auf einen Spanier. Das Pistol versagte, und der Vorhang fiel unter großem Gelächter des Publicums. Ich kroch eilig unter dem Podium hinauf, um Director Butenop's Zorn anzusehen gegen den Requisiteur Krebs, den er immer auf dem Striche hatte. Richtig! er hielt ihn bereits am Kragen und schrie immerfort: „Das Publicum muß den Schuß hören, Canaille! Das Publicum muß den Schuß hören!“ — Pautz! knallte der Schuß. Neues, noch stärkeres Gelächter im Publicum.

Als der nächste Act kam, entdeckte mein junger Verstand, daß der Director Recht gehabt: der Schuß hatte Folgen, er mußte also losgegangen sein. Ebenfalls dramaturgische Reminiscenz.

Ueberhaupt täuschen sich die Großstädter mit ihren stattlicher versehenen Theatern, wenn sie glauben, die gering ausgestatteten Theater kleiner Orte müßten einen ganz anderen und viel geringeren Effect machen. Sie machen ihn durchschnittlich gerade so wie in den großen Städten. Die Phantasie des Zuschauers ergänzt unglaublich, und der andere Rahmen, der andere Maßstab thut seine Schuldigkeit. Der Kern und die Hauptsache erscheinen hier wie dort, und es machen nur Stücke eine Ausnahme, welche auf absonderlich feinen oder dünnen Nuancen beruhen. Diese Stücke dauern aber auch in den Großstädten nicht; es dauert nur, was starke, allgemein verständliche Grundlagen hat.

Die Persönlichkeiten der Schauspieler gaben mir viel zu schaffen, oder weckten mir doch viel Gedanken. Sie waren ganz anders als die Menschen in unserer Stadt, welche ich Alle kannte. Ich kannte sie wirklich Alle. Gar Mancher von der Neugasse oder von der Judengasse hat mir, dem späteren Schriftsteller, Modell gestanden. Eine kleine Stadt ist eine offene Fundgrube für Charakter-Studien. Jeder Hausstand wird hundertmal erörtert in der Klatsch-Unterhaltung, welche in kleinen Städten ungemein ergiebig ist und die Zeitungen weit überbietet. Eine Druckerei gab's gar nicht, also auch nicht einmal ein Wochenblatt. Alles war mündlicher Austausch, und ein neugieriger Knabe sammelte täglich Personal-Kenntnisse. Dazu hatte ich den fünf Jahre älteren Cousin Fritz aus dem „Grünen Löwen", der lieferte das Schmalz zu dieser Personal-Kenntniß. Er war ein ausgesprochener Humorist, und wußte die Originale des Städtchens reizend einzutauchen in seine lustige Lauge. Wir hatten von Fallstaff bis zum Poins eine äußerst zahlreiche Compagnie, und nicht nur Schuster und Schneider, auch Standespersonen denen wir ihre komischen Schwächen ablauschten. Diese komischen Schwächen entwickeln sich viel reichlicher, weil viel sorgloser in kleinen, einsamen Orten. Die Leute werden gar nicht gestört in ihrer behaglichen Entwicklung, welche frühzeitig stillesteht. Der Stadtpfeifer wie der Rathskämmerer und der Rabbiner waren versteinerte Typen von ihrem dreißigsten Jahre an. Dieser Cousin Fritz war mein Verführer zu humoristischer Satyre. Von ihm sind auch die Märsche unserer Schützengilde, welche beim Pfingstschießen aufgespielt und vom Stadtpfeifer zu unserem Entzücken unter wunderbarer Mimik dirigirt wurden, auf die deutschen Universitäten übergangen. Ich glaube, noch heute hört man dies „Radabum, radabum, tsching, tsching" unter den Studenten, diese Articulirung der großen Trommel und der Becken.

Für diese Charakter-Studien nun waren die Schauspieler eine allarmirende Neuigkeit. Der „Faust"-Spieler — den Goethe'schen kannte man nicht, sondern den von Klingemann —

pflegte eine ausgeſprochene Liebſchaft mit der tragiſchen Liebhaberin und genirte ſich gar nicht. Der Luſtſpiel-Liebhaber ſaß im offenen Hausflur neben der Naiven und küßte ſie herzhaft. Man ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und die Mutter ſagte: Iſt das ein Volk! — Ein Genie von jungem Heldenſpieler kam zugereiſt mit ſehr ſchadhafter Jacke, aber Sporen an den Stiefeln, und lachte dem Kutſcher ins Geſicht, als dieſer Fuhrlohn verlangte. Dieſes junge Heldengenie konnte geläufig Franzöſiſch ſprechen, und unſere Honoratioren verkehrten reſpectvoll mit ihm; man munkelte, er ſei ein „Herr von“.

Mit Einem Worte: die Romantik war eingekehrt bei uns mit dem Theater, und die älteren Frauen ſagten mit Recht: Nun iſt's vorbei mit der Tugend!

So wie die Juden ein Sauerteig geworden ſind für große Städte, ſo waren die Schauſpieler eine Gährungshefe für kleine Städte — und für kleine Menſchen, wie ich einer war. Die ganze Welt war für mich verwandelt und erweitert, unabſehbar erweitert durch dieſe Schauſpieler-Geſellſchaft.

4.

Ich gehe fortwährend ſcheu an den geheimnißvollen Punkten des Jugendlebens vorüber. Es führt zu weit, oder vielmehr es führt zu ſehr ins Enge. Man macht das Ich zu wichtig, und ich möchte das zur Hauptſache machen, was ich geſehen und erfahren, das, was zur Kenntniß mancher Quellen in unſerer Entwicklung ſeit ſechzig Jahren beiträgt.

Ich ſchweige von den religiöſen Eindrücken, von den Schauer, welchen die öffentliche Confirmation zum Chriſten und die erſte Abendmalsfeier in dem Knaben erregte. Die bei uns herrſchende Form aber muß ich erwähnen. In der Kirche vor dem Altar

wurden wir vierzehnjährigen Kinder geprüft in unserer Wissenschaft vom Christenthume. Unsere Eltern und Verwandten, die ganze Stadt hörten zu. Das mag sein Gutes haben, und doch muß ich eingestehen, daß unser Hersagen von religiösen Grundsätzen etwas auswendig Gelerntes hatte. Es ist wol zu früh für ein vierzehnjähriges Geschöpf, denn ein solches denkt noch nicht eigen, es spricht Gedachtes mechanisch nach.

Die Familien hielten streng an diesen Gebräuchen der lutherischen Kirche, besonders weil ein Theil der Einwohnerschaft katholisch war. Allerdings ein geringer Theil; wir waren die weit überwiegende Majorität, und wir fühlten uns als herrschendes Geschlecht. Es liegt so tief im Menschen, sich zu überheben. Die Katholiken waren uns wie Fremde, die geduldet würden. Fremdartig blieb uns stets ihr Gottesdienst, wie einem anderen Welttheile angehörig. Meine Mutter sprach oft davon, und immer wie von etwas Unbegreiflichem; denn die ganze Verstandeswelt der Reformation, und fast ausschließlich diese war in uns lebendig. Was Luther darüber hinaus in unsere Kirche aufgenommen, daran rüttelte man nicht, man ließ es ungeprüft bestehen, aber ich habe nie ein besonderes Interesse dafür entdeckt. Nur wenn man über den katholischen Glauben sprach, wurden diese mystischen Stellen des Lutherthums: „Das ist mein Leib und Blut“ zum Beispiele erwähnt. Reformirte gab's bei uns nicht, und wir wußten nicht, daß diese sagen: „Das bedeutet meinen Leib und mein Blut.“

Eigentlich erhöhte die bei uns vorhandene katholische Kirche unsern evangelischen Eifer. Ihretwegen wurde er oft ganz lebendig. Namentlich bei der Wahl des Geistlichen. Wenn eine Lücke eintrat, so wählte die Gemeinde den neuen Pastor. In Wahrheit wählte sie nur den neuen Prediger. Es fanden nämlich Gastpredigten statt, und die Gemeinde stimmte ab, welchen der Gäste sie haben wollte. Das war dann immer wochen-, ja monden lang das Interesse der ganzen Stadt. Die freie Predigt war uns Mittelpunkt der Kirche, und daß die Katholiken schwache Prediger hätten, war der Grundvorwurf, den wir ihnen machten.

Wirklich boten dieſe Gaſtpredigten eine eigenthümliche und ſehr große Anregung in der kleinen Stadt. Die Kirche war dann überfüllt, und doch herrſchte Todtenſtille; man wollte kein Wort verlieren, welches der neue Mann ſprach, und hinterher die ganze Woche lang, bis der nächſte Gaſtprediger kam, wurde kritiſirt, wurde hin und wider gewogen, wurde der ganze Mann geprüft. Denn das zeigte ſich immer: nicht blos Vortrag und Inhalt der Predigt, nein, das Weſen des Mannes, welches aus Vortrag und Inhalt ſichtbar geworden, das wurde geprüft. Zweimal habe ich erlebt, daß des Gaſtpredigers ſympathiſches Weſen den Sieg davontrug über ſtärkeren Inhalt und kunſtreicheren Vortrag eines Andern. Und doch wurde die Form ſehr beachtet. Ein Rathsherr wollte einen Gaſtprediger durchaus nicht aufgeben, weil er ſo ſchöne, ſo durchdachte Bilder gebracht in ſeiner Predigt. Eines dieſer Bilder führte er immer wörtlich an und fragte ſtolz: Kann man ſich ſchöner ausdrücken?

Solche intime Betheiligung der Gemeinden am Gottesdienſte, der Kirchengeſang, an welchem Jedermann theilnimmt, die ausführliche Predigt und die ſelbſtſtändige Wahl des Predigers bilden für die evangeliſche Kirche das hauptſächlichſte Bindemittel. Dieſe Beſtandtheile ihres Kirchenweſens würden ſie ſich nie wieder nehmen laſſen. Wie tief das wurzelt, zeigte das Reformationsfeſt, welches ich 1817 mit erlebte. Vor dreihundert Jahren hatte Luther ſeine Theſen an die Kirche in Wittenberg angeſchlagen — das, den Anfang der Reformation bedeutend, wurde gefeiert, und dabei wurden alle geſchichtlichen Vorgänge der Reformation und alle Grundſätze und alle Gründe der Reformation in Predigt und in Schrift erörtert. Auch in Schrift, was bei uns unerhört. Druckwerke in Menge fanden ſich bei uns ein. Außer dem Bildniſſe der Reformatoren Luther und Melanchthon. Das war eine Bewegung von außerordentlicher Ausdehnung und Macht. Bei uns geradezu eine volle Wiedergeburt der Reformationszeit.

Als ich ſpäter erlebte, daß die katholiſche Kirche ein neues Dogma, das von der unbefleckten Empfängniß Maria's, einführte,

da wurde ich lebhaft an das Reformationsfeſt von 1817 erinnert. Welch ein Unterſchied! Hier ein neues Wunder und dort eine erneute Prüfung aller Gründe. Und, wie mir ſcheint, hier keine Theilnahme der gebildeten Katholiken, dort aber eine eifrige Betheiligung aller denkenden Evangeliſchen.

„Evangeliſch“ iſt in meiner Heimat das Unterſcheidungswort, nicht „proteſtantiſch“. Man hat nichts gegen letzteres, aber es iſt nicht gebräuchlich. Es iſt am gebräuchlichſten in katholiſchen Ländern, weil es eine bloße Verneinung bezeichnet.

Wenn er confirmirt iſt, dann geht es mit dem Knaben ernſtlich an den Lebensberuf. Das Baufach blieb für mich im Vordergrunde. Ich war darin durch allerlei Praxis bei den Bauten des Vaters vorgeübt, und es ſollte nun an theoretiſche Bildung gehen; ich ſollte zunächſt auf ein Gymnaſium. Couſin Fritz war ſchon lange auf dieſem Wege voraus; er war ſchon in der oberſten Claſſe des Gymnaſiums zu Glogau, und dahin ſollte ich auch. Er wollte von da auf die Univerſität. Davon war bei mir nicht die Rede, dafür reichten die Geldmittel nicht. Nach den Franzoſenkriegen waren lange Jahre der Verarmung eingekehrt; meine Eltern waren nicht im Stande, Geld für mich auszugeben. Allwöchentlich ein Säckchen Kartoffeln und etwas Speck war für mich in Ausſicht, übrigens ſollte ich mich ſelber ernähren. Der gute Schulunterricht unſerer Bürgerſchule ſollte mich dahin gebracht haben, nun ſelbſt Unterricht in Elementarien zu geben. Und außer dieſem Erwerb wurde auf ſogenannte „Tiſche“ für die Ernährung des hungrigen Burſchen gerechnet. Tiſch bedeutete den Mittagstiſch, welcher in wohlwollenden Familien gedeckt wurde für einen armen, fleißigen Schüler.

So nahm ich Abſchied von der Heimat, von allen Gaſſen und Häuſern, von Feld und Wald. Feld und Wald ſind in der kleinen Stadt nahe und wichtig; man wächſt zur Hälfte auf wie auf dem Lande. Die Eltern beſaßen Aecker, der nahe Großvater ein Bauerngut, man nahm Theil an der Ausſaat, am Einernten, am Dreſchen und Mahlen, am Holzſchlagen draußen im unermeßlichen Walde. Man hütete mit großem Hunde des Nachts in

der Feldhütte das Kartoffelfeld oder das Obſt im Obſtgarten, man ritt die ungeſattelten Pferde auf die Weide oder in die Schwemme, man lernte im Bober ſchwimmen, man ſuchte Edelſteine auf den Sandbänken und ſammelte Jaspisarten, ſammelte Vogel-Eier, hielt ſich Kaninchen und Tauben, kurz, man war ein tief verzweigtes, wenn auch kleines Glied der Gemeinde — der Abſchied war ein großes Ereigniß.

Fünf deutſche Meilen iſt Glogau entfernt von Sprottau, und auf der Hälfte Wegs kommt man über einen kleinen Hügel. Was ſah ich da! Herr Gott, was iſt das? Am Horizont eine blaue Wand — das ſchleſiſche Gebirge, ſuperlativiſch Rieſengebirge benannt. Ich war außer mir vor Entzücken. So was hatte ich nicht für möglich gehalten. Meine ebene Heimat hatte am Horizont nie etwas Anderes gezeigt als eintönigen Kiefernwald — und auch bei Glogau fand ich nahe Hügel. Wie ſchön ward die Welt! Und wer aus ſchöner Gegend hinkommt, ſagt achſelzuckend: Wie dürftig und reizlos! Verhältnißmäßig! heißt das große Wort, durch welches wir gereizt und befriedigt werden.

Groß-Glogau, an der Oder gelegen, iſt eine ſtarke Feſtung. Man iſt eingekeilt hinter Wallmauern und Schanzen, der Weg ins Freie hinaus iſt weit, von Wald und Feld iſt innen keine Spur zu entdecken. Das war ein Unterſchied! Dazu die Lebensweiſe: täglich ſechs Stunden im Gymnaſium, welches wie eine Kloſterſchule abgeſperrt war, zwei Stunden Unterricht an ungekämmte Buben, denen ich eiligſt beibringen ſollte, was ich ſoeben ſelber erſt gelernt, dann drei Stunden häusliche Arbeit für die Schulaufgaben — eilf Stunden ſicherer Zimmer-Arreſt. Zu alle dem wenig Licht, wenig Luft, aber tägliche Nahrungsſorge. Dieſe fünf Jahre liegen in meinen Gedanken wie fünf Jahre Feſtungsſtrafe.

Man ſoll mit Einemmale zu viel lernen, und es wird nicht gut genug gelehrt. Dies iſt der Schmerzensſchrei über unſere gelehrte Erziehung.

Und was lernte ich mit ſolchen Opfern? Alte Sprachen, die ich nicht genügend erlernte. Hebräiſch ſo viel, daß ich die

Schilder jüdiſcher Kaufleute nicht leſen kann, weil die Vocalzeichen oben und unten weggelaſſen werden, in unſerer Schule aber nicht weggelaſſen wurden. Griechiſch, ſo daß ich erſt in ſpäteren Jahren durch den alten Voß den Homer ordentlich kennen lernte. Und nun gar die außerordentlich ſchweren griechiſchen Tragiker, oder Plato und Pindar! Sie blieben für uns Bücher mit ſieben Siegeln. Dieſe Siegel löſten erſt in viel ſpäteren Jahren jene Ueberſetzungen, welche man ſich aus dem Griechiſch-Deutſchen ins Deutſche überſetzen muß. Lateiniſch allerdings, die Römerſprache, welche mehr Ausnahmen als Regeln hat, die lernten wir plappern, wie man heutigentags Franzöſiſch plappert. Wenn ich ſie aber jetzt ſprechen ſoll, da läuft „oui“ und „voilà“ dazwiſchen. Nur an den päpſtlichen Bullen und Allocutionen pflegt man ſich heutigentags noch zu üben, und das geſchieht nie ohne bitteren Aerger. Man ärgert ſich, daß man ſo viel vergeſſen hat, und ärgert ſich, daß andere alte Leute gar nichts Unnützes vergeſſen wollen.

Das Lateiniſche hatte die meiſten Lehrſtunden, und der Lehrer desſelben verſtand zu lehren. Es war der Rector ſelbſt. Das Lehren iſt ein Gewerbe, iſt eine Kunſt, welche ſpecifiſche Anlage vorausſetzen. Es wird erſchrecklich viel Zeit und Mühe verloren dadurch, daß man Leute lehren läßt, die kein Talent zum Lehren haben. Das Wiſſen des Lehrers nützt dem Schüler nichts, die Art, wie der Lehrer es wiedergeben, vortragen, erklären, dem Schüler verſtändlich, ja reizend machen und einprägen kann, nur das nützt dem Schüler, nur das ſtempelt den Lehrer zum Lehrer. Und das wurde und wird wol noch in den gelehrten Schulen unverantwortlich überſehen. Pädagogiſche Uebungen galten auch ſchon damals für nöthig, wenn ein junger Gelehrter Lehrer werden ſollte. Aber in ganz ungenügender Weiſe. Heute geſchieht allerdings viel mehr dafür, daß Lehrer lehren lernen, aber kaum genug. Und doch iſt es entſcheidend, wenn Schulen fruchtbar werden ſollen. Man muß zuerſt nach dem Talente des Lehrers fragen, wenn man Jemanden in einer

Schule anſtellt, und dann erſt nach ſeinem Vorrathe im Wiſſen. Ein Lehrtalent ſtiftet mit geringerem Wiſſen viel mehr Nutzen, als ein Coloß von Wiſſenſchaft, der zum Lehren kein Talent hat.

Trotzdem aber, daß ich für ſo lange Zeit nicht genug erlernt habe in den alten Sprachen, möchte ich den modernſten Realiſten nicht zuſtimmen, welche dieſe alten Sprachen ausgeſtrichen ſehen wollen in den Schulen. Ich möchte nur, daß man ſie beſſer lehre. Das Hirn des jungen Menſchen erhält eine feſte, eine unſchätzbare Structur durch die Grammatik der alten Sprachen, und das ganze innere Leben des jungen Menſchen gewinnt einen unſchätzbaren Gehalt durch Kenntniß dieſer Formenwelt, durch Kenntniß einer claſſiſchen Welt, deren Grundzüge beiläufig alle in den Verſtand des jungen Menſchen eingepflanzt werden.

Daß man nur das gut lehren kann, was man ſelbſt talentvoll kann, davon gab ein Lehrer den unfehlbaren Beweis. Er war ein Genie, welches zu Allem Fähigkeit beſaß, offenbar aber die ſtärkſte Fähigkeit und Neigung zu künſtleriſcher Schriftſtellerei in ſich trug. Sein Name war Röller. Ich glaube, er lebt als hochbetagter Greis noch, während ich dies ſchreibe. Alſo auch für Erhaltung des Daſeins war er ungemein begabt. Die Schriftſtellerwelt kennt von ihm Parodien auf Schiller's „Glocke": „Der Kaffee" und „Der Tabak". Beſonders die Bereitung des Kaffee's, ſcherzhaft dem Glockenguß Schiller's folgend, machte in damaliger Zeit großes Glück. Dieſer Lehrer nun las unſere ſchlechten deutſchen Aufſätze und kritiſirte dieſelben in der Lehrſtunde. Dieſe Kritik iſt mir zeitlebens gegenwärtig geblieben und lehrreich geworden. Es war im Grunde Compoſitions-Lehre. Alle Hilfsmittel für die Spannung eines Vortrages und namentlich einer Erzählung entwickelte der Mann uns einfältigen Tertianern. Wahrſcheinlich ganz unnütz für die große Mehrzahl, außerordentlich nützlich für zufällig anweſende Tertianer, die einſt Schriftſteller werden ſollten. Ich ſelbſt habe bis zu meinem dreiundzwanzigſten Jahre nicht im Traume daran gedacht, ein Schrift-

ſteller zu werden, und doch ſind mir alle Lehrpunkte Röller's getreulich eingefallen, als ich anfing, öffentlich zu ſchreiben. Samenkörner ſind unberechenbar; ſie fallen auf ſteinigen Boden und ſind nichts, ſie fallen auf fruchtbares Land und keimen, keimen jahrzehntelang und kommen plötzlich als Frucht zum Vorſchein.

Um dieſen Lehrer gruppirte ſich die Gymnaſiaſten-Theilnahme an poetiſcher Literatur, für einen Kleinſtädter wie ich etwas ganz Neues.

Ich wurde als Freund des Sohnes vom Hauſe in eine wohlhabende Familie wie ein Adoptivſohn aufgenommen, und da man in dieſer Familie die damals gebräuchlichen Journale hielt und die neu erſcheinenden Bücher kaufte, ſo kann ich ziemlich genau berichten, was damals literariſch Mode war. Die „Abendzeitung", von Theodor Hell in Dresden herausgegeben, war in den erſten Zwanziger-Jahren das geſuchteſte Blatt. Die Erzählungen van der Velde's in der „Abendzeitung" intereſſirten über die Maßen. Auf van der Velde folgte Tromlitz, aber ſein Reiz war geringer. Man las überhaupt nur belletriſtiſche Journale. Das gediegenſte war das bei Cotta erſcheinende „Morgenblatt". Seine Mottos auf jeder Nummer, ſtets in Bezug auf den Inhalt der Nummer, waren ſtupende Zeugniſſe von Beleſenheit und richteten wirklich die Aufmerkſamkeit auf mancherlei ſchwere Lectüre. Die Gebrüder Hauff waren leitende Genien des „Morgenblatt". Wolfgang Menzel mit ſeinen in ſchlagendem Style einhergehenden Kritiken ergänzte Macht und Einfluß dieſes Blattes einige Jahre ſpäter.

In jenen Zwanziger-Jahren erſchien die erſte zugängliche Geſammt-Ausgabe Schiller's. Sie wurde in meiner Adoptiv-Familie angeſchafft, und ich mußte ſie vorleſen vom erſten bis zum letzten Bande.

Aber nicht von da ſchreibt ſich bei mir der Eindruck her, welchen Schiller auf einen jungen Menſchen macht. Den hatte Couſin Fritz bewerkſtelligt. Der ältere Jüngling hat in all

ſolchen Dingen entſcheidenden Einfluß auf den jüngeren. Man empfindet nur ſtark durch verwandtſchaftliche Mittel. Daß Fritz mir Prachtſtellen vorlas und daß er mir ſagte: Dies iſt unſer Dichter für's Leben, das wirkte auf mich, und die Dramen, beſonders von Schiller, deren ich in den abgeriſſenſten Exemplaren habhaft werden konnte, die prägten ſich ein wie mit glühenden Lettern.

Man las überhaupt damals gedruckte Dramen aufmerkſamer als jetzt. Grillparzer's „Goldenes Vließ“ imponirte uns höchlich; Müllner, der in Mode war, wurde genau geleſen, ſogar die „Albaneſerin“ beſchäftigte uns. Im Uebrigen waren damals noch zwei Richtungen populär, die jetzt ganz verſchollen ſind, die romantiſchen Rittergedichte und Wieland's heitere Epen. Nicht blos „Oberon“, der ſehr hoch ſtand, auch „Idris und Zenide“, „Die Waſſerkufe“ und all die ſinnlichen, leicht verſifizirten Erzählungen, welche die Sinnlichkeit allerdings aufſtachelten und in heutiger Zeit von den Moraliſten ſchwer verpönt würden, wenn ſie neu erſchienen. Es war eine Erbſchaft des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Sinnlichkeit in der Schrift und auf der Bühne in ausgedehntem Maße zugelaſſen wurde. Darin ſind wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſtrenger und abweiſender geworden. Ich glaube, ein Heinſeſcher „Ardinghello“ wäre heute gar nicht mehr möglich, und Wieland's leichter Sinn erführe die ſchnödeſte Begegnung. Er gehörte aber zu der aufblühenden Claſſik, und die Inquiſition ſchwieg öffentlich gegen ihn. Die geſchichtliche Entwicklung, organiſch vorſchreitend, findet da immer unerwartete Wege. Unerwartet ſollte man es doch wol nennen, daß ſich für Wieland in der veränderten Geſchmacksrichtung nicht Oppoſition eingeſtellt hat, und in Folge derſelben eine polemiſche Theilnahme. Das iſt nicht der Fall, ſondern das Gegentheil hat ſich eingeſtellt: Gleichgiltigkeit. Man lieſt Wieland nicht mehr.

Von unſeren damaligen Rittergedichten, von Alxinger's „Doolin von Mainz“ und „Bliomberis“ erfährt ebenfalls unſer

Leſepublicum gar nichts mehr. Arioſto, der Vater ſolcher Epen, iſt ja ebenfalls für die Meiſten nur ein literargeſchichtlicher Name.

Aehnlich iſt es mit Ernſt Schulze's „Bezauberter Roſe“ ergangen, welche damals Jünglinge und Jungfrauen weich beſchäftigte. Das Sieb der Jahrzehnte hat große Löcher, erſtaunlich viel fällt durch, und nur die reichſten und ſtärkſten Naturen laſſen ſich nicht beſeitigen.

Ueberhaupt iſt in unſerer Zeit die Lectüre älterer Bücher beſchränkt worden. Die Gegenwart nimmt ſo gar viel geiſtige Kräfte in Anſpruch, die Intereſſen der Gegenwart ſind überall drängend, ja gebieteriſch, und der Ausdruck dieſer Intereſſen, die Zeitungen, verlangen ſo viel Zeit, daß die geſammelte Lectüre auf immer kleinere Kreiſe zuſammengedrängt wird. Auf kleinere Kreiſe der Leſer und der geleſenen Bücher.

Und doch begann ſchon damals in Preußen jene peinliche Richtung in der evangeliſchen Kirche, welche man Pietismus nannte und welche von Jahr zu Jahr ins Muckerthum ausartete.

Unſer Rector machte ſich zu einem Führer dieſer Richtung. Er war ein guter Pädagog, ein ſehr arbeitſamer, im Wirken conſequenter Mann; er betrieb es denn auch mit Eifer, das Gymnaſium fromm zu machen. So viel ich weiß, mit geringem Erfolge. Alles lehnte ſich dagegen auf, Lehrer und Schüler, wenn auch nur in der Stille; aber wir Alle konnten doch nicht verhindern, daß durch ſein Beſtreben eine trübe und klägliche Stimmung auf die Schule fiel, recht wie ein ſchwarzer Trauerſchleier.

Dieſe Richtung iſt zu wiederholtenmalen in den proteſtantiſchen Kirchen aufgetaucht, vorzugsweiſe in der evangeliſch-lutheriſchen, und ſie wird noch oft auftauchen. Warum? Die Regierungen und ein Theil der Proteſtanten werden immer das Bedürfniß fühlen, feſter zu binden und feſter gebunden zu ſein. Luther's lebendig gebliebene Anknüpfungen an den römiſch-katholiſchen Glauben werden ihnen dazu immer Verbindungsfäden darbieten.

Der preußiſche König Friedrich Wilhelm der Dritte ergriff die ſich darbietende Gelegenheit zu einem gewiß löblichen Zwecke, zu dem Zwecke nämlich: die verſchiedenen proteſtantiſchen Bekenntniſſe in ein Bekenntniß zu vereinigen, in eine Kirche. Man nannte dies die „Union“. Darin ſonderten ſich auf der einen Seite die „Altlutheraner“ ab, welchen das Unionsbekenntniß zu lax war. Auf der andern Seite die Proteſtanten, welche den Sinn dieſes Wortes aufrechterhalten wollten, welche den beſtimmten Abſchluß unter beſtimmten Dogmen und Formen fürchteten und abſolut nicht wollten. Das wird ein neuer Katholicismus! rief ein alter Conſiſtorialrath Schulz in Breslau, ein notabler Profeſſor evangeliſcher Theologie. Und ſo riefen Viele, welche das dogmatiſche Band loſe gehalten, welche die Freiheit aufrechterhalten ſehen wollen, die Freiheit für Ausbildung jeglichen Dogmas, jeglicher Kirchenform.

Die Union iſt dennoch durchgeſetzt worden, aber ſie hat kein volles Leben erzielt. Sie hat in mancher Conſequenz beſcheiden verbleiben müſſen, um nicht zu argem Widerſtand und Abfall herauszufordern.

Der römiſche Katholik iſt alldem gegenüber ganz berechtigt zu der ſpöttiſchen Frage: „Iſt das eine Kirche?!“ Aber der Proteſtant entgegnet mit der ſehr wichtigen Frage: „Wozu denn überhaupt nur Eine Kirche?!“ Hundertfache Abweichung in den ſtrebenden Geiſtern iſt ja doch unvermeidlich, ja iſt heilſam für die Ausbildung der Menſchen, warum denn dieſe ſtrebenden Geiſter ein- für allemal bannen? Kommt ihr zu freier Kirche im freien Staate, dann wird ſich das Gleichartige ſchon zuſammenfinden, wenn auch in zehnfach von einander abweichender Geſtalt. Was ſchadet denn die zehnfache Geſtalt? Sie nützt im Gegentheile. Jede will der anderen überlegen werden an Geiſt und Sinn. Geiſt und Sinn wird dadurch ſtrebſam und lebendig erhalten, und alle die Leute, welche jetzt lügen und heucheln müſſen in einer großen Gemeinſchaft, deren Grundſätze ihnen nicht einleuchten, all dieſe ſogenannten Freigeiſter können ſich dann wirkſam machen

durch ihre guten Gründe. Denn nur die guten Gründe werden alsdann wirken, die leeren und frivolen Vorwände werden verpuffen.

So führte unser pietistischer Rector zu dem Gedanken: nicht eine Heerde und ein Hirt wird angestrebt werden in unserem Jahrhundert, sondern zahlreiche Heerden und Hirten werden entstehen, aber Heerden und Hirten, welche nur das lehren und wollen, was sie wirklich glauben.

5.

Jener pietistische Schleier lag wie Blei auf mir. Ich hatte keine Ader für diese Richtung, und sehnte mich anderswohin.

Dazu war jener gewisse Freiheitsdrang in mir lebendig geworden, welcher in jungen Menschen klar oder unklar pocht, und welcher nicht immer Arbeit und Pflichten von sich weist, welcher aber Arbeit und Pflichten selber wählen will.

Dieser Drang eines damaligen Gymnasiasten erblickte sein Ideal im Studententhume. Das Studententhum war in jener Zeit wirklich noch eine eigenthümliche und mit gutem Rechte reizende Romantik. Cousin Fritz war schon seit Jahren auf der Universität und war Burschenschafter. Mit den Grundsätzen, Plänen und Hoffnungen dieser Burschenschaft war ich längst vertraut, ich schmachtete danach, in diesen geheimnißvollen Bund einzutreten und mich durch Hingebung hervorzuthun. Die Anfangsgründe des Fechtens — des „Schlagens" heißt der Studentenausdruck — hatte ich in Glogau schon erlernt von alten Burschenschaftern, welche ihre Festungsstrafe absitzen mußten für ihre Theilnahme an der verbotenen Verbindung, und der Anblick dieser Strafe hatte mich nicht einen Augenblick irregemacht.

Da ergriff ich denn die Gelegenheit, welche ſich darbot zu einem Wechſel. Während der Sommerferien bepackten wir uns mit ſchweren Torniſtern, ſchnallten wol auch höchſt unnütze große Radſporen an unſere Stiefeln, und wanderten zu Fuß ins Rieſengebirge. Die ſatyriſche Bemerkung eines Sprottauers curirte mich von dieſen Sporen. Er hatte geſagt: „Laube Heinrich iſt vorgeſtern mit großem Gepäcke durch Liegnitz geritten“. Ich trat alſo diesmal beſcheidener auf und kam nach Schweidnitz, welches am Fuße der Berge liegt. Dortige Gymnaſiaſten, welche ich kennen lernte, zeigten mir, daß man auch auf einem Gymnaſium freier und anmuthiger leben könnte, als in Glogau. Schweidnitz war zwar auch eine Feſtung, aber eine verwahrloſte; man kam raſch hinaus ins Freie, und dieſes Freie hatte Hügel und Berge — kurz, ich ließ mich zum dortigen Rector führen und bat dieſen, mich einem Examen zu unterwerfen. Er that das, und zum Vortheile meines Schimmers bildete Latein die Hauptfrage; ich beſtand und erhielt die Verſicherung, daß ich nach einem halben Jahre zur Univerſität abgehen könnte.

So ſiedelte ich über und kam in eine ganz andere Welt. Die heitere ſchleſiſche Natur herrſchte hier, und auch die Wiſſenſchaft hatte ein fröhlicheres Geſicht.

Hier ſtand das Griechiſche in erſter Linie, weil der Lehrer dieſer Sprache das ſtärkſte Lehrtalent war, und in Folge deſſen erlebte ich einen Vorfall, welcher gar charakteriſtiſch iſt für Blindheit und Dünkel, welche auf großen Schulen einreißen können. Beim großen Examen, welches den Uebergang zur Univerſität beſtimmt und welches Abiturienten-Examen heißt, war es herkömmlich geworden, im Griechiſchen eine ungemein ſchwere Aufgabe zu ſtellen und eine geradezu claſſiſche Löſung von den Schülern zu erwarten. Die Tradition beſagte eben: im Griechiſchen leiſten die jungen Leute das Außerordentlichſte, und dieſe Tradition machte alle Augen blind. Wie dies ja dem Traditionsglauben ſo oft gelingt.

Die Aufgabe war gewöhnlich der deutſche Text eines vorzugsweiſe ſchwierigen griechiſchen Schriftſtellers. Dieſer Text ſollte

von den Schülern ſo gut ins Griechiſche übertragen werden, daß die Schülerarbeit den Worten des griechiſchen Schriftſtellers vollkommen entſpreche oder wenigſtens ganz nahe komme. Dieſe ſtupende Leiſtungsfähigkeit war ſeit vielen Jahren ſtets im Examen erwieſen worden, ſie war der Stolz des Gymnaſiums, ſie war das Wunder der Schule.

Solche Aufgabe kam denn auch an uns. Ich erſchrak vor der Schwierigkeit. Mein Nachbar aber tröſtete mich und verſicherte mir, das Wunder würden wir ſchon zu Stande bringen. Das Unglaubliche finde in der Stille immer ſeine nüchterne Erklärung, wie das Fließen des Blutes beim heiligen Januarius in Neapel. Man wiſſe nämlich immer zu erfahren, wo der griechiſche Text zu finden ſei, welchen der Lehrer überſetzt. Der werde abgeſchrieben und unter die Abiturienten vertheilt. Der Discretion jedes Einzelnen bleibe es nun überlaſſen, kleine Abänderungen anzubringen, welche nicht gerade grammatiſche Fehler ſein dürften, und ſo werde immer das Außerordentliche präſtirt.

So geſchah es denn auch diesmal, und unſere Lehrer waren ſehr erbaut von unſerer Gelehrſamkeit. Ach, die Aufklärung blieb diesmal nicht aus für das Wunder unſeres Schweidnitzer Januarius. Das Conſiſtorium an der Breslauer Univerſität ſchickte diesmal als Präſidenten der Prüfungs-Commiſſion jenen ſchon erwähnten Profeſſor Schulz — David Schulz zur Unterſcheidung genannt. Das war unglücklicherweiſe ein rationaliſtiſcher Exeget, alſo ein in Prüfung des Textes ſehr geübter Mann. Die Grundſätze, welche er auf die Bibel anzuwenden gewohnt war, verriethen ihm ſchnell, daß wir falſche Iſidore wären, und das Spectakel war unermeßlich — mit der Tradition aber ging ein gut Theil Ruhmes zu Grunde, welchen die Schule mit Recht ausſprechen konnte für ihr Griechenthum. Moral: Traditionen ſind ſchätzbar, aber offene Augen für Alles ſind noch ſchätzbarer.

Ich bezog nun die Univerſität Halle, um Theologie zu ſtudiren. Die Abſichten aufs Baufach nämlich waren in Glogau

ſtille untergegangen. Zunächſt hatte ich in der Mathematik gar nichts gelernt, und Mathematik war nothwendig für eine Architekten-Laufbahn. Alsdann mußte ich eingeſtehen, daß meine Unwiſſenheit nicht blos auf den Lehrer zu ſchieben wäre. Er lehrte freilich, obwol er ein Mathematiker von wiſſenſchaftlicher Größe, recht unwirkſam. Aber der Hauptmangel lag in meinem Unverſtande. Unverſtand hat Unluſt am Arme; manches andere wiſſenſchaftliche Treiben aber lockte mich, und ſo hatte ich weiter ſtudirt, ohne mich mehr um Mathematik zu bekümmern. Wo hinaus? Das war eigentlich keine Frage bei armen Burſchen, die aus kleinen Städten ſtammten. Die wurden alle Theologen. Dies war das wohlfeilſte Studium und brachte zuerſt eine Anſtellung, wenn auch zunächſt nur die eines Hauslehrers. Alle großen und kleinen Land-Edelleute mietheten junge Theologen zur Erziehung ihrer Kinder.

Nach dem inneren Berufe für Gottesgelahrtheit wurde nicht beſonders gefragt. Das „Studiren", wie man die Univerſitäts-Laufbahn nannte, war damals Mode, von exacten Wiſſenſchaften wußte man damals nichts. Technik, Chemie oder ſo etwas zur Lebensaufgabe zu machen, hätte für einen bedauernswerthen Irrthum gegolten, und im Grunde klammerte ſich Alles an den Staat. Eine Anſtellung, die mit dem Staate zuſammenhing, wurde geſucht, nur eine ſolche; jede freie Thätigkeit, welche lediglich auf ſelbſtſtändige Kraft angewieſen blieb, galt für abenteuerlich, ja für verdächtig. Uns damaligen Menſchen war die abſolute Staatsregierung eigentlich ganz angemeſſen, wir hatten keinen Muth und alſo auch keine Fähigkeit, auf eigenen Füßen zu ſtehen.

So wanderte ich zu Fuß nach Halle, das Ränzel und die Guitarre auf dem Rücken. Die Guitarre gehörte zur damaligen Romantik; ich brauchte ſie gar nicht, und ſie paßte gar nicht zu mir, denn ich ſpielte und ſang auffallend ſchlecht. Ein Unterofficier in Glogau von der dortigen Regimentsbanda hatte vergeblich im Schweiße ſeines Angeſichts gearbeitet, mich muſikaliſch auszu-

bilden. Der Schweiß war verſchwendet, und wenn ich Goethe'ſche Lieder krähte, zum Beiſpiele:

„Im Felde ſchleich ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr,"

da wurden meine ſonſt ſtillen Stubengenoſſen wild und kündigten mir den Miethvertrag.

Auf jener Wanderung hatte ich nur das Studententhum im Kopfe, die Theologie gar nicht. Ich hatte in Glogau eine Erfahrung gemacht, welche ich nicht mehr vergeſſen konnte und welche meinem Intereſſe für die Theologie höchſt abträglich geworden. Ich hatte dort ein blondes Mädchen verehrt — blond ſchien mir unerläßlich! — und dieſe recht kluge Blondine hatte mir eines Tages mitgetheilt, daß es Menſchen gäbe — da hatte ſie innegehalten und ſich ſelbſt laut gefragt, ob es wol gerathen wäre, mir, einem künftigen Theologen, ſo was mitzutheilen? Es könnte Gift für mich ſein. — „Was für Menſchen?" — „Nun denn in Gottes Namen: Menſchen, welche nicht an die Wunder in der Heiligen Schrift glaubten und —" „Und?" — „Und von unſerem Heiland ſagten, daß er ein Menſch geweſen ſei."

Ich war hoch aufgefahren. Sie beſchwor mich, die Geſellſchaft ſolcher Menſchen zu meiden!

Ich hatte es natürlich verſprochen. Aber ich war ſpäter doch an ſolche Menſchen gerathen, und ich wußte jetzt bereits, daß der wichtigſte theologiſche Profeſſor in Halle, des Namens Wegſcheider, zu dieſen Menſchen gehörte, und daß er in ſolchem Freigeiſte das Neue Teſtament erklärte. Daß ferner der Profeſſor, welcher das Alte Teſtament erklärte und Kirchengeſchichte vortrug, Geſenius geheißen, um kein Haar beſſer wäre.

Um es ehrlich zu ſagen: Mein Verhältniß zur Theologie war bereits mehr das der Neugier, als das eines Berufes. Das Leben auf der Univerſität war mein Ziel, nicht das Leben in der Theologie.

„Wo wohnt die Burſchenſchaft?" war meine erſte Frage, als ich, von langer Fußreiſe ermüdet, im Frühlinge 1826 in

Halle ankam. Sie hatte keine Adreſſe; ſie war verboten, ward verfolgt wie eine hochverrätheriſche Verſchwörung. Eine Studenten-Verbindung? Ja wol. Ich ſelbſt habe an dieſem Artikel zu zahlen gehabt bis tief ins Mannesalter hinein.

Die Burſchenſchaft war ein Ergebniß des Franzoſenkrieges; Kaiſer Napoleon I. hat ſie eigentlich geſtiftet.

Man irrt ſich ſehr, wenn man den eigentlich deutſchen Patriotismus und das Verlangen nach einem einigen Deutſchland weit zurücklegt in deutſcher Geſchichte. Dieſe Geſinnung und dies Beſtreben ſind modern. So lange formell ein deutſches Reich beſtand, tauchte ſolche Geſinnung nur zuweilen in beſonders hohen Geiſtern auf, wie Leibnitz zum Beiſpiele einer war. Männer wie Sickingen und Hutten mochten an etwas Aehnliches gedacht haben. Der Particulardrang, das Bedürfniß der Stämme, ſelbſtſtändig zu ſein, beherrſcht unſere ganze Geſchichte. Die ſächſiſchen Kaiſer brachten es unter den Ottonen am weiteſten mit dem gebietenden Kaiſerthume, vielleicht weil die Stammesmächte noch nicht hinreichend geſammelt waren. Die fränkiſchen und hohenſtaufiſchen, beide ſüddeutſch, hatten ewige Kämpfe mit den Norddeutſchen, und Heinrich der Löwe machte alle Anſtalt, eine Mainlinie einzuführen, ja Baiern dazu zu nehmen, und je ſchwächer die ſpäteren Kaiſer wurden, die immer Süddeutſche waren, deſto ſtärker entwickelte ſich der Particularismus. Die Reformation gab ihm vollends die Weihe. Sie war norddeutſch und machte im Süden kirchliche Eroberungen, welche im dreißigjährigen Kriege großentheils wieder verloren gingen. Die Einzelherrlichkeit ging aber auf Koſten des Ganzen triumphirend hervor. Sie fand ihre Fortſetzung, ja ihre höchſte Steigerung durch den abſoluten Staat, welchen Ludwig XIV. mit blendendem Erfolge in Frankreich einführte. Dieſe Blendung wirkte in unſerem Vaterlande überwältigend. Jeder Fürſt eines Stammes, oft nur eines Gaues in Deutſchland, wollte ein Louis Quatorze ſein, und die Vereinzelung ſtieg zum Höchſten. Mitunter wol auch zum Vortheile der einzelnen Cultur, denn um ſich glänzend zu zeigen in ihrer

Einzelherrlichkeit, widmeten manche Fürſten große Summen auf Kunſt und Wiſſenſchaft. Aber der Begriff eines einigen deutſchen Staates und eines deutſchen Patriotismus trat immer tiefer in Schatten.

Da kam der Eroberer Napoleon, da kam die Fremdherrſchaft, da kam die Befreiung. In dieſer Befreiung erſt wurde der Begriff Deutſchland wieder geboren, wurde der Wunſch geweckt, die deutſchen Staaten in Einen mächtigen deutſchen Staat zu vereinigen.

Dieſer Begriff und dieſer Wunſch brachte es wol zum „deutſchen Bunde“; aber die Grund-Ideen des deutſchen Bundes wurden bald verleugnet von den Machthabern, namentlich von den großen, von Oeſterreich und Preußen.

Oeſterreich ſperrte ſich ab, Preußen reagirte inquiſitoriſch gegen die vaterländiſchen Freiheitsgedanken, welche als revolutionär verfolgt wurden.

Dieſe Gedanken hatten vor und in dem Freiheitskriege einen Mittelpunkt gefunden im Tugendbunde, und aus dieſem Tugendbunde entſprang nach dem Freiheitskriege die Burſchenſchaft. Die Ermordung Kotzebue's durch Ludwig Sand, welcher in Jena der Burſchenſchaft angehörte, und das Wartburgfeſt, wo die Burſchenſchafter des preußiſchen Miniſters Kamptz Gendarmerie-Codex und dem entſprechende Edicte verbrannten, hatten zur Folge, daß ſich die preußiſche Reaction mit voller Gewalt gegen die Burſchenſchaft wendete und ſie zu einem Staatsverbrechen ſtempelte, welches zu jedem Amte unfähig machte und mit ſechs Jahren Feſtung beſtraft wurde.

Halle war eine preußiſche Univerſität, eine öffentliche Adreſſe der Burſchenſchaft konnte es alſo nicht geben. Wer dazu gehörte, trug nur zwei Farben, Schwarz und Roth; die dritte Farbe, das gelbe Gold, blieb weg. Komiſch genug. Man wußte ja doch aus den zwei Farben, wen man vor ſich hatte. Aber es hieß: dies bedeutet nur Neigung, nicht Wirklichkeit, eine eigentliche Burſchenſchaft iſt nicht vorhanden. Und ſo war es auch; man bildete nur

Kränzchen, nicht einen Kranz, der darum doppelt verfolgt wurde, weil er zuſammenhing mit allen ſolchen ſchwarz-roth-goldenen Kränzen auf ſämmtlichen deutſchen Univerſitäten. Gerade dieſer allgemein deutſche Zuſammenhang über die Particularſtaaten hinweg war der Regierung das wichtigſte Moment, das gefährlichſte, das revolutionäre.

Die Criminalgerichte machten übrigens ſpäter nicht den geringſten Unterſchied zwiſchen „Kränzchen“ und vollen Burſchenſchaften. Dambach, der preußiſche Reim auf Hambach, wie man in den Dreißiger-Jahren den Groß-Inquiſitor in Berlin gegen die Burſchenſchaften nannte, dieſer blaſſe, lächelnde Mann ſagte in der Hausvogtei zu mir: „Kränzchen, Kranz und ſonſt was, das iſt nach Fauſt „nichts als Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsbild“, will ſagen Burſchenſchaft“.

War nun dieſer patriotiſch deutſche Gedanke in den Studenten zu jener Zeit wirklich lebendig? Auch in den jüngſten in den ſogenannten „Füchſen“, wie ich einer war?

Ich möchte das nicht ohneweiters bejahen. Wegen der Verfolgung war es wirklich ein Geheimbund, und die höchſten Ideen und Zwecke kamen nicht von ſelbſt an die theilnehmende Maſſe, ſondern waren wie ein Myſterium der älteren ſogenannten „Hauptähne“. Man erfuhr ſie allmälig und unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Auf unmittelbare Bethätigung war es übrigens nirgends abgeſehen, nur auf mittelbare Verbreitung, auf Erziehung, auf eine geiſtige Propaganda.

Ich perſönlich kam frühzeitig an jene „Haupthähne“ und alſo zur Kenntniß der Myſterien. Man merkte mir den Eifer an, und ich hatte das Bedürfniß eines Inhalts für die neue Lebensepoche. Man ſah auch bald, daß mir der Unterhalt fehlte, und arme Teufel empfehlen ſich dadurch für Verbindungszwecke, daß ſie nichts zu verlieren haben, daß man ſie alſo als Kanonenfutter in vordere Reihen ſchieben kann.

Ich beſaß geradezu gar nichts. Durch Unterrichtgeben hatte ich mich die Gymnaſialzeit hindurch erhalten, und für die Univer-

ſitätszeit rechnete ich auf ein kleines Stipendium von meiner Vaterſtadt Sprottau. Sie hatte mir's auch bewilligt, und ich erwartete es in Halle. Statt ſeiner kam ein Brief meines Vaters mit dem Nachweiſe, daß die Familie die erſte Jahresſumme abſolut gebraucht habe; ich hätte mich ja immer ſelbſt durchgebracht und würde dies jetzt in erhöhter Stellung noch leichter zuwege bringen als ſonſt. In erhöhter Stellung! Darin lag der ſchwere Irrthum, welcher mich anderthalb Jahre lang oft zum Hungerleiden verurtheilt hat. Nicht um die Welt hätte ich als Student wieder Unterrichtsſtunden geſucht. Dem ſogenannten Studentenberufe wollte ich ganz und gar leben, leben als freier Menſch. Wohnung und Nahrung ſollte ſich finden, meinte ich, wie ſie ſich finden für die Lilien auf dem Felde, für die Vögel unter dem Himmel. Collegien wurden von den Profeſſoren „geſtundet", das wußte ich. „Geſtundet" heißt: die Bezahlung wird bis zu der Stunde verſchoben, in welcher der Studioſus ein Amt antritt.

Mein Idealismus beſtand darin, daß ich die Studentenwelt für eine freie Gemeinſchaft hielt, welche in allen Dingen außerhalb der bürgerlichen Lebensbedingungen läge, und welche nun auch eine Art von Communismus zu ihren Eigenſchaften zählte. Es war immerhin etwas Wahres daran, und ich war auch nach der Lectüre des obigen väterlichen Briefes nicht übermäßig beſorgt. Das kleine Gartenzimmer draußen an der Saale, welches ich ſchon bezogen, mußte ich freilich aufgeben, denn baar Geld wie Miethe ſtand nun gar nicht mehr in meinem Kalender. Wo alſo zunächſt das Haupt hinlegen?

Dies bedenkend, ging ich den anderen Morgen die lange Strecke hinein in die Stadt, um das erſte Collegium, Exegeſe bei Wegſcheider, Erklärung des Neuen Teſtamentes, zu hören. Halle iſt eine weitausgedehnte Stadt und hat in ſeiner Mitte die „Salzkoten", in denen von Halloren — einer ſlaviſchen Nachkommenſchaft, ſagt man — Salz bereitet wird. Es war Frühſommer, die Sonne ſchien prächtig, ich hatte Ruhe genug, um neugierig zu ſein und mir im Vorübergehen dieſe weiten einſamen Plätze

der Salzkoten zu betrachten. Ein in die Fremde verſchlagener Hallor hatte mich in Sprottau Schwimmen gelehrt — die Halloren ſind alle gute Schwimmer. Er hieß Vinediger, und als Jemand kurz nach ſeiner Ankunft fragte: wo er denn her wäre, da hatte ein Schulkamerad weiſe geantwortet: Natürlich aus Venedig! Ich hatte aber bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß er aus Halle ſtammte. Mich heimelte es alſo an, dies Hallorenthum, und über das Vinedig des Schulkameraden nachträglich vor mich hinlächelnd trat ich auf dem Altmarkt hinaus. Da rief mich Jemand an aus einem Fenſter des erſten Stockes. Nicht mit Namen, ſondern mit dem Worte „Fuchs“. Es war ein alter Student, welcher mir anſah, daß ich ein Neuling wäre. Natürlich hatte ich mir gleich eine ſchwarz-rothe Mütze gekauft. Sie war von rothem Kattun, mit ſchwarzem Muſter bedruckt, und koſtete nur einige Groſchen. Sie verkündete dem alten Studio, da oben im erſten Stocke, daß ich zu ſeiner Fahne gehörte; er war ein verdienter Burſchenſchafter aus Pommern und ein gebildeter, ſeelensguter Kerl. Meine Antworten intereſſirten ihn, er lud mich ein, in ſein Zimmer hinauf zu kommen, und ich ſtieg hinauf.

Um es kurz zu machen: Effeff — dieſe zwei F waren ſein Spitzname — hatte ſich den reinſten Idealismus des Studententhums bewahrt, und bot mir Wohnung, Brot und Tabak an, als er meine Lage kennen gelernt Ich zog ſelbigen Tages zu ihm und habe anderthalb Jahre glücklich bei ihm gewohnt, ſeinen Tabak rauchend, ſein Hausbrot eſſend, wenn ſich im Laufe des Tages keine andere Nahrung für mich erſchwingen ließ. Geſegnet ſei dieſer liebenswürdige, feinfühlende Pommer aus der Greifswalder Gegend, des bürgerlichen Namens Puchſtein!

Wenn ich mir jetzt klar mache, was von den weiten Ideen der Burſchenſchaft denn wol wahrhaft lebendig in uns war und wurde, ſo muß ich ſagen, das eigentlich politiſche Moment war uns von geringer, eigentlich von gar keiner Bedeutung. Zeitungen laſen wir gar nicht. Eine dunkle Sage tauchte zuweilen unter uns

auf, daß ein deutſcher Kaiſer wieder erſtehen müſſe, und daß der König von Würtemberg, welcher ſeinen Schwaben eine Verfaſſung gegeben, Kaiſer werden könnte. Das war Alles, was nach Politik ſchmeckte. Aber das gemeinſame deutſche Weſen war gründlich regſam unter uns. Wir verachteten die Landsmannſchaften, in denen nur der Märker zum Märker, der Sachſe zum Sachſen, der Weſtfale zum Weſtfalen ſtand. Je zahlreicher die Landsmannſchaften unter uns vertreten waren, deſto ſtolzer waren wir auf unſere reiche deutſche Landsmannſchaft, und man ſuchte gefliſſentlich den Umgang mit den recht fern liegenden. Ich hatte eine Paſſion für das tiefſte Niederdeutſch und ſuchte ihr Platt zu verſtehen. Namentlich die Holſteiner imponirten mir. Sie mußten fünf Jahre ſtudiren, ſo ſchwer waren ihre Examina, während wir uns mit drei Jahren begnügten. In Wahrheit zeichneten ſie ſich auch ſichtlich aus durch reiche Kenntniſſe, und ich hielt für nothwendig, mir ihre ſpitzen ſt und ſp anzugewöhnen. Es hat mir große Mühe gemacht, ſie mir ſpäter in Schleſien wieder abzugewöhnen, da der Lehrer und Prediger in Schleſien mit dieſer ſpitzen Ausſprache nicht beſtehen konnte. Die Sprache überhaupt ſtand uns bei dieſer immer gegenwärtigen Miſchung der Stämme fortwährend im Vordergrunde der Betrachtung und der Debatte.

Außerdem herrſchte ein ſtarker Ernſt unter uns für die Wiſſenſchaft und moraliſche Geſinnung. Der lüderliche Verkehr mit Frauenzimmern war geradezu verpönt und das bloße Saufen, Panken und Renommiren der Landsmannſchafter wurde höchlich gemißbilligt. Dabei waren wir doch keineswegs Pietiſten, und weil wir uns durch Grundſätze ſichergeſtellt wußten, waren wir flott und luſtig auf unſerer Kneipe und pflegten die edle Fechtkunſt dergeſtalt, daß wir die beſten Fechter der Univerſität ſtellten. Ja, im engen Kreiſe ſcherzten wir wol auch über unſere ſtrengen Grundſätze und behandelten uns wie einen Staat, der von ſeinen Unterthanen viel verlangen muß, um etwas zu bekommen.

6.

Einem Holländer legt man immer die Aeußerung über ſeinen ausgelaſſenen Sohn in den Mund: Jugend muß austoben. Nur wenn der Junge als Jüngling ausgetobt habe, werde er ſpäter ein ſolider Mann.

Auf dieſen Holländer berufen ſich viele Vertheidiger des ausgelaſſenen Studentenlebens, und ſie ſagen herzhaft: Wer als Bruder Studio nicht frei und fröhlich getollt hat, der iſt und bleibt ein Duckmäuſer, und dem iſt nicht zu trauen.

Jedenfalls galt noch vor einigen Jahrzehnten die Freiheit des deutſchen Studenten für etwas höchſt Schätzenswerthes, ja geradezu für etwas Ideales.

Lief oder läuft da nicht viel Phraſe mit unter? War oder iſt dieſe geprieſene Frucht nicht hohl? Suchen wir die Beantwortung dieſer Frage dadurch, daß wir jenes ſogenannte herrliche Studentenleben einmal vom Morgen bis zum Abend, von einem Tage zum andern in all' ſeinen Einzelheiten betrachten.

Des Morgens war man einige Stunden wiſſenſchaftlich beſchäftigt. Dann ging man ins Colleg, etwa drei Stunden lang, vorzugsweiſe die Brotcollegia zu hören. Bei den Theologen gehört dahin die „Exegeſe", das iſt Erklärung der Bibel, vorzugsweiſe des Neuen Teſtamentes — des Alten freilich auch — und Kirchen- und Dogmengeſchichte. Ein philoſophiſches Collegium, namentlich Logik, darf auch nicht fehlen, obwol neun Zehntheile der Studenten keine Anlage haben zum theoretiſchen Philoſophiren, und deßhalb bei dieſen abſtracten Vorträgen eine zeitlang bedenklich leiden, bis das Naturell obſiegt über gute Vorſätze und bis dann anmuthige Zerſtreutheit oder ein ſanfter Schlaf Logik und Metaphyſik beſeitigt. Wenigſtens war es ſo damals in Halle; der Logik lehrende Profeſſor machte uns den Effect, als ob wir im

Sande wateten, und es ist nicht ermunternd, im Sande zu waten. Man sagt freilich und Mephisto sagt es auch, der Geist werde da dressirt und in spanische Stiefel eingeschnürt, aber durchschnittlich entsteht keine Dressur. Es ist dasselbe Thema wie auf dem Gymnasium: dort ist Talent zum Lehren nöthig, hier Talent zum Vortrage. Ein guter Vortrag ist ja darum gut, weil er gut lehrt, oder weckt, oder reizt. Unser philosophischer Professor reizte nur zum Schlafen.

Auch Wegscheider, der berühmte rationalistische Exeget, reizte durch seinen Vortrag nicht, aber er war nicht ohne Geist, und seine trockene Erklärung der Wunder weckte jegliche Aufmerksamkeit. Gesenius endlich, welcher Kirchengeschichte las, trug lebendig vor, und selbst die eintönigen Propheten des Alten Testamentes — er las auch alttestamentliche Exegese — behandelte er in einem so natürlichen Tone, daß man aufpaßte.

Das Verhalten der Studenten in den Hörsälen war durchwegs solid und ruhig, und der Grundcharakter war der eines stillen, gesammelten Zuhörens. Man schrieb auf quartförmig gebrochenen halben Bogen Alles nach, was der Professor sprach, und daraus entstanden die sogenannten Collegienhefte. Dies Nachschreiben hatte ein völliges System von Abkürzungen, welches durch Tradition dem jungen Geschlechte, den „Füchsen", überliefert wurde, und welche wol die Grundlage geworden sind zu der später ausgebildeten Stenographie, zu der systematisch entwickelten Kunst des Schnellschreibens. Man war in Kurzem so gewandt darin, daß man längere Sätze abkürzte und überhaupt so frei genug blieb, um unbefangen allen Nuancen des Sinnes zu folgen und die wol vorkommenden heiteren Wendungen des Vortrages durch Lachen zu markiren. Dies Lachen war discret und artete niemals aus. Bei den meisten Professoren waren auch diese sogenannten „Witze" herkömmlich und kehrten alle Jahre wieder; man wartete geradezu auf sie. Das ist eben unvermeidlich, wenn derselbe Gelehrte alljährlich dasselbe Collegium liest. Er versteinert darin, wenn er nicht ein stets strebsamer Geist

iſt, und auf dieſe Weiſe erſtarren ſo viele Profeſſoren und erwerben ſich den Titel enger Pedanten. Ihre Aufgabe wird eng durch ſtete Wiederkehr, wenn ihre Triebkraft nicht darüber hinaus drängt.

So war man bis zur Mittagszeit mit lauter ernſtem Studium beſchäftigt, war Studioſus. Von da an wurde man Student im burſchikoſen Sinne des Wortes: man ging zu Tiſche, man ging auf den Fechtboden, man ging auf die Kneipe, man lebte. Nur die „Kameel“ geſcholtenen Studioſi beſuchten auch Nachmittags bis in den Abend hinein Collegia. Von den eigentlichen Studenten thaten dies nur einige ſolide „alte Hähne“ unter uns, welche Feinſchmecker waren für irgend eine Nebenwiſſenſchaft. Solche gab es, beſonders unter den Burſchenſchaftern, und ſie erzählten uns dann wol auf der Kneipe, was der beſondere Profeſſor da Beſonderes vorgebracht und angeregt habe. Der Sinn für Wiſſenſchaft war Grundgewäſſer.

Was das Zu-Tiſche-gehen anbelangt nach erledigter Studienzeit am Vormittage, ſo war ich perſönlich einem recht mißlichen Bettelorden verſchrieben wegen gänzlichen Mangels an Geldmitteln. Das Betteln ſelbſt war meinem Charakter arg zuwider, es blieb alſo nur Mangel und Faſten übrig. Das mag einem Mönche zur Noth bekommen, einem jungen Studenten bekommt es ſchlecht; Tabak und trockenes Brot meines braven Stubenburſchen Effeff half einigermaßen, aber doch nur einigermaßen, und für einen Groſchen rohen Schinken dazu gewinnen, war einigemale in der Woche meine beſtimmte Abſicht. Eine Fertigkeit aus dem Jugendleben in Sprottau kam mir dafür zu Hilfe. Im „grünen Löwen“ meines Onkels war ein Billard geweſen und war von mir redlich benützt worden; ich war ein feſter Billardſpieler, und das verwerthete ich in Halle, um den Schinkengroſchen öfter zu erobern und die Faſttage jeweilig zu unterbrechen. Im Kaffeehauſe „zum Roland“ auf dem Halliſchen Markte, in demſelben „Roland“, welchen Heine in einem Gedichte verſpottet, fand ſich alle Tage eine Billardpartie zuſammen, welche „Boule“

ſpielte — feinere Kenner ſchreiben „poule“ — dieſe Geſellſchaft beſteuerte ich ſo oft, als meine Kaſſe den Einſatz von zwei Groſchen leiſten konnte, und dort gewann ich in ziemlicher Regelmäßigkeit meine Schinkengroſchen.

Geſtärkt eilte ich dann auf den Fechtboden. Das Klirren und Trampeln dort war mir eine prächtige Muſik. In Glogau ſchon hatte ich von einem zur Feſtungsſtrafe verurtheilten alten Burſchenſchafter die Anfangsgründe der edlen Fechtkunſt erlernt; in Schweidnitz, wo an freien Nachmittagen die große Claſſenſtube der Prima zu wilden Fechtübungen benützt wurde, hatte ich Fortſchritte darin gemacht, und jetzt meinte ich als Fuchs ſchon mit einiger Sicherheit auftreten zu können. Das mußte ich ſchwer büßen. Der alte Burſche, ein Pommer, welchem ich als einzuſchlagender Fuchs zugetheilt wurde, nahm dieſen Dilettantismus mißfällig auf, und bläute mich entſetzlich durch, wenn ihm der Aerger aufſtieg. Oder richtiger: der vierſchrötige Mann ſtammte offenbar vom nordiſchen Geſchlechte der Berſerker, von denen man erzählt, daß eine unbezähmbare Wuth über ſie kommt während des Kampfes. Täglich kam dieſe Wuth über den alten Knaben. Eine halbe Stunde ſchlug er ruhig, dann erwachte die Leidenſchaft und wuchs und wuchs — ich wußte genau, das endigt mit einem Hiebe, der einen Ochſen todtſchlagen konnte, und dieſer Hieb, gewöhnlich eine ellenlange Seconde, ging über meinen Leib. Auch wenn ich ſie zweimal, dreimal parirte, die Berſerkerwuth legte ſich nicht, bis der Hieb ſaß, und endlich ſaß er doch. Wie ein Lazarus mit klaffenden Wunden bin ich damals monatelang herumgelaufen, das gehörte eben zum Kriegsweſen des Studententhums, und machte mich in der That gleichgiltig gegen jedes drohende Schwirren und Sauſen der Klinge.

Allerdings mag dies Fechtbodentreiben für Manchen die Rohheit ſteigern, welche in ihm niſtet. Einige Mecklenburger zum Beiſpiel pflegten am Schluſſe der Stunde ihre Hunde aufeinander zu hetzen und ſich am Kampfe derſelben zu ergötzen, ſowie

denn auch jeder Hund nur danach geſchätzt wurde, ob und wie er ſcharf und tapfer jeden Streit aufnahm und führte. Aber der Sinn für Tapferkeit, welcher entſchieden geweckt wurde, iſt für den jungen Mann doch recht viel werth, und mich unterhielt auch die Betrachtung der äußerſt verſchiedenen Eigenthümlichkeiten in den Charakteren, welche ſich da wunderbar deutlich offenbarten. Der Gefahr gegenüber erſcheint das innere Weſen jedes Menſchen plötzlich nackt und unverhüllt. So war ein Fuchs neben mir, deſſen Eigenthümlichkeit uns Allen zu ſchaffen machte. Er war auch ein Pommer, und klar oder unklar mußte man bei ſeinem Anblicke auf den Gedanken kommen: mit ſolchem Menſchen iſt kein Geſetz, kein Staat möglich, denn er reſpectirte gar keine Uebereinkunft. Er reſpectirte ſie nicht auch auf die Gefahr hin, für ſeine Nichtachtung todtgeſchlagen zu werden. Iſt das ein Dickkopf! ſchrieen Alle. Er ging nämlich immer und immerfort, und durch nichts aufgehalten, geradeein auf ſeinen Gegner los. Hieb für Hieb dieſes Gegners mochte auf ihn fallen, er ging vorwärts, bis er Naſe an Naſe vor ſeinem Gegner ſtand. Der beſte Fechter — „Schläger“ ſagt man — wurde dadurch unmächtig, er mußte ihn mit der Fauſt zurückſtoßen. Da waren alle Fechtregeln müßig, und wir ſahen ein, daß eine Uebereinkunft vorausgeſetzt würde, und daß alle Kunſt nichtig würde, wenn der Andere dieſe Uebereinkunft nicht anerkennt. Solche Menſchen werden wol furchtbare Helden oder furchtbare Verbrecher.

Der ſpäte Nachmittag und der Abend gehörte der „Kneipe“. Die war in der guten Jahreszeit für die Burſchenſchaft immer jenſeits der Saale, oder wie man zu ſagen pflegte, jenſeits der Loire in Paſſendorf, während des Winters in einem Wirthshauſe der Stadt. Der Ausdruck „Kneipe“ bezeichnete ſehr viel. Er bedeutete *unſer* Wirthshaus, einen Geſelligkeitsraum, der nur uns gehörte, was man neuerer Zeit, den Engländern folgend, „Club“ genannt. Dort fand man zu jeder Tageszeit Mitglieder der Verbindung, und vom ſpäten Nachmittage an ſammelte ſich dort die ganze Schaar der wirklich theilnehmenden

Verbindungsmitglieder, oft mehrere Hundert an Zahl, denn die Burſchenſchaft zählte damals, alle Mitläufer eingerechnet, gegen dreihundert.

Dort, beſonders in Paſſendorf, war jener heitere und ernſte Kameradenverkehr in Blüthe, welchen man fröhliches und intimes Studentenleben nennt. Man gruppirte ſich zu Geſprächen, gar oft zu ſehr ernſten, wiſſenſchaftlichen Geſprächen, man ſonderte ſich ab zu Erörterungen über Staatsangelegenheiten, will ſagen über Angelegenheiten der Verbindung, man veranlaßte luſtige Disputationen, denen alle geiſtreichen und witzigen Geſellen zudrängten, mit Einem Worte, man lebte ſorglos und fragte lächelnd beim Geſchicke an: Wo flattern die unzähligen Bänder des Glückes, des Wiſſens, des Vermögens, nach denen der Menſch nur die Hand auszuſtrecken braucht? Noch kürzer geſagt: man war Student in des Wortes geſelliger Bedeutung, ſorglos, luſtig und doch wißbegierig.

So kam der Abend, und nun ſchaarte ſich die Maſſe zuſammen an langen Tiſchen; das Commerciren begann, ein Vorſitzender dirigirte mit dem Ziegenhainer, deſſen Schläge auf den Tiſch die Anfänge und die Ordnung bezeichneten. Der Maſſengeſang erhob ſich wie rollender Donner, denn wenn einige Hundert junger Stimmen aufſteigen, getrieben und getragen vom Inhalte der Lieder, da gibt es einen gewitterhaften Klang. Enthuſiasmus trägt und treibt da. Die jetzigen Männergeſang-Vereine mögen von dieſen Studentengeſängen ſtammen, aber ſie ſind doch etwas ganz Anderes. Der jetzige Männergeſang bezweckt muſikaliſche Kunſt; für unſere Studentengeſänge war die muſikaliſche Kunſt nur Begleitung, der Inhalt unſerer Lieder war die Hauptſache. Welch einen Inhalt aber hatten wir auch! Einen prächtigen! Vaterland, Ehre, Freundſchaft, Tapferkeit, Tüchtigkeit jeder Art waren ſeine Elemente, und die jungen Herzen machten ſich begeiſtert Luft in dieſen Geſängen. Das war ein Schwung, das war ein Leben von glühender Beſchaffenheit! Und dies war eine weſentliche Eigenſchaft der Burſchenſchaft, und nur der Burſchenſchaft. Denn nur ſie hatte Ideale, nur ſie knüpfte an die deutſchen

Freiheitskriege, nur ſie pflanzte ſie fort, die großen Hoffnungen auf ein ſtarkes, freies Deutſchland, auf ein gründlich tüchtiges Geſchlecht im Vaterlande. Für uns hatten die Körner, Arndt, Schenkendorf, Follenius ihre patriotiſchen Geſänge gedichtet und wenn Schenkendorf's Lied: „Wenn Alle untreu werden, ſo bleiben wir doch treu", wenn Arndt's: „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein, o Gott vom Himmel ſieh darein", brauſend emporſtieg, da flog ein heiliger Schauer durch uns Alle, da waren Hunderte von jungen Männern zweifellos bereit, Gut und Blut einzuſetzen, da war ein echter, funkenſprühender Enthuſiasmus vorhanden, ein wirklich erhöhtes, poetiſches Leben. Mit Entzücken denk' ich noch jetzt daran.

Endlich gehört denn auch noch zur Ausfüllung eines Studententages die Schilderung eines Duells, einer Paukerei, wie der Student ſagt. Sie kam freilich nicht alle Tage vor, im Gegentheile: ſie kam bei der Burſchenſchaft ſelten vor, denn ſie wurde unter uns nur zugelaſſen, wenn ein Ehrengericht ſie für zuläſſig erklärt hatte, und zwiſchen uns und den Landsmannſchaftern herrſchte Verruf. Man gab ſich gegenſeitig keine Satisfaction. Nur von Zeit zu Zeit wurde der Janustempel geöffnet, damit aufgehäuftes böſes Blut abfließe und der lang verhaltene Groll nicht in rohe Thätlichkeiten ausarte. Aber die Paukerei gehört doch nothwendig zur Charakteriſtik des Studententhums, und gerade damals, in meiner Fuchsperiode, war der Janustempel offen, und ich kam als Schleppfuchs ſogleich an dieſes Schauſpiel. Schleppfuchs heißt nämlich der junge Student, welcher den „Paukapparat", das iſt ſämmtliches Duellgeräth, zuſammenſchleppen muß. Der Student macht Alles ſelbſt, er dingt keine Lohndiener, er hat dasſelbe Princip wie jedes ſtehende Heer.

Der Paukapparat beſtand aus den Schlägern, den Paukhoſen, den Handſchuhen, den ſeidenen Tüchern und einem weichen Filzhute.

Der Schläger, an einigen Univerſitäten auch „Hieber" genannt, iſt ein ſcharf geſchliffenes Schwert, entweder mit einem

Metallkorbe zur Deckung der Hand oder mit einer „Glocke“ zu dieſem Zwecke. Dieſe Glocke iſt eine flache Schale, golden ausſehend bei den Burſchenſchaftern, welche Schwarz-Roth-Gold führen, ſilbern bei den Landsmannſchaftern.

In Oſt-, Mittel- und Norddeutſchland herrſchte der Glockenſchläger. Nur Göttingen, ſtets apart und vornehm, machte eine Ausnahme: es hatte den Korbſchläger, wie Heidelberg, Bonn und Würzburg. Würzburg hatte gemiſchten Comment; auch auf Stoß paukte man dort. Die Stichwaffe — Stoßwaffe ſagt man — herrſchte ſonſt nur in Jena und Erlangen. Wunderlich genug in der Mitte Deutſchlands, während man dieſe franzöſiſche Waffe an der franzöſiſchen Seite, in Bonn und Heidelberg, nicht führt. Vielleicht iſt's altes Frankenthum; denn Erlangen liegt mitten in Franken, und das thüringiſche Jena iſt auch wol von fränkiſchem Zuſatze.

Unter heiligem Schauer that ich meinen erſten Dienſt als Schleppfuchs und ſah zu, wie dieſe Geräthſchaften verwendet wurden. Die Paukhoſe war eine neue Mode; ſie iſt ein wattirter Schurz, welcher Unterleib und Schenkel bedeckt. Hiebe in die Beine hießen Sauhiebe und waren unanſtändig. Die ſeidenen Tücher werden um Hals und Arm gebunden, um die Pulsader zu ſchützen, und das Hemd — man ſchägt ſich im bloßen Hemde, ſogar ohne Hoſenträger — das Hemd wurde unter der Achſelhöhle naß gemacht, damit auch dort die große Ader nicht leicht durchhauen werden könnte, denn feuchtes Leinen hemmt die Schwertesſchärfe. Der weiche Filzhut ſchwächt ebenfalls den ſcharfen Hieb, und die großen Fechthandſchuhe decken den Unterarm.

Nur geſteigerte Forderung „ohne Hut und Binde“ und in Ballhandſchuhen entfernt dieſe Schutzmittel. „Binde“ iſt die alte Bezeichnung trotz der Paukhoſe, welche ſtatt der früheren Lederbinde um den Unterleib eingeführt worden.

Sind die „Paukanten“ unter großer Stille in verſchiedenen Zimmern gerüſtet, ſo treten ſie, von Secundanten und Zeugen begleitet, in die Paukſtube. Sie ſehen ſchauerlich aus. Die beiden

Secundanten ſtecken nun den Kampfplatz ab. Der Eine legt ſich mit ſeinem Rappier aus, ſo lang er kann; die Spitze ſeines Rappiers muß die Bruſt des Gegenſecundanten erreichen, und mit Kreide wird da, wo der rückwärtige Fuß des ſich Auslegenden ſteht und wo die Füße des anderen Secundanten ſtehen, je ein Strich gemacht. Dies iſt die Menſur. Weicht ein „Paukant“ dergeſtalt hinter die Menſur, daß der Gegner auf dieſelbe tritt, ſo heißt der Weichende „gechaßt“, und das bezeichnet Feigheit. In Halle, kam das nicht leicht vor, weil dort „voltirt“ wurde. Man bewegte ſich im Kreiſe und wechſelte ſo die Menſur. Dort hatte es alſo keine Bedeutung, auf die Menſur des Anderen zu kommen. Das „Chaſſen“ tritt nur ein, wenn der Eine direct ſo weit hinter ſeine Menſur entweicht.

Sechs Mann ſtehen nun auf der Menſur, wenn die Handlung beginnt, drei auf jeder Seite: der Paukant, zu ſeiner Linken der Secundant mit dem Rappier, welcher ihm auf dieſer Seite den Unterkörper vor Sauhieben decken ſoll, zu ſeiner Rechten der Zeuge, welcher den Schläger in der Hand hält. Der unparteiiſche Zeuge, alſo die ſiebente officielle Perſon, ſteht beiſeite dazwiſchen. Kurze Pauſe. Dann commandirt der Secundant: „Auf die Menſur! Ergreift die Waffen!“ — Die Zeugen überreichen den Paukanten die Schläger. „Legt euch aus!“ — Dies geſchieht, und die beiden Zeugen treten zurück. — „Los!“ oder „X. haut aus!“ Dies iſt an verſchiedenen Univerſitäten verſchieden, und nun beginnt der Kampf. Der Secundant bleibt hart an der Seite ſeines Paukanten, und wenn er geſchickt iſt, ſo deckt er ihn an der linken Seite mehr, als er ſoll, nicht blos unten, ſondern auch oben, ſo lange es der Gegenſecundant duldet. Auf ſcharfe Rede und ſcharfes Weſen des Secundanten kommt ſehr viel an; er hat die „Paukerei“ in der Hand. Denn er entſcheidet auch durch ſein „Halt“ das Ende eines Ganges. Auf eine gewiſſe Anzahl von Gängen nämlich lautet die Forderung, und ein Gang ſoll nur aus ſein, wenn ein Hieb „geſeſſen“ hat, das heißt wenn der Gegner getroffen worden iſt. Mit dieſem „Halt!“ ſpringt der

Secundant ein und benimmt mit ſeinem Rappier den Schläger des Gegners: er bindet ihm die Klinge, wie der techniſche Ausdruck lautet. Gewöhnlich widerſpricht der Gegenſecundant, falls kein fließendes Blut geſehen wird, und der Wortſtreit lärmt zwiſchen den Secundanten, wie zwiſchen den Helden Homer's, bis der Unparteiiſche entſcheidet. Oft ſtumm nur dadurch, daß er einen Kreideſtrich an die Wand macht. Jeder ſolche Strich bedeutet einen Gang.

Ich war in fieberhafter Aufregung, als ich das Klirren und Poltern der erſten Gänge, das Voltiren und das Schreien der Secundanten vernahm, und als unſer Secundant nach dem dritten Gange rückwärts zu uns flüſterte: „Unausſtehlich! Unſer Kerl geht nicht drauf!“ — da meinte ich in einen Abgrund zu ſehen. Ich hatte geglaubt, das ſei toll genug; und jetzt ſagte der: Es genügt nicht! Sein Wort war aber centnerſchwer, er war unſer beſter Schläger, der erſte Schläger auf der ganzen Univerſität, ein langer, blaſſer, ſchwarzhaariger Weſtfale, im Umgange ein ungemein ſanfter Mann, ein Theologe obenein. Später hat er in Weſtfalen als Geiſtlicher zur frommen Partei gehört.

Die Beſchäftigung bringt eben wunderliche Reſultate zum Vorſchein: damals focht er täglich und trieb es zur Virtuoſität, ſpäter predigte er viel, und brauchte allmälig dazu einen virtuoſen Inhalt.

Dies Waffenſpiel um Wunden und Tod machte mir einen ſtarken Eindruck, es ſteigerte mir das Studententhum zu einer verzweifelt ernſten Bedeutung, denn ich erlebte bald nach dieſer erſten Hiebpaukerei eine Paukerei auf Stoßwaffen, welche einen tödtlichen Ausgang hatte.

Die ländliche Erziehung in meiner Vaterſtadt nämlich hatte mich mit Pferd und Wagen vertraut gemacht; ich war deßhalb Kutſcher geworden für eine Anzahl Studenten, welche aus Braunſchweig, Hamburg, Mecklenburg über Halle nach Jena reiſten. Es wurde ein Einſpänner ohne Kutſcher gemiethet; ich fuhr, blieb einige Tage in Jena und brachte dann das Gefährt wieder nach

Halle zurück. So kam ich in die anmuthige Welt der kleinen Univerſitätsſtadt im Saalthale. Aeußerſt behaglich ſprach mich hier in Jena Alles an. Die hübſche Landſchaft und das ganz andere Studentenleben hier, welches gleichſam familienhaft mit der ganzen Stadt verbunden war. Die Stadt ſchien nur für den Studenten vorhanden, und wie ein heutiges allerliebſtes Mittelalter gemahnte mich das Treiben. Der Student trug ſein leichtes Stoßrappier in der Collegien-Mappe mit ſich herum, und auf dem Markte ſtellten ſich die Paare einander gegenüber zu Fechtübungen. Keinem Menſchen fiel das auf, es gehörte zum Alltagsleben. Dazu das ſüddeutſche Element, welches mich zum erſtenmale wohlthuend anwehte, manchem Lüftchen ähnlich aus meiner ſchleſiſchen Heimat! Jena ſelbſt iſt noch nicht ſüddeutſch, aber es grenzt nahe daran, und über den Wald herüber aus Franken kamen damals zahlreiche fränkiſche Studenten, beſonders aus Erlangen. Mit ſolchen wurde ich bekannt in dem hiſtoriſch geweihten Burgkeller, von welchem das Wartburgfeſt ausgegangen war und der ganze Urſprung der Burſchenſchaft. Wie wohl gefielen mir dieſe ſo einfach natürlichen Franken, dies kernige, geſunde Weſen, welches künſtliche Rede und Tagesmode nicht kannte und lächelnd nicht kennen wollte. Ein ſolcher Franke nahm mich mit hinaus auf die Wöllnitzer Berge, wo eine Paukerei ſtattfinden ſollte, eine Paukerei, welche völlig verſchieden war von dem Toben auf der Halle'ſchen Stube.

Im Freien fand ſie ſtatt auf einem der vielen ſpitzen Hügel, welche das Saalthal hier einſchließen und welche eine liebliche Ausſicht bieten. Das Geräuſch des Duells war hier ſo gering in freier Luft und die Gefahr doch ſo groß, viel größer als auf unſerer Stube. Ein ſogenannter „Lungenfuchſer", ein Stich in die Lunge, iſt ſo raſch, ſo unſcheinbar angebracht, der Unkundige bemerkt ihn gar nicht, und — der Tod ſpringt wie ein grimmiges Raubthier dem Getroffenen auf die Schulter.

Ich war kaum nach Halle zurückgekehrt, da ſtürzte einer von meinen neuen Bekannten aus Jena in unſer Zimmer. Haſtig

und ganz verstört. Den Tag nach meiner Abreise hatte er auf demselben Wölluitzer Hügel das Unglück gehabt, einen solchen „Lungenfuchser" auszutheilen. Der Getroffene war todt, der Sieger auf der Flucht, der Steckbrief ihm auf der Ferse, wir sollten und wollten ihm forthelfen. Er wollte nach Amerika, und nur ein Paß fehlte, ein Paß mußte ihm verschafft werden.

Wie fingen wir das an? Jeder Student hat eine Karte, welche ihn als Studenten ausweist. Sie ist auch nöthig, wenn der Student einen Reisepaß haben will. Einer von uns gab seine Karte her für den Flüchtling, und wir geleiteten ihn zum Gerichtshause, denn der Paß mußte wegen des einzuschreibenden Signalements persönlich geholt werden. Die Gefahr bestand nun darin, daß sein Steckbrief schon vorläge und daß er erkannt würde. An jeder Straßenecke blieb Einer von uns zurück. Als Wegweiser, wenn er fliehen müßte. Falls man ihn festhalten wollte nämlich, sollte er sich losreißen.

Es dauerte eine Viertelstunde. Diese Viertelstunde Spannung erschien uns wie eine Ewigkeit, und wir waren so gesteigert, daß wir den Rector selbst niedergeschlagen hätten, wenn er aufhaltend in den Weg getreten wäre. Polizeiliche Hindernisse galten dem Studenten für feindliche Anmaßung; ihre Bekämpfung galt für ein Verdienst. Wir stammten offenbar aus dem Mittelalter.

Er wurde nicht erkannt, und wir spedirten ihn glücklich nach Hamburg, wo er sich einschiffen sollte. .

Nun kommt die Romantik. Dieser unglückliche Sieger war ein Poet; er hatte schon ein Trauerspiel geschrieben, er hatte bereits einen jungen literarischen Namen. Diesen verlor er nun aber für immer, denn er mußte jetzt auf den neuen Namen seines Passes weiterleben. So lange wenigstens, als er auf deutschem Boden war. Und ich habe die Ueberzeugung, daß er sich nicht eingeschifft hat, sondern auf deutschem Boden geblieben ist. Jener Paßname ist später ein bekannter Schriftstellername geworden — ich werde mich hüten, ihn zu nennen. Denn ich bin nicht mehr Student und respectire die Polizei.

7.

Es war der gefürchtete „deutſche Stoß“, welcher das letzte Unglück auf den Wöllnitzer Bergen herbeigeführt. Der Stoßdegen und die Stichwaffe ſind bekanntlich in Frankreich zu Hauſe, und wenn ſie leicht gehandhabt werden, gelten ſie auch für eine leichte Duellwaffe. Unter allen Umſtänden bieten ſie eine zierlichere Fechtweiſe als die Hiebwaffe, und obwol ich perſönlich die letztere handhaben gelernt, empfehle ich ſie allen Denen, welche die Gewandtheit des Körpers durchs Fechten ausbilden wollen. Namentlich Schauſpielern. In Jena war ſie auch in leichter franzöſiſcher Form einheimiſch; aber die Erlanger Studenten brachten damals die deutſche Form in Uebung, den feſten, nachdrücklichen Stoß, welcher geradeaus zum Ziele dringt, und ein gefährliches Ende macht. Man ſtritt damals viel darüber, ob man ſich nicht dagegen auflehnen ſollte. Jener tödtliche „Lungenfuchſer“ bot Anlaß genug zu ſolchem Streite.

Und zum Streite über das Duell überhaupt! rufen hundert Leſer. Nicht wahr? Dieſe Rohheit aus der Welt zu ſchaffen, welche als Genugthuung ſo nichtig, als Urtheil und Entſcheidung ſo unwahr, das wäre doch endlich an der Zeit. Namentlich in unſerer Zeit, welche nüchtern, vernünftig, praktiſch ſich überall befreit von überlebten Formen, überlebt, weil ein ganz anderer Inhalt Geſellſchaft und Staat durchdringt. Wenn das nur ſo leicht wäre! All' dieſe Gebräuche ſind ja nichts Zufälliges, ſondern beruhen auf einer tiefen Nothwendigkeit. Es iſt ſo natürlich, gegen das Duell zu eifern! und doch erinnert mich dies Eifern immer an Jean Paul's Mittel gegen Zahnſchmerz. Hundert Mittel — ſagt er — gibt's gegen den Zahnſchmerz, aber keines hilft.

Das Duell iſt ein Auskunftsmittel, weiter nichts. Aber ein ſolches iſt es, und das braucht man. Freilich ein blutiges und ein

gefährliches. Wüßten wir nur ein anderes, das nicht blutig und gefährlich wäre! Die bloße Abſchaffung gelingt in Ewigkeit nicht, ſo lange nicht ein Erſatz geboten werden kann, und Ehrengerichte wie Ausgleichsgerichte — übrigens ſehr werthvolle Einrichtungen — brauchen es immer als letzte Inſtanz und verlieren ſofort ihre Macht, wenn ſie dieſe letzte Inſtanz ſtreichen wollen. „Wir tragen Jeder unſern Hundsfott im Leibe," hat einmal der alte Blücher geſagt. Dieſen „Hundsfott" beizeiten zu knebeln, iſt das Duell in jungen Jahren ein probates Mittel. Ich ſage probat aus eigener Erfahrung. Das erſte Duell beengte mir die Nerven recht unbehaglich, und ich mußte mich moraliſch zur Herzhaftigkeit zwingen. Das gelang; ſpäter bedurfte es einer geringeren Anſtrengung, allmälig bedurfte es gar keiner mehr. Dabei bin ich indeſſen immer der Meinung geweſen und bin es noch: die verſchärften Duelle, ſelbſt die Piſtolen-Duelle, taugen nicht für die Univerſität. Der alte einfache Styl mit mannichfachen Schutzmitteln iſt dem Zwecke entſprechend, und das Piſtolen-Duell ſchließt die perſönliche Behendigkeit aus, welche der Student ſich aneignen ſoll.

Von all dieſen Zweifeln und Fragen wußte ich damals nichts, nicht das Mindeſte. Die Studentenwelt war mir ein Staat, der über aller Frage, über allem Zweifel thronte. Ein privilegirter Staat. Wie der hohe Adel ſeine Privilegien als etwas Selbſtverſtändliches anſieht, ſo fühlten wir uns als privilegirte junge Herren der Welt. Es war eine prächtige Illuſion, war eine volle Poeſie. Sie hatte noch das vor dem hohen Adel voraus, daß ſie nicht auf dem Zufalle der Geburt ruhte, ſondern auf den erworbenen Kenntniſſen, welche allein zur „Matrikel" befähigten. Matrikel iſt das Document, welches zum Studenten ſtempelt, alſo der erworbene Adelsbrief. Unſere Poeſie hatte ferner den Grundgedanken voraus, daß wir unſere Herrlichkeit für Jedermann zugänglich hielten, für Jedermann erreichbar. Wer genug erlernt, um das Abiturienten-Examen zu machen, der kann Student werden, der iſt ein ebenbürtiger Genoſſe.

Mein Schulfreund aus Glogau, in deſſen elterlichem Hauſe ich jahrelang wie ein Adoptivſohn gelebt, kam gleich im erſten Sommer nach Halle und brachte Geld in Fülle zu einer Reiſe. Wir wanderten in die ſonnige Welt hinaus, zunächſt nach Thüringen. Wie aber wanderten wir! Wie Götter. Das will ſagen: unſere Bruſt war ſo voll von Zuverſicht, daß uns die ganze Welt gehörte, daß wir uns Alles erlauben dürften, daß wir eben in des Wortes vollſter Bedeutung Studenten wären, die privilegirten Herren der Welt.

Ja ein tüchtig Stück Mittelalter ſteckte feſt im Studententhume, geradezu ein Stück vom Raubritterthume. Götz von Berlichingen wäre unſer Held geweſen, wenn wir ihn gekannt hätten. Wir kannten ihn nicht; wir waren literariſche Barbaren. Goethe lebte noch in Weimar, er lebte noch ſechs Jahre, und zwar in unſerer Nähe. Wir aufgeblaſenen Burſche fragten nicht nach ihm und fragten nicht nach Weimar. In den Wald hinauf, wie man die thüringiſchen Berge nennt, welche hier Nord- und Süddeutſchland ſcheiden, in den grünen Wald trachteten wir. Um ſchöne Landſchaft war es uns zu thun, nicht um berühmte Menſchen. Und doch ſtolperten wir zufällig über ſie. Im weſtlichen Theile dieſer mit Laubholz bedeckten, weichgeformten Hügel — nach ſüddeutſchen Begriffen ſind es doch nur Hügel — iſt ein kleines, anmuthiges Thal, Wilhelmsthal geheißen, zu einer ländlichen Sommer-Reſidenz benützt worden für die weimar'ſchen Fürſten. Der Weg von hier nach der Wartburg hinüber gehört zu den ſchönſten Partien dieſes Waldgebirges, und dieſen Weg ſuchten wir. Neugierig ſchlenderten wir durch die parkartigen Anlagen Wilhelmsthals und ſchritten auf ein paar Zelte zu, welche auf einer Wieſe ſtanden. Da ſtürzten zwei rieſengroße Hunde uns entgegen mit wildem Gebell und unter allen Zeichen eines ernſthaften Angriffes. Wir vertheidigten uns mit unſeren Ziegenhainern und ſchrien wol auch fluchend in unſerer Bedrängniß. Kurz, beide Zelte öffneten ſich, und aus jedem trat ein Mann. Der Eine war klein und mit leichter Sommerjacke bekleidet, der

Andere war groß und trug einen Ueberrock. Der Kleine pfiff, der Große rief, und die Hunde ließen ab von uns. Statt zu danken für die Errettung, ſchalten wir wol weiter über ſolche Hundewirthſchaft, welche friedliche Wanderer bedrohte, und ſchritten fürbaß. „Der Kleine hat auch noch gelacht!“ ſagte mein Adoptivbruder grollend, und als wir nicht weit von den Zelten einem arbeitenden Gärtner begegneten, gaben wir dieſem ſchuldloſen Manne unſeren Unwillen zu erkennen. Er ſah uns ernſthaft an und ſagte gelaſſen: „Das ſind die großen Hunde Sr. Durchlaucht geweſen, und der Herr Herzog ſelbſt mit dem Herrn Geheimrathe hat Sie errettet, denn mit den vornehmen Beeſtern iſt nicht zu ſpaßen“.

Der Herr Geheimrath war Goethe und der Herr Herzog war Karl Auguſt geweſen.

Das machte uns gar keinen Eindruck. Wir hatten noch kein Maß für bevorzugte Menſchen; wir fühlten uns als Studenten ſelbſt bevorzugt vor aller Welt.

Unſer Weg ging nach Kaſſel. Dort ſollte ein Luſtſchloß liegen ebenfalls nach einem Wilhelm benannt, welches erſtaunliche Herrlichkeiten darböte. Dies iſt die Wilhelmshöhe, das Verſailles der heſſiſchen Kurfürſten.

Wir wanderten durch die Pappel-Allee eine Stunde lang von Kaſſel hinaus nach dieſen Hügeln, auf denen ſchloßartige Gebäude ſtehen, von reichen Baumgruppen eingerahmt. Ein ſteiler Waldhügel ſteigt auf von dem Plateau, welches die Schlöſſer trägt, und auf der Spitze dieſes Waldhügels ſteht eine coloſſale Statue, ein Herkules. Von da herab brauſen die Waſſer, welche Sonntags losgelaſſen wurden, und unten zwiſchen den Schlöſſern öffnete ſich mit einem Kanonenſchlage die Rieſenfontaine, welche höher als die Schlöſſer einen mannsſtarken Strahl in die Lüfte ſchleudert.

Dieſe Sonntage waren das einzige Populäre, welches die Kaſſeler Herrſchaft aufzuweiſen hatte, und von Nah und Fern ſtrömten die Menſchen herbei, um die Waſſer ſpringen zu ſehen.

Ganz ſo, wie jetzt noch Sonntags die Pariſer nach Verſailles fahren, wenn die Journale Samſtags ankündigen: „Morgen ſpringen die Waſſer in Verſailles!“

Das war bekannt in ganz Mitteldeutſchland, und wir hatten unſere Reiſe ſo ſorgfältig eingerichtet, daß wir Samſtags in Kaſſel, Sonntags in Wilhelmshöhe wären. Politiſche Gedanken lagen uns ferne, und wir hörten gleichgiltig zu, als unterwegs in einem Wirthshauſe ein Weinreiſender erzählte: Schiller habe in ſeinem Trauerſpiele „Kabale und Liebe“ Kaſſel und den dortigen Hof gezeichnet, und der Menſchenverkauf nach Amerika, welchen der Kammerdiener in dieſem Stücke brandmarkt, ſei in Kaſſel geſchehen, weßhalb denn auch dieſes Stück dort nie aufgeführt werden dürfte.

Es lagen noch vier Jahre zwiſchen damals und der Juli-Revolution; der Wiener Friede war wie Mohnſaft auf die deutſche Welt geträufelt, und wenn man auch der damaligen Burſchenſchaft politiſche Ziele nachſagt, ſo iſt dies nur ideal zu verſtehen. Unſer ideales Ziel eines deutſchen Reiches nahm wenig Notiz von den politiſchen Einzelheiten des damaligen Tages.

Das Soldatenweſen, welches ſich da zwiſchen den Schlöſſern auf Wilhelmshöhe entwickelte, war uns zudem aus der preußiſchen Heimat geläufig. Die Soldaten waren auch gerade ſo gekleidet wie die preußiſchen und marſchirten in Parade gerade ſo vor dem Kurfürſten, der auf der Schloßtreppe ſtand, linealmäßig vorüber, wie wir's gewohnt waren. Ein blutjunger kleiner Lieutenant, welcher den Zug führte, hatte das Unglück, beim Salutiren mit dem Degen gegen den Kurfürſten dieſen Degen aus der Hand fallen zu laſſen, und er hatte kaum Zeit, ihn aufzuheben, denn das marſchirende Lineal hielt nicht inne, und hätte ihn erbarmungslos niedermarſchirt, wenn er mit dem Aufheben nicht fertig geworden wäre.

Dieſer Vorfall oder Unfall war das wichtige Ereigniß des Tages. Ueberall hörten wir ihn beſprechen; der arme

Lieutenant galt für verloren, denn ſo was vergäbe der Kurfürſt nicht.

Dies charakteriſirt jene Zeit. Der Kurfürſt, ein mittelgroßer beleibter Herr, ſah auch wirklich unwirſch aus, als er nun über den freien Plan hinüberſchritt zu einer hohen, ſtattlichen Frau, welche ihn auf der Treppe des anderen Schloſſes erwartete. Es war die Gräfin Reichenbach, die Geliebte des Kurfürſten. Seine vernachläſſigte Gemalin war eine preußiſche Prinzeſſin, ich glaube eine Schweſter des regierenden Königs von Preußen. Sie war als Märtyrerin verehrt, und man erzählte von dringenden Vorſtellungen, welche von Berlin aus dem Kurfürſten gemacht wurden gegen ſo unwürdige Behandlung der Kurfürſtin; man ſetzte aber hinzu, daß dieſe Vorſtellungen ganz wirkungslos blieben, obwol ſie von einem mächtigen Staate ausgingen. Der Gebieter des Kleinſtaates fühle ſich um kein Haar weniger ſouverän als ein mächtiger König, und laſſe ſich nichts dreinreden in ſein herrſchſames Leben. Beſonders ein heſſiſcher Kurfürſt ſei ganz unzugänglich in ſeiner eigenwilligen Machtvollkommenheit. Sie hatten alle einen ſtarken Willenskern, dieſe heſſiſchen Kurfürſten.

Das Kaſſeler Hoftheater war denn auch bis in die neueſte Zeit das Theater ſtrengſter Cenſur. Die populärſten Stücke durften dort nicht gegeben werden, weil dieſer oder jener unſcheinbare Zug Sereniſſimo mißfallen könnte. Es war eine Aufgabe für die Phantaſie, ſolche unſcheinbare Züge zu entdecken, wenn ein neues Stück erſchien. „Der geheime Agent“ zum Beiſpiele galt für unehrerbietig und wurde vom Kaſſeler Repertoire ausgeſchloſſen. Da kam der regierende Kurfürſt einmal nach Wien, und ich hatte die Naivetät, ihm dies Stück vorzuführen auf dem Burgtheater. Da er's nicht kennt, meinte ich, wird es ihn beſſer unterhalten als ein anderes. Und ich hatte es getroffen! Aergerlich hat er ſeinen Adjutanten gefragt, warum denn dies Stück in Kaſſel nicht gegeben würde?! Und bei ſeiner Heimkehr wurde es gegeben. — Die Furcht

iſt eben die Seele der Cenſur und verbietet mehr als nöthig iſt.

Aus dieſem heſſiſchen Kurfürſtenthume, welches heute als ſouveränes Fürſtenthum verſchwunden iſt, wanderten wir nördlich in ein Königreich, welches heute ebenfalls ſeinen Titel verloren hat, ins Königreich Hannover.

Hannöveriſch-Minden war unſere nächſte Station, oder vielmehr der Mindener Wald war es. Da geſchieht etwas, was uns intereſſirte: zwei Flüſſe begegnen ſich da, umarmen ſich und ziehen in der Umarmung weiter, ein neues Weſen. Weſer heißen ſie von da an, wo die Fulda und die Werra zuſammengefloſſen ſind, und ſie wandeln langſam nach Bremen hinab und in die Nordſee. Dieſe Umarmung betrachteten wir aufmerkſam im Mindener Walde, denn unſer geographiſches Intereſſe war lebhafter als unſer politiſches.

Das Göttinger Land, in welches wir dann einzogen, war uns auch viel wichtiger als das Königreich Hannover, zu welchem es gehörte. Der Name Göttingen hatte eine Bedeutung für uns, die Bedeutung einer ariſtokratiſchen Univerſität. Hier war immer ein vornehmes wiſſenſchaftliches Leben geweſen, und zwar nicht blos darum, weil alle jungen Fürſten hier zu ſtudiren pflegten und alle adeligen Sprößlinge, welche Diplomaten werden ſollten. Nicht blos darum; auch die Profeſſoren hatten etwas Vornehmes. Von Leibnitz her, welcher in Hannover die wiſſenſchaftliche Bildung der Welt in großem Style vor Augen hatte und zu leiten ſuchte, war es Göttinger Styl geworden: nur die größten Capacitäten auf den Katheder zu berufen. Namentlich Jurisprudenz und Philologie hatten hier lange ihre ſtolzeſten Vertreter, und es war ein ganz entſprechendes Ereigniß, als in den Dreißiger-Jahren hier ſieben Profeſſoren auftraten gegen den Verfaſſungsbruch des Königs Ernſt Auguſt, und als ſie wie Römer ſtolz ins Exil wanderten, den ſittlich ſtrengen Dahlmann an der Spitze. Auch die vornehmſte Literatur-Zeitung, die „Göttinger Anzeigen“, eine echte Univerſitäts-Zeitung, kam von hier. Sie war das Ober-

Tribunal für alle Gelehrte; eine Kritik in den „Göttinger Anzeigen“ war ein Orden für jeden gelehrten Schriftsteller. Die Halle'sche und Leipziger Literatur-Zeitung wurden neben ihr wie redselige Parvenus angesehen. Sie sind alle dahin! Die moderne Zeitung hat Alles verschlungen, oder um höflicher zu sprechen, hat Alles in sich aufgenommen. Wer lacht da? Ein Gelehrter, welcher die große Wandlung in unserem Leben anklagt, welcher die jetzige Welt gefälliger Oberflächlichkeit zeiht, und den Untergang der Gelehrten-Herrschaft beweint. Umsonst entgegnet man ihm: Aber die Naturwissenschaft herrscht ja wie niemals! Auch dazu zuckt er die Achseln und sagt: Stofflicher und nur stofflicher Kram, brutale Thatsache blos mit kurzer Folgerung bis zur nächsten Ecke, nicht aber höhere Bildung! Das nächste Jahrhundert wird geringschätzig auf unsere Zeit blicken; denn alsdann werden unsere stofflichen Entdeckungen weit überholt sein; man wird die gedankenarmen Anfänge als etwas Selbstverständliches kaum noch beachten und wird ausrufen: Das achtzehnte Jahrhundert mit Voltaire und Kant war ja viel größer als das neunzehnte mit seinen bloßen Notizen!

So spricht heute ein Gelehrter aus der alten Göttinger Zeit.

Wir jungen Burschenschafter waren ganz betroffen von diesem Universitäts-Leben in Göttingen. Das war total anders, als wir es kannten. Eine Burschenschaft gab's hier gar nicht, und bei näherem Zusehen fanden wir das ganz begreiflich. Die Burschenschaft wächst aus demokratischem Boden. Hier war Alles aristokratisch. Nicht einmal Landsmannschaften traten hier zusammen, sondern Alles sonderte sich in kleinere exclusive Kreise. Clubs hießen sie. Wol nach englischem Muster, wie denn überhaupt das regierende Welfenhaus, damals auch in England auf dem Throne, mannichfaltige Formen und Gebräuche englischen Wesens in Hannover veranlaßt hatte. Wir hätten im Gasthofe einkehren müssen, etwas Unerhörtes bei der studentischen Gastfreundschaft anderswo, wenn uns nicht ein alter Burschenschafter

der hier ſein letztes Halbjahr ſtudirend verbrachte, begegnet wäre. Staunend hörten wir ſeine Schilderungen dieſer von uns ſo verſchiedenen Studentenwelt. Der Verkehr unter den Studenten war äußerſt kühl, und im Uebelnehmen äußerſt empfindlich. Letzteres, das ausgeſuchte Uebelnehmen, iſt überhaupt im nördlichen Norddeutſchland zu Hauſe. Daher Paukereien hier in Fülle. Es gab eine eigene Claſſe von Anekdoten, welche fein malitiöſe Veranlaſſungen zur Herausforderung — zum „Contrahiren“ lautete der techniſche Ausdruck — ſchilderten. Auf den entgegengeſetzten Seiten der Straße zum Beiſpiele gehen Zwei aneinander vorüber, die ganze Breite der Straße liegt zwiſchen ihnen, ſie haben aber etwas gegen einander, und wollen eine Veranlaſſung zum Ausbruch ihres Grolls. Sie bleiben alſo ſtehen, und der Eine ruft zum Andern hinüber: Sie haben mich „gerämpelt“ (geſtoßen)! — Das weiß ich wohl! entgegnet dieſer — und ſo haben ſie „contrahirt“ und begegnen ſich anderen Tages auf der „Menſur“. Der „Sie-Comment“ gehört natürlich dazu; unſer brüderliches Du wäre hier grobe Beleidigung geweſen.

Heine hat bekanntlich eine zeitlang in Göttingen Jura ſtudirt und promovirt. Von hier iſt er nach Langenſalza gefahren, und hat ſich taufen laſſen. Ein tiefer Grundton ſeiner witzigen Malice entſpricht dem Göttinger Tone, welcher mich damals ſo überraſchte. Es waren etwa fünf Jahre her, daß er hier umhergewandelt war.

Die vornehm ſtrenge Gelehrſamkeit Göttingens war übrigens, wie ich in reiferen Jahren bemerkt habe, dem ganzen Bildungsweſen der hannoverſchen Lande tief entſprechend. Es gibt kaum irgendwo eine ſo gründliche Cultur unter den Gebildeten, eine ſo feine Ausbildung in Kenntniß und Geſchmack wie hier. Der kleine Detmold aus Hannover ſelbſt war ein rechter Typus dafür. Er ſtammte ſchriftſtelleriſch in gerader Linie von Lichtenberg, welcher ſeine jetzt vergeſſenen Satyren auch in Göttingen ſchrieb, und es iſt recht ſchade, daß ſeine kleinen Broſchüren über Kunſt-

kennerſchaft nicht geſammelt vorliegen in einem Bande. Sie ſind von claſſiſcher Malice. Im erſten deutſchen Parlamente ſetzte er ſich aus Malice gegen die Uebertreibungen auf die äußerſte Rechte, ja er trat aus blanker Malice in das letzte Reichsminiſterium, von welchem Niemand ſo gut als er wußte, daß es nur noch ein Puppenſpiel aufzuführen hatte. „Denn Alles was beſteht, iſt werth, daß es zu Grunde geht“, ſagte er lächelnd mit ſeinem hohen Tenor, als ich ihn damals um ſeine wunderlichen Gründe fragte, und ſein geiſtvolles Auge zwinkerte dazu, ſein breiter Mund verzog ſich zum Mephiſto-Winkel. Ein Stück Hamlet-Natur iſt an unſern Nordſeeküſten geradeſo zu Hauſe, wie an der engliſchen Küſte.

Von alledem gab mir Göttingen damals nur eine Ahnung; aber doch eine Ahnung, und dieſe verdarb mir ein wenig die Reiſe durch den Harz, welche wir von Göttingen aus antraten. Dieſes waldige Hügelland, welches man in Norddeutſchland das Harzgebirge nennt, und welches allerdings ein landſchaftlicher Segen iſt für die Flächen und Haiden nach der deutſchen See hinab, genügte uns nicht. Unſer heimatliches Hochland, mit noch größerer Ueberhebung Rieſengebirge geheißen, galt uns für ſtattlicher, und wir ſtiegen göttingiſch hochmüthig die Hügelketten hinab, welche ſich nach Thüringen hinunterſenken.

Da kamen wir in ein flaches Thal und erfuhren: hier lägen die niederſächſiſchen Kaiſer begraben, welche ihre Pfalzen oben im Harze gehabt. Dieſe einzige norddeutſche Kaiſerreihe hatte uns da oben ſchon beſchäftigt; wir waren in Goslar herumgekrochen und hatten nach Räumlichkeiten geſucht für die damaligen Reichstage; wir hatten gefragt, wo der erſte Heinrich, ein ſtarker, ſchöpferiſcher Mann, beim Vogelfang geſeſſen, als man ihm die Krone gebracht. Wunderliches Schickſal, daß deßhalb ein Mann von ſolcher Bedeutung durch alle Jahrhunderte hindurch den unbedeutenden Beinamen: „der Finkler“ mit ſich ſchleppen muß! Jetzt ſuchten wir neugierig in Memuleben die Gruft dieſer gewaltigen Herren. Nichts! Nichts! Alles zerbröckelt, verwiſcht in dieſem kleinen Acker-

haufflecken Memmleben. An den Ecken dieſes flachen Thales liegen drei ſolche Flecken: Wiehe, Wolmirſtädt, Memmleben, und der Volksmund läßt einen ſterbenden Kaiſer ſagen: Wie wohl mir ſteht mein Leben!

Einer dieſer Flecken hat denn auch richtig einen Kaiſer heutigen Styls hervorgebracht, modern hiſtoriſchen Styles nämlich. Im Flecken Wiehe iſt uns ein Hiſtoriker geboren worden, der Stand hält vor ganz Europa — Leopold Ranke.

Wie viel glückliche Stunden verdanke ich den Geſchichtsbüchern dieſes Mannes, glücklich durch die feine Beſchäftigung des Geiſtes, welche ſie gewähren. Man ſchätzt ein Ranke'ſches Buch erſt recht, wenn man das Geſchichtswerk eines Anderen nach der Lectüre eines Ranke'ſchen Buches leſen will. Vor zwei Jahren verſuchte ich dies mit Häuſſer's neuerer deutſcher Geſchichte. Vergeblich! Ich mußte ablaſſen. Die landläufigen Gedanken ſchmeckten wie ſchales Bier auf edlen Wein.

Ein feiner Hiſtoriker iſt ein dauernder Schatz für ſeine Nation. Er mildert Alles, weil er den menſchlichen Quellen der Handlung ſorgſam nachforſcht, wie ein Arzt den Lebensquellen nachforſcht; er belebt Alles dauernd, weil er die Wahrhaftigkeit zur Geltung bringt. Niemand geht der Phraſe ſo ſtandhaft aus dem Wege, wie Leopold Ranke.

Im Jahre 1834 ging ich an einem trüben Frühlingstage mit Varnhagen Unter den Linden in Berlin ſpazieren, da blieb dieſer plötzlich ſtehen und ſagte: „Betrachten Sie den kleinen Mann da drüben, der ſo leiſe vorüberſchiebt, das iſt der Verfaſſer der römiſchen Päpſte". Dies war damals Ranke's neueſtes Buch. Die rechte Schulter etwas vorausſtreckend — der Schreibtiſch mag das verſchuldet haben — bewegt er ſich leicht und leiſe. Später bin ich ihm ein paarmal in Geſellſchaften begegnet. Er ſpricht ziemlich ſo, wie er ſchreibt, ohne Aufwand, unſcheinbar der Bemerkung nachgehend und der Folgerung. Die ſächſiſch-thüringiſche Heimat hat etwas ſächſiſchen Ton in ſeiner Rede zurückgelaſſen, und die harten wie weichen Conſonanten genirten

ihn auf dem Katheder. Zur Erleichterung pflegte er ſie mit griechiſchen Buchſtaben zu benennen. „Pi, meine Herren," rief er, „nicht Beta!" Ein wenig hat mich Kopf und Figur Ranke's an Talleyrand erinnert, ein wenig. Er ſpricht mehr und trachtet nicht gerade nach Witz, weil er doch mehr Geſinnung hat als Jener.

Der Geſinnung halber betrachtete Varnhagen dieſen Geſchichtsſchreiber immer ziemlich mißtrauiſch. Die damalige gelehrte Politik des preußiſchen „Wochenblatts" von Jarke'ſcher Doctrin und die ſtockende Zeit waren recht gefährlich für Ranke. Er hatte das Bedürfniß, mitzuſprechen, und fing an, ſich auch in einer Zeitung zu äußern. Varnhagen zeigte ſchon mit Fingern auf ihn, als auf Einen, der ebenfalls in den künſtlichen Sumpf geriethe. Aber Ranke bemerkte das zeitig genug ſelber, und zog ſich raſch wieder zurück in ſeine Studien und weiter umſchauenden Betrachtungen.

Ein Hiſtoriker beſchädigt ſich durch Parteipolitik. Er hat die Summe zu ziehen, und ſich dafür unbefangen zu erhalten. Im Streite ſagt man zu viel; vom guten Hiſtoriker verlangt man aber zuerſt und zuletzt Weisheit.

8.

Im Winter ſchon, dem zweiten Halbjahre meiner Studentenzeit, begann das Strafgericht von Seiten des Staates für meine burſchenſchaftliche Paſſion. Es hat mich zwölf Jahre lang unerbittlich verfolgt, wie den Oreſt die Furien verfolgt haben. Daß die Furien nie ſchlafen, habe ich ganz deutlich erfahren. Ich weiß nicht, welch ein Hafer uns ſtach, bald nach Neujahr 1827 eine große Schlittenfahrt zu veranſtalten. Hoher Schnee muß uns

verblendet haben; denn was wir sonst sorgfältig vermieden, das legten wir bei dieser Gelegenheit aller Welt vor die Augen: die ganze Burschenschaft präsentirte sich im Schlitten wie auf dem Präsentirteller. Es kommt ja manchmal solch ein Freiheitsgelüste über die vorsichtigsten Menschen; sie bilden sich plötzlich ein, die lang geübte Vorsicht sei unwürdig und unmännlich, und man müsse zeigen, daß man Selbstgefühl habe.

Meine Sprottauer Erziehung brachte es mit sich, daß ich mit der langen Schlittenpeitsche umzugehen und leidlich zu knallen wußte. „Klatschen", nennt man's mit schwächlichem Ausdrucke in einigen Gegenden. Diese Fertigkeit wurde mein Verderben. Sie brachte mich auf einen der sechsspännigen Schlitten, in welchem unsere „Haupthähne" saßen, und mein Eifer war nicht zu dämpfen. In der Ulrichsstraße raunte mir ein Haupthahn zu: „Da steht der Universitäts-Richter vor der Hausthür!" und plautz! knallte ich dem gefürchteten Manne herausfordernd unter die Nase.

Er hatte sich mein verführerisches Antlitz gemerkt, und am nächsten Vormittage stand ich vor ihm als bezichtigter Delinquent. Seine Schlußfolge lautete: Im Sechsspänner fahren nur Regenten, also auch Studenten-Regenten bei einer studentischen Schlittenfahrt, also sei ich ein Matador in der Burschenschaft. Umsonst berief ich mich auf meine Jugend im Studentenstaate, und daß jeder vernünftige Mensch doch wissen müsse, ein Brandfuchs könne kein Matador sein in einer Studenten-Verbindung. Umsonst! Er lächelte niederschmetternd, und verlangte genaue Auskunft über die in Halle bestehende Burschenschaft, widrigenfalls ich im Carcer Muße finden würde, mich zu besinnen.

Ich wurde denn durch den Pedell in den Carcer abgeführt. Die erste Gefangenschaft. „Für die gute Sache!" sagte ich vor mich hin, wie junge Fanatiker zu sagen pflegen, und richtete mich ein fürs Märtyrerthum. Nicht um ein Königreich hätte ich die geringste Notiz verrathen, und gleichfalls nicht um ein Königreich wollte der Untersuchungsrichter den gefangenen Burschen auf-

geben, von deſſen Jugend er Aufſchluß zu erzielen hoffte. So verging Woche für Woche.

Ein Umſtand machte die Angelegenheit pikant: die Ernährung des Delinquenten. Geld beſaß ich nicht, ein regelmäßiger Mittagstiſch ſtand nicht in meinem Kalender. Als nun der Pedell fragte, von wo er mein Mittageſſen holen ſollte, und von mir zur Antwort erhielt, daß ich ſelten zu Mittag ſpeiſte und mich um gemeinen Geldbeſitz nie gekümmert hätte — da nahm er das den erſten Tag hin wie eine renommiſtiſche Studentenformel, und ging achſelzuckend fort. Auf ſeinem Rücken las ich die Worte: Hunger wird dich wol zahm machen! Als aber am zweiten Tage dieſelbe Scene ſpielte, da wurde ihm doch angſt, und er lief zum Richter mit der Meldung: der incarcerirte Student verhungert!

Flugs folgte neues Verhör. Der abgeſchwächte Burſche, mochte der Richter meinen, wird nun wol bekennen. Als dies aber nicht eintraf, mußte doch Meldung gemacht werden an den Regierungs-Bevollmächtigten. Es war unerhört, daß ein Student im Carcer von der Behörde geſpeiſt würde, wie man zweideutig ſagt; aber was blieb übrig? Der Hungertod für eine Schlittenfahrt wäre doch zu arg geweſen; am dritten Tage brachte mir der Pedell eine beſcheidene Freitiſch-Portion. Mürriſch bemerkte er dabei, die Behörde ſei ſehr ärgerlich, und ich würde um ſo länger ſitzen müſſen.

Pedell Seebach war ein Wahrſager: ich mußte ſechs Wochen ſitzen; für bloße Unterſuchung eine unerhörte Carcerdauer. Der Märtyrer war fertig, aber auch der unauslöſchliche Makel für meine Zeugniſſe: „Der Burſchenſchaft verdächtig“.

Ich weiß nicht, welcher Zug von Inſtinct mir im nächſten Sommer ſagte, es ſei nun genug der reinen Studenten-Poeſie, und es müſſe eine neue, dem praktiſchen Ziele näher zuſtrebende Epoche an die Reihe kommen. Meine burſchenſchaftlichen Freunde widerſprachen, und boten mir eine Sicherung der ökonomiſchen Exiſtenz, wenn ich in Halle bliebe. Es waren viele ältere „Hähne“

abgegangen, der Nachwuchs mußte in die Führung einrücken auf dem Fechtboden, auf der Kneipe und im Rathe, und unter diesem Nachwuchse setzte man Vertrauen auf mich. Ich selbst blieb aber der Meinung, der Frühling sei vorüber, und ich zog im Herbste 1827 von dannen, an äußeren Besitzthümern noch ärmer, als ich gekommen war, denn das Bett und der Mantel mußten veräußert werden, an inneren Schätzen nicht unerheblich reicher. Das Leben mit weiterem Ausblicke war mir geläufig geworden, der Ueberblick über meine Brotwissenschaft, die Theologie, war mir gewonnen, und zwar im Wesentlichen gewonnen durch den Verkehr mit theologischen Kameraden, durch die Gespräche mit ihnen. Viel mehr hiedurch als durch den Besuch der Collegien. Endlich hatte der Zweifel in mir Wurzel geschlagen, der Zweifel an den Idealen. Dieser Zweifel war nicht giftig, aber er war nicht ohne Bitterniß. Alles hat eine Grenze, gar manches Schöne hat eine nahe Grenze — das war des Zweifels Inhalt. Leere Renommisten, eigennützige Bundesbrüder hatten das zweifelnde Nachdenken geweckt; die Bitterniß war gesund, sie bewahrte vor Faselei, ohne den idealen Sinn zu vernichten.

Ich wanderte nach der Heimat zurück; diesmal ohne Guitarre. Leipzig war die erste Station. Obwol nur fünf Meilen von Halle entfernt, und obwol eine zahlreiche Burschenschaft in Leipzig vorhanden, so stand doch Leipzig in geringem Verkehre mit uns. Es hatte einen ganz anderen Charakter. Halle war der Grenzort für die norddeutschen Stämme. Nach Halle kamen die Pommern, Märker, Mecklenburger, Hanseaten, Westfalen in großer Anzahl; nach Leipzig nicht. In Leipzig war der obersächsische Stamm weitaus überwiegend. Die Universität hier ist reich dotirt, der sächsische Sinn für Bildung hat hier reiche Stiftungen gegründet, und die Landeskinder finden hier ungemeine Erleichterung. Dadurch bekam aber auch die Studentenschaft einen specifischen Charakter. Selbst in der Fechtkunst unterschied sie sich specifisch von uns. Man schlug kürzer, feiner. Die Leipziger Terz, ein kurzer, feiner Hieb, war

berühmt im Gegenſatze zur langen, wuchtigen Secunde von Halle.

Den einzigen Abend, welchen ich hier verweilte, ſuchte ich denn, weil ich mir fremd vorkam, die Burſchenkneipe nicht auf, ſondern gerieth ins Theater. Theater! Davon wußte ich kaum noch was. Zweimal etwa binnen anderthalb Jahren war ich zu Halle ins Theater gekommen und war nur mit dem Strome hingekommen. Frau Neumann, ſpäter Haizinger genannt, eine bildſchöne Blondine, hatte gaſtirt, und bei dieſer Gelegenheit zeigten ſich zu unſerer Ueberraſchung einige Paare waſchlederner Handſchuhe unter den Burſchenſchaftern. Hier in Leipzig ſah ich „Minna von Barnhelm“. Und wer ſpielte Tellheim? Herr Emil Devrient. Einundvierzig Jahre ſpäter, alſo in dieſem Jahre noch, ſpielte er mit derſelben Lebensfriſche, wie es hieß, zum letztenmale in Leipzig. Er kann heute noch den Tellheim ſpielen. Das nennt man eine auf Dauer angelegte Conſtitution. Keines deutſchen Staates Conſtitution kann ſich mit der Devrient'ſchen meſſen. Dafür ſtammen auch dieſe De Vrients aus dem langlebigen Holland, und die Buchſtaben ihres Namens werden richtiger deutſch ausgeſprochen.

Die Herbſtregen floſſen hernieder, da ſaß ich wieder in Sprottau in unſerer Vorderſtube und ſtudirte die Halle'ſchen Collegienhefte ohne Intereſſe, und erſchrak, als die Mutter fragte, ob ich nicht bald predigen würde. Das Amt, auf welches ich zuſteuerte, lag gar nicht tief in meinem Sinne. Aber um die Mutter zu erfreuen, ſchrieb ich eine Predigt nieder. „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübſal, haltet an im Gebet“ — das war mein erwählter pauliniſcher Text. Paulus iſt immer der Apoſtel für die Undogmatiſchen. Man ſieht's dem Texte an, daß er dem Dogma ſorgfältig aus dem Wege geht. Dieſe Predigt wurde meine Gaſtrolle, welche ich ſpäter an verſchiedenen Orten des ſchleſiſchen Landes wiederholt habe. Es half in Sprottau nichts, daß ich ſagte, ich ſei ja nur Student und noch nicht Candidat, ein Superintendent aber, welcher die Erlaubniß

geben könnte, ſei in Sprottau nicht vorhanden. „Er iſt ja nicht weit!“ rief mein energiſcher Vater, „her mit der Predigt!“ Sie wurde einem Botenläufer eingehändigt, der trug ſie in die Wälder.

Einige Meilen tief in den Waldungen nämlich, welche unſere Felder umſäumten, lag ein Haideſtädtchen, und in demſelben hauſte und reſidirte ein Superintendent, welcher das Kirchenregiment führte über unſere Gegend. Wie ein Johannes in der Wüſte lebte er da verborgen und hatte den Ruf eines ſehr nüchternen, populären Wüſtenpredigers, welcher ſich mehr um Moral als um hiſtoriſche Dogmen kümmerte. Er hatte denn auch meine Predigt in der Geſchwindigkeit geleſen und gebilligt, und binnen zwölf Stunden war der Botenläufer wieder da und brachte die Approbation des Seelenhirten mit dicker Feder und ſchwarzbrauner Tinte unter meinem Manuſcripte. Jetzt konnte und mußte ich predigen.

Es geſchah in einer Dorfkirche, eine Stunde von der Stadt entfernt. Dort hauſte ein Prediger, welcher noch populärer war, als jener Superintendent, oder richtig geſagt, noch „gemeiner“ — ſo lautete bei uns der Ausdruck für „populär“. Er ſprach auf der Kanzel vom Sauerkraut und vom Schweineſchlachten zur Verwunderung der Stadtbewohner und hatte den Ruf eines Abraham a Sancta Clara. Dieſer Realismus auf der Kanzel hat mir ſchon damals einen Eindruck gemacht, und wenn mir Paſtor Leder — er hieß auch noch dazu wirklich Leder — auseinanderſetzte, daß unſer vornehmes Predigen in der Stadt ſeinen Bauern gar nichts nützte, ſo überzeugte er mich eigentlich. Das Verhältniß hat auch etwas vom Idealismus und Realismus in der Poeſie. Man konnte beim Leder die Erhebung vermiſſen, bei unſeren Predigern aber auch die treffende Wahrhaftigkeit und das geſunde Naturell des Talentes. Die Bauern waren mit Leder zufrieden und ſagten: „Er ſchüttelt uns doch!“

Auf dieſe Kanzel trat ich denn im weiten ſchwarzen Sergerock, Reverende geheißen, und mit ſchneeweißen „Bäffchen“ von meiner Mutter Hand.

Meine Stimmung war nicht ohne feierliches Bangen. Ich war nicht eben religiös, aber auch nicht freigeiſtig erzogen. Die Kirche war uns geachtet, der Verkehr mit Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, war uns ein redliches, ehrfurchtsvolles Verhältniß. Das lebte in mir trotz Wegſcheider's natürlicher Erklärung der chriſtlichen Wunder. Dieſe rationaliſtiſche Erklärung paßte mir nun nicht recht zu meiner Stellung auf der Kanzel, denn ich wußte, daß ich der Gemeinde davon nichts ſagen dürfte. Das gab eine Miſchung von Ehrfurcht und Unſicherheit. Die Ehrfurcht überwog, und ich fühlte mich ſehr erregt. Es peinigte mich deßhalb der Gedanke beſonders, daß ich ſtecken bleiben könnte. Die Pein ging nicht eben auf mich, der dadurch blamirt würde, ſie ging auf den heiligen Ort, welcher durch ſolche Unfähigkeit entweiht werden müßte. Dieſer Gedanke, daß ich der Kirche und der Gemeinde ein ſolches Aergerniß bereiten könnte, ängſtigte mich am meiſten und trieb mich zur Haſt, ſo daß ich viel eiliger ſprach, als gut war, ſo daß ich viel ſchlechter ſprach, als ich ſprechen konnte. Die Leute da unten, dachte ich, während ich die auswendig gelernten Worte redete — die Leute da auf den Kirchenbänken haben ja gar keine Vorſtellung davon, daß ihr Prediger auf der Kanzel ein Menſch ſei mit der erbärmlichen Schwäche eines verſagenden Gedächtniſſes, im Gegentheile! er iſt ihnen ein erhöhtes Weſen, und wenn er ſo gemein menſchlich ſtrauchelt und ſtecken bleibt, dann beſchädigt, ja vernichtet er ihnen den hohen Begriff der Kirche und erregt einen tempelſchänderiſchen Scandal.

Die Gefahr ging an meinem Haupte vorüber, ich verlor zwar einmal den Gedächtnißfaden, aber ich ſprach mechaniſch weiter, irgend etwas! Daß ich das konnte, das verlieh mir neue Sicherheit, und mit ihr fand ich den verlorenen Faden wieder. Ich hatte ſogar nicht nöthig, nach einem Hilfsmittel zu greifen,

welches ich unſerem Primarius abgelernt und mir für den Noth=fall zurechtgelegt hatte. Dieſer Primarius nämlich, ein ſehr be=liebter, einfach ſprechender Prediger, brachte öfters Verſe vor in ſeiner Predigt, beſonders Gellert'ſche, welche einen Seelenzuſtand rührend ausdrückten. Couſin Fritz hatte mich aufmerkſam ge=macht, und wir kritiſchen Buben waren durch längere Beobach=tung zu dem Reſultate gekommen: wenn ſo ein Vers kommt, da iſt der Herr Primarius heraus aus ſeiner Predigt, da ſchiebt er ein, um ſich zu beſinnen. Denn dieſe Verſe kann er ohne Nach=denken herſagen. Da Fritz auch Theologe wurde, ſo hatten wir uns dies Rettungsſeil zurechtgedreht für den Nothfall.

Ich hatte es alſo nicht gebraucht und wurde beglückwünſcht von den Meinigen. Ich ſelbſt war nicht ſehr erbaut von mir, be=ſonders darum nicht, weil ich die Ueberzeugung hatte: das könnteſt du doch viel beſſer machen!

Man kennt oft in der Jugend inſtinctmäßig ſeine beſtimmte Fähigkeit, ohne daß man ein Bewußtſein davon hat. Ich will ſagen: ohne ein Verſtandesbewußtſein. Ich hatte gewiß ſchon als Knabe Talent zu mündlichem Vortrage. Ganz deutlich erinnere ich mich, daß ich in der Sprottauer Bürgerſchule dürftige Ge=dichte declamirte und Wirkung damit machte. Der Bürgermeiſter, ein vornehmer Herr von, der ſehr zurückhaltend war, rief Bravo! nach meiner Declamation, was er ſonſt nie that. Das hatte meiner Mutter Effect gemacht, mir nicht. Auf dem Gymnaſium in Glogau bekam ich die Hauptrolle in einem ſogenannten „Geſpräche", welches der Rector ſelbſt abfaßte für den Rede=Actus, und in welchem er die Modegebrechen der Schüler geißelte. Zweckdienliche Scenen alſo, ſehr verhaßt bei den Schülern der höheren Claſſen. Dieſe machten mir, dem Quintaner, denn auch Vorwürfe über meinen wirkſamen Vortrag. Couſin Fritz war deßhalb wüthend auf mich. Ich ſah verdutzt drein, an die Urſache von alledem dachte ich nicht. Im nächſten Jahre — ich war Quartaner ge=worden — berief mich der Rector zu ſich und trug mir auf, das diesjährige Geſpräch den drei Quintanern einzuſtudiren. Die

erſte dramaturgiſche Aufgabe alſo für den grünen Buben! Mein Verſtand erhielt aber gar keine Kenntniß von dieſer Fähigkeit; auch ſpäter nicht, als ich ſchon oft mit gutem Erfolge vorgeleſen hatte. Trotz dieſes Mangels an Kenntniß hatte ich jetzt nach der erſten Predigt die Empfindung: das könnteſt du viel beſſer machen!

Ich hab's auch beim ſpäteren Predigen eigentlich nie viel beſſer gemacht. Die Form einer Predigt iſt zu eintönig, wenn der Prediger nicht ganz ſicher und behaglich iſt in ſeinem Berufe. Iſt er das, beherrſcht er in Ruhe und Zuverſicht den ganzen Bereich ſeiner Aufgabe, dann freilich kann er auch die Predigtform mannichfach beleben. Das war nun nie mein Fall, ich fühlte mich immer eingeſchloſſen in einen engen Gang. Das dramatiſche Naturell in mir ſuchte ſich ſpäter wol einen Ausweg, aber auch dieſer Ausweg gefiel mir nicht eben und war auch nicht gefällig. Ich wurde ein Eiferer auf der Kanzel. Beſſert euch oder es hagelt des Himmels Strafe über euch! Das war etwa der ungefällige Fortſchritt meines Predigertalentes. Ich wäre ein moraliſcher Zelot geworden der bloßen Rhetorik zuliebe.

Ich ſaß monatelang daheim, während ich in Breslau ſchon immatriculirt war und die Collegien dort längſt begonnen hatten. Zunächſt weil ich des Collegienhörens ſatt war und die Vorſtellung hegte, gute Fachbücher, mit Aufmerkſamkeit ſtudirt, führten wohlfeiler zum Ziele. Ein paar Jahre Collegien hören iſt ungemein lehrreich; es fällt ſehr viel ab beim öffentlichen und gemeinſchaftlichen Lernen, und man wird gleichſam in einer weiten Gegend ganz zu Hauſe. Dann aber ſoll man ſich zuſammendrängen laſſen durch Fachbücher, in denen man des Kernes ſicherer habhaft wird.

Außerdem wartete ich auf den Termin, welcher endlich eine kleine Summe des Stipendiums flüſſig machen ſollte. In einer neuen, größeren Stadt wieder mit nichts und Hunger zu beginnen, ſchien mir doch nicht rathſam. Freie Wohnung erwartete mich wol ſchon wieder bei einem Halle'ſchen Kameraden aus der Burſchenſchaft, welcher ebenfalls nach Breslau übergeſiedelt war.

Aber ich war bei aller Armuth anſpruchsvoller geworden, und wußte doch gar nicht, wie dieſe Anſprüche nur einigermaßen zu befriedigen wären. Mein Verhältniß zur theologiſchen Wiſſenſchaft hatte ſtarken Antheil an einen inneren Mißvergnügen, welches wie ein Nebel in mir herumzog. Ich ahnte unklar, daß dieſes Verhältniß ein Mißverhältniß wäre. Und doch ſah ich mich vergeblich um in allen Winkeln der Welt, ob und wo für mich eine erſprießliche Laufbahn zu finden wäre. Ich ſah keine. Verſtimmt reiſte ich im Winter nach Breslau. Die größere Stadt lockte mich gar nicht, ſie war mir Provinz neben der Burſchenſchaft, die ſich in alle Stämme Deutſchlands verzweigte, und wenn ich auch eine halbfertige burſchenſchaftliche Verbindung in Breslau zu erwarten hatte, die Grenzlage Schleſiens mußte es doch mit ſich bringen, daß faſt nur Schleſier zu finden wären. Polen etwa noch, für deren hochfahrendes Weſen ich von der Gloganer Schule her keinerlei Vorliebe empfand. Die Oder, welche durch das Flachland ganz Schleſiens läuft, an Breslau wie an Glogau vorüber, war auf ihrem rechten Ufer weit und breit von ſlaviſchen Elementen beſetzt, und das hatte mir immer einen wüſten Eindruck gemacht. Links der Oder bis gegen Oberſchleſien hinauf ſind lauter urdeutſche Bewohner, urſprünglich wol fränkiſche und thüringiſche Einwanderer, und der Gegenſatz iſt ungemein grell. Die Deutſchen ſind hier ſtrenger und abweiſender als irgendwo, nicht ein Atom ſlaviſchen Weſens nahmen ſie auf, und „polniſche Wirthſchaft“ war ein herrſchender Ausdruck für jegliche Ablehnung.

Als ich den erſten Morgen in Breslau erwachte, ſtand der Pedell vor meinem Bette. Das Univerſitäts-Gericht wünſchte meine perſönliche Bekanntſchaft zu machen wegen des ſteckbrieflichen Zuſatzes in meinem Halle'ſchen Zeugniſſe: „Der Burſchenſchaft verdächtig“. Wir waren wie gebrandmarkte Galeerenſklaven, die überall den Rock ausziehen und den nackten Arm zeigen mußten, weil man die eingebrannte Marke ſehen wollte.

Der Univerſitäts-Richter war indeß duldſamer als der Halle'ſche, und ich konnte ungeſtört untertauchen ins Breslauer Leben. Das that ich denn bei Ermanglung eines feſten, deutlichen Zieles in ausgiebigſter Weiſe. Wenn das Ziel fehlt, dann wird man melancholiſch oder liederlich; ich wurde liederlich.

Ich war bereits „alter Burſch", und war als ſolcher und mit dem Rufe einer „guten Klinge", mit dem Nimbus burſchenſchaftlicher Hingebung eine Notabilität, welcher man zutrauensvoll entgegenkam. Dies Zutrauen hatte lauter Folgen, welche mich zerſtreuen mußten. Das „blaue Haus", der Anfang einer burſchenſchaftlichen Verbindung, ſollte ausgebaut werden zu einer vollen Burſchenſchaft. Dazu mußte ich mitrathen und mitthaten. Zu dem „Mitthaten" gehörte die Ausmerzung bisheriger „Blauhänsler", welche in die ſtrengeren Geſetze der Burſchenſchaft nicht paßten. Das waren aber rüſtige Leute, welche ſich nicht ausmerzen ließen mit Roſenwaſſer. Sie mußten genöthigt werden, und hinter ſolcher Nöthigung erſchien gewöhnlich eine Forderung, eine Paukerei, die man „pro patria" wie der alte Ausdruck lautete, übernehmen mußte. Ich gerieth über und über ins Paukweſen hinein und hatte eine zeitlang jede Woche einmal zu ſecundiren. Das nimmt Zeit und Aufmerkſamkeit arg in Anſpruch, denn es läuft nicht immer glatt ab. Starke Verwundungen unter Anderem bringen gerichtliche Gefahr auch für den Secundanten. Gelegentlich wird man auch ſelbſt verwundet und muß geheilt werden, wobei Müßiggang und Spiel an die Tagesordnung kommt. Kurz, es war ein Kriegsleben, welches jede Sammlung vernichtete. Ich hatte auch einmal das Unglück, einen Gegner durch eine ſogenannte „Winkelquart", das iſt ein ſteiler Kopfhieb, dergeſtalt zu verwunden, daß er beſinnungslos zuſammenſtürzte und die „Pauk-Aerzte" Tod oder Wahnſinn in Ausſicht ſtellten. Welche Angſt und Sorge! Es wurde Flucht vorbereitet, und doch mußte weiterſecundirt werden, weil eben zahlreiche Streitigkeiten „hingen", und ſofortige Erledigung heiſchten. Zufällig verliefen auch dieſe Duelle wieder blutig; man kam ſich wie

ein Fleiſcherknecht vor, und marſchirte recta in die Rohheit hinein. Was Wunder, daß die Zwiſchenzeit mit Spiel ausgefüllt wurde! Waguiß und Hazard gehören zu einander, und „das edle Landsknecht“ blühte auf allen Bierbänken. Die Bierhäuſer waren charakteriſtiſch für Breslau; in jeder Straße war ein berühmtes Schild vom „Wilden Saukopf“ bis zum „Rothen Kegel“. Nach alter Städteromantik hatten die meiſten Häuſer in Breslau noch ihre wunderlichen Namen, und die proſaiſchen Hausnummern ſpielten eine ganz untergeordnete Rolle. Vormittags ſchon ſaß man in ſolchem Bierhauſe und ſpielte, und draußen in Marienau jagte uns, wie oft! nur die aufgehende Sonne fort von den Spieltiſchen. Es war ein wüſtes Leben. Ein verlornes, wenn man nicht die Anlage beſaß, es als pſychologiſche Studie zu verwerthen und mit Entſchloſſenheit einmal plötzlich zu ſagen: Bis hieher und nicht weiter!

Dabei übergehe ich noch die Zwiſchenacte, welche zum Motto: „Wein, Weib und Geſang“ folgerichtig gehören. Und dabei gehörten wir der Burſchenſchaft zuneigend noch zu den mäßigen, wie ſehr wir uns unterſchieden vom ernſten Style der Halle'ſchen Burſchenſchaft. Die Landsmannſchafter und die Wilden waren noch viel ärger. Ein Lieblingswort lautete dort: Iſt kein neues Laſterchen erfunden worden?! Wenn da der Holländer noch ſagte: „Jugend muß austoben“, ſo mußte er eben ſeines Grundſatzes ſehr ſicher ſein.

Ich verwundere mich jetzt ſelbſt, daß ich doch einigemale in das palaſtartige Haus gekommen bin, welches ſich an der Oder hinſtreckt und die Univerſität beherbergt. Ein altes Jeſuitenhaus mit prachtvollen Sälen, ich glaube unter Kaiſer Leopold eingeweiht, deſſen Abbild noch darin prangt, eine Erinnerung an öſterreichiſche Herrſchaft, welche mir Nachdenken verurſachte. Alles gereicht zum Guten! ſagt der Rabbi; die Jeſuiten haben dieſen Palaſt für ihre Zwecke gebaut und er dient jetzt Zwecken, welche den Jeſuiten nicht gefallen.

War ich trotz liederlicher Lebensweiſe dennoch ſchon etwas

literariſcher Gourmand, daß ich, der kein Brotcollegium beſuchte, zuweilen ins Univerſitäts-Haus ging, um literariſche Notabilitäten kennen zu lernen? Vielleicht. Ein Profeſſor der Geſchichte wurde allgemein verehrt und ein Philoſoph galt für intereſſant. Der Geſchichtsprofeſſor war der alte Wachler, ein Ideal des Studenten. Moraliſche Tüchtigkeit, Vaterlandsliebe, ſchlagende, wenn auch etwas geſuchte Kürze verfehlt nie ihren günſtigen Eindruck auf die Jugend. Der alte Herr war von kleiner Geſtalt und ſprach mit ungemeinem Nachdrucke. Kein Wort ging verloren, der ganze Vortrag war auf unmittelbare Wirkung eingerichtet. Jahr für Jahr mochte er dasſelbe wiederholen, gleichviel! Man wußte die Stichworte voraus! Gleichviel! ſie waren gut, ſie kamen mit etwas ſchnarrendem Organe immer warm aus dem Herzen, aus dem ganzen Manne, ſie zündeten immer.

Wachler hing noch zuſammen mit den Tendenzen des Tugendbundes und der Burſchenſchaft, ſeine Worte waren für mich ein Kuhreigen meiner Halle'ſchen Zeit. In der Literatur-Geſchichte ſprach er von Klopſtock wie ein Sohn von ſeinem Vater und recitirte Oden, wie ich es ſpäter von Sophie Schröder gehört. Das war eine Signatur der Zeit: man wucherte dankbar und ſparſam mit einem kleinen Pfunde poetiſchen Werthes.

Der Philoſoph hieß Henrik Steffens, ein deutſch gewordener Norweger, deſſen unwandelbarer Sprach-Accent die Studenten unterhielt. „Die alten Deutſken lagen unter den alten Eicken und Fickten“ war ein unvermeidlicher Refrain, wenn von Steffens die Rede war. Sein Vortrag war ein Gegenſatz zu Wachler. Bei Wachler Alles feſt, bei Steffens Alles flüſſig. Er ſprach in Dithyramben wie ein unerſchöpfliches Genie von allem Möglichen. Anthropologie hieß das Collegium, ſollte alſo vom Menſchen handeln. Es handelte aber von der Erde, von den Evolutionen und Revolutionen der Erde, ſo weit man ſie damals kannte. Jetzt kennt man mehr, die Steffens'ſchen Vorausſetzungen

ſind überlebt, was bleibt nun von ſeinen Folgerungen, was bleibt vom ganzen Collegium übrig? Wie niederſchlagend für unſere Weisheit!

Seine Figur, ſein Weſen, ſeine Begeiſterung für eine wunderliche Miſchung von Wiſſen, Geiſt und poetiſcher Schwärmerei iſt mir übriggeblieben in der Erinnerung. Der hochgewachſene Mann ſprach wie in Verzückung; er war uns eine männliche Pythia auf dem Dreifuße. Der Katheder war ſein Dreifuß. Und das iſt anſteckend. Man ſchüttelte wol anfangs den Kopf, aber bald hatte er uns beim Schopfe und riß uns mit fort. Begeiſterung macht unwiderſtehlich. Trunken oder betrunken waren wir, wenn dies Genie unermeßlicher Combination zitternd vor Erregung ſchloß und vom Katheder ſtieg. Wir taumelten ins Freie. Im Freien geſtanden wir uns wol, daß es Schaumwein wäre.

Seinem Weſen ganz angemeſſen, ſchrieb er auch große Romane, welche damals viel Aufſehen machten. „Die vier Norweger“ zum Beiſpiele und „Walſeth und Leith“, weit angelegte, aber immer etwas wüſte Compoſitionen. Ganze Capitel über das tiefe, entdeckte Geheimniß des Pharaoſpieles erregten die leicht erregbaren Schleſier und drangen wol auch an unſere Landsknechttiſche. Vorüber! Wie beleuchtete Wolken vorüber! Wer lieſt jetzt noch „Walſeth und Leith“! Das geſunde Rückgrat, das regelmäßige Knochengerüſt hat gefehlt, und ohne dies hat keine Geſtaltung Dauer, ſei ſie noch ſo genial.

9.

Ich war ſelbſt eine Art Landsknecht geworden in des Wortes nüchternſter Bedeutung: ich lebte vom Waffendienſte. Was ich in Halle hartnäckig vermieden, das that ich in Breslau,

ich gab Stunden. Fechtſtunden nämlich. Die Karten und die Klinge verſchafften das nöthige Geld. Ja, ein Ereigniß führte mich an die letzte Conſequenz dieſes wüſten Lebens, will ſagen auf den Punkt, daß ich meine ganze wiſſenſchaftliche Laufbahn hinter mich werfen und ein handwerksmäßiges Amt annehmen wollte.

Dies Ereigniß kam über mich in Geſtalt eines franzöſiſchen Fechtmeiſters, welcher an den Straßenecken einen „grand assaut d'armes“ angeſchlagen, und auf den großen Zetteln jedermännig-lich aufgefordert hatte, ſich mit ihm zu meſſen. Schauplatz der Saal im „Hôtel de Pologne“. Dieſe öffentliche Probe ſeiner Fecht-kunſt ſollte das Examen des Franzoſen ſein, ob er als Univerſi-täts-Fechtmeiſter angeſtellt werden könnte.

Alle Studentenparteien ſchickten ihre Vorkämpfer hin; ich ſollte die Aufgabe übernehmen für die burſchenſchaftliche Partei. In meinem damaligen Leichtſinne hätte ich beinahe auch dieſe mir ſo nahe liegende Aufgabe vertrödelt. Ich kam zu ſpät; es hatten ſich wenigſtens ſchon zwei Studenten mit dem Franzoſen geſchlagen, als mir die Franzöſin, ſeine Frau, Entréegeld abforderte. „Warum nicht gar,“ rief ich, „Hiebe will ich zahlen, ſonſt nichts!“ Sie verſtand mich nicht, und ich kümmerte mich nicht um ſie, ſondern trat ein. Ein intereſſanter Anblick! Ringsum auf erhöhten Sitzen lauter würdige ältere Herren, Regierungsräthe, Juſtizräthe, Präſidenten, die ſämmtlich eine innere Theilnahme am tapferen Studententhume ſich bewahrt hatten, und die jetzt das Turnier betrachten wollten mit einem Ausländer; natürlich Alle des lebhaften Wunſches: der deutſche Student möge ſiegen!

In der Mitte des Saales der Franzoſe, ein baumlanger Mann, wunderlich gerüſtet mit einem Handſchuhe weit über den Ellbogen hinauf und mit einer Drahtmaske vor dem Geſichte. Das zweite Gefecht ging eben zu Ende. „Wie ſteht's?“ fragte ich die Meinen, welche mir entgegenkamen unter Vorwürfen über meine Verſpätung. „Was kann er?“ — „„Wir wiſſen's nicht.

Die Gänge mit den zwei Landsmannſchaftern haben nichts ergeben. Er hat andere Rappiere, ohne Glocken; die beiden Landsmannſchafter haben wol deßhalb nur vorſichtig getaſtet, 's iſt nichts herausgekommen.""

Ich kam nun an die Reihe. Befangen war ich gar nicht, denn die tägliche Uebung ſeit Jahren hatte mir auch für Vertheidigung unerwarteten Angriffes Hilfsmittel genug und in dieſem Betracht Ruhe erworben. Ich verlor die Ruhe nur dann und wurde leidenſchaftlich, wenn ich angriff. Das Angreifen wollte ich hier aufſchieben, bis ich über die Fechtweiſe meines Gegners auf dem Klaren wäre, und ſo verlangte ich zunächſt nur, daß er abwechſelnd auch mit meinen Waffen föchte. Drei Gänge mit ſeinen Rappieren, drei Gänge mit unſeren! Das verweigerte er poſitiv und verlor dadurch an Achtung bei uns Allen, bei mir auch an Achtung für ſeine Fähigkeit. Mit größerer Zuverſicht nahm ich's alſo an, nur mit ſeiner Waffe zu fechten. Nun ſchnallte er ſich denn ſeine Drahtmaske vor's Geſicht und bot mir eine eben ſolche. Die lehnte ich ab — das Ding hätte mich nur gehindert — und wies ebenſo ſeinen coloſſalen Handſchuh zurück. Wie ein ungeſattelt Rößlein ſtand ich in meiner faſt kleinen Mittelfigur dem rieſigen, über und über gepanzerten Schlachtroſſe gegenüber. David und Goliath! rief ein alter Präſident, und ich hatte nun dreifach alle moraliſche Theilnahme für mich.

Wir begannen. Vorſichtig von beiden Seiten. Daß er auch vorſichtig blieb, beſtärkte mich in der Meinung: dies iſt kein großer Held. Das Halle'ſche Voltiren, welches ihn zu raſcher Bewegung nöthigte, ſetzte ihn ſichtlich in Verlegenheit, und nach einigen Minuten hielt ich es für gerathen, zum Angriffe überzugehen. Er ſollte mäßig geſchehen, aber wie gewöhnlich riß mich die aufſteigende Hitze fort, ich drang heftig auf ihn ein, und da er blos retirirte, immer heftiger — kurz, ein voll ausgehobener Hieb über den Kopf ſchlug ein und durch, ein Krachen und Poltern folgte, ſeine Drahtmaske war auf den Boden geflogen, das Blut ſchoß

ihm aus dem Haare über die Stirn herab, ein donnernder Applaus der Zuſchauer erhob ſich, die Frau von der Kaſſe ſtürzte ſchreiend herzu und ſchrie mir franzöſiſche Scheltworte ins Geſicht über ſolche Barbarei; die Niederlage war ſchreiend und wurde wie im Circus ausgebeutet als ein Sieg des deutſchen Studenten über den Franzoſen.

Das Verdienſt war meines Erachtens gering. Ich war jetzt ſchon der Ueberzeugung, der Franzoſe wäre wol ein Fechtmeiſter auf Stoßwaffe, und hätte ſich nur zur Hiebwaffe herbeigelaſſen, weil ſie bei uns unerläßlich war, und weil er die Anſtellung als Fechtmeiſter ſuchte. Er benahm ſich übrigens tapfer und ſtellte ſich, als das Blut geſtillt war, zum zweiten Gange, obwol er nun ſicher wußte, daß er unterliegen müßte. Im zweiten Gange verſetzte ich ihm denn die lange Halle'ſche Seconde, welche auf dem coloſſalen Handſchuhe wie eine Petarde knallte. Sie konnte ihn nicht wieder verwunden, gewährte aber den vollen Knalleffect, und alle Zuſchauer drängten applaudirend und lachend in den Saal herab, jede Fortſetzung abſchneidend — die Niederlage war vollſtändig.

Tags darauf ließ mich die akademiſche Behörde rufen, und bot mir die Stelle eines Univerſitäts-Fechtmeiſters an. Die Stelle war mit einem ſtattlichen Gehalte dotirt, und die Verſuchung für mich war groß. Solch eine Summe jährlich und dauernd und ſogleich zu haben, eine Summe, welche den ſtärkſten Studentenwechſel verdreifachte und welche ich auch bei gelingendem Brotſtudium nur vielleicht im Alter erreichte — das galt ringsum für einen außerordentlichen Treffer. Und dennoch waren nur die rohen Genoſſen zujauchzend, die näheren Kameraden ſahen mich fragend an. Der Zweifel lag auf ihren Mienen. Ich ſelbſt, eigentlich immerfort arm wie eine Kirchenmaus, holte wol tief Athem bei der Betrachtung, daß nun die ewige Sorge um das tägliche Bedürfniß erledigt ſei; aber in Wahrheit erſchien mir die Sache doch wie ein Roman-Capitel, welches man überſchlagen müſſe, um an etwas Erquicklicheres zu gelangen in der Erzählung

von Lebensſchickſalen. Es regte ſich ein literariſches Gewiſſen in mir, welches den Kopf ſchüttelte zu handwerksmäßig erworbenem Geld und Gut. Nein, nicht zu ſolchem Erwerbe, aber zu handwerksmäßiger Laufbahn für's Leben. Was dies literariſche Gewiſſen bedeutete, wußte ich ſelber kaum, denn meine Brotwiſſenſchaft intereſſirte mich nicht, und zu irgend einer eigentlichen Gelehrſamkeit ſpürte ich keine Anlage in mir. An ſchönwiſſenſchaftliche Literatur dachte ich mit keiner Sylbe. Wie wäre ich auf etwas gerathen, was beſondere Neigung und obenein beſonderes Talent vorausſetzte! Ich hatte keine Ahnung, daß von literariſchem Talente auch nur ein Atom in mir ſchlummern könnte. Als Gymnaſiaſt hatte ich wol wie mancher Andere mein Trauerſpiel „Couradin“ angefangen, und die verſchiedenfarbigen Feldbinden genau verzeichnet, auch Monologe mit klingenden Reimen zahlreich angebracht. Ich hatte ferner bei verliebter Gelegenheit alltägliche Gedichte gemacht und ſie öfters in die Wochenblätter von Glogau und Schweidnitz befördert. Aber das Alles war mir ein Dilettantenthum geweſen, das ich ſelbſt im Studentenleben vergeſſen hatte. Nach dieſer Richtung regte ſich gar nichts in mir. Ich hatte auch von Jugend auf niemals Neigung gehabt für halbwüchſige Fertigkeiten. Was meinte alſo das literariſche Gewiſſen in mir, welches die Fechtmeiſterſtelle ablehnte? Das iſt ſchwer zu ſagen. War's ein Dünkel? Vielleicht. Aber er entſprang gewiß aus einem tieferen Bedürfniſſe.

Es hing vielleicht auch organiſch damit zuſammen, daß ich bald nach dieſem Fechtereiguiß auf literariſche Theilnahme gelenkt wurde. In der Ohlauer Straße ſah ich eines Tages einen Theaterzettel an — was mir bis dahin in Breslau nicht eingefallen war — und las: „Das Käthchen von Heilbronn von Heinrich v. Kleiſt“. Das lockte mich zu meiner eigenen Ueberraſchung. Ich griff in die Taſche, die acht Groſchen für's Parterre waren vorhanden; ich ging ſeit der Leipziger „Minna von Barnhelm“ zum erſtenmale wieder ins Theater, und die Poeſie

des „Käthchens“ erquickte mich vollständig. Ich weiß jetzt genau, daß der Wetter v. Strahl, ein angenehmer Conversations-Schauspieler, kein voller Ritter war, und daß Käthchen von einer schon bejahrten Soubrette gespielt wurde, der ich als Theater-Director die Rolle nicht gegeben hätte. Es war dieselbe, welche einmal in Weimar beim Gastspiele in Goethe's „Laune des Verliebten“ gespielt und die Ehre gehabt hatte, dem Herrn Geheimrath v. Goethe vorgestellt zu werden. Er hat ihr eine Artigkeit sagen wollen über ihr Spiel in seinem Stücke, sie aber, in behaglichster Unkenntniß und Soubretten-Gleichgiltigkeit für die Verfasser von Comödien, hat den Herrn Geheimrath mit den Worten unterbrochen: „Ach reden wir nicht von dem Schmarrn!“ Ihr war also die poetische Bedeutung des Käthchens nicht zuzutrauen, sie hatte aber ein echtes Talent, und dies überholt ja so oft jegliche Bildung — sie hatte mir sehr gefallen und das Stück rumorte in mir. Die Vorhänge waren plötzlich in meinem Innern aufgezogen, die Vorhänge aus der Sprottauer Reitbahn; die Aussichten lagen wieder vor mir in reizende Gegenden, unklar gemacht durch farbige Nebel. Und diese nebelhafte Unklarheit gehörte zum Reize.

Ich erzählte davon, und unter den studentischen Genossen ging einer so darauf ein, daß er mich interessirte. Er hieß „Fähndrich Pistol“ mit seinem Spitznamen, weil er ein Shakspeare-Schwärmer war und Heinrich den Vierten, namentlich die Reden Falstaff's immer im Munde führte. Diese Reden frappirten mich, der Humor darin schmeckte mir. Ich ging einigemale des Abends statt ins Wirthshaus zu diesem „Fähndrich Pistol“, der ein feiner Gesell war, und er bereitete Grog und las mir Fallstaff-Scenen vor. Sie harmoniren ungemein mit studentischem Tone und Wesen, sie lockten mich zu näherer Bekanntschaft dieses Dichters, der mir eigentlich noch ganz fremd war. Ich las Shakspeare, und als ungeleckter Naturbursche in dieser Literatur fand ich nicht Alles wohlschmeckend. Ich klagte über Schwulst, der mich ermüde, und gerieth dadurch in Debatten mit meinem

Fähndrich Piſtol und mit anderen Studenten, welche ſich Abends bei ihm einfanden. Es zeigte ſich bald, daß ſie ſämmtlich ſchöngeiſtig geartet waren, ja daß ſie ſchrieben. Sie zogen dicke Manuſcripte aus den Taſchen und laſen vor. Natürlich in erſter Linie Gedichte, dann aber auch Dramen. Geiſtreiche, dem Humor nachlaufende Reden waren die Hauptſache in dieſen Dramen. Shakſpeare war nachgeahmt und Ludwig Tieck. Von Letzterem waren die „Genovefa“ und der „Kaiſer Octavian“ die Vorbilder. Das Alles waren mir böhmiſche Dörfer, und mit Erſtaunen entdeckte ich, daß ich in einen poetiſchen Verein gerathen war. Ich entſchuldigte meine Anweſenheit und bekannte, daß ich nicht daher gehörte, denn ich ſei völlig Novize und könnte nicht den geringſten Anſpruch darauf machen, hier mitzureden. Ich entſchuldigte ferner mein vorlautes Debattiren über Shakſpeare und wollte mich entfernen. Sie ließen mich aber nicht gehen, ſondern verſicherten, mein naiver Standpunkt ſei ihnen willkommen, er bringe ihnen neue Geſichtspunkte.

In dieſem Kreiſe fand ich denn eine völlige Schule und hier hörte ich Collegien: Poeſie und Literatur-Geſchichte. Vielleicht, weil ich über ein Jahr gewildert und gar nichts gelernt hatte, waren alle Organe in mir bereit und empfänglich: ich faßte und ſammelte, wie ein Hamſter faßt und ſammelt. Wie fruchtbar wirkt auch jede Lehre, welcher man Neugier, Wißbegier und das Bedürfniß eines Intereſſes entgegenbringt. Auch die Scham über meine Unkenntniß ſo mancher literarwiſſenſchaftlicher Dinge trieb mich über die Maßen an, mich eilig und gründlich zu unterrichten. Oft über Nacht, um in der nächſten Verſammlung kampffähig zu ſein. Denn auch hier war der Kampf eine ſtehende Form. Ich war Laie und ſchuf nichts, ich bedeutete alſo nur etwas als Zuhörer, der ſeine Eindrücke in unbefangener Weiſe ausſprach. Die Mitglieder meinten, ich urtheilte ganz anders, als ſie ſelbſt urtheilten, und ſie ſchmeichelten mir mit der Verſicherung, ich hätte Anlage zu einem Kritiker. Ich war eben der Naturaliſt unter Fachmännern, und der Gegenſatz mochte ſie

unterhalten; dieſer Gegenſatz aber war die Veranlaſſung zu lebhaften Kämpfen, und bei dieſen Kämpfen lernte Niemand mehr als ich. Die Shakſpeare-Erklärung von Franz Horn zum Beiſpiele war damals im Schwunge und ſpielte eine große Rolle in unſerem Vereine. Ich allein fand ſie ſüßlich, weichlich, überſchwenglich, und machte mir's zum Geſchäfte, ſie für jedes Shakſpeare-Stück neuerdings auf's Tapet zu bringen und ins Streit-Repertoire zu ſetzen.

Den Mitgliedern jenes poetiſchen Vereins in Breslau bin ich zu großem Danke verpflichtet; ſie ertrugen wohlwollend meine Unarten und ſind die eigentlichen Lehrer meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn geworden. Nur Einigen bin ich ſpät, ſpät im Leben flüchtig wieder begegnet. Einmal des Abends in Berlin, dreißig Jahre nach jener Breslauer Zeit, gehe ich in der Friedrichsſtraße an einem hochgewachſenen Manne vorüber und bleibe erſtaunt ſtehen. Er ebenfalls; wir erkennen uns. Es war jener „ſanfte Heinrich" aus unſerem Vereine, der Unterrichtetſte und am mannichfaltigſten Begabte, von dem ich zumeiſt gelernt. Er iſt auch mit poetiſchen Arbeiten in die Oeffentlichkeit getreten. Jetzt war er ein hoher Beamter in Preußen, ich war Director des Burgtheaters in Wien, und unſer Austauſch über Lebensſchickſale ſeit der poetiſchen Vereinszeit — wir gingen trotz ſchlechten Wetters und im Dunkeln eine Stunde lang in der Friedrichsſtraße auf und ab — war reich an Inhalt. Im Grunde, das heißt im innerſten Sein und Weſen, fanden wir einander gar nicht verändert.

Einem Zweiten war ich einmal in Paris begegnet. Oder vielmehr er hatte mich aufgeſucht und ſtand plötzlich vor meinem Krankenbette. Ich lag gefährlich danieder, und da er Arzt geworden, ſo curirte er mich in der Geſchwindigkeit durch ein gewagtes Mittel. Wageſam, phantaſtiſch war das kleine, zierliche Männchen als franzöſiſcher Arzt noch gerade ſo, wie er's als immer ſchwebender, immer klingender Poet in Breslau geweſen war, ein ganz unmittelbarer Abdruck jener ſorgloſen Menſchen,

wie ſie die Romantiker Tieck, Arnim, Brentano, Eichendorff ſo zahlreich geſchildert. Sie berühren nur mit den Fußſpitzen die Erde, ſie leben von Aepfeln und Weintrauben, haben gar keine Galle und warten lächelnd des Glückes, das ihnen in den Schooß fallen wird.

Dann war noch ein Romanzendichter unter uns, der ſich vornehmer ſpaniſcher Abkunft rühmte und der etwas Unſtetes, Fremdes an ſich hatte, aber wirklich vom ſpaniſchen Romanzenweſen war. Er iſt wie auf dem Zaubermantel Fauſt's in die Luft geflogen, es weiß Niemand, wo er hingekommen. Wol auch ſein Bruder nicht, ein bekannter Maler.

Fähndrich Piſtol habe ich nie wieder geſehen, ein Gedicht von ihm aber, die Ballade vom „ſchwarzen Douglas", nie vergeſſen. Ich glaube, ſie würde jetzt noch werthvoll befunden werden, wenn ſie auf dem Markte erſchiene. Ueberhaupt waren die meiſten Mitglieder, wenn ich ſie mir jetzt mit meinem geſteigerten Anſprüchen vergegenwärtige, begabte Menſchen mit eigenthümlicher Phyſiognomie. Das iſt doch recht Deutſchland! In wie viel ſtillen Winkeln ſitzen die tauſend Originale voll Kenntniß und Talent, welche durch Zufall im Schatten bleiben, während die unternehmende, leichtere Sorte, zu welcher ich vielleicht ſelber gehöre, auf den öffentlichen Plätzen erſcheint.

Meine ganze Exiſtenz wurde verändert durch Theilnahme an dieſem poetiſchen Vereine. Auch wiſſenſchaftliche Studien fanden ſich wieder ein. Ich brauchte ſie ja! Wenn ich die unverdiente Ehre einer kritiſchen Kraft bewähren wollte, da mußte ich doch Kenntniſſe entwickeln, Grundlagen verrathen können. Die Debatten im „Vereine" berührten alle möglichen Gegenden der Literatur. Ich fing wieder an zu leſen, und gut zu leſen. Man lieſt immer gut, wenn man aufmerkſam den Kern der Bücher aufſucht, wenn man mit der Abſicht lieſt, den Inhalt des Buches ſogleich zu benützen. Und wie ſchnell entdeckte ich, daß ich das vermochte! Recht im Gegenſatze zu meinen theologiſchen Brotſtudien. Da hatte ich ſtundenlang über den Büchern ge-

ſeſſen und nichts lebendig in mich aufgenommen. Jetzt ſchlug Alles Wurzeln. Es war eben wol jetzt Alles meinen Neigungen, alſo auch meinen Fähigkeiten entſprechend. Wir haben ja gar keine Fähigkeit, die nicht mit unſerer Neigung eng zuſammenhinge.

Und nun kam ein zweiter Factor hinzu, das Theater. Seit dem Beſuche des „Käthcheus“ war ich öfters in ernſte Stücke gegangen, in poetiſche, wie wir ſagten. Wir beſprachen ſie im „Vereine“, und es zeigte ſich, daß ſich auch darin durch eine naturaliſtiſche Auffaſſung mich abſonderte von den Mitgliedern. Durch eine realiſtiſche, würde man jetzt ſagen. Man bekämpfte mich, ich vertheidigte mich und mußte alſo nach Gründen ſuchen.

Bald wurde ich dem Theater noch näher gebracht. Ein paar erſte Schauſpieler ſuchten mich auf und ſprachen mich um Hilfe an. Ich galt für einen Führer der burſchenſchaftlichen Partei, und jene Schauſpieler ſuchten Maſſenhilfe gegen eine Ungerechtigkeit der Direction. Dieſe wollte ungerechterweiſe ein Talent beſeitigen und würde daran verhindert werden, wenn wir zahlreich ins Parterre kämen und unſere Meinung ausdrückten über das Spiel dieſer Dame. Es war eine Dame, und leider war ſie nicht hübſch und hatte auch nur ein ſehr mäßiges Talent. Aber ſie war verfolgt, die Ritterlichkeit gebot unſeren Beiſtand. Seufzend leiſteten wir ihn und geriethen darüber in Discuſſionen, welche doch wiederum geeignet waren, meine Theater-Kritik auszubilden. Und dieſe Einleitung für's Theater-Intereſſe erhielt plötzlich noch einen Ruck nach vorwärts und eine wohlthätige Erſchütterung nach der Tiefe. Der Heldenſpieler Kunſt gab den Ruck nach vorwärts. Er trat auf als Karl Moor und allarmirte uns über die Maßen. Eine Antinoùsgeſtalt, ein mächtiges Organ, eine kräftige Natürlichkeit wirkte beſonders im erſten Acte fortreißend. Als er ſich auf die Erde warf und mit den Fäuſten auf den Boden ſchlug, Mitleid „aus den Steinen“ zu erwecken, da jauchzten wir wie elektriſirt. Das Drum und Dran ſeiner

Persönlichkeit erhöhte die Illusion. Er sei zu Pferde angekommen, hieß es — es war mitten in einem sehr kalten Winter — und in Einem Striche sei er von Braunschweig nach Breslau geritten. Das Pferd sei aus dem Marstalle des Herzogs und Kunst sei ein Liebling des Herzogs gewesen. Ein Streit habe den stolzen Künstler verstimmt und mitten in der Nacht sei er von dannen geritten. Wir fragten nicht danach, ob er das Pferd zurückgeschickt, wir fanden das Alles Karl-Mooriſch.

Es war in diesem Kunst ein tüchtig Stück realistischer Künstlerschaft, und dies traf uns. Ein viel feineres Stück realistischer Künstlerschaft folgte diesem Karl Moor auf dem Fuße in der Gestalt des Carlos aus dem „Clavigo". Das war die wohlthätige Erschütterung nach der Tiefe, oder richtiger die geistige Erschütterung von der Bühne herab. Sie traf mich wie ein Blitzstrahl, und sie ging aus von Karl Seydelmann.

10.

Seydelmann stammte aus der Grafschaft Glatz, einem gebirgigen Grenztheile Schlesiens, und hatte in Breslau als junger Mann längere Zeit gespielt. Comödie gespielt! wie er zu sagen pflegte. Und recht mittelmäßig. Wie herkömmlich, war er im Liebhaberfache verwendet worden, und das war eben eine Verwendung gewesen und geblieben. Das Herz saß ihm nicht auf der schweren Zunge, die Figur von Mittelgröße hatte nichts Verführerisches, sein ganzes Wesen war kühl. So lebte er denn in der Erinnerung der Breslauer kein besonderes Leben, und als er jetzt gastirend auftrat, lockte er die Leute nicht ins Theater. Zudem trat er auch noch im „Clavigo" auf, der nirgends ein großes Publicum hat.

Er hatte sich später im Charakterfache ausgebildet, war in

Darmſtadt zur Bedeutung gelangt und kam jetzt von Stuttgart, wo er neben Döring eine erſte Stellung einnahm. Von Stuttgart iſt er ſpäter unter großer Auszeichnung nach Berlin gekommen und dort nach wenigen Jahren hochgeſchätzter Wirkſamkeit geſtorben. An einer Herzkrankheit. „So geht's," ſagte er zu mir kurz vor ſeinem Tode, „die Leute haben mir immer kein Herz zugetraut, und nun leide ich ſo bitter daran und muß am Ende daran ſterben. Ich habe alſo leider ein Herz." — Ich glaube, er war noch in den Fünfziger-Jahren, als ihn der Tod ereilte.

Ich wußte gar nichts von dieſem Schauſpieler, der als Gaſt auf dem Zettel ſtand, aber mich und meine poetiſchen Genoſſen intereſſirte der „Clavigo". Goethe war mir erſt in unſerem „Verein" nahe gekommen, und er hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht durch ſeine einfache Wahrhaftigkeit, durch ſeine reizende Unmittelbarkeit des Ausdruckes. Ich meine nur die Schriften ſeiner erſten Perioden; über die ſeiner letzten Perioden ward ich als Ketzer berüchtigt in unſerem Vereine, und darüber gab's immer Streit.

„Clavigo" als Jugendſtück lag mir am Herzen. Fähndrich Piſtol hatte mir erzählt, daß Merk ſich ſo abfällig darüber geäußert und dem jungen Goethe das Fortſchreiten in dieſer Form und Richtung verleidet hatte durch die Bemerkung: „Das können Andere auch!" Darüber war ich ſehr zornig, denn ich fand ſchon damals, daß Goethe in keinem ſeiner Dramen ſo eigentlich dramatiſch geſchrieben, wie im „Clavigo". Wenn ihn der naſeweiſe Merk nicht geſtört und Goethe ſeiner vorgefaßten Abſicht gemäß, in dieſer Form und Richtung weiter geſchaffen hätte —! „Nein," riefen meine dichteriſchen Brüder, „er war zu Beſſerem beſtimmt, als zum Theaterdichter!"

Das Theater ſtand dieſen Jüngern eben nicht in erſter Linie. Sie waren und wurden auch Buchdramatiker, gemaltes Feuer.

Dennoch wurden ſie nicht minder als ich getroffen von der

erſten Scene dieſes Seydelmann-Carlos. Das Haus war ſchwach beſucht, kein Menſch war dieſer Wirkung gewärtig.

Man gab „Clavigo“ damals noch fälſchlicherweiſe in modernem Coſtüme. Nur Seydelmann kam in Escarpins. Seine Erſcheinung und Haltung war vornehm; die Rede klang ein wenig ſchwerfällig, als ob die Zunge zu groß wäre, und der Ton hatte faſt etwas Schnarrendes. In den erſten Minuten befremdete er, aber man empfand Reſpect. Es wehte wie eine geiſtige Luft um den Mann, der ungemein ruhig ſprach und ſich geberdete. Dieſe geiſtige Luft drang von Satz zu Satz ſtärker auf uns ein, es wurde in allen Punkten, auch in den kleinen Pauſen, welche das Auge oder der Mundwinkel erklärte, es wurde in jeder leichten Handbewegung klar: dieſer Schauſpieler unterſcheidet ſich von allen anderen, der weiß genau, was er ſpricht, ja, der hat die Tragweite jedes Wortes in ſich durchgelebt, der ſpielt gar nicht Comödie, der iſt echt. Und mit dieſer raſch ſich aufdrängenden Ueberzeugung wuchs im Publicum die Theilnahme reißend ſchnell, es wurde todtenſtill im Hauſe, denn man wollte nicht einen Hauch dieſes Carlos verlieren, und als er die letzten unſcheinbaren Worte dieſes zweiten Actes ſprach, als er mit mäßigem und doch tief eindringlichem Accente ſagte: „Da macht wieder einmal Einer einen dummen Streich“ — da rief das ganze Haus einſtimmig den Namen Seydelmann, das ganze Haus bekundete durch Aufregung und Zuruf die Empfindung: das iſt ein erſter Schauſpieler.

Wir Verbündete ſahen uns förmlich betroffen an. Was iſt das? — Etwas Außerordentliches. Warten wir mit Definitionen den vierten Act ab, da hat er die große Hauptſcene.

Er machte Furore mit dieſem vierten Acte, und wir kamen wie berauſcht in unſere Vereinsſitzung, in der nichts getrieben wurde, als der Verſuch, dieſe unerwartete Macht zu definiren, das heißt zu ergründen.

Es iſt die Macht des Geiſtes in der Kunſt! lautete das Reſultat. Ja, was will das ſagen? Iſt der Geiſt nicht überall

nöthig in der Kunſt? Nein, hieß es, nicht in ſo vorherrſchender Art. Das Gefühl und die Schönheit ſind ja auch herrſchende Potenzen; ſie ſind es aber nicht, welche bei Seydelmann hervortreten. Wer weiß, ob er Rollen ſpielen kann, welche Gefühl und Schönheit brauchen. Wahrſcheinlich iſt er auf einen beſtimmten Rollenkreis beſchränkt.

Das war gar nicht unrichtig. In Berlin nöthigte man ihn ſpäter zu manchen Rollen, die ſeiner eigenthümlichen Macht ganz fern lagen. Da mußte er einen Columbus ſpielen, von deſſen Natur er nichts beſaß, einen Hohenſtauffen-Kaiſer Friedrich, deſſen getragene Jamben ſeine Zunge und Lunge bitterlich quälten. Er eignete ſich nur für einen kleineren Kreis von Rollen. Die Verſtandeswelt, ſcharf, fein, vornehm ausgedrückt, das war ſeine Domäne. Einige herbe Töne verwitterten Gefühles mochten dazutreten, aber ſie mußten verwittert ſein und an Erfahrungen mahnen. Leicht und von ſelbſt klang es da nicht aus ihm. Cromwell zum Beiſpiele war ihm faſt ganz erreichbar. Sein Werth in der Theatergeſchichte wird nur darum ſo oft — beſonders von Schauſpielern — angefochten, weil man ihm zu viel nachſagen will. In ſeinem Bereiche war er vortrefflich, war er claſſiſch.

Der Eindruck ſeines Carlos war auf mich perſönlich geradezu entſcheidend. Nach einer gewiſſen Richtung hin iſt er mir fürs ganze Leben maßgebend geworden. So gerade lag in mir die Vorſtellung einer gut geſprochenen Rede, das Bild eines nachdrücklichen Vortrages. Und daß dies im Drama, daß dies auf dem Theater möglich und ſo außerordentlich wirkſam ſei, das hat mich dem Drama und dem Theater eigentlich zugeführt. Darin beruhte meine Neigung zu künſtleriſcher Schaffung; das entdeckte ich hier zum erſtenmale. Was war es, was iſt es in kurzen Worten? Der Rede eine Ueberzeugungskraft verleihen dadurch, daß man ihr ſeinen Geiſt wahrhaftig einprägt.

Das iſt und bleibt nur Proſa! riefen meine Vereinsfreunde. Ich aber meinte, daß von dieſer Grundlage aus jede Steigerung

möglich und daß jede Steigerung nur von dieſer Grundlage aus wahrhaftig wirke.

Legen wir unſere Streitfragen Seydelmann ſelber vor! hieß es. Und wir gingen zu ihm. Wie ein freundlicher Diplomat empfing er uns, wie ein überlegener ruhiger Diplomat wirkte er auf uns. Wir waren ihm junge Enthuſiaſten, und zu meiner beſonderen Genugthuung warnte er uns vor den Shakſpeare-Uebertreibungen durch die Shakſpeare-Erklärer, welche der Bühne Schaden brächten, ja, er ſpöttelte mit großer Sicherheit über Franz Horn und deſſen Verhimmelung Shakſpeare's. In unſerer Streitfrage trat er natürlich auf meine Seite; jegliche Ueberſchwenglichkeit lag weit von ihm ab. Sie mußte von ſehr feſtem Boden aufſteigen und mit ſeltenen Kräften ausgerüſtet ſein, wenn er ſie nicht mit Achſelzucken aufnehmen ſollte. Ihm ſelbſt, ſeinen eigenen Kräften war ſie gar nicht erreichbar.

So gerieth ich damals Schritt für Schritt — und die Schritte folgten eilig auf einander — mitten in literariſche Frage und Thätigkeit hinein. Das wüſte Studentenleben verſank hinter mir, und wiſſenſchaftliches Studium auch nach anderen Seiten erwachte wieder. Namentlich Studium der Geſchichte, ſelbſt theologiſcher Geſchichte. Die Entwicklung der Glaubensſätze in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten, was man kurzweg Dogmengeſchichte nennt, intereſſirte mich wieder bis auf einen gewiſſen Grad, und die unerſchöpfliche Fülle von Wendungen, ob der heilige Geiſt vom Vater allein oder auch vom Sohne ausgegangen ſei, ob die menſchliche Natur Chriſti eine einige, von ſeiner göttlichen Natur ſelbſtſtändig abgeſonderte geweſen ſei, fing an, mich künſtleriſch zu unterhalten. Ich ſah darin das unerſchöpfliche Gedankenſpiel eigenthümlicher Charaktere, welche ſich wie Helden einer Tragödie feſtrannten auf einzelnen Punkten. Und nun gar die Secten mit ihrem wunderlichen Ausbaue der Glaubenswelt, die Manichäer an der Spitze, die Gnoſtiker mit ihren geiſtvollen Spitzfindigkeiten, und das Alles in ſeiner Ausbreitung auf die lebendige Welt, auf die großen Kirchenver-

ſammlungen, Concilien geheißen, auf dieſe mächtigen Schluß-ſcenen, in denen abgeſtimmt wurde über ſo künſtlich erdachte Glaubensartikel — das Alles erhielt jetzt Geſtalt für mich, ſeit ich ſchriftſtelleriſche Faſſung zu erſtreben anfing, ſeit ich Feuer gefangen für dramatiſches Leben. Ich war eben wol von Natur aus ziemlich unfähig für jegliche bloße Theorie, und die Geſtaltung mußte hinzutreten, um meinen wirklichen Antheil zu erwecken.

So kam ich denn auch unvermerkt dazu, allmälig ſelbſt etwas niederzuſchreiben, um es im „Vereine“ vorzutragen. Das Schriftſtellern begann, ohne daß ich es eigentlich gewahr worden bin. Die Aneignung, die Anempfindung, welche wir in der Kritik ſo zuverſichtlich tadeln und verſpotten, ſie iſt für mich wol eigentlich Anfang der Schriftſtellerei geweſen. Wenn Balladen und Romanzen vorgeleſen wurden, ſo kreißte es in mir mit ſolchem Thema, mit ſolchem Tone. Das iſt noch heute in mir der Fall: jede Schrift von Bedeutung prägt mir ihre Stimmung, ihren Rhythmus ein für kurze Zeit, und wenn ich ſchlechte Stücke geleſen habe, ſo komme ich mir ſelbſt erbärmlich vor in dramatiſcher Fähigkeit. Nur die handlungsloſen Luſtſpiele, welche meine Genoſſen reichlich anfertigten, trafen und erregten mich gar nicht. Sie entſtanden aus dem redſeligen, Witz haſchenden Style in Shakſpeare's Luſtſpielen, mit Zuthaten aus den Romantikern, beſonders aus den Märchen der Romantiker. Das Märchen galt für eine Quinteſſenz der Poeſie. Dieſe Luſtſpiele waren endloſe Dialoge, und das Spiel des Geiſtes — es fehlte nicht an Geiſt — wurde in jeder Nuance höchlich gewürdigt. Mich langweilten dieſe Schöpfungen immer bald, und ich verhehlte das nicht. Dadurch ärgerte ich meine Brüder in Apollo, ich errang aber doch durch Behauptung meines nüchternen Standpunktes mehr und mehr die Stellung eines unbeſtechlichen Kritikers, dem man ſeine Schrullen nachſah um ſeiner Wahrhaftigkeit willen. In Sachen Shakſpeare's zum Beiſpiele, deſſen Luſtſpiele mich nicht reizten, gewann ich Boden gegen die Genoſſen, ſeit ich eines Abends aus

einer „Hamlet“-Vorſtellung begeiſtert und entzückt in den Verein gekommen war. Das war mein Shakſpeare, und nun wurde meine Abneigung gegen manierirte Shakſpeare-Formen aufmerkſamer hingenommen.

Ein Ereigniß hob mein Anſehen höher, als ich's verdiente. Die „Schleſiſchen Provinzialblätter“, eine Monatsſchrift, hatten einen Preis ausgeſchrieben für das beſte Gedicht. Wir Alle hatten unſere Bewerbung eingeliefert; auch ich, der ich im eigentlichen Gedichtemachen gar nichts bedeutete. Und es begab ſich, daß mir der Preis zuerkannt wurde für eine ſpaniſche Romanze, welche ich hingeſchickt. Niemand war erſtaunter als ich. Einen beranſchenden Eindruck machte mir aber dieſe Auszeichnung gar nicht. Jene Romanze — ich habe ſie nicht einmal aufgehoben — war das Ergebniß der poetiſchen Studien, welche ich in unſerem Vereine gemacht hatte, war — um es gemein auszudrücken — ein Fabricat. Offenbar empfand ich das, und deßhalb machte mir die Ehre keinen beſonderen Effect. Nicht einmal inſofern, als ſie doch ein gewiſſes Talent in mir bekundete. Meine Seele war gar nicht dabei betheiligt geweſen, es fiel mir nicht ein, mich deßhalb als Dichter zu betrachten, und ich hatte auch ganz Recht mit dieſer Geringſchätzung. Meine ſpätere Entwicklung hat gezeigt, daß ich nach dieſer Richtung kaum eine untergeordnete Fähigkeit beſitze.

Aber auf die Vereinsbrüder wirkte dieſe Auszeichnung ſtark. Sie fanden unſern Verein dadurch geadelt, und ein alter Plan wurde nun ernſtlich in Angriff genommen. Der Plan beſtand darin, eine poetiſche Zeitſchrift herauszugeben. Jetzt, meinte man, ſei der Redacteur in mir gefunden, und die Studentenwelt werde unſer Publicum ſein. Der Titel der Zeitſchrift war natürlich „Aurora“, und die Sache wurde wirklich ins Werk geſetzt.

Da war ich denn mitten in der Schriftſtellerei, ja mitten in ſogenannter Literatur. Ein Redacteur iſt eine Art Regent, er muß alſo doch wenigſtens ſein Land, muß die Geſetze desſelben

ungefähr kennen. Himmel! das koſtet Aufmerkſamkeit und Lectüre! Was mußte ich da Alles nachleſen! Was kann aber auch ein junger Menſch leſen, verſchlingen, verdauen! Nie lernt man ſo raſch und ſo viel, als wenn man das Gelernte auf der Stelle braucht.

Das Alles geſchah unter der angenehmen Einbildung, wir hätten einen Kreis von mehreren hundert Abonnenten. Wir hatten ſie auch, aber als der Zahltag kam, hatten wir ſie nicht. Zahlen iſt ein chimäriſches Wort für den Studioſus, und chimäriſch war dies ganze Reich unſerer „Aurora", welches wir anfangs mit feierlichem Ernſte regierten. Allmälig — denn wir waren geſunde Leute — entdeckten wir jedoch, daß wir auf Wolken wandelten, und wir fanden die Faſſung, den curioſen Zuſtand mit Humor zu betrachten. Die intereſſante geiſtige Beſchäftigung blieb uns doch, auch wenn ſie nicht bezahlt wurde, und die Schulden — ja die Schulden, welche im zweiten Vierteljahre ſchon beim Buchdrucker ein ſtattliches Haupt erhoben, die wurden auf meinen Namen geſchrieben. Welche Ironie! Auf den Namen desjenigen, der am allerwenigſten hatte. Ich habe noch viele Jahre ſpäter von wirklich erworbenem Schriftſteller-Honorare abzahlen müſſen für jene „Aurora"-Studien in der Schriftſtellerei. Es waren alſo wiederum „geſtundete" Collegiengelder.

Im Grunde hatten wir aber doch ganz Recht, uns kein graues Haar wachſen zu laſſen um die lumpige Geldfrage. Wir lebten ja, lebten ein literariſches Leben, welches all unſere beſten Kräfte anmuthig beſchäftigte und ſteigerte, lebten wie in der Fabel, mit Hoffnungen getränkt, von Plänen geſättigt und immerfort lernend. Wer ſpielend lernt, der gehört zu den Glücklichen dieſer Erde.

Natürlich gerieth ich dabei auch mehr und mehr ins Theaterleben hinein. Ich war ein Redacteur, und die „Aurora" brachte Theater-Recenſionen. Das Theater-Perſonal, ja die Direction kümmerte ſich darum, es regnete Bekanntſchaften,

es lockten Liebſchaften, das phantaſtiſche Daſein dehnte ſich aus.

Damals fing ich denn auch an, Stücke zu ſchreiben. Dürftige, ſehr dürftige Waare! Nur Eins war der Rede werth daran: ihre Entſtehungsweiſe. Sie entſtanden nicht abſtract, wie bei meinen Genoſſen, ſondern ſie entſtanden aus meinen Lebensſchickſalen. Dieſe erhöhte und erweiterte ich in romantiſcher Weiſe, und ſolchergeſtalt war ich bei jeder Perſon, bei jedem Vorgange wahrhaft betheiligt. Der Weg war ganz gut, aber mein Marſchiren war herzlich ſchwach. Anempfindung und Aneignung in der Form ſpielte mir auch jetzt noch eine zu große Rolle. Da tauchte zum Beiſpiel damals in Breslau ein neuer dramatiſcher Dichter auf, deſſen Namen wol jetzt nur noch Wenige kennen. Er iſt ſpäter als Hiſtoriker neuer franzöſiſcher Zeit aufgetreten und wird als ſolcher Manchem bekannt ſein. Eduard Arnd iſt der Name. Er brachte in den letzten Zwanziger-Jahren Tragödien („Zwei Edelleute von Venedig"), welche an die Atmoſphäre Byron's erinnerten: tiefe Unzufriedenheit mit dem geiſtloſen Treiben der Welt, und doch Andeutungen tiefer Hingabe an dies und jenes geheimnißvolle Etwas, kurz Romantik verzweiflungsvoller Signatur. Buchhändler Max, in den „Sieben Kurfürſten" am Ringe, ein Verleger höheren Styles, brachte dieſe Arnd'ſchen Tragödien neben der deutſchen Ausgabe Oehlenſchläger's — wie iſt dieſer Deutſch-Däne jetzt vergeſſen! — und empfahl ſie uns. Max war als ein geſchmackvoller Mann eine Autorität für uns, und er war auch nebenbei Commiſſionär der „Aurora". Wir ſchwelgten in dieſer Arnd'ſchen Romantik, und meine erſten Stücke entliehen ihren Athem ganz von ihr.

Im Grunde blieben es Schul-Exercitien, und der kritiſche Sinn war doch ſo ſtark in mir, daß ich mich über ihre Werthloſigkeit nicht täuſchen ließ und ſie nicht einmal den Vereinsbrüdern mittheilte. In Wahrheit hatte ich noch immer keine Vorſtellung, ob und wie Schriftſtellerei ein Lebensberuf ſein

könnte; ich blieb in dieſem Betracht immer noch Theologe und machte deßhalb eines Tages dem mehrmals erwähnten theologiſchen Hauptprofeſſor, dem Conſiſtorialrathe David Schulz, einen Beſuch, um mich ſicherzuſtellen. Ich fragte den geſtrengen alten Herrn, der immer ziemlich mürriſch dreinſah, ob es der theologiſchen Behörde vereinbar erſchiene, daß man als angehender Geiſtlicher belletriſtiſche Schriftſtellerei triebe und zum Beiſpiele auch Theaterſtücke verfaßte.

Ich ſehe den geſtrengen Mann noch vor mir. Mein Eintritt ins Zimmer hatte ihn überraſcht; er war im Begriffe, ins Collegium zu gehen und ſich für dieſen Zweck die Stiefel anzuziehen. Er ſaß in Hemdärmeln da und hatte einen großen blanken Stiefel in der Hand, wie man ſie damals noch trug und über das enge Beinkleid bis zum Knie hinauf anzog. Bei meiner verfänglichen Frage hielt er inne in ſeinem Geſchäfte, ließ den großen blanken Stiefel in der Luft baumeln und ſah mich von unten herauf ſchweigend an. Kurzes ergrauendes Kopfhaar, ſchwarze buſchige Augenbrauen über kleinen, ſtechenden Augen und ſtarke Lippen gaben dem Kopfe etwas Drohendes, als er mich ſo von der Seite von unten bis oben maß. Ich meinte, es werde ein theologiſches Donnerwetter losbrechen. Es war wol auch im Entſtehen, aber der grundſätzliche Rationalismus mochte es in dieſer Pauſe zertheilen. Er ließ den baumelnden Stiefel auf den Fußboden nieder, und während er ihn langſam anzog und ſeinen Blick nur auf dieſe Beſchäftigung richtete, ſagte er trocken vor ſich hin: Wenn der Theologe übrigens ein tüchtiger Theologe ſei, ſo werde man's ihm nicht verargen, daß er Schriftſtellerei treibe, vielleicht auch nicht verargen, daß er für's Theater ſchreibe. Es komme freilich darauf an, welcher Art ſeine Theaterſtücke wären. Und — jetzt war der Stiefel angezogen, und der Blick ſchoß wieder auf mich — und aufpaſſen wird man allerdings, ob der alſo ſchriftſtellernde Gottesgelehrte nicht ſeine Zeit und Sammlung zerſplittere an abliegende Nebenſachen.

Ein Wink mit der Hand, welche nach dem zweiten

Stiefel griff, verabſchiedete mich, und ich war ſo klug wie zuvor.

Der anerzogene Trieb, einem Amte nachzuſtreben, behauptete ſein Recht. Meine dreijährige Studienzeit war um, auf meinem Collegienbogen ſtanden alle nothwendigen Vorleſungen als „gehört“ verzeichnet, obwol ich in Breslau ein gründlich unregelmäßiger Collegiengänger geweſen; ich reichte alſo dieſen Bogen ein und bat um die Aufgaben zum ſchriftlichen Candidaten-Examen. „Ueber die Erbſünde“, lautete die Antwort. Ich ſollte alſo meine Kenntniß und meine Anſchauung von der Erbſünde in lateiniſcher Sprache entwickeln. Was iſt Erbſünde? Wie zeigt ſie ſich bei dir? Die belletriſtiſche oder poetiſche Spielerei gehört wol auch dazu? Dieſe Fragen denkend, legte ich die feierliche Aufgabe zu den profanen Manuſcripten und beſchloß, ihr eine zeitlang mein Nachdenken zu widmen, wol auch in unſerem „poetiſchen Verein“ eine Disputation darüber zu veranlaſſen.

II.

Die Schwingen wachſen ſchnell, wenn man ſie braucht. Das Theater faßte mich beim Schopfe, und ich mußte eilig fliegen lernen, denn man traute dem jungen Kritiker viel mehr zu, als er an Zutrauen verdiente. Der Heldenſpieler Kunſt brauchte eine neue Rolle, und da ich mehrmals erzählt hatte, daß ich mich mit dem Schwedenkönige Guſtav Adolph intim beſchäftigte, ſo hieß es: Vorwärts! vorwärts! das iſt ein gutes Thema!

Ich weiß abſolut nicht mehr wie ich auf die Idee gekommen, und weiß ebenſowenig, woher ich die Mittel geholt zu einer fünfactigen hiſtoriſchen Tragödie. Was ich an Dramen in der

Stille geſchrieben, war unbrauchbare Studie geweſen. Das Anſchauen größerer Stücke im Theater, wohin ich als Redacteur der „Aurora“ jetzt täglich ging, muß auferbaulich gewirkt haben in mir.

Kritiſcher Streit hatte wol auch ſehr gefördert. Es war eine öffentliche Polemik ausgebrochen in Breslau über die Dramen Schiller's, und in dieſen Streit war ich mit beiden Beinen geſprungen. Vielleicht hatte ich dadurch raſcher laufen gelernt. Der jetzt berühmte Profeſſor altdeutſcher Wiſſenſchaft, Wilhelm Wackernagel, war von Berlin nach Breslau gekommen und war in Karl Schall's Breslauer Zeitung als Recenſent aufgetreten. Er hatte mit äſthetiſchen Anſichten begonnen, die uns neu waren und die uns zum Theile nicht gefielen. Eigentlich waren ſie, wie ich jetzt glaube, beſſer, will ſagen reifer als die unſrigen. Er war von Goethe voll und betonte nachdrücklich, daß Goethe ſeine Charaktere perſönlicher bildete, als Schiller, ja, bei einer Kritik der „Braut von Meſſina“ führte er das in einer Weiſe aus, daß ganz Breslau aufſprang und für Schiller in die Schranken rief. Die Beatrice hatte er einen blos „lyriſchen Hauch“ genannt. Dieſer lyriſche Hauch ſtieg uns zu Kopfe, mir beſonders, der ich Schiller zum höchſten verehrte, und ich war denn mit Einem Satze in den Schranken und fuhr wie ein bellender kleiner Köter auf den mir weit überlegenen Wackernagel ein.

Seine Schwäche lag darin — und dieſe Schwäche iſt eine ganze Kategorie, welche in Deutſchland ſtehend geworden — daß er das eigentlich dramatiſche Moment, welches in Schiller weitaus ſtärker iſt als in Goethe, nicht zu ſchätzen wußte und über den Mängeln der Charakteriſtik die große Kraft dramatiſcher Führung überſah. Ueberſehen mußte, weil er ſelbſt keine dramatiſche Ader hatte; eine Erſcheinung, die noch alle Tage unter uns auftritt und unſere dramatiſche Kritik verwirrt.

Um zu ſtreiten, muß man die Waffe führen lernen; ich lernte alſo in unſeren Vorbeſprechungen über den Schiller-Feind

wiederum eine Menge literariſcher Geſetze, und die mögen mir wol hilfreich geweſen ſein, ein den ganzen Abend füllendes, hiſtoriſches Trauerſpiel haſtig niederzuſchreiben, welches die Theater-Direction ſofort annahm und in Scene ſetzte.

In Wahrheit iſt's eine Studenten-Arbeit geweſen, und daß man ſie aufführte, iſt eben nur ein Zeugniß für leichtſinnige und oberflächliche Bühnenleitung. Gerade in Bezug aufs Theater ſpricht man ſo gern von der guten alten Zeit, und namentlich von deren Strenge und Gewiſſenhaftigkeit. 's iſt alles nicht wahr, ſagt Neſtroy. Im Gegentheile! Seit dreißig Jahren wird dem deutſchen Theater viel mehr literariſche Aufmerkſamkeit zugewendet, als in den dreißig Jahren vorher.

Damals wohnte ich zum erſtenmale einer Probe bei. Ohne Eindruck, ohne Nutzen. Niemand konnte ſeine Rolle ordentlich, und das befremdete Niemanden, es war alſo herkömmlich. Ich ſelbſt hatte nicht die Einſicht, das tadelnswerth zu finden und da mir ein befreundeter Schauſpieler zuraunte: Gelt, das kommt Ihnen curios vor! ſo bildete ſich in mir die Vorſtellung, das ſei in der Ordnung und könne gar nicht anders ſein. Breslau aber hatte ein wohlberufenes Theater, nur einige Jahre vorher war Anſchütz von hier ans Burgtheater übergegangen.

Bei der Aufführung ſelbſt indeſſen fand ich doch dies Nichtwiſſen der Worte bedenklich. Guſtav Adolph ſelbſt, Herr Kunſt, leiſtete darin mehr, als ich vertragen konnte. Der letzte Act war natürlich die Schlacht bei Lützen in voller Ausdehnung. Daß Shakſpeare's Schlachten für eine anders eingerichtete Bühne und für eine andere Geſchmacksbildung geſchrieben wären, kam einem dramatiſchen Jünglinge nicht zu Sinn. Ich hatte ja überall gehört und geleſen, daß dies vortrefflich wäre. Da es nun auch leicht war, ſo hatte ich mich mit aller Bequemlichkeit gehen laſſen. Daß es höchſt jämmerlich auf der Bühne zum Vorſchein kam, beſtürzte mich freilich. Aber neben mir ſaßen Officiere der Garniſon, und die zeigten lebhaftes Intereſſe für ſolche theatraliſche Strategie. Jetzt muß von der Seite der Angriff und dann von

jener Seite die Umgehung kommen, richtig, richtig! riefen ſie und winkten mir beifällig zu. Wir ſaßen in erſter Reihe dicht an der Bühne, denn das Orcheſter war geräumt, es war Sonntags, und die große hiſtoriſche Tragödie eines einheimiſchen Studioſi hatte das Publicum gelockt. Dies Publicum wollte denn auch nicht umſonſt gekommen ſein und applaudirte übermäßig, wo ſich nur entfernte Gelegenheit dazu bot, ſelbſt das Schlachtgebet des Schwedenkönigs Kunſt. Dies Schlachtgebet iſt mir unvergeßlich geblieben als Theater-Symptom. Kunſt wußte kein Wort davon auswendig, und kniete als kluger Kriegsmann dicht vor dem Souffleurkaſten nieder; die Generale und Soldaten, welche keinen Souffleur brauchten, weil ſie nichts zu reden hatten, weit zurück nach dem Hintergrunde. Umſonſt! Dieſem Schwedenkönige, der bald ſterben ſollte, konnte kein Souffleur helfen. Wir auf der erſten Reihe verſtanden jedes Wort des Einbläſers; der dem Tode geweihte König war aber nicht ſo glücklich. Und darüber wüthend, ſchalt er denn immer nach jeder mühſam geſprochenen Zeile leiſe ins Souffleurloch hinein, vergeſſend, daß das Orcheſter geräumt war und daß wir ſo gut wie der Souffleur ſeine Scheltworte hörten. Man denke ſich nun in die Seele eines Poeten, der laut ſeine Worte, leiſe aber die gemüthlichen Aeußerungen des Schauſpielers hört, wie folgt: „Sieh' du auf uns herab, du Herr der Heerſchaaren" — nichtswürdiger Bengel, ſperr' das Maul auf! — „und ſegne unſere Waffen, ſei mit uns!" — der Kerl iſt nicht einen Schuß Pulver werth — —

Die Officiere lachten anſtändig ohne Geräuſch, das Publicum, welches die Zwiſchenreden nicht vernommen, applaudirte, als der fromme König aufſtand, und ich, ich hatte einen Blick in das Handwerk gethan, der mich beſtürzte.

Dieſe Erfahrung blieb wol nicht ohne Einfluß auf mich. Obwol ich kein theatraliſcher Idealiſt geweſen, wurmte mich doch ſolche Wirthſchaft, und ich wurde frühzeitig hart gegen Comödiantenthum. Der ſcheinbare Theater-Erfolg ging ſpurlos an mir vorüber, und die Wiederholungen des Stückes vor ſchwach beſetztem

Hauſe belehrten mich auch, daß der Erfolg hohl geweſen. Ich hatte aber Blut geleckt und ſchrieb ſchleunig einen fünfactigen „Moriz von Sachſen“. Nur im letzten Acte ſchrieb ich langſam und hielt mitunter inne. Die Schlacht bei Sieversḥauſen war wieder unumgänglich, und die Schlacht bei Lützen griff mir ſtaueud in die Zügel — es dämmerte mir die Ahnung, daß dieſe ſchließeuden Schlachtacte mißlich wären. Kurz, ich ſtockte in meiuer Zuverſicht und gab das Stück gar nicht an den Director, welcher es für einen neuen Sonntag verbrauchen wollte. Das iſt „Futter für Pulver“, flüſterte es in mir, und äußerliche Veranlaſſung warf mich gerade um dieſe Zeit auf eine andere Seite. Ich hatte Karl Schall, den Redacteur der Breslauer Zeitung, kennen gelernt, und er übertrug mir plötzlich die Theaterkritik für dieſe Zeitung. Er that dies wol gerade in Folge unſerer Geſpräche über meine hiſtoriſchen Trauerſpiele. Meine ausgeſprochenen Zweifel, ob ſolche Stücke des Schreibens und Aufführens werth ſeien, ſprachen ihn an. Er war ein Humoriſt und meinte: ich ſollte nur ſo fragſam und nach dem Stein der Weiſen ſuchend die Recenſiouen für ſein Blatt ſchreiben. Da käme man aus der Schablone heraus, und das würde die Leſer intereſſiren.

Ich bin Karl Schall lebhaften Dauk ſchuldig; er behandelte mich mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit, und durch ihn erſt wurde ich in die actuelle Literatur eingeführt, in die Literatur, welche lebte. Wir in unſerem poetiſchen Vereine gehörten zur halbtodten Buchliteratur; Schall aber hatte ſeit Aufaug des Jahrhunderts alles Literariſche perſönlichſt mit durchgelebt. Er kaunte die Romantiker perſönlich, er kaunte Goethe perſöulich, er war Goethe gefolgt, wie ein Regiſtrator ſeinem Chef folgt, bis in die kleinſte, nichtigſte Aeußerung. Sie war notirt bei ihm, als ob ſie in den „Fauſt“ gehörte.

So wurde ich wie in einen Freimaurer-Orden eingeführt, beſonders während unſerer kleinen Diners. Wir ſpeiſten allein, er und ich, und wenn der Hunger geſtillt war — das dauerte

eine gute Weile bei ihm — und er ans Trinken kam, was auch eine gute Weile dauerte, da erzählte und ſchilderte er mir die innerſten Zuſammenhänge und die intimſten Begebenheiten der weimar'ſchen Periode und der romantiſchen Sprünge. Das Alles bildete ſeine Bibel. Er war ein Apoſtel und war dies mit Bewußtſein. Aus dem Kaufmannsſtande hatte er ſich als junger Menſch ſchon dieſer Aufgabe gewidmet, hatte all ſeine Zeit und all ſein Geld darangeſetzt, die damals in der That hochwichtige Entwicklung deutſcher Literatur in allen Ritzen kennen zu lernen, und als das Geld völlig aufgezehrt war, hatte er mit großer Geſchicklichkeit eine Zeitung in Breslau gegründet, die Breslauer Zeitung, eine Concurrentin für die allein herrſchende Schleſiſche Zeitung, dem reichen Hauſe „Korn“ gehörig. Auf das literariſche Moment hatte er dieſe Concurrenz gegründet, und mit dieſem Momente hatte er geſiegt. Er und ſeine Zeitung waren der literariſche Mittelpunkt des großen Herzogthums Schleſien geworden, eines Herzogthums ſo groß und bedeutend wie manches Königreich. Für Schleſien, welches immer reichhaltige literariſche Fähigkeit entwickelt hat — man denke nur an die Opitz, Lohenſtein, Hoffmannswaldau, Logau, Günther, an Holtei, Freytag! — iſt Karl Schall ein wirklicher literariſcher Apoſtel geworden.

Goethe war ſein Mittelpunkt und Endpunkt. Bis auf das kleinſte und feinſte Aederchen kannte er dieſen großen Dichter, und in all ſeinen Formen wußte er ihn auf das geſchickteſte nachzuahmen, namentlich in Gedichten. Das Reimen der zwei letzten Worte in Goethe'ſcher Manier war ihm geläufig wie die Mutterſprache. Und keineswegs blos die Formen, nein, die Geſinnung, die ganze Gedankenwelt, das große, freie Weſen des Meiſters lebte auf und fort in ihm. Freilich unmächtiger, weil er eine viel ſchwächere Natur war als Goethe, eine viel leichtere Natur; aber dieſes Fortleben eines ſo reichen Mannes auch in leichterer Perſönlichkeit war doch ſehr werthvoll und gewährte mir eine ungemeine Belehrung.

Daneben war er witzig, war aufmerksam und geübt für Ergreifung der Tagesbegebenheit, war ein Lustspieltalent, war ein guter Vorleser, war ein ehrlicher Dolmetsch des Shakspeare-Humors. Ehrlich, denn er betonte nur das, was er wirklich wiedergeben konnte; er gestand, daß er mit dem und Jenem nichts anzufangen wüßte. Dadurch unterschied er sich vortheilhaft von den Shakspearomanen, die auch das Unverstandene preisen und auch das Unverdauliche empfehlen. Es steht damit wie mit allem Geschichtlichen: nur das lebt wirklich fort, was auch die Nachwelt mit ihrem Odem beleben kann.

Sein Vortrag des Fallstaff strotzte von Wahrheit. Er hatte völlig das Aeußere Sir John's; wenn er in Wamms, Hosen und Stiefeln des dicken Ritters fuhr, da bedurfte es nicht der geringsten Zuthat, keiner Watte und keiner Schminke, er brauchte nur hinauszutreten aufs Theater, und das ganze Haus hätte geschrien: Das ist er wirklich, der dicke Schäker! Auch das kleine Auge, listig und lüstern lachend, war da, und das selige Gelächter über jede Kleinigkeit, ein Gelächter, welches sich Selbstzweck ist, eine fraglose Lebenswelle heiteren Daseins. Auch der Gegensatz fehlte nicht, kläglicher Kleinmuth bei Widerwärtigkeit. Von mir jungem Poltron ließ sich der alte Herr trösten und aufrichten, wenn ein empfindlicher Angriff ihn niedergeworfen. Dabei war er jeden Augenblick bereit, sich zu verlieben, jeden Augenblick bereit, wohlthätig zu sein weit über sein Vermögen hinaus. Vom Honorarsatz für meine Recensionen zum Beispiel war nie die Rede. Von Zeit zu Zeit sah er mich mit glitzerndem Auge an, lachte brausend und schrie: Wieder nichts in der Tasche?! — „Nichts." — Verderbliche Jugend — da! Nicht anseh'n! Ich hab' auch nicht viel. — Und so gab er mir zehnmal mehr, als ich verdiente, und so machte er mich zum Journalisten.

Plötzlich trat ein Zerwürfniß ein. Er ließ mich im Stich bei einer Polemik, er begünstigte in seiner eigenen Zeitung meinen Gegner und verstümmelte meine Worte. Auf meine Vorwürfe zuckte er blos die Achseln; entrüstet ging ich von

dannen. Er war nicht ohne ſtarke Schwächen, und ich wußte damals noch nicht, daß man ohne Schwächen ſelten liebenswürdig iſt.

Ich ſelbſt hielt meine Polemik für ſo wichtig, daß ich ſie um jeden Preis ausfechten mußte, und ich war nichtswürdig genug, auf den Ruf der Capulets zu hören. Korn mit der Schleſiſchen Zeitung war Capulet, Schall mit der Breslauer Zeitung war Montague. Auf allen Straßen zogen ſie gegen einander vom Leder, und ſelbſt der Uebertritt eines ſo unreifen Burſchen, wie ich einer war, machte Aufſehen. Schall ſchäumte, und ich fühlte mich ſehr unbehaglich. Ich vermißte da unter den Capulets jeden literariſchen Ton, und als mir Vater Capulet zu einer langen Recenſion über „Hamlet“ ſagte: über ſolch ein altes Stück dürfe eine Zeitung nicht noch eine Kritik bringen, da büßte ich mein Verbrechen in Sack und Aſche. Ich bedurfte dringend einer Erholung. Sie kam in unerwarteter Weiſe.

Paganini trat zum erſtenmale in Breslau auf und begann ſeine Concerte im großen Muſikſaale der Univerſität. In dieſen Saal hatten nach ehrwürdigem Herkommen die Studenten Zutritt zu den Proben. Wir ſtrömten natürlich in Maſſe hin, und der Saal war ganz gefüllt, als das bleiche, ſchwarzhaarige Männchen in ſchwarzer Kleidung vortrat, um ſein Solo zu ſpielen. Unheimlich ſchweifte ſein dunkles Auge über die Studentenfülle hin, und Kundige unter uns flüſterten: „das iſt ihm ſehr unangenehm, denn er ſieht ſich ſehr viel zahlende Zuhörer für den Abend entzogen; er iſt ja unter Anderm auch geizig!“ — Sein moraliſcher Ruf galt überhaupt für ſehr unſicher, war wie ſein dürftiger Leib in ſchwarze Stoffe gehüllt, in düſtere Sagen. Er ſollte einen Menſchen getödtet haben, wol gar ſeinen Bruder, und deßhalb in langer Kerkerhaft verhalten worden ſein. Da habe er ſich eine Geige verſchafft, aber nur Eine Saite erlangen können. Auf dieſer Einen Saite habe er ſich jahrelang geübt und es ſolchergeſtalt zu dieſer enormen Fertigkeit gebracht, zu dieſer dämoniſchen Fertigkeit.

Richtig! Als die Einleitung des Orcheſters vorüber war und ſein Solo beginnen ſollte, da — markirte er blos.

Das war nicht unſere Rechnung, und das Grollen des Sturmes begann; bei der zweiten Nummer aber, als er es wieder geradeſo machte, da brach ein Sturm los, wie ich ihn mein Lebtag nicht gehört habe. Ein paar hundert Studenten, die mit Energie trommeln, pfeifen und ſchreien wollen, bringen einen Höllenlärm zu Stande. Umſonſt ließ Paganini das Orcheſter fortissimo ſpielen, um uns zu übertönen, das Orcheſter wurde von uns überſchrien, die ganze Muſica erlag der Rohheit. Da faßte Paganini einen weiſen Entſchluß: er lächelte. Wir ſchwiegen verblüfft vor dieſem Lächeln, und in die plötzliche Stille hinein ſpielte er die ganze Nummer auf ſeiner Teufelsgeige.

Das gab denn einen Erfolg, wie er ihn vielleicht nie erlebt: wenn ein paar hundert Studenten fanatiſch applaudiren, ſo machen ſie einen Himmelslärm. Und nun ſagten die Flüſterer: „Das iſt in Ewigkeit kein Mörder, das iſt ein guter Kerl!“ Und der Ruhm des ſchauerlich intereſſanten Geigers wurde durch alle Gaſſen poſaunt, Furore auf Furore folgte des Abends, und Breslau ſprach wochenlang von Paganini. Die Stadt war wie verwaiſt, als er von dannen gezogen.

Am erſten Tage dieſer Verwaiſung trat früh am Morgen ein Schauſpieler in mein kleines Zimmer der „Hutſchachtel“. So hieß das vorſpringende flache Häuschen in der Ohlauer Straße, welches ich bewohnte. Der Breslauer Humor für Häuſernamen war damals noch in Blüthe und „polniſcher Herrgott“, „Laterne“, „Löwengrube“ und derlei Titel ſpotteten noch der proſaiſchen Hausnummern. Der Schauſpieler wünſchte ein kleines Stück von mir, in welchem Paganini die Hauptrolle ſpielte; er ſelbſt wollte den Paganini darſtellen auf der Bühne. Er, der Schauſpieler, könne gerade ſo viel Violine ſpielen, um die Abſonderlichkeiten und Kunſtſtücke des Paganini'ſchen Geigens nachzuahmen, und gerade ſo wenig, daß man's für

nichts Anderes halten könne, als für eine Traveſtie. Er habe Weib und Kind und würde ſich damit eine Exiſtenz gründen, wenn ich ihm das verlangte Stückchen ſchriebe. — Ich? — „Ja, gerade Sie!“

Ich war angenehm betroffen von dieſem Zutrauen, erklärte ihm aber ehrlich, daß ich das abſolut nicht könnte. Traurig ging Herr Juſt — dies war ſein Name — aus der „Hutſchachtel“, und ich ſah ihm nach die Ohlauer Straße entlang, ſah ihm nach wie Einer, der einen curioſen Trank verſchluckt hat.

Der Trank verurſachte eine Gährung in meiner Phantaſie, und aus der Gährung entwickelte ſich ein poſſenhafter Plan. Das Stück ſollte in China ſpielen; eine wunderſchöne Prinzeſſin gibt dem Drängen ihrer Vaſallen nach und verſpricht, ſich endlich zu vermälen. Aber ſie iſt eine artiſtiſche Natur, ſie erklärt, nur demjenigen ihre Hand zu reichen, welcher ſie durch irgend eine Kunſtleiſtung zu Seufzern und Thränen rühre. Bon! rufen die Vaſallen, und nun beginnt das Turnier. Ein Tenor flötet; die Prinzeſſin bleibt ungerührt, er fällt durch. Ein Tänzer ſpringt; die Prinzeſſin gähnt, er fällt durch. Beſtürzung verbreitet ſich. Da tritt Paganini im ſchwarzen Frack unter die chineſiſchen Großen, und ſchon ſeine Erſcheinung pikirt die Prinzeſſin. 's iſt doch was Anderes, ein Menſch ohne Zopf und in dieſem merkwürdigen Gewande, in einem Fracke! Vorn, wo man die Bekleidung braucht, kurz abgeſchnitten und hinten mit geſpaltenen Zipfeln für den ſchäkernden Wind. Die Aufmerkſamkeit der capriciöſen Dame iſt geweckt, und nun ſpielt er in chineſiſcher Form und doch mit ſo fremdartigem Reize. Nach der erſten Nummer ſeufzt die Prinzeſſin hörbar, und die Vaſallen gerathen in fragwürdige Bewegung; nach der zweiten Nummer entladet ſich die Hyſterie der vornehmen Dame in einen Strom von Thränen, es folgt die nothwendige Umarmung und das unerläßliche Ballet, welches allgemeines Entzücken ausdrückt; der Vorhang fällt über ſeligen Gruppen.

Dies dumme Zeug hatte ich bis Nachmittag niedergeschrieben und mit dem Titel versehen: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos“, und Abends gab ich Just das Manuscript mit der Bemerkung: da sei mein guter Wille für seine Existenz, aber ich verstünde eben nicht, so was zu machen. Er sah hinein, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Warten Sie nur!“

Acht Tage später sah ich auf dem Theaterzettel: „Nicolo Zaganini, der große Virtuos“. Und Abends wurde der „Schmarrn“ wirklich aufgeführt. Und was noch mehr: er machte Glück. Es ist ganz erstaunlich, was dem Publicum geboten werden kann, wenn es als Lächerliches geboten wird. Das Bedürfniß des Lachens ist geradezu so gebieterisch wie das Bedürfniß des Essens und Trinkens. Deßhalb war, ist und bleibt die Posse eine so wichtige theatralische Form, und es verwundert mich immer, daß sich so selten dramatische Talente derselben bemächtigen. Sie macht nicht einmal den allerdings schwierigen Anspruch eines Lustspieles: daß die Seele der Handlung eine heitere Seele sei. Sie verträgt einen ernsten Kern und das erleichtert die Composition gar sehr. Wer in gedrängter Form erzählen kann, braucht sich nur einem lustigen Dialogschreiber zuzugesellen, oder umgekehrt, und es würden sofort sogenannte solide Possen entstehen, welche das Alltags-Repertoire sättigen, so lange es an poetischen Talenten Raimund'scher Art dafür fehlt. Nestroy, der nur satyrische Fähigkeit hatte, ist stets diesen Weg gegangen; nur ließ er sich seinen Mitarbeiter immer bloß auf die linke Hand antrauen. Er heiratete vorhandene Erzählungen, vorhandene Stücke. Weisflog's „Arme Seele von Zwickau“, welche mich als Gymnasiasten in Glogau unterhalten hat, habe ich jetzt einige vierzig Jahre später als „Lumpaci-Vagabundus“ wieder gesehen. Weisflog's Erzählung ist lange todt, Nestroy's Verheiratung mit ihr lebt noch.

Jener „Schmarrn“: „Nicolo Zaganini“ gründete wirklich auf einige Jahre die Existenz des Schauspielers Just. Er reiste als Theater-Paganini durchs ganze deutsche Reich und beglückte namentlich die kleinen Städte, welche den wirklichen Paganini

nicht geſehen. „Iſt doch Eau de Cologne ſelten echt, warum ſollten wir auf dem echten Paganini beſtehen!“ riefen die Kleinſtädter.

Zwanzig Jahre ſpäter trat Juſt-Zaganini zu meiner Ueberraſchung in Wien vor mich hin und empfahl ſich zu neuem Dienſte. Schwarzer Frack und Geige waren verbraucht, aber die Theater-Erfahrung war üppig gewachſen. Ich machte ihn zum Inſpicienten und Comparſen-Director am Burgtheater, und ſeine fabelhaft wuchernde theatraliſche Phantaſie hat mir manchen erſprießlichen Wink geſchenkt. Ein Theater braucht immer phantaſtiſche Leute, wie der Weinſtock heiße Sonne braucht, ſonſt wird es ſchal wie ungenügend ausgeſonnter Wein.

Mich ließ der alberne Erfolg dieſer Paganini-Poſſe ganz gleichgiltig; aber es war mir gar nicht gleichgiltig, daß ſich Karl Schall danach erkundigt hatte, und daß er in ſeiner Zeitung wohlwollend darüber hatte berichten laſſen. Ich fühlte lange, daß ich zu ihm gehörte, daß ich unrecht gegen ihn gehandelt, daß ich eine Debatte mit ihm brauchte über die Begriffe Poſſe und Luſtſpiel — denn gerade das war ein beliebtes äſthetiſches Fahrwaſſer bei ihm — daß ich ihn beſuchen ſollte. Und der liebenswürdige alte Herr kam mir zu meiner Beſchämung mit dem erſten Schritte entgegen: eins ſeiner winzig kleinen roſenfarbenen Billets fand ſich wieder ein in der „Hutſchachtel“ — eiligſt und ſtürmiſch wie ein Liebhaber, der ſeine Geliebte, wie dick ſie auch war! — nach langer Trennung wiederſehen konnte, ſtürzte ich hin und gehörte nun für immer wieder zum Hauſe Montague.

Das Luſtſpiel war Schall's ſteter Gedanke. Er hatte mit kleinen Comödien, namentlich mit der „Unterbrochenen Whiſtpartie“ glücklich debutirt vor Jahren und war nun jahrelang mit einem großen Luſtſpiele beſchäftigt. „Schwert und Spindel“ hieß es ſchon lange, aber es wurde noch immerfort daran gearbeitet. Daß dies immerwährende Daranarbeiten fehlerhaft, verſtand ich damals nicht. Jetzt weiß ich's. Schall war ein

Autodidakt. So nannte man diejenigen, welche keine gelehrte Universitäts-Bildung genossen, und daher stammte es, daß er sein Lustspieltalent verdarb. Gerade deßhalb wollte er gelehrt, grundsätzlich ästhetisch componiren, und übersprang er sein einfaches, natürliches Talent. Der alte Goethe hatte seinen redlichen Theil an diesem Irrgange. Ihm folgte Schall durch alle Windungen der Composition, welche mit dem Gedanken allein auszukommen meint und die kaum noch vorhandene schöpferische Frische des Talents entbehren zu können glaubt. Sie ist nicht zu entbehren für Composition. Von Jahr zu Jahr wird's deutlicher, daß die Schriften Goethe's aus seinen letzten zwanzig Jahren in undurchsichtige Nebel zurückweichen für das lesende Publicum. Und so blieb Schall's großes Lustspiel, weil es abstract empfangen wurde, in den Nebeln der Vergessenheit hängen. Es wurde einmal, ich glaube in Berlin, aufgeführt und ging unter.

Raupach war in jenen letzten Zwanziger-Jahren allein thätig für das Lustspiel. Dürr und recht trocken. Er veranlaßte mich zu Lustspiel-Exercitien, die natürlich noch dürrer und trockener ausfielen, und insbesondere unwahr. Der Raupach'sche Lustspielweg entstand aus einem possenhaften Gedanken und aus diesem allein. Deßhalb führte sein Beispiel ins Unwahre. Ich mußte mir und Schall eingestehen, daß ich gar kein Talent zum Lustspiele hatte. Er lachte und sagte: „Junger Freund! Humor, der sich behaglich breitmachen kann, kommt erst mit den Jahren". — W e n n er kommt! setzte ich hinzu. — „Freilich," antwortete er, nächste Woche kommt Holtei von Berlin, der wird Ihnen schildern, wie man in der Stille wächst. Seine „Lenore" wird aufgeführt."

12.

Das Schauspiel „Lenore“, von Holtei, machte damals das größte Aufsehen; es wurde auf allen Bühnen, auf den großen wie auf den kleinen, mit durchschlagendem Erfolge gegeben. Die populären Lieder, für deren Auffindung Holtei geradezu eine Wünschelruthe besaß, waren auf allen Straßen zu hören, ja das „Mantellied“ grassirte wie eine sentimentale Marseillaise.

Denselben Erfolg fand das Stück in Breslau. Der Balladenstoff mit seinem poetischen Schauer am Schlusse erhob auch das große Publicum, welches durch bürgerliches, allgemein verständliches Leben hineingeschmeichelt worden war in das Thema. War das nicht sehr anerkennenswerth vom Standpunkte des Theater-Kritikers? Gewiß. Aber Unsereiner wollte den Theater-Kritiker tief unter sich sehen, wollte ein literarischer Kritiker sein und verstand nicht das Mindeste von irgend einer neuen Bahn.

Zu neuen Bahnen hatte Holtei sehr viel Anlage. Er bewahrte sich immer eine unerschütterliche Naivetät. Er war naiv im Erfinden, naiv im Ausführen, arbeitete nie nach der Schablone und erfand viel, weil er mit gesundem Auge da Wirkungen entdeckte, wo die gelehrten Schriftsteller nichts bemerkten. Seine Schwäche war immer nur im Geschmacke zu suchen. Und das ist ganz folgerichtig: wer neu und frei wählt, der wird leicht gegen herkömmliche Maßstäbe verstoßen, und was wir Geschmack nennen, das ist stets mehr oder minder dem herkömmlichen Maßstabe unterworfen.

Zu Ende der Zwanziger-Jahre, als in Berlin das Königsstädter Theater rüstig vorauging in leichter theatralischer Arbeit, war Holtei auf dem Höhepunkte seiner dramatischen Production, und „Lenore“ war wol sein größter Erfolg.

Bei mir half ihm das Alles nichts. Ich war recht ein Urbild jener jungen Recenſentenbrut in Deutſchland, die ohne Erfahrung abſpricht und zerfaſert. In keinem Lande Europas iſt die Production ſo preisgegeben wie bei uns; in keinem Lande Europas iſt die allgemeine literariſche Wehrpflicht ſo im Schwange, wie bei uns. Kaum unter den Flügeln trocken, krähen wir gelehrte Weiſen und geberden uns wie gebieteriſche Hähne. Nirgends wird auch ſo viel und ſo Unreifes gedruckt, wie bei uns, und die Klage unſeres Buchhandels, daß unſer Kaufpublicum ſo klein ſei, iſt gewiß zum Theile aus dieſer ſteten Ueberfüllung des Marktes entſprungen, aus einer Ueberfüllung mit mittelmäßiger Waare.

Statt zu unterſuchen, wo denn die unmittelbare Macht läge, welche dieſe „Lenore“ doch erſichtlich aufs Publicum ausübte, legte ich meine kaum erlernten Maßſtäbe an das Stück, und da ſie nirgends paßten, ſo riß ich das Stück in hundert Fetzen. Ich that mir noch was darauf zugute, daß ich dem armen Schall zumuthete, ſeinen Freund Holtei ſo behandeln zu laſſen in ſeiner Zeitung. Unparteiiſche Gerechtigkeit! In Wahrheit unreifes Geſchwätz. Schall ließ es auch wirklich abdrucken, und ich machte ihm am Morgen, da die grimmige Kritik in der Zeitung erſchienen, meinen Beſuch, um ihm pathetiſch zu gratuliren zu ſeiner großliterariſchen Unbefangenheit.

Als ich eintrat, ſaß ein Mann in der Fenſterbrüſtung und las. Er war in einen langen blauen Rock gehüllt, trug eine breite weiße Halsbinde und hatte ein blaſſes, ernſthaftes Geſicht. Schall ſchrieb in großer Entfernung von ihm an ſeinem Redactions-Tiſche. Der Mann mit der weißen Halsbinde fragte juſt bei meinem Eintritte mit lauter Stimme: „Aber, Schall, wer iſt denn der Flegel, der das geſchrieben hat?“

Schall lachte über's ganze Geſicht, indem er meiner anſichtig wurde, und ſtatt einer unmittelbaren Antwort ſtellte er mich dem Herrn im blauen Rocke und weißer Halsbinde feierlich vor: Herr Laube.

Erſt nach einer ſchalkhaften Pauſe vollendete er die Luſtſpielvorſtellung und ſprach zu mir: Dies iſt Herr v. Holtei.

Ich habe Holtei erſt ſieben Jahre ſpäter in Berlin kennen gelernt, denn an jenem Morgen bei Schall las er ununterbrochen in ſeiner Zeitung und kümmerte ſich mit Fug und Recht nicht im geringſten um den Recenſenten-Flegel.

Ich kümmerte mich indeſſen während der nächſten Monate recht dringend um mich ſelbſt, denn meine Schriftſteller-Laufbahn kam mir bedenklich vor. Das heißt: wie ein Dilettantismus. Und vor allen halbreifen Beſtrebungen habe ich von Jugend auf einen Widerwillen gehabt. Hier aber war meine Bedenklichkeit doch ſicher am Orte: es konnte ſich um mein ganzes Leben fragen. Je intimer ich mit literariſcher Welt bekannt geworden war, deſto deutlicher ſah ich ein, wie viel mir dazu fehlte. In erſter Linie Talent. Was ich in etwa zwei Jahren Alles zuſammengeſchrieben hatte für die „Aurora", für die Zeitungen, für das Theater, das erſchien mir doch bei ernſtlicher Prüfung leicht, loſe, haltlos, und namentlich ohne die Signatur deſſen, was man Talent nennt. Erfindung, freie, ſtarke Erfindung, meinte ich, iſt das Grundkennzeichen literariſchen Talentes, und dies Grundkennzeichen konnte ich mir nicht zuſprechen.

Ach, das waren verdrießliche Monate, als ich mich wieder nach der Theologie umſah und mich mit dem Gedanken vertraut machte: die Aufgaben zu erledigen für's Candidaten-Examen. Conſiſtorialrath David Schulz mit dem blanken Stiefel in der Hand ſah mich mit ſpöttiſchem Auge an, und die langweilige Exegeſe mit hundert Auslegungen unbeſchreiblich einfacher Bibelzeilen gähnte mir entgegen — und doch geht's nicht anders, raunte mein Gewiſſen, denn dies iſt das Einzige, was du profeſſionsmäßig erlernt haſt, und eine Profeſſion, oder, wie meine Mutter zu ſagen pflegte, ein Handwerk hat allein einen ſichern Boden.

Dieſe verdrießlichen Monate fielen in den Frühling des Jahres 1830. Die Weltgeſchichte kam meinem Entſchluſſe zu Hilfe.

Ich hatte beide Zeitungen, die Schleſiſche und die Breslauer, täglich des Morgens gratis auf meinem Zimmer, und ich las ſie jeden Morgen. Ich las, ohne zu leſen; etwa wie man über China lieſt. Es geht Einen nichts an, man ſieht es gedankenlos durch, nichts haftet, nichts macht einen Eindruck, denn man hat keine wahrhafte Anknüpfung, man hegt für nichts ein wirkliches Intereſſe. So lange Einen die öffentlichen Dinge nicht irgendwie perſönlich berühren, bleiben ſie abſtract, bleiben ſie leblos.

So hatte ich denn auch Alles geleſen, was in Paris vorging, den Abgang Martignac's, den Eintritt Polignac's, die Ordonnanzen des Letzteren und die Prophezeihungen, welche ſich daran knüpften, Alles aber war nur bei mir durchmarſchirt, nichts hatte ſich niedergelaſſen. Da kam die Juli-Revolution ſelbſt, da kamen Thatſachen, Donnerſchlag auf Donnerſchlag, das wurde dramatiſch, das weckte meine Aufmerkſamkeit; nun fielen mir die vorhergehenden Motive ein, nun entſtand ein Zuſammenhang, nun erwachte mein Antheil, nun las ich plötzlich meine Zeitungen mit voller Aufmerkſamkeit und nun verſtand ich auch die Anwendungen auf unſere vaterländiſchen Zuſtände.

Zur Schriftſtellerei reizte mich dieſes übrigens nicht, es brachte mir nur einen neuen Inhalt, der ſich langſam in mir aufbaute. Langſam, denn nur allmälig wurde ich inne, daß oppoſitionelle Schulgedanken und daß namentlich burſchenſchaftliche Gedanken organiſch zuſammenhingen mit dieſem politiſchen Liberalismus. Das Alles wollte verarbeitet ſein und drängte mich viel mehr zu geſchichtlichen Studien, als zu irgend welchen Aeußerungen. Ich glaube, dies war der letzte Druck, welcher mich geradezu von der früheren Schriftſtellerei hinwegtrieb, welcher mich aus der Stadt trieb und in die Einſamkeit drängte.

So machte ich mir denn mit Gewalt klar, daß ich im Grunde ein Ex-Studioſus der Theologie wäre und den herkömmlichen Gang eines ſolchen Ex-Studioſus einzuſchlagen

hätte. Deſſen „vidimirte Heerſtraße“ war eine Hauslehrerſtelle. Da unterrichtet man Kinder von Gutsbeſitzern, lebt in einem reizloſen Dorfe, kriegt zu eſſen und zu trinken und einen jährlichen Gehalt von 150 Thalern, führt ſich würdig und tugendhaft auf, der Jugend zum erbaulichen Vorbilde, und beſchäftigt ſich Abends mit den Examen-Arbeiten, welche Einem das Conſiſtorium auferlegt hat.

Das Idyll beginnt! ſagte ich nicht ohne Trübſeligkeit, als ich Abſchied nahm von den poetiſchen Genoſſen, von den Mädchen und luſtigen Kameraden und vom alten Freunde Karl Schall, der mich verſicherte, daß ich ein Eſel wäre und dieſen Zuſtand nicht vier Wochen aushalten würde.

Er irrte ſich. Ein treuer Kamerad aus dem Breslauer Patrizierſtande hatte mir eine Hauslehrerſtelle verſchafft bei ſeinem Oheim, der zwei Meilen von Breslau ein Gut beſaß und zwei Mägdlein wie zwei Knäblein. Die Gegend war von erſchreckender Nüchternheit, aber mein Principal war ein geiſtvoller Mann, der früher Arzt in Breslau geweſen war und Welt und Menſchen kannte, wie Aerzte ſie zu kennen pflegen. Das heißt gründlich realiſtiſch und nur realiſtiſch. Das war eine heilſame Koſt für meine phantaſtiſchen Schriftgedanken. Ihm war es ſichtlich erwünſcht, daß ſein Hauslehrer kein eingefleiſchter Theologe war und die Wahrheit ſuchte; daß er reiten konnte und Zeitungen las und bei einem Glaſe Rothwein für ein Geſpräch brauchbar wurde. Er lachte auch mit überlegener Unbefangenheit, als er entdeckte, daß ſeine Tochter beſſer Franzöſiſch verſtand als ich, der ich ſie in dieſer Sprache unterrichten ſollte, und als ich einen coq d'Inde als „Hahn von Indien“ überſetzte. Truthahn iſt kürzer! rief er luſtig und ließ ſich das Buch zeigen, deſſen Schwulſt uns viel zu ſchaffen machte. Es war Victor Hugo's „Hernani“, der damals neu war und die romantiſche Schule in Frankreich mit Sturmglocken einläuten half.

Ich wurde ein ſtiller, arbeitſamer Menſch, der es geradezu

ablehnte, wenn man ihn Sonntags einmal mit nach der Stadt nehmen wollte. Nur einmal lockte es mich wie der alte Kuhreigen: ich las in der Zeitung, daß man an Schiller's Geburtstag ein Schillerfeſt feierte. Das traf mein Herz, und ich wanderte bei abſcheulichem Wetter zu Fuße nach Breslau, unterwegs einen Toaſt in Verſen componirend für meinen idealen Dichter.

Die Städte meiner literariſchen Jugend, Breslau und Leipzig, waren darin den großen Hauptſtädten lange voraus: ſie feierten Schillerfeſte, ehe in Wien oder Berlin an ſo etwas gedacht wurde. Doch nein! in Berlin gab's frühzeitig eine vornehme Gemeinde für Goethe, die oft einen Anlauf nahm zu Goethe-Feierlichkeiten, aber immer ſtecken blieb im vornehmen Anlaufe; denn es fehlte das Publicum für das Feſt und es fehlte das ſchöpferiſche Talent unter den Anſtiftern. Gedanken allein und Bildung reichen nicht zu, wenn man etwas ſchaffen will.

Eigentlich war auch die damalige Schillerfeier in Breslau recht dürr und trocken; ſie hatte ſogar etwas Trübſeliges, als an langer Tafel hie und da ein pathetiſcher Redner ſich erhob, um einen wirkungsloſen Vortrag aufzuſagen. Das hing wol eng zuſammen mit dem leeren Tone der Zeit: trotz Juli-Revolution fehlte es an Schwingung in den Gemüthern, fehlte es an friſcher Bewegung im Sinne der bureaukratiſchen Staatsmenſchen. Und ſtreng bureaukratiſch waren ſie Alle erzogen.

Nur Einer machte eine Ausnahme, und er hatte mich ſchon mehrmals lebhaft angeſprochen. Es war eine lange, ſehr lange Geſtalt mit einem kleinen Vogelkopfe und mit Augen in dieſem Kopfe, welche immer luſtig ſchimmerten. Er ſprach mit ſtarkem Anklange ans Niederdeutſche, was in Breslau auffiel und was mich angenehm an die niederdeutſchen Burſchenſchafter in Halle erinnerte. Dazu eine ganz unmodiſche Tracht: ein mantelartiger Rock, der die Mitte hielt zwiſchen einem Bettelmönche und einem fahrenden Schüler, und auf dem Kopfe ein maleriſches Zipfelmützchen. So hatte ich ihn mehrmals in dem abgelegenen Theile

Breslaus geſehen, welcher zum ſogenannten „Sande“ führt, zu einer Inſel, welche wol früher eine Sandbank geweſen und jetzt eine katholiſche Kirchenreſidenz war. Hier ſaß er tagsüber in einem Kloſterſaale als Bibliothekar, und wenn er in die Stadt herüberkam, da war er luſtig und ſprach verwegen. Wackernagel, welcher mit ihm verkehrte, hatte mich ihm vorgeſtellt, und er ſprach mit mir wie ein Meiſterſinger, der auf Reiſen iſt: die Geſetze der freien Kunſt frei behandelnd. Frei! das war der Charakter, welcher von ihm herabwehte auf mich.

Dieſer lange Mann mit dem reinlichen Vogelantlitze war der Einzige, welcher einen herzhaft klingenden Toaſt auf Schiller ſprach. Er hieß und heißt noch Hoffmann von Fallersleben. Was hat ihm dies „v. Fallersleben“ für giftige Nachrede verurſacht! Adels-Koketterie! ſchrie man in demokratiſcher Zeit und höhnte den eigenen Genoſſen. Denn gerade demokratiſch war Weſen und Talent Hoffmann's von jeher. Eine alte Manier der Minne- und Meiſterſänger hatte ihn veranlaßt, ſich nach ſeiner Heimat, nach dem braunſchweig'ſchen Städtchen Fallersleben „v. Fallersleben“ zu benennen; eine literar-hiſtoriſche Grille war's geweſen, weiter nichts, wol auch ein wenig literariſche Eitelkeit, um nicht im Meere der Hoffmanns zu verſchwinden. Iſt das nicht erlaubt, wenn man Hoffmann oder Müller heißt?

Einige Wochen nach dieſem Schillerfeſte kam mein Principal aus der Stadt — es war ein gräuliches Spätherbſtwetter — und ſchrie mir zu: Revolution in Warſchau! Nun geht's über Europa!

Er war ein kundiger Politiker und machte mich auf alle Fäden aufmerkſam, welche Europa zuſammenhielten; er bewies mir, daß ich eine polniſche Revolution unterſchätzte. Sie haben eine Armee! rief er, und ſind die beſten Soldaten der Welt!

Ich unterſchätzte dieſe Revolution, weil ich in Glogau und Breslau in ſteter Berührung mit Polen geweſen und durch-

drungen davon war, daß ſie in ihrem ſtreitſüchtigen Hochmuthe ſich nicht vertragen und nichts geſtalten könnten. Der Ausdruck „polniſche Wirthſchaft“ war in Schleſien ſo landläufig, daß man dort abſolut nicht an die Möglichkeit eines polniſchen Staates glauben mochte. Perſönliche Sympathien fanden die Polen außerdem nirgends unter uns. Der Begriff einer Adelsrepublik ſpritzte überall aus ihnen hervor und machte ſie unangenehm für unſere demokratiſche Empfindung. Das war ganz naturgemäß, und das gerade hat ihnen bisher jedes Gelingen erſchwert. Es iſt nicht ihre Schuld, es iſt ihr Schickſal. Der herrſchende Stamm hat ſich als Adelsſtamm apart gehalten, hat die große übrige Bevölkerung niedergehalten. Was nützte es, daß der polniſche Adel unter ſich demokratiſche Gleichheit ſtandhaft durchgeführt und dem ärmſten Edelmanne immer ebenſoviel Anſprüche zugeſtanden, als dem reichſten? Die erobernde Kaſte iſt Kaſte geblieben, hat die Emancipation der niederen Stände, des eigentlichen Volkes, zu lange verſäumt, und hat damit verſäumt, ein gleichmäßig theilnehmendes Volk heranzubilden. So ſind die unterjochten ſlaviſchen Stämme keine eigentlichen Polen geworden und verſtehen unter dem Namen Polen nur die herrſchende Adelskaſte. „Ich bin Maſur,“ zum Beiſpiel, „nicht Pole!“ kann man heute noch hören. Wäre unſer Feudal-Adel nicht vom deutſchen Bürgerthume überfluthet worden, ſo wäre es uns vielleicht ähnlich ergangen; in Polen aber iſt das Bürgerthum ausgeblieben, und an dieſer Lücke krankt das polniſche Weſen immerdar.

Daher ſtammte auch die Unpopularität der polniſchen Gymnaſiaſten und Studenten die ich in Glogau und Breslau kennen gelernt. Sie geberdeten ſich als eine bevorzugte Kaſte, geberdeten ſich übermüthig! Dazu das Renegatenthum, an welchem wir Deutſche leiden, unſere widerliche Hingebung an prätentiös auftretende Fremde, dies Verleugnen deutſcher Herkunft, deutſchen Namens — dies bezahlten wir den Polen mit erhöhter Abneigung. Kurz, die polniſche Revolution fand nirgends

wol geringeren Anklang, als bei uns in Schleſien, wenigſtens in dem Odergebiete Schleſiens.

Mein Principal behielt indeſſen Recht: daß ihnen Großfürſt Konſtantin eine treffliche Armee organiſirt hatte, das wurde von entſcheidender Wichtigkeit. Grimmige Schlachten folgten, und die Polen blieben obenauf. Wir an der Grenze waren reichlich mit Detailnachrichten verſehen, und gewaltige Thatſachen, wie eine dreitägige Schlacht bei Warſchau, verdrängten auch in mir die urſprüngliche Gleichgiltigkeit. Es war doch wirklich ein intereſſanter hiſtoriſcher Witz, daß Großfürſt Konſtantin, der Bruder des ruſſiſchen Kaiſers, immer ſeine Freude nicht verbergen konnte, wenn die Ruſſen geſchlagen wurden von den Polen. Er war ein Vater dieſer polniſchen Armee, und es war ihm eine Genugthuung, wenn er von ſeinen Schülern beſiegt wurde.

So verbreitete ſich dieſer polniſche Krieg über unſeren ganzen Winter, will ſagen über alle Intereſſen desſelben, und ich gerieth allmälig in Feuer und Flamme. Partei zu nehmen iſt meiner Natur angemeſſen, und ehe der Frühling kam, war ich trotz alledem und alledem ein entſchloſſener polniſcher Parteimann. Mein Principal ſchürte ſo wacker, daß ich im Stande geweſen wäre, mitzufechten.

Ich erſetzte das durch hiſtoriſche Studien nach dieſer Richtung. Als der polniſche Krieg auf der Höhe ſtand und das Zünglein der Wage mitten inne hielt, brachte der alte engliſche Reformheld Lord Brougham — denn da drüben auf der ſogenannten Freiheitsinſel wurde die große Reformſchlacht geſchlagen — ein hiſtoriſches Eſſay über die polniſche Frage. Er rief auf geſchichtlicher Grundlage Europa auf für die Polen. Ich verſchlang die Schrift, ich ſtudirte, was er nur angedeutet, ich meinte, ſelbſt ſchreiben zu müſſen — die Schriftſtellerei wollte mich wieder beim Schopfe faſſen.

Mein Principal lächelte dazu und ſchüttelte das Haupt. Er war ein praktiſcher Mann welcher meinte: es ſei gute Politik,

ſich nicht voreilig und unmittelbar an fremden politiſchen Händeln zu betheiligen. Man müſſe die Dinge an ſich kommen laſſen, nicht aber zu ihnen laufen. Die große Politik ſei Unterhaltung — ich ſollte Hauslehrer bleiben.

So geſchah's. Aber der Faden war doch wieder angeſponnen, und der Seiler, welchen wir Schickſal nennen, ſpann den Faden in der Stille weiter. Die Familie zog im Spätwinter einige Monate in die Stadt, und ich natürlich mit ihr. Da kam ich nicht nur mit den alten Genoſſen wieder in Berührung, welche meinen theologiſchen Rückzug beſpöttelten, ich kam auch in eine Berührung, welche mich dem polniſchen Kampfe unmittelbar nahe brachte. Das geſchah im ruſſiſchen Dampfbade, eine damals neue Einrichtung. Ein ſchöner Mann lag neben mir und ſtöhnte; ich fragte nach ſeinem Leiden und erfuhr, daß ihn eine Wunde peinigte. Er ſprach gebrochen Deutſch, und es ergab ſich bei näherer Erkundigung, daß er ein Pole wäre, daß er in der Schlacht bei Iganie verwundet worden, daß er zu ſeiner Heilung nach Breslau gekommen und daß er eiligſt in den Krieg zurück wollte, ſobald ſeine Wunde ſich geſchloſſen. So war ich denn perſönlichſt mitten in den Dingen, welche mich ſchon lange beſchäftigten! Und da der Pole ſah, daß ich allen Vorgängen genau gefolgt und warmen Antheil hegte, ſo öffnete er alle Schleuſen der Mittheilung und wurde Feuer und Flamme, als er hörte, daß ich ein Schriftſteller und daß ich ein Memoire ſkizzirt hätte. Das gerade wäre es, was ſie ſuchten und brauchten: die Preſſe und hiſtoriſche Memoires für auswärtige Mächte. Wielopolski werde eben nach England geſchickt, ein Anderer ſollte nach Paris. „Schreiben Sie, ſchreiben Sie! wir fahren nach Leipzig" — der Pole *fährt* immer, wenn er von Reiſen ſpricht — „und laſſen dort drucken, und dann fahren wir mit der gedruckten Broſchüre nach Paris."

Der Seiler drehte alſo heftig. Mein Principal hatte juſt ein großes Gut gekauft, welches weit, weit drüben im ſandigen Schleſien des rechten Oder-Ufers lag, da wo Schleſien ſelbſt

polniſch (waſſerpolakiſch) und über die Maßen unſchön wird — dahin mochte ich nicht. Wir ſchieden von einander, nicht ohne Weh. Er war ein tüchtiger Mann, welcher mich liebevoll gefördert; ja es war mir faſt ängſtlich zu Muthe in meiner neuen Freiheit, denn der tägliche Verkehr mit meinem Polen belehrte mich bald, daß wir grundverſchiedener Nationalität angehörten und daß uns kaum ein allgemeines Princip gemeinſchaftlich war.

Die ganze Wahrheit zu ſagen: wie brav er war, wie tüchtig in völliger Hingebung, in fragloſer Aufopferung für ſein Vaterland, er muthete mich bei längerem Umgange doch wildfremd an, er ſchreckte mich zurück durch Züge despotiſcher Rohheit, und was das Schlimmſte war: er langweilte mich. Immer und immer nur Vaterland! Vaterland! — „Oicisna“! glaube ich, rief er — und für nichts weiter auch nur eine Aufmerkſamkeit, viel weniger einen eingehenden Sinn, das war doch gar zu öde! Und das iſt keine Ausnahme, im Gegentheile, es ergeht uns mit Slaven, auch wenn ſie recht gebildet ſind, franzöſiſch gebildet ſind — und die franzöſiſche Art iſt ſtets die Art ihrer Bildung — es ergeht uns mit ihnen wol immer ſo. Mit dem Mittelſtande, welcher ihnen fehlt, fehlt ihnen das mannichfaltige Geflecht von Intereſſen, welches uns belebt.

Wir waren ins Gebirge hinauf „gefahren“, weil er in einem Badeorte, in Salzbrunn, die Heilung ſeiner Wunde vollenden wollte. Hier wohnten wir auf Einem Zimmer, und ich ſchrieb täglich an dem Memoire. Es wurde eine genaue Schilderung aller Vorgänge und Perſönlichkeiten, welche den polniſchen Revolutionskrieg charakteriſirten. Mein Pole kannte Alles und Alle bis in die verborgenſten Falten, jeden Schlachtplan, wie er entworfen, wie er verändert, wie er ausgeführt worden, jeden General, jeden Miniſter. Ich lernte Strategie, für welche ich Fähigkeit in mir zu entdecken meinte; ich lernte ein Staatstreiben mit all ſeinen Intriguen kennen, ich lernte lebensvolle Charaktere kennen und die Konſtantin, Kaiſer Nikolaus, Paskiewitſch,

Chlopicki, Skrzynecki, Dwernicki, Czarnowski bis auf den unerschöpflich erfinderischen Strategen Prondzinski wurden mir sämmtlich nach dem Leben portraitirt. Auch in Betreff der Fassung lernte ich reichlich. Die Schrift hatte einen bestimmten Zweck, einen diplomatischen, und mein Pole beanstandete oft meine schönsten Phrasen. „Nicht zu viel, nicht zu stark!“ rief er einmal und das andere, „kein Superlativ, der macht die Staatsmänner scheu!“

So war der Frühsommer gekommen, wir waren dem Ende unserer Arbeit nahe; die polnische Armee war auf dem Höhepunkte ihres Glückes, war in voller Offensive über die Narew gegen den Bug vorgedrungen und hatte überall die Russen geworfen; der Tag unserer Abreise nach Leipzig war festgesetzt, und ich kam von einem Besuche im Pfarrhause zurück. Dort erholte ich mich in deutscher Familie, welche ich von meiner Schweidnitzer Gymnasialzeit kannte. Ich kam über den Fürstenstein und durch den romantischen Fürstensteiner Grund zurück, eine romantische Landschaft kleinen Styls, welche die Perle der dortigen, sonst ziemlich dürftigen Landschaft heißt; ein Naturgenuß, den ich immer allein suchen mußte, denn mein Pole hatte kein Auge für Landschaft, er blickte nur nach Innen und seufzte: „Oicisna“! — Da stürzte er mir entgegen, ein Zeitungsblatt in der Hand, geknickt, vernichtet, eine wirklich tragische Gestalt, welche mich tief rührte. In der Zeitung stand die Nachricht von der Schlacht bei Ostroleuka. Die russischen Garden hatten Skrzynecki über die Narew zurückgedrängt, er hatte an der Brücke eine Schlacht geliefert und sie verloren. Der Wendepunkt war eingetreten, Polens Kriegswagen rollte abwärts.

Mein Pole machte sich keine Illusion. „Wir sind in Lebensgefahr,“ rief er, „und ich muß hin!“

Den Abend noch nahm er Abschied. Unsere Schrift kam nun zu spät. „Ehe sie gedruckt ist,“ sagte er weinend, „werden wir todt sein!“ — Und so stieg er in den Wagen, ich

hab' ihn nie wieder gesehen; er ist in der letzten Schlacht bei Warschau gefallen, wie mir polnische Flüchtlinge später berichtet haben.

Ich selbst wollte wenigstens das Meine thun, die Schrift in die Welt zu bringen: ich schrieb sie rasch zu Ende und schickte sie nach Hamburg an Hoffmann und Campe. Dies war die Buchhandlung, welche sich zum Stapelplatze machte für freisinnige Bücher und welche denn auch später von einzelnen Regierungen in den Bann gethan wurde. Der Bann lautete dahin, daß alle Verlagsartikel dieser Firma unbesehen verboten waren und nicht verkauft werden durften. Die Erbsünde im Staatsleben wurde decretirt, ein weltliches Papstthum kam in Mode. Allerdings hatte diese Hamburger Buchhandlung Veranlassung gegeben, ihr Seelenleben arg zu verdächtigen: sie verlegte die Bücher Heinrich Heine's und hatte soeben eine Gesammtausgabe von Börne's Schriften gebracht. Beide Schriftsteller waren zwar eigentlich damals noch nicht so nackt hervorgetreten in revolutionärer Gestalt; sie trugen Beide noch artige belletristische Feigenblätter. Das Directeste, was Heine gebracht, war eine Vorrede gegen den Adel, und in der Börne'schen Sammlung — großentheils Auszüge aus seiner kleinen Zeitschrift: „Die Wage", welche er in Frankfurt herausgegeben — war neben liberalen Buchkritiken humoristischer Nachtisch die Hauptsache. Sein „Eßkünstler" von der Table d'hôte im „Schwan" zum Beispiele war ein gesuchter Artikel. Aber die strengen Regierungen hatten doch die richtige Witterung; es wurde damals schon deutlich, daß sich die liberale Partei die Namen Heine und Börne zu Fahnenträgern erwählen würde. Beide stammten aus freien Städten, aus Hamburg und Frankfurt, Beide hatten sich in die Stadt der Juli-Revolution, hatten sich nach Paris begeben.

Es lag also nahe genug, daß ich mich mit meinem polnischen Buche an Julius Campe, den Chef jener liberalen Buchhandlung in Hamburg, wendete. Im Salzbrunner Pfarrhause wartete ich die Antwort ab.

Ich ſchwebte ſchon wieder einmal zwiſchen mehreren Winden. Die Hauslehrerei, der Vorhof zur gottesgelehrten Wohnung, war wieder aufgegeben, und von ganz neuer Seite war ich wieder in das Zeltlagerleben der Schriftſtellerei gerathen. Wohin endlich?

Die Paſtor-Familie, beſonders das zahlreiche Töchter-Contingent in derſelben, hörte kopfſchüttelnd zu und ſichtlich mißvergnügt, wenn von ſolcher Schriftſtellerbahn die Rede ging. Freie Künſte! war das Schreckenswort, welches man dafür bereit hielt; unter dieſen freien Künſten figurirte aber neben dem Schauſpieler auch der Kunſtreiter und der Kammerjäger. Kammerjäger war der wandernde Mann, welcher Ratten und Mäuſe vertilgt in Haus und Hof.

Selbſt der alte Paſtor, ein recht lebhafter Kopf, warnte dringend vor abenteuerlichen Schritten und beſtritt mir zuverſichtlich, daß ich ungeeignet wäre für das Amt eines Paſtors. Wenn er Sonntag Mittags ſtark geſpeiſt, da ſchickte er mich zur Nachmittagspredigt auf ſeine Kanzel; die ganze Familie hörte meine ſtereotype Predigt an und zeigte ſich ſehr erbaut von meiner Rednergabe, der Paſtor ſelbſt aber ging dann mit mir durch Wald und Feld und wies mich auf die Verehrung hin, welche ihm, dem Seelſorger, alle Begegnenden ausdrückten. Das ſei doch eine Stellung im Leben, welche großes Genüge biete. „Und ſie macht Einen ſelbſt“ — ſetzte er hinzu — „von Tag zu Tag beſſer. Ganz von ſelbſt trachtet man, jener Verehrung würdig zu werden, welche uns die Menſchen entgegenbringen.“

„Aber das Dogma“, rief ich, „das Dogma! All dieſen Leuten iſt es unzweifelhaft, und ich, der Lehrer, glaube nicht daran — welch ein lügenhafter Beruf!“

„So iſt es auch nicht, ſo wenigſtens nicht. In der Praxis lernen Sie bald, daß der ſchwache Menſch ſeinen Stab braucht. Dieſen oder jenen. Der eine iſt vorhanden, iſt bereit für Jedermann, hat das Zutrauen von Jedermann. Binnen Kurzem finden Sie, daß dies ein unſchätzbarer Vorzug iſt und daß der Stab auch Ihnen handlich und werthvoll wird. Was wiſſen Sie denn?

Was Beſſeres? Nein. Und das Bedürfniß haben Sie auch, wie jeder denkende Menſch. Sie bilden ſich alſo ſelbſt Vorſtellungen von einem Jenſeits, vom Verhältniſſe zum Schöpfer. Dieſe Vorſtellungen ſind und bleiben vag und willkürlich. Sie wechſeln mit ihnen. Ihr Verſtand aber ſagt Ihnen bald, daß man ſolche Willkür, ſolche Vagheit, ſolchen Wechſel nicht der großen Menge zumuthen darf, denn dieſe würde dadurch nur beunruhigt, würde irre, würde wüſt. Eine wüſte Menge beſchädigt ſich und die Anderen fortwährend, ja zerſtört ſich und die Anderen; für eine ſolche iſt kein Zuſammenleben, kein Staatsleben möglich; der ewige Krieg, die Barbarei bricht dann über uns herein. Das Religionsleben iſt ja in ſeiner wichtigeren Hälfte Moralleben; geräth dies ins Schwanken, ins Zweifeln, ins Streiten, dann hält kein Grundſatz mehr feſt und kein Verhältniß iſt mehr ſicher. Und wenn Ihr Verſtand Ihnen dies Alles geſagt hat, dann ſetzt er auch hinzu: Seien wir froh, daß ein durch Tradition geheiligtes Tempelhaus vorhanden und den Menſchen ehrwürdig, ja tröſtlich iſt! Für dich ſelbſt — ſetzen Sie hinzu — wird es von Tag zu Tag werthvoller, weil es hundertfachen Anlaß bietet zu guter Mahnung, zu heilſamer Folgerung. Nicht wahr?“

Ich ſchwieg.

„Mit Einem Worte,“ ſchloß der alte Herr, „das Dogma wird Ihnen allmälig ein bloßer Rahmen, und an den Rahmen ſelbſt gewöhnen Sie ſich.“

So bearbeitet, kam ich nach Breslau zurück, miethete mir ein kleines Zimmer und begann wieder einmal uneingeſchränkt theologiſche Studien. Das Examen wenigſtens wollte ich erledigen. Des Morgens um Fünf ſchon kam ein junger Iſraelit zu mir und lehrte mich die Propheten des Alten Teſtamentes verſtehen, denn dieſe alten eifrigen Männer lagen mir am fernſten. Es ging mir aber wie in Halle, wo ich in früher Morgenſtunde Logik erlernen wollte: ich lernte nichts. Mein junger Lehrer war vortrefflich und iſt ſpäter eine Notabilität

geworden in ſemitiſcher Sprachwiſſenſchaft, des Namens Fürſt; ich junger Schüler aber war geradezu unfähig. Das Thema intereſſirte mich nicht, und man lernt eben nur das, was Einen intereſſirt.

Und nun kam obenein Antwort aus Hamburg von Hoffmann und Campe. Julius Campe ſchrieb, er werde mein Buch über Polen ſogleich drucken. Das warf Feuer ins Dach, ein Feuer, welches die alten Propheten verzehren mußte. Jetzt zeigte ſich's, wohin die Neigung drängte, und jetzt wurde ich auch gewahr, daß ich mein kleines Paterrezimmer in der Taſchengaſſe geſucht hatte. Dort in der ſogenannten „kalten Aſche" ſtand das Theater, dort verkehrten zu jeder Stunde des Tages Schauſpieler und Dichter, dort war der ungünſtigſte Platz für das Alte Teſtament; alſo denn! ſchloß ich —

Da ſchob ſich wiederum ein Balken vor meinen Schluß: ein Brief von einer Dame. Ich hatte dieſe Dame kennen gelernt, als ich draußen auf dem Dorfe Hauslehrer geweſen am linken Oder-Ufer. Die Dame wohnte am rechten Ufer in einem ſchloßartigen Herrenhauſe. Dort war ich einigemale zum Beſuch geweſen und dort hatte es mir ſehr wohl gefallen. Die Dame ſelbſt, die Herrin des Hauſes, war literariſch gebildet, war eine Freundin Karl Schall's, ſah öfters die Koryphäen Breslaus in Kunſt und Wiſſenſchaft bei ſich und verfügte über eine ausgeſuchte Bibliothek. Ein ganzes Zimmer war angefüllt mit guten, ſogar ſchön eingebundenen Büchern, und ſo wie ich als Knabe einen ſchweigſamen Bäcker in Sprottau für den glücklichſten Menſchen gehalten hatte, der jeden Nachmittag auf der warmen Ofenbank liegen und Romane „ſchmöckern" konnte, ſo hielt ich es jetzt für einen idealiſchen Zuſtand, ſich täglich in ein ſolches Bibliothekzimmer ſetzen und gute Bücher leſen zu können. Ich hatte ein tiefes Bedürfniß, noch jahrelang lernen zu können, aber nur lernen, was mich anſpräche, nicht den Zorn Ezechiel's und Habakuk's. Und nun ſchrieb jene Dame: Wollen Sie Hauslehrer für meine beiden Kinder werden, ſo kommen Sie

zu uns heraus. Aber Sie müſſen ſich binnen drei Tagen entſchließen!

So ſtand Herkules wieder am Scheidewege. Ach, Herkules ohne herkuliſche Eigenſchaften!

13.

Julius Campe, der liberale Hamburger Verlagsbuchhändler, welcher mich Anno 31 durch ſofortige Annahme meiner erſten hiſtoriſch-politiſchen Schrift in neue Zweifel ſtürzte, war ein eigenthümlicher Kauz. Man kennt ihn aus ſeiner unerquicklichen Correſpondenz mit Heine, deren Abdruck mancher redliche Leſer verwünſcht hat. In Leipzig und Hamburg habe ich ihn perſönlich kennen gelernt, und ich muß immerhin ſagen, daß er ein ziemlich merkwürdiger Mann war. Eine gedrungene Geſtalt, ein reinlich norddeutſches Geſicht mit ſcharfen lichten Augen. Er ſprach ſorgfältig und ſauber, und was er ſprach, war ein eigenes Gemiſch von Tarif und Grundſätzen. Der Tarif betraf die Buchkäufer in den verſchiedenen deutſchen Ländern, welche er wie ein literariſcher Geograph claſſificirte, und die Grundſätze beruhten auf hausbacken republikaniſchem Freiſinne, welcher immer an die freie Stadt Hamburg anknüpfte. Er war in den Freiheitskriegen Kriegsmann geweſen, ich glaube Huſar, und dies war die Grundlage all ſeiner hiſtoriſchen Folgerungen. Von dieſer Grundlage aus docirte er. Das politiſche Dociren war ihm ein Bedürfniß; er hatte ſich allmälig daran gewöhnt, eine politiſche Inſtanz in Europa zu ſein, wenigſtens in Deutſchland. Wenn etwas vorging, was ſeinen Grundſätzen widerſprach, da erhob er ſich wie ein buchhändleriſcher Staatsanwalt und ſagte: Dagegen muß eingeſchritten, dagegen muß eine Broſchüre oder ein ganzes Buch

verlegt werden. Er hatte auch völlige Recepte für ſolche Broſchüren und Bücher, und mir ſelbſt hat er mehrmals dieſe Recepte ausführlich entwickelt. „Vor allen Dingen Humor, junger Freund!“ — ſagte er — „nie ohne Humor! Der iſt heutzutage unerläßlich, er verdoppelt die Zahl der Käufer.“

Manuſcripte gingen ihm zu wie einem Theater-Director, das heißt viel mehr, als er leſen mochte und konnte. Er beſoldete denn auch Hilfsleſer und ſah nur an, was auserwählt worden war. Seine Hauptthätigkeit verwendete er auf die Correſpondenz, welche er in ſchöner Handſchrift ſchreibſelig führte.

Sein Verlag wäre unmöglich geweſen ohne den deutſchen Bund. Der Bund als politiſche Macht nämlich verbot zwar dieſen Verlag und ächtete ihn, aber der Bund als ausführende Behörde ſorgte dafür, daß er *entſtehen* und *beſtehen* konnte. Folgendermaßen: In neununddreißig Staaten gab es neununddreißig Regierungen, und das war recht ſchlimm für einheitliche Durchführung beſchloſſener Maßregeln, war aber recht vortheilhaft bei Durchführung von Maßregeln, die von zweifelhaftem Werthe waren oder gar von ſchädlicher Beſchaffenheit. Die ſchlechten Maßregeln waren ebenſo ſchwer durchzuführen wie die guten; denn einige Regierungen blieben immer übrig, denen dies und jenes Gebot oder Verbot nicht dringlich erſchien. Beſonders wenn der angrenzende Staat heftig dafür ins Zeug ging, dann war dies ſchon Grund genug, ſich die Sache zu überlegen. „Warum geht der Staat dafür ſo heftig ins Zeug?“ — fragte man mißtrauiſch — „ſteckt dahinter nicht eine für uns bedenkliche Abſicht? Und jedenfalls müſſen wir zeigen, daß wir auch was bedeuten!“

Dieſer mannichfaltigen Macht, welche man jetzt Particularſtaat nennt und welche grunddeutſch iſt, germaniſch, um das Kind beim Taufnamen zu nennen, dieſer mannichfaltigen Perſönlichkeit im Staatsganzen ſchreiben denn auch Hiſtoriker das Gelingen der kirchlichen Reformation in Deutſchland zu. Die kirchlichen Rebellen fanden Zuflucht in Sachſen, in Heſſen und da und dort, und der Kaiſer ſcheiterte mit ſeinen Verboten. Auch in Englaud

ſchiebt man es der germaniſchen Grundlage zu, daß die kirchliche Reform ſich durchſetzte, und die Schweiz war ja erſt recht ein Herd für mannichfache Regierungen. Unter den romaniſchen Völkern dagegen war Frankreich in erſter Linie, trotz mächtigen Hugenottenthums, gerade durch ſeine Neigung zur einheitlichen Macht im Stande, und nur dadurch im Stande, die Reformation zu unterdrücken.

Aehnlich erging es von der Juli-Revolution an im deutſchen Vaterlande. Was in Preußen verboten wurde, blieb in Baden erlaubt; wer hier ausgewieſen wurde, flüchtete zum Nachbar; eine völlige Vertilgung war nicht erreichbar, und unter lächelndem Schweigen des Hamburger Senats verlegte Julius Campe.

Es muß eben Alles bezahlt werden: die deutſchen Unitarier werden ſich wundern, wenn ſie ihr Ziel erreichen, ſie werden ſich wundern, daß es monoton wird in unſerer Geiſteswelt und daß die wichtigen Widerſprüche verſtummen.

Ich perſönlich fand die Kraft, dem Sirenenrufe zu widerſtehen, welcher aus Campe's Annahme meiner Schrift durch meine Ohren ſäuſelte; ich entſchied mich für die Bibliothek in meiner neuen Hauslehrerei. Ob ich Theologe bliebe und würde oder ob ſonſt was? ich ſah es nicht am Horizonte, aber ich wußte ganz beſtimmt, daß ich noch lernen müßte, lernen — und ſo wurde ich wieder „Hofmeiſter", wie die alte wunderliche Bezeichnung lautete für ſolches Amt.

Jene Bibliothek war eigentlich zum Beſuche da, ſie gehörte einem leichtlebigen Edelmanne, der reiſemäßig in der Welt draußen lebte. Er galt für einen geiſtvollen Epikuräer, der in originellen Weiſe das Leben genöſſe, ſich aber vorſichtig einen literariſchen Boden bewahrte. Er hieß Baron v. Baerſt und ſein Name war ſehr bekannt in Schleſien. Ich weiß nicht, ob er aus Schleſien ſelbſt ſtammte, ich bezweifle es faſt, aber die Miſchung ſeiner Eigenſchaften hatte etwas Schleſiſches. Vielleicht die nahe Berührung mit dem glänzendſten Slaventhume, mit dem polniſchen,

hat in manchem ſchleſiſchen Gutsbeſitzer eine Neigung entwickelt zu epikuräiſcher Weltanſchauung. Genießen! Genießen! Die Rechtfertigung eines leichtſinnigen Syſtems legt man ſich zurecht durch zupaſſendes Studium. Rechtfertigung gibt ein Anſehen, gibt einen ſchätzbaren Anhalt für Stunden trüber Laune, und wenn man von Athen herab bis London und Paris die Sprüche heiterer Menſchen von Epikurus bis Rochefoucauld und Shaftesbury nachlieſt, ſo findet man eine Menge anmuthiger Spazierſtöckchen, auf die man ſich zu ſtützen ſcheint. Ein Führer dieſer Richtung war Baerſt. Er kam nach meiner ſchleſiſchen Zeit auch wieder zurück ins ſchleſiſche Land, übernahm nach Schall's Tode deſſen Zeitung und gab ein Buch heraus, welches Grundſätze heiterer Lebens-Philoſophie ſchmackhaft zu entwickeln ſuchte. Mancher Landjunker an der Oder und Spree hat's geleſen und würzt ſein Geſpräch mit den Spezereien dieſes Buches.

Für ſeine Bibliothek bin ich ihm zeitlebens dankbar; ſie hat mich ein Jahr lang ausgiebig genährt. Namentlich mit hiſtoriſchen Werken war ſie gut verſehen, und ſo wie mich Kirchengeſchichte immer mehr intereſſirt hatte als Exegeſe, ſo entwickelte ſich jetzt in mir die Neigung zu Geſchichtsſtudien ganz und gar. War es mangelhafter Sinn für Abſtraction und recht im Gegenſatze davon Sinn für all das, was wirklich geweſen, wirklich vorhanden? Doch wol. Geſtalt, greifbare Geſtalt brauchte ich, wenn ich Antheil hegen ſollte.

Die laufende Zeit und das Leben im ländlichen Herrenhauſe ſorgten reichlich dafür; der polniſche Krieg dauerte trotz Oſtrolenka noch eine zeitlang fort und nahte der Kataſtrophe. Flüchtlinge kamen ſchon jetzt und kehrten bei uns ein. Edelleute beim Edelmann. An dieſem geſelligen Verhältniſſe erkannte ich erſt recht deutlich, daß es eine ariſtokratiſche Bewegung war, welche da oſtwärts einige Meilen von uns in blutigem Kriege ſtand. Als nun gar der letzte Kampf diesſeits der Weichſel vor den Thoren Warſchaus ausgekämpft, als Warſchau gefallen war, da

kehrten die Fliehenden in ganzen Trupps bei uns ein, lauter Officiere, darunter die ſtolzeſten polniſchen Namen. Sie ſtrömten Alle nach Frankreich, welches ſie trotz ſteter Enttäuſchung immer wieder als ihr Rettungsland betrachten. In abgeriſſenen Uniformen, aber in feiner Salonhaltung ſaßen ſie bei uns zu Tiſche und ſprachen wie vornehme Leute von den Begebenheiten in Polen, die kaum vor einer Woche ſich ereignet hatten, wie von fernliegender hiſtoriſcher Angelegenheit. Sie waren nicht minder Patrioten als mein „ojcisna“ ſeufzender Stubengenoſſe in Salzbrunn geweſen, aber ſie waren vornehmer. Die geſellige Form ſtand voran, und ſie verlangt Faſſung, ſcheinbare Gleichgiltigkeit auch bei den grimmigſten Vorfällen. Die ewige Hoffnung des Polen fehlte natürlich auch nicht — morgen, übermorgen kommen wir wieder! Im Tone der Salonſprache klang dieſe „ewige Hoffnung“ ungefähr wie eine Impertinenz.

Ich denke ganz gern zurück an das Jahr in jenem Herrenhauſe. Es lag in einem Teiche und bildete eine Inſel. Reizlos dehnte ſich die Erde ringsum, und auch die etwa zehn Minuten entfernte Oder war kahl; im Hauſe ſelbſt aber und dicht neben demſelben, wo man einige Büſche künſtlich angelegt, war's behaglich. Da waltete eine lebhafte Edelfrau, welche ſich für jegliche Kunſt und Wiſſenſchaft intereſſirte; da regierte ein Edelmann, welcher den militäriſchen Landjunker mit all ſeinen Nuancen vollſtändig darſtellte; da waren zwei Kinder, ein Mägdlein und ein Knäblein, welche meine Weisheit allerliebſt verehrten, und da ſprachen allwöchentlich Beſuche ein aus Breslaus höheren Kreiſen, welche Discuſſion brachten über Staat und Literatur. Der Staat als ſolcher kam damals, bald nach der Juli-Revolution, täglich in Rede. „Unbegreiflicherweiſe!“ rief der Hausherr, welcher „die Linie und die Landwehr“, kurz den preußiſchen Staat als etwas betrachtete, was über aller Discuſſion ſtünde, und welcher den ganzen Begriff einer ſogenannten „neuen Zeit“ lächerlich fand. Sein „Unbegreiflicherweiſe!“ war hiſtoriſch echt: vor dem Juli 1830 hatte man in Preußen den Staat wie eine

unzweifelhafte Vollkommenheit betrachtet, wie ein Uhrwerk, an welchem nur ein Frevler rütteln könnte.

Alle Parteimeinungen waren bei Tiſche vertreten: Vater und Sohn waren conſervativ und ruſſiſch, Mutter und Tochter liberal und polniſch, die Schweizer Gouvernante kosmopolitiſch, und die Breslauer Gäſte verſtärkten bald dieſe, bald jene Seite — ich gerieth zum erſtenmale in meinem Leben in die tägliche politiſche Debatte und fand immerfort Veranlaſſung, Aufklärungen zu beſchaffen aus den Büchern der Baerſt'ſchen Bibliothek, ich machte eine politiſche Erziehung durch.

Jarke's „Politiſches Wochenblatt" begann damals in Berlin und ſtiftete die Anfänge einer künſtlichen politiſchen Schule, welche ſpäter durch die Profeſſoren Leo und Stahl für Preußen von Bedeutung wurde. Das Blatt ward in unſerem Hauſe gehalten, und namentlich Karl Witte, ein Verwandter des Hauſes, welcher oft von Breslau zu uns herauskam, erklärte uns die Grundſätze desſelben. Es iſt derſelbe Witte, welcher in früher Jugend ein Wunderkind war und trotzdem ein geſcheiter Mann geworden, ja als Dante-Forſcher eine Autorität geworden iſt, ein bildſchöner Mann von reicher Bildung und feiner, flüſſiger Rede. Die ſpitzen ſt und ſp, welche ich mir in der Halle'ſchen Burſchenſchaft ebenfalls von den Niederdeutſchen angewöhnt und der Kanzel wegen mühſam wieder abgewöhnt hatte, gaben ſeiner Rede etwas Süßliches und gefielen den Damen. Für den öffentlichen Vortrag iſt dieſe buchſtabenmäßig richtige Ausſprache bekanntlich nicht zu gebrauchen, denn alle Welt ruft: ſie widerſpricht dem vollen Charakter der deutſchen Sprache, ſie bringt eine liſpelnde Tönung hinein, welche unſerem Weſen nicht zuſagt. Und was alle Welt ſagt, das wird Geſetz für die Oeffentlichkeit. Das Theater iſt hierin entſcheidend. Selbſt in Hannover und Hamburg, wo man ſt und ſp buchſtabenmäßig ſpitz ausſpricht, ſchteht man und ſchpricht man auf der Bühne.

Von Jugend auf hab' ich immer lebhaft Partei genommen, ich bin bis in meine alten Tage dieſer Neigung verfallen geblieben,

und ich wurde denn auch in dieſer mir neuen Welt der Politik ſehr bald ein leidenſchaftlicher Partiſan des Liberalismus. Der Liberalismus wurde mir die angewendete Theologie. Meine Examen-Aufgabe „Ueber die Erbſünde“ ſchrieb ich maſchinenmäßig und ohne inneren Antheil, „Chriſti Bergpredigt“ aber, den Kern des Chriſtenthums, meinte ich ins Werk geſetzt zu ſehen in den liberalen Grundſätzen eines neuen Staatslebens; ich ergriff dieſe liberalen Grundſätze wie die Leitfäden einer neuen Religion. Nein, nicht wie einer neuen, ſondern wie eine Herſtellung der alten Religion, des alten, echten Chriſtenthums. Meine theologiſche Wiſſenſchaft hatte mir ja deutlich gemacht, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert die hohe Lehre des Heilands verfälſcht und verdorben worden ſei. Vom Monotheismus an, vom Glauben an *einen* Gott an, von dieſer unſerer Erbſchaft aus dem Judenthume an hatte mir die Dogmen- und Kirchengeſchichte Verfall auf Verfall gezeigt: Vielgötterei, Abgötterei, Götzendienſt in allen Formen, Zurückdrängen des hohen ſittlichen Kernes, Vordrängen der Amtsleute und des Intereſſes dieſer Amtsleute, Prieſterthum ſtatt Chriſtenthum. Umſonſt hatte Chriſtus die eigennützigen Verwalter geſtäupt und aus dem Tempel gejagt, umſonſt hatte er gelehrt, daß Gott angebetet werden ſolle „im Geiſte und in der Wahrheit“ — der ganze heidniſche Kram des Römerthums wurde wieder hervorgezogen, alle erſinnlichen Aeußerlichkeiten wurden wieder zur Hauptſache gemacht, *eine* ſogenannte Göttlichkeit nach der *anderen* wurde wieder in Perſönlichkeiten eingeführt, der heidniſche Pontifex maximus erſchien wieder und in rieſenmäßig vergrößerter Geſtalt. Die heidniſchen Römer hatten ihn doch ſorgfältig beſchränkt unter die Bedingungen des Staates; die chriſtlichen Römer ließen ihn hoch über den Staat hinauswachſen, ließen ihn Götter ernennen und ließen ihn Vollmachten ausüben, welche Chriſtus ſelbſt nie in Anſpruch genommen, mit Einem Worte: die große, liebevolle Demokratie der chriſtlichen Lehre wurde eingeſargt in eine herrſchſüchtige Ariſtokratie der

Kirche, welche dem Worte und Weſen Chriſti ſchnurſtracks widerſprach.

Dieſem Laufe eines Jahrtauſends war in der Reformation Halt zugerufen worden. Dieſer Halt hatte aber eben nur eine kurze Strecke weit gewirkt. Die Aenderung war nicht allgemein geworden, war nicht durchgedrungen bis in die Tiefe. Der Bauernkrieg namentlich hatte Luther erſchreckt, hatte ihn zurückgeſcheucht vom Principe. Als ein praktiſcher Mann wollte er nicht Alles aufs Spiel ſetzen für Alles. So war eine Halbheit entſtanden, und ich meinte: für dieſe Halbheit in theologiſchem Urſprunge komme jetzt die Erfüllung auf politiſchem Wege. Der Liberalismus war mir unbefriedigtem Theologen dieſe Erfüllung; er war mir die neue Bergpredigt, welche ihr Thema in alle Winkel des Unrechtes, wenigſtens der Ungerechtigkeit hineinführen, welche alles Unrecht und alle Ungerechtigkeit bloßlegen und abſchaffen, wenigſtens grundſätzlich tödten ſollte. Iſt der Staat und die Geſellſchaft auf die Grundſätze der Gerechtigkeit und Liebe zurückgeführt, dann — meinte ich — wird auch die religiöſe Anſtalt der Geſellſchaft, dann wird auch die Kirche jene Wandlung finden nach dem Ideale hin, deſſen Grundlinien uns das Urchriſtenthum gezeichnet hat.

Das war eine tief erſprießliche neue Taufe, welche ich in jenem Herrenhauſe empfing. Ich hatte nun endlich einen Mittelpunkt, welcher mein Studium und meinen Beruf in ſich faßte, einen moraliſchen Mittelpunkt. Was er für mein äußeres Leben bedeuten würde, das wußte ich freilich noch nicht. Daß Schriftſtellerei daraus entſtehen ſollte, das lag mir noch fern. Viel näher lag es mir, dieſe moraliſche Welt praktiſch zu bethätigen. Ich meinte eigentlich, ein Privat-Apoſtel werden zu müſſen, ein Menſch, der predigt und handelt. Das Land am linken Jordan-Ufer lag vor meinen Augen, jene geheimnißvolle Wüſte, wo die Vorgänger Chriſti, die keuſchen Eſſäer ihren Glauben ausgebildet, wo Johannes der Täufer, wo Chriſtus ſelbſt ſich geſammelt hatte, wenn ein Abſchluß, wenn ein mächtiges Hervortreten

geboten ſchien. Werden ſie nicht herüberkommen aus der Wüſte, die Stifter einer neuen Lehre? Ja wol! ſie erſchienen, ſie erſchienen damals, wie ich meinte, wirklich; ſie tauchten auf am Horizonte, die modernen Eſſäer. Ganz modern: nicht in der Wüſte, ſondern in Paris. Die Simoniſten traten auf in Paris und verkündigten ein modernes Chriſtenthum, ein praktiſch religiöſes Leben ohne Pietismus und doch voll frommer Thätigkeit. Der Buchhändler Veit in Berlin, einer jener idealiſtiſchen Juden, welche wie Nikodemus und Mendelsſohn dem ſtillen Opfer nachtrachten, brachte um jene Zeit ein Buch über den neuen Simonismus, ein ziemlich verworrenes, durch deutſches Philoſophiren verworrenes Buch — das ſtudirte ich mit Eifer und nicht ohne Pein. Die Zeitungsnachrichten aus Paris waren klarer; ich wurde irre — ziehe hin nach Paris, rief es in mir, ſieh und höre an der Quelle, ob Enfantin wirklich die Lehre verdirbt durch Ingenieurzwecke!

Wunderlich genug! Seit der Liberalismus wie eine höhere Aufgabe in Herz und Geiſt mir eingedrungen, war alles Schwanken in Betreff meiner theologiſchen Laufbahn zu Ende. Die Kanzel verſank ſpurlos, und meine Examen-Arbeit über die Erbſünde, in mittelmäßigem Latein vollſtändig geſchrieben, rutſchte gleichſam von ſelbſt unter die alten Studien-Manuſcripte. Alt, veraltet! rief's in mir — ſuch' und treibe Lebendiges!

Auch die materielle Sorge um Lebensunterhalt ſchwieg jetzt ganz und gar. „Denn wen der Herr erwählt, den will er ganz," heißt es in Ludwig's „Makkabäern". Geiſt und Herz waren ganz dabei, der Leib muß mit; das Wie iſt gleichgiltig. Solche Unbekümmertheit wird Einem eben geſchenkt, wenn der Idealismus voll in unſere Segel bläſt. Ich rüſtete mein kleines Schiff zur Abreiſe in hohe See. Man fragte mich erſtaunt und beſorgt: Ja, wovon wollen Sie denn eigentlich leben? Von Schriftſtellerei? — und ich wußte nichts Deutliches darauf zu antworten. Schriftſtellerei war's eigentlich nicht, was ich vorhatte, wenigſtens nicht ganz, und ich fand es ganz richtig, als ein Freund

rief: Ja, Menſchenkind, wenn du auch ein Buch ſchreiben kannſt und allenfalls noch ein zweites, was dann? Wo ſoll denn der Stoff herkommen und die Fähigkeit, immerfort neue Bücher zu ſchreiben?! — Ich fand das ganz richtig, ich wußte es auch nicht. Aber ein Dämon hatte mich am Schopfe; ich beharrte darauf, in die Welt zu gehen, über Leipzig nach Paris.

Campe hatte mein Buch über Polen noch immer nicht gebracht und gab keine Antwort auf meine Nachfragen. Unterdeſſen hatte ich aus den Mittheilungen unſerer polniſchen Flüchtlinge den Schluß des Krieges geſchrieben. Beides wollte ich, ſei's mit, ſei's ohne Campe, in Leipzig drucken laſſen, und ſo ſollte das Reiſegeld gewonnen werden für Paris. Ich packte meinen Koffer, ich nahm Abſchied, ich beſtellte einen Platz auf der Schnellpoſt — denn dieſe war damals noch das eiligſte Mittel der Beförderung — ich war eigenſinnig und hartnäckig wie ein Stier, und es verfing gar nicht bei mir, daß ich all meine Freunde die Köpfe ſchütteln ſah.

Der Poſtillon blies, und fort ging's. Es war ungefähr ſo, wie wenn man in ein Boot ſteigt und ſich vom Winde hinaustreiben läßt ins unermeßliche Meer, hoffend, man werde draußen auf hohem Meere wol dieſem oder jenem nützlichen Dinge begegnen. Es war ein Studentenſtreich in größerem Style.

Wie klein und ſtill war damals — 1832 — Leipzig! Man ſtritt noch darüber, ob der Anſchluß an den Zollverein was Gutes wäre. Eiſenbahnen galten für ſchwindelhafte Neuerungen, und die beiden Pferdebahnen, welche im deutſchen Bundesgebiete entſtanden waren — zwiſchen Fürth und Nürnberg und zwiſchen Budweis und Linz — fanden nur etwa Gnade, weil die Zugkraft mit Pferden wohlfeil genug wäre.

Dennoch war Leipzig der literariſche Mittelpunkt Deutſchlands durch Buchhandel und belletriſtiſche Zeitſchriften.

Nur dadurch, nur darin. Stuttgart machte Aufſehen durch große unternehmende Verlagsbuchhandlungen, welche ja auch dauernd dort Beſtand gefunden, und man ſprach von einer

ſüddeutſchen Büchermeſſe, welche in Stuttgart gehalten werden ſollte. Man dachte an eine buchhändleriſche Mainlinie.

Sie hatte ihr Bundeshaupt im Hauſe Cotta. Das „Morgenblatt“, das „Ausland“ und die europäiſche Allgemeine Zeitung waren die hoch reſpectirten Armee-Contingente des literariſchen Südbundes. Der ſogenannte alte Cotta, der Freund Schiller's und Goethe's, lebte noch in Kraft und Fülle, ein Mann von wirklich großer buchhändleriſcher Thätigkeit wie Fähigkeit, ein Buchhändler, welcher in der That literariſch ſpeculirte.

Wie er das that, hatte ich ſelbſt ſchon erfahren. Ich, ein namenloſes, unreifes Scribentchen, hatte ihm aus jenem ſchleſiſchen Herrenhauſe mehrmals Pläne vorgelegt zu culturgeſchichtlichen Büchern, wie ſie einem leidenſchaftlichen jungen Kopfe beim Studium leicht und raſch in die Phantaſie ſpringen, und ich hatte immer von ihm ſelbſt ausführliche, eingehende Antworten erhalten, dergeſtalt eingehend, daß ſie meinen Gedankenkreis weit überflogen. Wo nahm dieſer Mann die Zeit her?! Und wie tief und ſolid waren die Grundſätze, auf denen all ſeine Pläne ruhten! Er war wirklich ein literariſch ſchaffender Staatsmann.

Von jenem Austauſche mit dem würdigen alten Herrn datirt meine Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung und mein Bedürfniß, dieſes Blatt jeden Tag zu leſen ſeit vierzig Jahren.

Zu Anfang der Dreißiger-Jahre war die Augsburger Allgemeine Zeitung die literariſch-politiſche Großmacht in Deutſchland. Sie war es durch zwei Eigenſchaften. Erſtens durch ihre Correſpondenten, zweitens durch ihre Beilage. Unter ihren Correſpondenten befanden ſich die wichtigſten Leute des Vaterlandes. Jeder Miniſter ſorgte dafür, daß ſeine Nachrichten in dieſem Blatte vorbereitet, daß ſie gut dargeſtellt, gut vertheidigt würden; jeder Publiciſt trachtete danach, daß ſeine Meinung in dieſem Blatte ausgeſprochen würde, denn er wußte, daß alle Machthaber dieſes Blatt laſen. Das Blatt war alſo täglich von unmittelbarer Bedeutung. Für die Beilage aber ſorgte der alte

Cotta in großem Style, er warb unermüdlich Capacitäten. Jedermann von Bedeutung ſollte daran theilnehmen. Jedermann von Bedeutung! Dies Princip hatte ſeinen Unterhandlungen mit Schiller zu Grunde gelegen, und dies Princip ließ er nie aus den Augen. Der Ausführung desſelben widmete er die größten Anſtrengungen an Zeit und Geld.

So fühlte man ſich denn ſtets in wichtigſter Geſellſchaft, wenn man das Blatt las, in der Geſellſchaft, welche vor ganz Europa und darüber hinaus die deutſche Cultur vertrat. Denn der alte Herr hatte mit beſonderer Aufmerkſamkeit dafür geſorgt, daß auch da, wo die Allgemeine Zeitung nicht ihren eigentlichen Leſerkreis fand, ihre Exemplare an den entſcheidenden Stellen nicht fehlten und daß ſein Blatt auch im Auslande ein regelmäßig einkehrender Artikel war. In London und Konſtantinopel, in Rom und Liſſabon, in Petersburg und Madrid, ja in Alexandrien, am Cap der guten Hoffnung, in Nord- und Südamerika, in Oſt- und Weſtindien, ſelbſt in Auſtralien, ohne Goldlager damals noch ein dunkler Nebelſtern, war ſie zu Hauſe. Man ſprach in ihr zur ganzen Welt.

Das war zum Theil eine Folge ihres Charakters und kam nicht blos daher, daß die Entſtehung und Ausbildung einer großen Journaliſtik in Deutſchland erſt ſpäter eintrat. Es lag in ihrem Grundcharakter, welchen Goethe und Schiller weſentlich veranlaßt hatten und welchen der alte Cotta ſorgfältig pflegte: entgegengeſetzte politiſche Anſichten in dem Blatte vertreten zu laſſen. Dies Syſtem der Objectivität — der geſchichtlichen Dialektik möchte man ſagen — welches alle Stimmen vernehmen läßt, wird jetzt, da die Parteien ſcharf geſchieden und gegliedert ſind, tapfer verſpottet. Es hatte aber doch einen großen Werth, als die Theile ſich erſt aus dem Chaos ſonderten, und — hat ihn immer. Ueberheben wir uns nicht! Unſere Weisheit iſt Stückwerk und ſtets der Ergänzung bedürftig. Eine Alles bringende, Alles prüfende Zeitung wird für gebildete Menſchen ſtets ein Bedürfniß, ſtets eine Wohlthat ſein, eine in dieſem Sinne

„allgemeine Zeitung“ iſt ein unſchätzbarer Quell für Germanen, welche über die ganze Erde ziehen, welche auch in entfernteſter Einöde den Entwicklungsproceß des Staatslebens in allen Stadien mit durchmachen wollen, welche zweifeln und prüfen bis zum letzten Athemzuge. Der ſchneller fertige Romane mag ſolchen Quell leichter entbehren, der Germane bedarf dieſes Quelles.

Ohne dieſes Syſtem der allgemeinen Vertretung war denn auch die Allgemeine Zeitung damals in Oeſterreich abſolut nicht zuläſſig, und in welche kymmeriſche Nacht wäre der öſterreichiſche Kaiſerſtaat verſunken ohne die Allgemeine Zeitung! Sie hat ihm den Eintritt in die heutige Welt ermöglicht; denn ſie allein hat ihm moderne Bildung zugeführt, als dieſer Bildung alle Thüren verſchloſſen waren in Oeſterreich.

Ohne dieſes Syſtem war ſie auch mit aller Hilfe Metternich's nicht zuläſſig in Oeſterreich, wenn man zugibt, daß Metternich's Fürwort allein in den Dreißiger-Jahren ſie vom Verbote errettete. Und ich glaube: man muß das zugeben. Der alte Cotta würde viel zu erzählen haben, wenn er von dieſer ſeiner täglichen Sorge und von den tauſend Briefen an die rechten und linken Hände Metternichs ſprechen ſollte.

Metternich war nicht ohne Eitelkeit auf ſeinen Geiſt; er war ſtolz darauf, ſein Syſtem geiſtig bedeutend nennen zu hören. Je mehr ſich die liberale Welt ausbreitete, deſto eifriger geberdete er ſich als Staatsphiloſoph. Er wurde in älteren Tagen geradezu ein — ſoll ich ſagen Schwätzer? Man iſt verſucht, es zu ſagen, und doch ſagt man damit zu viel und zu wenig. Er ſprach unaufhaltſam wie Alexander v. Humboldt. Es ſcheint, als ob die alten Menſchengefäße, wenn ſie ein langes Leben lang fortwährend angefüllt worden, am Ende überlaufen. Beide, Humboldt wie Metternich, hörten nicht mehr zu, ſondern ſchütteten fortwährend aus. Metternich freilich hatte noch einen anderen Grund: er wurde im Alter ſchwerhörig. Schwerhörige, welche Inhalt beſitzen, ſind immer redſelig.

Es iſt mir übrigens noch nie gelungen, eine wirkliche Logik in das Weſen und Verhalten Metternich's zu bringen. Was man von ſeiner Perſönlichkeit hört und was man von ſeiner Thätigkeit ſieht — es hat keinen organiſchen Zuſammenhang. Am einleuchtendſten iſt mir noch immer geweſen, was ſeine näheren Freunde ſagen: er habe auf das innere Staatsleben Oeſterreichs durchaus nicht den Einfluß gehabt, welchen man ihm zuſchreibe. Der Regent des Innern ſei ganz und gar der Erzherzog Ludwig geweſen. Metternich habe auch dieſen Einfluß gar nicht erſtrebt. Zu ſolchem Unternehmen ſei er viel zu ſehr Epikuräer geweſen, viel zu bequem; denn ein ſolches Unternehmen hätte eine rieſenhafte Anſtrengung gekoſtet, hätte ein ausgebildetes Syſtem vorausgeſetzt, welches er gar nicht beſaß, und — es wäre ihm gar nicht geſtattet worden. Er hatte nur für die große Politik des Auswärtigen Beruf und Syſtem, und wenn er dieſen Beruf und dies Syſtem in ſeinen Reden und durch ſeine Schriftſteller auf das innere Staatsweſen anwenden ließ, ſo war dies ein blos abſtractes Treiben, ein Dilettanten-Treiben neben dem praktiſch arbeitenden Mechanismus, welcher das Innere Oeſterreichs regierte und welcher von den künſtlichen Grundſätzen der Herren Metternich, Gentz, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Jarcke nicht die mindeſte Notiz nahm.

Wenn die Allgemeine Zeitung durch ihn geſchützt und um ſeinetwillen in Oeſterreich zugelaſſen wurde, ſo war dies der größte und der folgenreichſte Einfluß, welchen er auf das innere Staatsweſen Oeſterreichs ausübte. Es bleibt wahrſcheinlich, daß dies vorzugsweiſe ihm zu verdanken war. Die inneren Machthaber hatten großen Reſpect vor ihm, vor ſeiner noblen Perſönlichkeit, vor ſeiner diplomatiſchen Bildung, und ſie mochten ihn gewähren laſſen, wenn er ſagte: Wir müſſen vor Europa in einem ſolchen Weltblatte wie die Allgemeine Zeitung vertreten ſein! Sie glaubten wol auch nicht daran, daß der Same ſolch einer Zeitung keimen und aufſchießen könne in Oeſterreich, und Cotta mochte ſie beſchwichtigen dadurch, daß er immer auch

Artikel in ihrem Sinne brachte, daß er eben grundsätzlich entgegen gesetzte politische Ansichten vertreten ließ. Ohne diese Beschwichtigung wäre auch Metternich nicht im Stande gewesen, schützend einzutreten für diese Zeitung. Denn im Grunde war ja doch auch er nur ein eingewanderter Edelmann aus dem Reiche, welchem man am letzten Ende in der Burg keineswegs das Schicksal der Erblande überantworten mochte. Ein wenig zu philosophisch erschien er ohnedies immer, und die nüchternen Thronhalter schüttelten in der Stille öfters den Kopf über ihn.

Mit Recht. Er war unklar; unklar nach rechts wie nach links. Das blos Passende und das Kokette spielte eine zu große Rolle bei ihm. Varnhagen zum Beispiele hat mir ausführlich, hat mir geradezu wörtlich eine lange Unterredung mit ihm erzählt, welche er in den Dreißiger-Jahren zu Wien mit ihm gehabt. Da ist Fürst Metternich dem damals höflichen Liberalismus Varnhagen's eine ganze Strecke weit zustimmend gefolgt und hat dann Varnhagen unterbrochen, um seinen, den conservativen Staat nun auch zu skizziren und um zu zeigen, daß in diesem Staate alle wesentlichen Elemente des Liberalismus einheimisch wären. Zweimal hat Varnhagen die Frage eingeschoben: „Und der Fortschritt? Der Begriff des Fortschrittes findet Platz?“ — Beidemale hat Metternich diese Frage fallen lassen. „Der Begriff des Fortschrittes“ — schloß Varnhagen seine Erzählung — „fand keinen Platz bei ihm.“

Wie hohl, wie nichtig! Ein System mag noch so conservativ sein, es kann gut und lobenswerth sein als solches, wenn es aber keine Entwicklung in sich birgt, also keinerlei Fortschritt, so ist es doch eben ein todtgeboren Kind, so ist es ein Spiel des Dilettantismus. Und solch ein Spiel war allmälig die Herrschaft in der Friedens-Epoche vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1830 geworden. Die regierenden Potenzen waren völlig eingelullt in die Thorheit: es sei ein dauernder Stillstand eine Wohlthat und er lasse sich erzwingen.

Daß es aus dieſem ſchlaftrunkenen Zuſtande doch Auswege gäbe, Auswege ohne blanke Revolution, Auswege durch geiſtige Hilfsmittel, dafür war in jener Zeit die Allgemeine Zeitung das wichtigſte, das faſt einzige Organ. Ungeſchminkte politiſche Organe wurden unterdrückt; der Mannichfaltigkeit dieſer Zeitung aber, die ja ſogar in Oeſterreich zugelaſſen wurde, konnte ſelbſt der Bundestag nicht beikommen. Durch ſie, ſowie durch das „Morgenblatt“ und „Ausland“ gab Süddeutſchland damals den höheren Ton an in unſerem Vaterlande. Dort war auch der conſtitutionelle Staat in ſchüchterner Entwicklung, ſoweit dies der Bundestag zuließ.

Leipzig war nur der Hauptſitz belletriſtiſcher Journale, oder richtiger Zeitſchriften. Dieſe Zeitſchriften ſtammten aus der Weimar'ſchen Zeit, aus der Vorliebe für ſchöne Literatur, welche unſere große Dichterperiode geweckt hatte. Leute von ſehr mäßiger Fähigkeit, aber von encyklopädiſcher Betriebſamkeit hatten Wochenſchriften gegründet, welche ſchöngeiſtige Unterhaltung und Kritik verbreiteten. Die „Zeitung für die elegante Welt“, kurzweg die „elegante Zeitung“ genannt, und „Der Freimüthige“ waren die älteſten. Sie hatten mit dem Jahrhundert begonnen, die „Elegante“ in Leipzig von Spatzier, „Der Freimüthige“ in Berlin von Kuhn gegründet. Dazu war ſpäter in Dresden die „Abendzeitung“ von Theodor Hell gekommen, welche mit romantiſchen Erzählungen von van der Velde und von Tromlitz die Familien-Unterhaltung beſorgte, und neuerdings hatte der „Komet“ in Leipzig, von Herloßſohn redigirt, eine leicht kräuſelnde Bewegung in dieſe ſonſt tief friedlichen Blätter gebracht. Herloßſohn aus Prag war der erſte öſterreichiſche Auswanderer, welcher „hinaus“ gefahren war, um Dinge drucken zu laſſen, über welche man ſich in Prag und Wien entſetzte. Ihm folgte ſpäter eine ganze Schaar, und es entſtand allmälig jene öſterreichiſche Colonie in Leipzig, unter welcher mannichfaltige Talente ſich hervorthaten, Kuranda zum Beiſpiele, Moriz Hartmann, Alfred Meißner.

Jene belletriſtiſchen Zeitſchriften hatten einen gar beſcheidenen Abſatz, und die paar hundert Abonnenten, welche ſie wirklich beſaßen, nehmen ſich neben der heutigen Journaliſtik recht dürftig aus. Man war anders eingerichtet: ein Exemplar befriedigte eine ganze Stadt. Dafür hatte man die Leſecirkel erfunden, aus denen die einzelne Nummer wochenlang von Haus zu Haus wanderte. In Mitteldeutſchland iſt jetzt noch etwas zurückgeblieben von dieſer wohlfeilen Verbreitung des Journals. Das Exemplar kommt auch verſpätet zurecht und wird um ſo ſorgfältiger, weil ohne Leidenſchaft geleſen.

Ich hatte ſchon recht klar die Empfindung, als ich damals nach Leipzig kam, daß dieſe belletriſtiſchen Wochenblätter nicht das bedeuteten, was ſie bedeuten wollten, und daß der Schwerpunkt des deutſchen Lebens anderswo liegen müßte. Ich las ſie kaum, und ich wollte ja eben auch nur ein Abſteigequartier in Leipzig nehmen, um mich für Paris zu rüſten.

Das ſchien auch zu gelingen. Campe antwortete endlich und ſchickte ein kleines Honorar. Unter ſeinen Stößen von Manuſcripten war mein polniſches Memoire verſteckt geblieben, er ſtellte es wieder zu meiner Verfügung, und ich redigirte es mit den reichlich vorhandenen Zuſätzen von neuem. Das konnte nirgends beſſer geſchehen als in Leipzig, denn hier war wirklich der Stapelplatz für die letzte polniſche Geſchichte. Der Schriftſteller Spatzier, ein Sohn jenes Begründers der „Eleganten Zeitung“, war der Mittelpunkt geworden für das ganze polniſche Material, und er ſchrieb ein ausführliches Buch über den polniſchen Revolutionskrieg, ein dreibändiges Buch. Zahlreiche Polen waren hier durchpaſſirt und hatten ihm genaue Mittheilungen gemacht, wichtige Führer waren längere Zeit hier geblieben, um ihm genaue Auskunft zu geben, kurz es hatte hier eine Quelle geſprudelt, und ſie ſprudelte noch, eine unmittelbare und ſehr reichhaltige Quelle für Geſchichtſchreibung. Das erlebt man ſelten. Wir verglichen unſere Erfahrungen, wir debattirten und ſtellten feſt, wie dieſer Charakter, wie jene Begebenheit

wahrhaftig zu ſchildern wäre, und da das Spatzier'ſche Buch das wichtigſte geworden und geblieben iſt in Deutſchland über den polniſchen Krieg, ſo haben wir damals im Schweizerhäuschen des Roſenthales dauernde Steine geſchichtet.

Junge Buchhändler hörten zu, und einer von ihnen, Philipp Reclam, intereſſirte ſich für mich Fremdling und für meine kürzere Form dieſes Themas, er bot mir den Verlag an und brachte ſomit mein erſtes Buch. „Das neue Jahrhundert" ward es genannt. Unter geringerem Titel that ich's nicht, der ich meinte, es müſſe in der Geſchwindigkeit Alles unter Einen Geſichtspunkt gebracht, es müſſe im Handumkehren die Welt reformirt werden. „Polen" war natürlich nur der erſte Band dieſes „Neuen Jahrhunderts", ich ſchrieb flugs einen zweiten Band, „Politiſche Briefe" geheißen, in welchem alles Mögliche und Unmögliche dem Maßſtabe des Liberalismus angezwungen wurde. Reclam ſetzte auch dieſen in die Welt und hatte Noth, mein Ungeſtüm zu zügeln, denn ich war in einen Schreibefluß gerathen, der ganz und gar nicht zu jener Beſorgniß in Schleſien ſtimmte: wo wird ein zweites Buch herkommen?

Er hatte Recht, mich zu zügeln, ich gerieth in die Gefahr der Schreibſeligkeit, welche ſchwatzt.

So geſchah es aber, daß ſich mein Aufenthalt in Leipzig verlängerte. Der Spätherbſt war da, und ich wollte nun ernſtlich nach Paris, um die Simoniſten näher kennen zu lernen — da ereignete ſich etwas Unſcheinbares, was mich aufhielt und was weite Folgen hatte.

Ich war einigemale in das Theater gegangen und hatte es mittelmäßig gefunden. Für meine hochfliegenden Pläne war das Theater damals ein untergeordnet Ding, ein Ding zum Spaße. Und ſo zum Spaße, zu humoriſtiſcher Uebung ſchrieb ich eine Kritik. Reclam fand mich bei der Beſchäftigung und nahm das Blatt mit beim Fortgehen. Tags darauf ſtand ſie abgedruckt im „Tagblatte" und machte Spectakel, und am Abende dieſes Tages trat ein langer älterer Herr in mein Zimmer und fragte mich,

ob ich, wie er gehört, Verfaſſer dieſer Kritik wäre? — „Warum nicht?“ antwortete ich, eines beleidigten Theaterfreundes oder Schauſpielers gewärtig.

Er war weder das Eine noch das Andere; ihn intereſſirte nur die ſchriftſtelleriſche Form dieſer Kritik. Er war der Buchhändler Leopold Voß, Verleger der „Zeitung für die elegante Welt“.

14.

Buchhändler Voß wünſchte Beiträge von mir für ſeine „elegante Zeitung“, meine Schreibweiſe hatte ihm gefallen.

Das war allerdings von Bedeutung für mich, als ein Zeichen, daß ich ſchriftſtelleriſche Fähigkeit haben könnte. Aber dies war gar nicht mein Geſichtspunkt. Weder Handwerk noch Kunſt lag mir im Sinne, ſondern ein tieferer Lebensinhalt, den ich politiſche Religion nannte. Dieſe belletriſtiſchen Zeitſchriften intereſſirten mich auch kaum; ich hatte wol eine Ahnung, daß ihre Uhr abgelaufen wäre — ich dankte alſo Herrn Voß für ſein Anerbieten und lehnte ab.

Die Jedermann innewohnende Eitelkeit that indeſſen das Ihrige; ich ſchrieb flugs einen zweiten Theater-Artikel, und des anderen Tages war Herr Voß wieder da, ganz wie der Genius im Zauberſpiele.

Diesmal ging ſein Angebot höher: ich ſollte Mitredacteur werden. Der langjährige Redacteur hieß Methuſalem Müller, und er hieß nicht blos Methuſalem, er war ein Methuſalem. Das Blatt war altersſchwach und von einer unverkennbaren altmodiſchen Langweile. Was gäbe das für ein Geſpann?! ſagte ich mit Recht, und Herr Voß, ein verſtändiger Mann, mußte

dies zugeben. Er ſchied mit jener Königsphraſe von mir, welche lautet: J'aviserai.

Spatzier, Herloßſohn und die Leipziger Schriftſteller meiner ſonſtigen neuen Bekanntſchaft ſchalten meine Ablehnung aufs ſchärfſte und fanden meine Simonismus-Gedanken phantaſtiſch. Sie bekehrten mich nicht. Ich fand ihren Cirkeltanz „wie junge Katzen mit dem Schwanz" aus der Hexenküche im „Fauſt" ſchal und abgeſtanden und hielt den allwöchentlich wiederkehrenden journaliſtiſchen Brei von Notizen und Kritikaſtereien für eine Speiſe, welcher die Welt entwachſen und welche für mich eine breite Bettelſuppe wäre. Es wurde mir unbehaglich, beſonders auch darum, weil die Körperfriſche zu verſagen anfing — in ſo jungen Jahren! Hypochondrie, dieſer Geier, welcher an der Leber des Prometheus hackt, peinigte mich, und jenes alte Prometheusbild gemahnte mich an jedem Morgen als die Sorge und Verzweiflung, welche dem „Menſchenpack" beſchieden wäre und welche der griechiſche Mythus als unvermeidliches menſchliches Schickſal vorgezeichnet hätte. „Weg damit!" rief man, „das iſt blanke Einbildung, welche feſter Wille verſcheucht!" Ich war anderer Meinung, war realiſtiſcher Meinung, welche den Byronſchen Weltſchmerz als am Körper haftend anſah, und ich verwendete meine letzten Thaler zu einer Reiſe nach Karlsbad, wo der körperliche Weltſchmerz ſeine Kriſis und mit gutem Glück ſeine Geneſung findet.

So kam ich zum erſtenmale nach Süddeutſchland, oder richtiger geſagt, unter Süddeutſche. Böhmen, insbeſondere Nordböhmen, iſt noch nicht eigentlich Süddeutſchland, obwol die Berglinie des Rieſen- und des Iſergebirges, der ſächſiſchen Schweiz, des Erzgebirges, des Fichtelgebirges und des Thüringerwaldes, welche ſämmtlich zuſammenhängen, eine wirkliche Grenze bilden zwiſchen Mittel- und Süddeutſchland, und alſo auch zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, da Mitteldeutſchland im Weſentlichen zu Norddeutſchland gehört. Die gründliche Unterſcheidung zwiſchen Nord- und Süddeutſchen liegt eigentlich nicht

in der geographiſchen Lage, ſondern vielmehr in der verſchiedenartigen Abſtammung der jetzigen deutſchen Völkerſchaften. Die Stämme, welche einſt den Kern des deutſchen Reiches bildeten, bilden heute noch den Grundſtock deſſen, was wir mit zu engem Ausdrucke ſüddeutſch nennen. Den Rhein hinab, weit in den Norden hinein über Köln hinaus wohnen Abkömmlinge der Franken und herrſcht ſüddeutſches Weſen. Von dort öſtlich und nordöſtlich breitet ſich weithin der große, ſtarke Stamm der alten Sachſen, welche zur Kaiſerzeit den nordiſchen Gegenſatz bildeten zu den Kaiſer liefernden Stämmen der Franken und Schwaben — ein Gegenſatz, welcher im blutigen Streite Heinrich's des Löwen und Barbaroſſa's ſeinen Höhepunkt hatte und ſeine Entſcheidung fand bis in unſer Jahrhundert herein. Denn es gab von da an keine Kaiſerlinie mehr im Norden. Was wir aber jetzt, namentlich in der Politik, Nord- und Süddeutſchland nennen, das entſpricht dieſem alten Streite keineswegs. Das jetzt herrſchende Norddeutſchland iſt durchaus nicht das alte Sachſenthum, das iſt eine Neubildung, in welcher eine Zuthat ſlaviſchen Blutes von Bedeutung iſt. Heinrich der Löwe war ja auch Herzog in Baiern, und die Nachkommen der alten Sachſen, der Niederſachſen, haben heute noch urgermaniſche Eigenſchaften, welche ſie den Süddeutſchen in vielen Punkten nahe bringen. Die Empfindungsweiſe einem Theaterſtücke gegenüber iſt zum Beiſpiele in Hamburg der Empfindungsweiſe in Wien viel ähnlicher als in Berlin oder Dresden. Die Weſtfalen ferner, dieſer kernige Zweig der Niederſachſen mit ganz niederdeutſchem Rede-Accente, erinnern in ſolider Kraft der Erfindung, Unternehmung und Thätigkeit vielfach an die Schwaben. Sie ſind wie dieſe mit Körperſchönheit nicht eben geſegnet, aber begabt mit Energie des Sinnes. Kurz, die Unterſcheidungsworte norddeutſch und ſüddeutſch bieten nicht ſo einfache Unterſchiede, wie man glaubt; reichsdeutſch und neudeutſch wären bezeichnender, und wenn die begonnene politiſche Umgeſtaltung, welche das ſüße Wort Einigung auf ihre Fahne ſtickt, einem vollen Fortgang nimmt, dann werden

andere Gegenſätze ihren Ausgleich zu ſuchen haben, als die zwiſchen Norden und Süden. Strenge Preußen ſagen auch in der Stille: Wer ſpricht denn noch anderswo als in künſtlicher Schriftſprache von Großbritannien? Man ſpricht von England. Wer wird von Deutſchland ſprechen — denken ſie hinzu — wenn die Einigung fertig iſt!

Das nördliche Böhmen iſt wahrſcheinlich von Franken bevölkert worden, welche über das Egerland, dieſen alten deutſchen Reichsbezirk, eingewandert ſind und ſich bis tief nach Schleſien hinein angeſiedelt haben. Guſtav Freytag meint behaupten zu können, daß auch Thüringer theilgenommen haben an dieſer Einwanderung. Mich gemahnte es in Karlsbad auch vielfach wie ſchleſiſche Heimat; wie bei mir daheim trachten und ſchwatzen die Bürgersleute, und ſitzen ſie gern vor der Hausthür und halten ſich Buchfinken und Rothſchwänzchen vor den Fenſtern, und ſind immer geneigt, Außerordentliches zu hoffen und das Leben fröhlich anzufaſſen. Leichter, durchwegs leichter wird Alles angefangen, als nördlich drüben jenſeits des Erzgebirges, und künſtleriſche Neigungen wie Fähigkeiten ſind zahlreich verbreitet, ſelbſt im Handwerke. Es gefiel mir außerordentlich in den erſten Tagen; auch die ariſtokratiſche Lebensweiſe der Cavaliere, welche ich hier zum erſtenmale ſah, gefiel mir. Denn dieſer Badeort war eine Art Sommer-Reſidenz für die Cavaliere; mit dem ganzen Train von Pferden, Wagen und Dienern kamen ſie daher und rollten in Vierſpännern durch das grüne Thal und veranſtalteten Tänze und Beluſtigungen. Man ſah es ihnen an: ſie lebten zu ihrem Vergnügen.

Das war mir neu. Die Edelleute in Preußen, welche man ſpäter Junker nannte, zum Unterſchiede von den Cavalieren, waren ganz anders. Sie waren dürftiger und ſparſamer und den anderen Volksclaſſen gegenüber ſteifer und zugeknöpfter. Sie waren und ſind auch weniger reich, und der kleine Adel iſt unter ihnen durch den militäriſchen Zuſchnitt des Staates zu einer Bedeutung gekommen, welche man im „Reiche“ nicht kannte und

nicht kennt. Friedrich der Große hat im Weſentlichen dieſen militäriſchen Adel hervorgehoben. Wenn man ſeine Geſchichte in allen Einzelheiten ſtudirt, ſo ſtößt man hundertmal auf dieſen Punkt: daß einer ſeiner Officiere, daß dieſer oder jener Herr Von etwas begangen hat, was nach gemeinem Rechte hart beſtraft wird, und daß er die Strafe einfach ausſtreicht, weil ſein Officiercorps geſchont werden müſſe. Dieſes Officiercorps war der Degengriff ſeiner Kriegswaffe, der Kernesſtamm ſeines Heeres, und ſein Heer war ihm, der erobern wollte, die Hauptſache. Dies iſt Tradition geworden und hat dem kleinen Adel die bevorzugte Stellung erworben.

Der große Adel dagegen in Deutſchland ſtammt aus dem „Reiche", er ſtammt von großem Beſitze, von einer Territorialmacht, welche auf Bänken der Reichstage Sitze beſaß, und dieſe Caballeros, dieſe Cavaliere, welche ihren Beinamen von cavallo, vom Roſſe, vom rittermäßigen Streitroſſe erhalten haben, dieſe grands seigneurs, wie ſie in Frankreich hießen, ſah ich in Karlsbad zum erſtenmal.

Das ſind jetzt ſiebenunddreißig Jahre; wie raſch iſt die Zeit gegangen in ſiebenunddreißig Jahren! Jetzt erkennt man die Cavaliere nicht mehr in Karlsbad. Die Vierſpänner ſind ſpurlos verſchwunden, Alles erſcheint wie Mittelſtand. Abgeſehen von allem Anderen, hat die Eiſenbahn die Welt erſtaunlich verändert. Wer nimmt noch Wagen und Pferde mit ins Bad, und wie kann der Adel noch an Geldkraft es dem Manne der Börſe zuvorthun?!

Der Eindruck, welchen ich damals vom Regierungsweſen in Oeſterreich erhielt, iſt maßgebend für mein ganzes Leben geworden. Ich war zum erſtenmale in dieſem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate und war erfüllt von der norddeutſchen Anſicht, daß hier Alles verrottet, reactionär katholiſch, illiberal und von grenzenloſer despotiſcher Willkür ſei. Das fand ich nur theilweiſe beſtätigt. Den uneingeſchränkten Despotismus witterte man allerdings überall, und alle Kundigen führten ihn auf die

Perſon des Kaiſers Franz zurück, obwol ſie zugaben, daß dieſer Regent doch verhältnißmäßig populär wäre, weil er die behagliche Sprech- und Umgangsweiſe des Oeſterreichers überall zur Schau trüge. Insbeſondere waren ſelbſt die Cavaliere ſehr ſtreng in ihren Urtheilen über den Kaiſer, weil er auch ihre Vorrechte lächelnd mißhandeln ließe und ſie bei gelegentlichen Vorſtellungen in perſönlicher Audienz verſpottete. In gemüthlicher Weiſe ſtimme er ein in ihre Klagen und ſchelte tapfer mit auf die Regierung, als ob dieſe etwas außer ihm Liegendes und Unerreichbares wäre. Dabei geberde er ſich als großer Grundbeſitzer, welcher ebenſo leide, wie irgend ein anderer Herrſchaftsbeſitzer, und nachdem er ſie weidlich ironiſirt, entlaſſe er jeden Einzelnen mit einem banalen Troſtſpruche, der kein Atom von wahrhaftem Marke in ſich habe. „Er will auch unſerem Stande“ — ſchloſſen ſie — „nicht die geringſte Selbſtſtändigkeit einräumen, ſondern nur ſeine Bureaukratie aufrechterhalten, weil er dieſe abhängigen Beamten ſtets in der Hand hält und durch jede ihm beliebige Verordnung wie gezügelte Roſſe führen kann.“

Daneben fand ich alle Stände von dem Gedanken durchdrungen — doch nein! durchdrungen iſt wol zu viel, aber doch betheiligt an dem Gedanken, daß dieſes Regierungsweſen nicht das richtige wäre und daß beſonders die ſtrenge Abſchließung gegen geiſtigen Fortſchritt erheblichen Schaden brächte. Von der Zukunft, von einer möglichen oder gar wahrſcheinlichen Aenderung war im Jahre 1832 noch wenig die Rede.

Der geiſtliche Einfluß trat nicht bemerkenswerth hervor. Der Kaiſer geſtattete auch dieſen nur bis zu einem gewiſſen Grade. Die Unterthanen erzogen und geführt zu ſehen, ſo daß ſie in religiöſer Furcht und in jeglichem Reſpecte befangen blieben, das war ihm ſchon recht und nöthig, aber höhere Uebergriffe in weltliches Regiment von Seite der Geiſtlichkeit duldete er ebenſowenig, wie Eigenmächtigkeit des Adels. Bullen, Breves und ſonſtige Erläſſe von Rom durften ohne ſeine Erlaubniß nicht bekanntgemacht oder, wie man in Oeſterreich ſchreibt, nicht

bekanntgegeben werden. Am placetum regium hielt er feſt wie Kaiſer Joſeph. Die Mehrzahl der Geiſtlichen ſtammte auch noch aus der joſephiniſchen Zeit, das heißt aus einer Erziehung, welche einen rationaliſtiſchen Hauch hatte, und der jeſuitiſche Hauch war noch fern.

Ebenſo fern waren noch die Streitigkeiten der Nationen innerhalb des Kaiſerſtaates. Kleine Pulsſchläge literariſchen Czechenthums in Prag fingen an ſich zu regen und wurden brav ausgelacht. Es erregte Verwunderung, daß ein Thun (Mathias) bei aller Abweiſung czechiſchen Treibens doch darauf beſtand, den Ausdruck „böhmiſch“ zu betonen, im Gegenſatze zu den Deutſchen. Die Miſchung von Slaviſch und Deutſch wollte er dadurch bezeichnet ſehen. Sonſt war damals noch Jedermann der Meinung, das deutſche Reichsland Böhmen gehöre eben doch zu den deutſchen Landen.

Die Ungarn, Cavaliere wie Bürgerliche, zeigten keine Spur von Widerwillen gegen das Deutſche. Sie ſprachen Alle fließend Deutſch, und die Meiſten waren nicht im Stande, Magyariſch zu reden. Deutſche Cultur, ſoweit ſie zugelaſſen wurde, herrſchte ohne Widerſpruch im Kaiſerſtaate, und kein Menſch hatte eine Ahnung, daß dies nach ſechzehn Jahren angefochten, nach dreißig Jahren gründlich verändert ſein könnte.

Und hier liegt die tiefe Schuld des damaligen Regierungsweſens: mit der Abſperrung von deutſcher Cultur hat es ſich das ſtärkſte Bindemittel des Reiches zerſtört.

Das iſt eben der Fluch der kleinen Geſichtspunkte, daß ſie Kupfermünze retten, Silber und Gold aber preisgeben.

Und doch war der weitere Geſichtspunkt ſchon dageweſen und brauchte blos beachtet zu werden. Kaiſer Joſeph der Zweite hatte ihn deutlich genug gezeigt: er germaniſirte in ſeinem ganzen Reiche, und nur ein Blinder konnte im Unklaren bleiben darüber, was er mit allgemeiner Förderung der deutſchen Sprache wollte. Deutſchen Geiſt, deutſche Cultur wollte er verbreiten und geltend machen in ſeinem ganzen Reiche. Wurde das mild

und conſequent fortgeſetzt, ſo erſchuf man ein in ſich einiges Kaiſerthum und erreichte binnen einem frei gegebenen halben Jahrhundert einen unermeßlichen Vorſprung, eine ganze, deutſch gebildete Generation von Mehadia bis Laibach, von Fiume bis Gitſchin. Aber ſtatt ſich der Hauptſache zu bemächtigen — und das iſt der Geiſt, welcher ſich in einer Sprache äußert — ſtatt ſanft und freundlich aufzunehmen, was Kaiſer Joſeph vielleicht zu harſch begonnen hatte, fürchtete man ſich vor nichts ſo ſehr, als gerade vor dieſem Geiſte, und erdrückte ihn mit allen erſinnlichen Mitteln, nicht im entfernteſten ahnend, daß man den einigenden Lebensgeiſt des Reiches mit erdrückte. Schon Kaiſer Leopold begann dieſe Dämpfung, und Kaiſer Franz ſetzte ſie hartnäckig fort in einer überlangen Regierungszeit, den unſeligen Irrthum ſtreng feſthaltend und kurzſichtig immer eifriger ausbildend: es könne ein Staatsweſen gedeihen, welchem man die geiſtige Lebensluft entziehe. Jede Pflanze in Schönbrunn hätte ihm darthun können, daß ſie abſterbe, wenn man ihr Luft und Licht verſagt.

Dies war der Capitalfehl, aus welchem Oeſterreichs ſchwere Stockungen und Spaltungen ſämmtlich entſprungen ſind bis zum heutigen Tage. Welch eine unabſehbare Ernte lag vor der Wiener Kaiſerburg zu Anfang des Jahrhunderts! Nach Süden und nach Oſten hin unabſehbar. Ein deutſches Reich, welches ſich auf natürliche Weiſe immer weiter ausbreiten konnte. Welche deutſche Macht hätte daran denken mögen, dieſen natürlichen Kaiſer deutſcher Zunge und Bildung von Deutſchland abzuſchließen! Daß dies möglich geworden, liegt lediglich in dieſer blos verneinenden Regierung eines halben Jahrhunderts. So iſt die Erbſchaft der Kinder und Enkel eine immer wiederkehrende Verneinung geworden, und glaube man doch ja nicht, daß die kleinen Nationalitäten, welche ſich ſeit zwanzig Jahren abſondern, irgend einen Segen davon haben werden! Dies iſt ja das Treiben von Kindern, welche mit den Fingern in brennende Lichter greifen. Unſere großen Geiſter, Goethe an der Spitze,

ſprechen von einer Weltliteratur, und in ſolcher Zeit wollen kleine Nationchen ohne charakteriſtiſchen Bildungskern ſich zur Selbſtſtändigkeit ablöſen! Was kann ihnen denn dieſe Selbſtſtändigkeit einbringen? Streit ohne Ende unter immerwährenden Opfern, eine Hingabe der beſten Lebenskräfte für die Bedürfniſſe der bloßen Exiſtenz, Verluſt der höheren Bildungsgenüſſe, welche nur einer großen, ausgebildeten Gemeinſchaft erreichbar ſind, und ſchließlich doch nur ein ſchmerzlicher Untergang durch irgend eine große geſammelte Macht, heiße ſie ſo oder ſo. Welche Weisheit kann davon träumen, daß kleine Völkerſchaften von geiſtiger Unfruchtbarkeit heutigen Tages ſelbſtſtändig beſtehen könnten! Entweder ſie lernen mühſam von den gebildeten Nachbarn, was ſie leicht und wohlfeil haben könnten, und verlieren in dieſer täglichen Schule ihre überſchätzte Eigenthümlichkeit, oder ſie ſträuben ſich gegen dieſes Lernen und dieſe Schule, und dann verkümmern ſie und erliegen in ihrer Schwäche der neuen Eroberung. Eine Generation bezahlt mit mühevollem Daſein ihren Traum, und die nachfolgende Generation ſchilt die Vorfahren, daß ſie ihr ſo viel Anſtrengung nöthig gemacht, um dem an Bildung überlegenen Staate nachzukommen. Dies iſt die Zukunft des Nationalitäten-Spieles in Oeſterreich.

Doch davon war, wie geſagt, damals noch gar nicht die Rede, wol aber bemerkte ich zu meinem Erſtaunen, daß die als zurückgeblieben verſchrienen Oeſterreicher ihre Allgemeine Zeitung ſorgfältig geleſen hatten, daß ſie äußerſt wiß- und lernbegierig waren, daß ſie eine hingebende Hochachtung hegten für Literatur und geiſtige Nahrung, beſonders in Sachen der Politik, daß ſie in großer Mehrzahl ungemein raſch auffaſſend und liebenswürdig und in Allem, was Talent und Kunſt betrifft, vorzugsweiſe begabt waren. Die Ausführung ferner all der despotiſchen Verordnungen, welche von Wien ausgingen, erfolgte faſt durchwegs in nachſichtiger und humaner Weiſe, ſobald man nicht auf die ganz untergeordneten, von jeder Bildung entblößten Beamten ſtieß, auf die ſogenannten „Böhmen“, welche bekanntlich das

überwiegende Beamten-Contingent lieferten. Der höhere Beamte ſetzte ſeine Vorſchrift achſelzuckend ins Werk und gleichſam mit Entſchuldigung den todten Buchſtaben der Vorſchrift freundlich erläuternd und mildernd. Welch ein Schickſal, dachte ich damals ſchon, daß gerade dieſe leichtlebigen und menſchenfreundlichen Völkerſchaften Oeſterreichs in ein ſo enges Regiment geſpannt ſind! Wir haben kaum einen zweiten deutſchen Stamm, der ſo wie der öſterreichiſche zu Schwung und Enthuſiasmus geneigt iſt. Warum gerade ihm, der im kirchlichen Dogmatismus ſo unbefangen, ein zweiter Ferdinand, warum gerade ihm, der jegliches Geſetz human deutet, ein erſter Franz?!

Meiner beſcheidenen Lebensſtellung gemäß war damals in Karlsbad der Cavalier nicht mein natürlicher Umgang, und doch fand ich leichten Verkehr mit Einigen dieſes Standes. Das Temperament des öſterreichiſchen Cavaliers iſt leutſeliger als das des norddeutſchen Edelmannes, und der abgeſperrte Zuſtand des öſterreichiſchen Staates machte ihn neugieriger für Fremde, entgegenkommender für Perſonen, welche literariſch und öffentlich ſprechen mochten. Zwei Bekanntſchaften dieſer Art ſind mir unvergeßlich geblieben aus jener Zeit meiner erſten Berührung mit öſterreichiſchen Herren. Sie erſchienen mir wie Typen. Der Eine war der ſogenannte Landsknecht Fürſt Friedrich Schwarzenberg, der Andere ein böhmiſcher Graf, Friedrich Deym.

Sie vertraten total verſchiedene Richtungen: Fritz Schwarzenberg die conſervativ-hiſtoriſche, Fritz Deym die frei ſuchende.

Es wird kaum außerhalb Oeſterreichs ein ſo eigener politiſcher Charakter entſtehen und ſich entwickeln können, wie ihn Fritz Schwarzenberg darſtellt. Vielleicht noch in einem der alten Reichsländer am Rhein, in Weſtfalen, in Oberſchwaben, und auch da nicht ganz, weil der Mittelpunkt einer lebendigen, großen Monarchie und eines großen Heeres fehlt. Es iſt, als ob ſich von der Grafen- oder Ritterbank des deutſchen Reichstages ein Sproß fortgepflanzt hätte in dem heutigen, ſo grundverſchiedenen Boden. Ritterthum, Standesfreiheit und am letzten Ende doch

volle Menſchlichkeit ſind die Grundeigenſchaften. Officielle Politiker wiſſen mit ſolch einem Manne abſolut nichts anzufangen, und das Mildeſte, was ſie von ihm ſagen können, lautet: Der iſt aber curios! In Wahrheit gibt es nichts Curioſeres, als ſeine Geſpräche und Debatten mit Felix Schwarzenberg, dem Hauptminiſter in Oeſterreich zu Anfang der Fünfziger-Jahre, dem Couſin Fritz Schwarzenberg's. Felix focht für nahe Ziele und kannte zur Erreichung derſelben nur Ein Mittel: das Fechten. Jeder Knoten, gordiſch oder öſterreichiſch, ſollte durchhauen werden; Fritz aber ſucht lauter organiſche Löſungen. So wurde der Weg des Einen zu kurz, der Weg des Anderen zu lang.

Felix war unbekümmert um ſein „zu kurz", Fritz war immer bekümmert um ſein „zu lang" und bezeichnete ſeufzend ſich ſelbſt als einen Politiker für den Poeten. Er empfindet und weiß gründlich, daß ſeine alte Welt untergeht und daß ein Verbindungsfaden nach dem anderen zerriſſen wird, ſchonungslos zerriſſen wird. „Was bleibt mir übrig, als ſterben," ſagt er ſeit Jahren wehmüthig, und er ſagt es wahrhaftig.

Man irrt ſich übrigens ganz in dieſem ſterbenden Ritter, wenn man in ihm einen Gegenſatz ſieht zu liberalen Ideen. Er iſt voll Liberalismus, voll Menſchenfreundlichkeit, nur in den Bildungsformen weicht er ab von uns. Die Gliederung in Stände iſt ſein tiefes Bedürfniß, die Gliederung in Nationenkreiſe hat er als kaiſerlicher Oeſterreicher ſo tief in ſich eingeſogen, daß ihm ſein centraliſtiſcher Vetter Felix eine Ungeheuerlichkeit war. Und ebenſowenig gefällt ihm doch auch die neuerliche gewaltſame Losreißung der öſterreichiſchen Nationen vom Mittelpunkte. Der gedankenarme und ſterile Uebergang aus dem deutſchen Kaiſerthume in ein öſterreichiſches Kaiſerthum, der bloße Polizeiſtaat des Kaiſers Franz iſt ihm die Quelle aller Verſchwemmung und Auflöſung.

Weil er denn in die officielle Politik ſeines Vaterlandes — die Schwarzenberg ſtammen aus Franken und ſind ſeit Jahrhunderten in Oeſterreich einheimiſch, vorzugsweiſe in Böhmen —

nirgends paßte, ſo begnügte er ſich mit einer loſen Stellung in der Armee, welche ihm immer Gelegenheit bot, Blut und Leben einzuſetzen bei ſchwerer Zeit, und ſuchte ſich übrigens in Europa die Landſchaften aus, in welchen für hiſtoriſches Recht gefochten wurde. Da ging er hin und focht mit den Völkerſchaften, welche ſich gegen das Neue wehrten. Er kam ſtets mit zerſtörter Illuſion zurück, aber nie ohne reichliche Ausbeute für Kenntniß, Verſtand und tiefere Einſicht. Das ſchrieb er nieder auf Papierſchnitzel, die er ſelbſt „Fidibus“ nennt und die er an Freunde vertheilt. Mitunter treffliche Gedanken gibt er da zum Verbrennen, und beſonders über militäriſche Dinge iſt er überaus lehrreich, da er geſund beobachtet und die hiſtoriſche Entwicklung des Krieges ſorgfältig ſtudirt hat. Für den Volkskrieg namentlich iſt er eine Fundgrube an Hilfsmitteln, und wenn er ſeine Kriegsfahrten in Spanien unter den Carliſten beſchreibt, da entwickelt er eine ſeltene Fähigkeit intimer Beobachtung und unverwüſtlich guten Herzens. Dem Gegner verſagt er nie ein Atom von Gerechtigkeit, und der Bauer, der Autochthone, iſt immer Gegenſtand ſeiner zärtlichen Theilnahme. Die Naturgeſchichte iſt ihm die allein wahre Geſchichte; daß die politiſche Geſchichte ſie ſo vielfach verleugnet, das iſt ſeine Pein.

Ein Mann von mittlerer Größe mit liebevollen blauen Augen, geht er durch unſere Welt wie ein fremder Zuſchauer. Wie Einer aus anderem Kirchſpiele hört er unſere Predigten an und ſchüttelt dazu achſelzuckend das Haupt. Was ſagen Sie dazu? — „Nichts. Ich bin eben aus einem anderen Kirchſpiele!“ In jahrzehntelangem Verkehre mit einander haben wir denn oft unſere Glaubensſätze der verſchiedenen Kirchſpiele erörtert und ſind dabei oft in den heftigſten Zank gerathen. Nie hat ihm die Güte verſagt, die heftigſten Aeußerungen nicht übelzunehmen. „Verſchiedene Kirchſpiele, ja verſchiedene Welten!“ rief er lächelnd, wenn wir uns nach ſolchen Scenen wiederſahen. Ein ſtarkes Gerechtigkeitsgefühl nöthigt ihn zur Nachſicht; er muß nämlich zugeſtehen, daß ein Staat ſeines Ideals jetzt unmöglich

noch herzuſtellen iſt. Alle Vorderglieder, alle Vorbedingungen ſind verloren gegangen. Für den Dichter aber iſt Fritz Schwarzenberg eine unerſchöpfliche Quelle: er kennt alle Dinge bis an die fernſte Wurzel und iſt im Stande, Alles naiv anzuſehen, wie ein unverdorbenes Kind.

Ein rührendes Kind iſt er auch ſeinem Vater gegenüber, dem berühmten Feldmarſchall der Alliirten, welcher die Kriegsvölker alle in der Schlacht bei Leipzig commandirte. Jedes Wort, das über ihn geſprochen, jede Zeile, die über ihn geſchrieben worden, ſammelt er getreulich auf, und den kleinſten Tadel empfindet er bitterlich. Auch hierin zum Dulden beſtimmt; denn das große Verdienſt jenes commandirenden Feldmarſchalls iſt nie genügend gewürdigt worden. Jeder Alliirte drängte ſeine Leute und ſeine Verdienſte vor, und jeder ſprach lauter und zuverſichtlicher, als es dem öſterreichiſchen Naturell gegeben iſt, von ſich ſelbſt zu ſprechen. Ohne jenen commandirenden Schwarzenberg wäre es vielleicht nie zu einer alliirten Schlacht bei Leipzig gekommen; für dieſen Zuſammenhalt bedurfte es eines ſo mild diplomatiſchen, ſo entſagend nachgiebigen, ſo friedlich guten Kriegsmannes. Hoffentlich hinterläßt ſein Sohn Fritz einſt eine Lebensgeſchichte des Vaters, welche, unbekümmert um Widerſpruch, in einfachen Worten dieſen Führer und deſſen Weg ſchildert, einen Führer von edler Geſinnung und ſchöner Bildung, einen Weg durch Dornen und peinliche Schluchten.

Neben dieſem rückwärts blickenden Oeſterreicher Fritz Schwarzenberg war Fritz Deym ein vorwärts blickender. Wie mich dieſer Mann in dem damaligen Oeſterreich überraſchte! Es war gar nichts an ihm zu ſpüren von der Abſperrung europäiſcher Gedanken. Deym ſchwamm mitten in ihnen herum und zuckte traurig die Achſeln, daß man aus der bloßen Verhinderung ein Syſtem machen könnte. Er war ein ſpeculativ denkender Staatsmann, wie es nur irgend einer in der Schweiz, in England, in Amerika ſein mochte. Die Verbreitung der Gedanken kann man mit unermeßlichen Unkoſten eine zeitlang

verhindern, die Gedanken ſelbſt nirgends. Und dann kommen ſie gequetſcht oder gar vergiftet zum Vorſchein, und das Reich wird auch durch Gutes beſchädigt.

Deym war ein Führer der kleinen Oppoſition im böhmiſchen Landtage, welche nur ſchüchtern die Augen aufſchlagen und auf Fragen richten durfte, die nicht ganz nach Politik ſchmeckten. Wie iſt dadurch ſpeciell Böhmen für das Reich zerrüttet worden! Gerade hier iſt ein ſehr deutlicher Uebergang zu norddeutſcher Bildung, und Prag namentlich war eine leſende und gut leſende Stadt. Hätte dieſer Leſeſamen beizeiten aufgehen können, welch eine ſänftigende Einwirkung deutſcher Cultur auf die entſtehende Geburt des Czechenthums wäre möglich geweſen! Jetzt iſt ja nur Unheil davon zu erwarten, da man ein hoffnungsloſes Weſen in dicke Halme hat aufſchießen laſſen.

Ich glaube, die Deyms ſind echt geborne Czechen. Fritz Deym hatte vollſtändig das Ausſehen eines Leſſing'ſchen oder Czermak'ſchen Huſſiten; buſchige Augenbrauen, einen ſeitwärts lugenden Blick, ſtruppiges Haar, feine Geſtalt. Und doch fühlte, dachte und ſprach er völlig deutſch, war er einer der Beſten unter uns, immer auf Gutes ſinnend für Arm und Reich, immer unbefangen auf Abhilfe bedacht für jedes Bedürfniß eines jeden Menſchen.

Daß ich ſolchen Leuten und ſolchen Eindrücken begegnen konnte bei meiner erſten Saiſon in Oeſterreich, das hat mich für immer geheilt von dem ſchablonenhaften norddeutſchen Vorurtheile über das zurückgebliebene katholiſche Reich der Phäaken.

15.

Ich ſelbſt machte bei meinem erſten Beſuche auf öſterreichiſchem Boden einen kummervollen Proceß körperlicher Wiedergeburt durch. Der alte Medicinalrath Wendt in Breslau, ein

mediciniſches Talent von großer Energie, hatte des Morgens um Fünf — um dieſe Zeit empfing er ſeine erſten, natürlich armen Patienten — in ſeinem lauten Tone zu mir geſagt: Ihre Bruſtſchmerzen kommen nicht aus der Lunge, ſondern aus dem Unterleibe, Sie müſſen nach Karlsbad gehen! Darauf war ich nach Karlsbad gegangen, hatte meine Bruſtſchmerzen durch den Karlsbader Brunnen immerfort erhöht gefunden und hatte von allen Praktikern vernommen: Wer einen Schaden in der Bruſt hat, der trinkt ſich in Karlsbad den Tod. Da die Cur nun außerdem eine tief ſchwärzliche Hypochondrie zum Vorſchein bringt — um ſie zu heilen! ſagt jeder Karlsbader, und er ſagt es mit Recht — ſo war mein Zuſtand der eines zum Galgen Verurtheilten.

Dieſes Aug-in-Auge mit dem Tode, ein oft wiederkehrendes Gegenüber jedes phantaſievollen Hypochondriſten, hat außer der ihm innewohnenden Unannehmlichkeit mancherlei Gutes. Man lernt Teſtament machen, und dabei macht man ſich Vieles klar, was man bei gutem Muthe hinten im Dunkeln liegen läßt. Zudem war in den erſten Dreißiger-Jahren die ſtrengſte Ordensregel Mode in Karlsbad. Diät und Lebensweiſe waren den Karthäuſern abgelauſcht. Ich ſage Mode, denn das Studium der Karlsbader Geſchichte hat mich ſpäter gelehrt, daß früher roſenroth geweſen iſt, was einige Jahrzehnte ſpäter dunkelbraun erſchien und was jetzt, Anno 1869, wenigſtens wieder blaßroth geworden iſt. In ſolch einem allerdings ſehr ernſthaften, weil ſehr tiefgreifenden Bade finden diejenigen ihre ſchönſten Beweiſe, welche die Arzneikunſt geringſchätzen. Die armen Aerzte! Heilkünſtler ſollen ſie ſein, und ihre Kunſt iſt ſo unſicher, weil der Athem ihrer Kunſt, die Kenntniß der Natur, immerdar wechſelt. Ja, die Natur ſelbſt wechſelt ſogar. Und nun iſt noch dazu eine Epoche der Chemie über uns gekommen, welche täglich Neues entdeckt in Stoffen und deren Geſetzen und dadurch uralte Regeln haufenweiſe umſtößt — man wundert ſich, daß man bei alledem noch immer lebt, denn jeder Tag bringt Beweiſe, daß

man ſich fehlerhaft ernähre, daß man geſetzwidrig exiſtire, daß die Polizei ſich hineinlegen müſſe in die allgemeine Dummheit. Man tröſtet ſich nur noch mit ſeinem Großvater, der vermöge ſolcher Dummheit achtzig Jahre alt geworden, und tröſtet ſich außerdem mit der leidigen Gewißheit, daß die Menſchenkinder niemals Alles ergründen werden und daß nach Jahrzehnten und ihren neuen Entdeckungen auch die jetzige Mode überlebt ſein werde. So weiß ich denn auch jetzt nach ſiebenunddreißig Jahren Karlsbader Cur meinen gallichten Mitmenſchen nichts Beſſeres zu empfehlen, als den Rath der eingebornen Karlsbader, alſo die Tradition der Erfahrung. Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das findet in Einfalt ein Karlsbader Gemüth.

Die Welt und meine Zukunft hatten ein aſchgraues Anſehen, als ich mich zur Abreiſe rüſten mußte, weil der Geldbeutel zu ſchlank wurde — damals gab's noch Silber in Oeſterreich — und weil die Geneſung doch unerreichbar ſchien. Paris und die Saint-Simoniſten zerfloſſen wie Nebelbilder vor meinen nächſten Sorgen, und Leipzig erſchien als einziger Anhaltspunkt. Sie wollen nach Leipzig? fragte eine kleine, etwas windſchief gewachſene Frau, die am Kaffeehauſe neben mir ſaß. Sie hatte ein ſcharfes, kluges Angeſicht und machte mir den Vorſchlag, Extrapoſt mit ihr zu fahren. Zu Dreien! Ihr Sohn werde der Dritte ſein. Angenommen! Ich erhielt natürlich den Rückſitz neben unruhigen Schachteln, die gehütet ſein wollten. Aber dies war der geringſte Uebelſtand. Dieſe beredtſame Dame machte mir ſchon auf der erſten Station Alles zunichte, was ich Günſtiges eingeſogen hatte über Oeſterreich. Sie war die Gattin eines öſterreichiſchen Beamten, der in Leipzig ſtationirt war, und ſie hatte den officiellen Katechismus des öſterreichiſchen Despotismus vollſtändig auswendig gelernt. „Was würde aus der Welt, wenn Krethi und Plethi mitſprechen dürfte", ſchrie ſie, „Jeſus Maria! das wäre ja der Untergang aller anſtändigen Leute!"

Ich ſaß auf der Armenſünderbank während dieſes langen Poſtweges bis Leipzig, obwol ich mich, als wir auf ſächſiſchem

Grund und Boden ankamen, zu einer höflichen Opposition ermannte. Sie verschlimmerte nur meine Lage neben den Schachteln, denn sie erweckte bei der windschiefen Dame etwas, was der Verachtung ähnlich sah, wie ein Ei dem anderen. Es war ein schmerzliches Schlußcapitel der Karlsbader Cur, schmerzlich besonders darum, weil ich während der fünf Wochen in Karlsbad von gar keinem Oesterreicher so hatte sprechen hören und also der Meinung geworden war, die despotische Regierung werde im ganzen Lande verleugnet.

Kleinlaut miethete ich mir in Leipzig ein bescheidenes Zimmer und saß da in den ersten Tagen wie Einer, der nichts Tröstliches von dieser Welt zu erwarten hat. Einsam, freudlos und nutzlos wirst du untergehen! dachte ich still vor mich hin.

Da näherte sich mir ein junger Mann, Julius Kistner, der Wirth im „Hôtel de Bavière“, wo ich zu Mittag speiste, ein junger, kräftiger Mensch mit der liebenswürdigsten sächsischen Höflichkeit und mit der anmuthigsten Wißbegierde. Ich mußte neben ihm sitzen, erhielt die besten Bissen der Tafel und wurde festgehalten, wenn alle Gäste längst fort waren. Weßhalb? Er wollte lernen, und ich mochte wol noch etwas vom Hauslehrer an mir haben. Geschichte namentlich interessirte ihn über die Maßen, und ich trug ihm allmälig einen völligen Cursus vor von den Babyloniern bis auf Ludwig Philipp. Er floß über von Dankbarkeit und pries mich in der Stille jedem Tischgaste bis über den grünen Klee. So kam ich zu wohlwollender Bekanntschaft, und mein Zutrauen in mich selbst wurde allmälig wieder gehoben. Unter diesen Tischgästen waren denn auch Leute, welche das geistige Zeug hatten, meiner Extrapostdame gerecht zu werden und mich wieder auf die mir natürlichen Fortschrittsbeine zu stellen. Namentlich ein dicker Schwabe, der mit so wunderbarer Vehemenz lachte, daß selbst meine Hypochondrie sich vernünftig besann und mir ein heiteres Schmunzeln gestattete. Und doch war gerade dieser so wohlthätig lachende Schwabe zeitweise der schwärzeste Hypochondrist und ist in späteren Jahren

den ſchwarzen Bildern ſeiner Galle meuchlings erlegen. Bis dahin hat er aber rieſenhaft gearbeitet und geſchaffen. Er war freier Geſinnung halber einſt aus Würtemberg hinaus bis nach Amerika hinüber gemaßregelt worden, um derſelben Verfaſſung willen, welche Uhland als das „gute alte Recht“ beſungen. Von Amerika, wo er ſchaffen gelernt, war er jetzt zurückgekehrt und ſetzte unſere Wirthstafel mit ſeinen überſchwenglich genannten Plänen in kopfſchüttelnde Bewegung. „Projecte ſind's,“ ſagte man leiſe und laut, „überſpannte Projecte, nicht Pläne!“ Das Project, welches am lächerlichſten befunden wurde, war eine Eiſenbahn, die von Leipzig nach Dresden gebaut werden ſollte. Und ſelbſt ich, der über dieſes Eiſenbahnproject nicht erſchrak, ſah doch auch beſtürzt drein, wenn er beim Nachtiſche die prächtigen Laubwälder in den Leipziger Flußniederungen niedergeſchlagen ſehen wollte, weil Sachſen Kohlen genug habe und Kohle allein das richtige moderne Brennmaterial ſei. Denn es liege unter der Erde, den Platz auf der Erde brauche man nahe bei einer Stadt zu nöthigeren Dingen als zu Wäldern. Er ſchalt mich, weil ich ihm darin widerſprach, einen Poeten, und das war mir angenehm. Es regte ſich in mir nach einigen Wochen ein leiſer Drang, poetiſche Schriftſtellerei zu verſuchen; die Extrapoſtdame auf der einen Seite und dieſes Schwaben ausgebreitete exacte Kenntniß auf der anderen Seite hatten mich eingeſchüchtert in Betreff politiſcher Schriftſtellerei. Dazu muß man doch mehr wiſſen und länger beobachten, flüſterte es in mir, und wenn man Politik berührt, flüſterte es weiter, da muß man ſie in menſchliche Perſönlichkeiten verlegen. Wenn man alsdann auch irrt, dann irrt man doch anregend. Mein Schwabe lachte zwar zu poetiſcher Politik, aber ſein Spott ſtörte mich nicht; er nützte mir ſogar. Die erfinderiſche Fruchtbarkeit dieſes Mannes war außerordentlich, er befruchtete auch auf Gebieten, die er von ſich wies — es war Friedrich Liſt, der berühmte National-Oekonom.

Ich hatte es gar nicht bemerkt, daß eine ſtill fortſchreitende Wirkung Karlsbads ihren beſten Theil daran hatte, mich wieder

an den Schreibtiſch zu drängen. „Als Chriſtgeſchenk zur Weihnacht beſcheert Karlsbad ſeine beſte Gabe!“ hatte man mir tröſtend in Karlsbad geſagt, und ich hatte ungläubig dazu gelächelt, ja, ich hatte es vergeſſen. Auch jetzt, als der Schriftſteller in mir wieder die Flügel regte, dachte ich mit keiner Sylbe an meine herbe Brunnencur. Wie denn unſere wichtigſten Geſchenke durchwegs mit gedankenloſer Undankbarkeit von uns aufgenommen werden. Kaum daß wir uns an den urſprünglichen Schenker erinnern, wenn die Gaben längſt verzehrt ſind.

Die Intereſſen der Zeit poetiſch zu geſtalten, die Intereſſen, welche mich und die mir verſtändliche Welt bewegten — das war der damalige Anfang, war der eigentliche Anfang meiner Schriftſtellerei. Die verſchiedenartigen Meinungen um mich her verſinnlichten ſich mir in verſchiedenartigen Menſchen, und alle dieſe Menſchen bildete ich mir aus zu eigenen Perſönlichkeiten, zu Charakteren, wie man's nennt, und jeden ließ ich ſprechen. Ganz anfänglich, in Briefen ließ ich ſie ſprechen, die Hippolyts und Konſtantins und Valers und wie ſie weiter hießen. Und nachdem Jeder ſeine Meinung ausgedrückt und ſeine Wünſche wie ſeine Vorſätze, da ſuchte ich für Jeden eine Begebenheit und verſchränkte dann dieſe Begebenheiten unter einander, ſo daß ein Roman entſtünde. Ich wußte kaum, daß ein Roman entſtehen ſollte, aber ich empfand das Bedürfniß, Vorgänge zu finden, welche eine Handlung bilden könnten. Dieſe Handlung ſchien mir das Suchenswerthe, ſchien mir das Neue, welches, aus mir bekannten Factoren entſtehend, mich ſelbſt überraſchen und aufklären würde. Nicht blos Raiſonnements! dachte ich; das bloße Beſprechen war mir in dem Tumult der Meinungen unerquicklich geworden. Nicht blos Sparren und Balken und Ziegelſteine, nein, zuſammenfügen, ein Haus aufbauen! Dann wollen wir ſehen, ob man darin wohnen kann, und daran wollen wir ſehen, wie und wodurch das nächſte Haus wohnlicher gemacht werden kann. Mit Einem Worte: erzählen muß man lernen — das war wol damals mein Grundgedanke. Der Begriff des Erzählens

erſchien mir frühzeitig als das Hauptaugenmerk jedes Künſtlers, und Künſtler zu werden mochte wol damals ſchon mein Zielpunkt geworden ſein, da ich bemerkt hatte, es ſei verzweifelt ſchwer, ein bloßer Lehrer zu ſein. Dieſe Nothwendigkeit des Erzählens iſt mir auch bis heute eine Grundforderung geblieben, und zwar für alle Künſte. Auch der Muſiker, der Maler, der Bildhauer, der Baukünſtler, der Schauſpieler muß erzählen können, ſonſt wirkt er nicht. Mit anderen Worten: er muß naiv ſein können, ſein Werk muß aus naivem Anfange entſtehen und ſich aufbauen.

Ich weiß nicht mehr, wie klar oder wie dunkel das in mir lebte, als ich zu Leipzig in einer düſteren Stube der Nikolaigaſſe die Hippolyts und Konſtantins ihre Briefe ſchreiben ließ und in dieſer ſchwatzhaften, uranfänglichen Form einen Roman zuſammenſtellte; ich weiß nur noch, daß in wenig Wochen dieſe Schrift eine Roman-Phyſiognomie hatte und den übertriebenen Titel fand: „Das junge Europa".

Die Folgen der argen Karlsbader Cur ſtellten ſich unbemerkt ein, ich ſchrieb fröhlich Tag für Tag und war dem Schluſſe nahe, als mein wißbegieriger Freund Julius, der Wirth im „Hôtel de Bavière", eines Tages mitten unter den Aſſyriern zu mir ſagte: „Nun müſſen wir auch in Geſellſchaft und auf Bälle gehen!" und mich in ein Haus am Roßplatze zog, um mich da vorzuſtellen.

Ich hatte von Jugend auf gern und viel getanzt, ich hatte gar nichts einzuwenden gegen dieſen munteren Weg zu einem jungen Profeſſor, welcher eine ſchöne Frau beſitzen ſollte — eine Frau von Geiſt und Bildung. Beide ſollten meine Wirthe ſein für den Ball am nächſten Abende.

Die Frau war nicht zu Hauſe, und es vergingen zwei Jahre, ehe ich ſie zu ſehen bekam. Der Mann war unwohl, lud mich aber ein zum Balle im „Hôtel de Pologne". Einen Augenblick wenigſtens würde er hinkommen. Er kam auch, war ſehr freundlich und machte mir einen angenehmen Eindruck. Ich hab'

ihn nicht wieder geſehen; er hatte ſich Tags darauf ins Krankenbett legen müſſen und iſt nicht wieder aufgeſtanden. Ein Steinwurf, welcher ihm bei einem Aufſtande Anno 30 an die Bruſt geflogen, hatte ihm einen langſam tödtenden Schaden verurſacht. Julius berichtete mir nach einiger Zeit: Heute haben wir unſeren guten Profeſſor begraben! Ah! rief ich, ohne zu ahnen, welch' große Bedeutung das für mich haben ſollte.

Im Jahre 34 wird es der Leſer bemerken. Jetzt müſſen wir auf den Ball zurückkehren, weil ſich da — es war eben ein Schickſalsdrama — etwas unmittelbar Wichtiges für mich ereignete. Ein langer, magerer Mann klopfte mich auf die Schulter; jener Buchhändler Voß war es, der ſchon zweimal bei mir geweſen und der mir mitten in einem Galopp zuraunte: Methuſalem tritt zurück, und ich hoffe, Sie werden zu Neujahr die Redaction der „eleganten Zeitung" allein übernehmen.

Und die Saint-Simoniſten? Sie fielen mir wol auf der Stelle ein, aber ich war jetzt ſchon mehr auf Schriftſtellerei geſtellt als auf eine Religionsbahn.

So kam ich denn in das ausgefahrene Geleiſe eines Tagesſchriftſtellers. Die Zeitung erſchien wöchentlich, und an jedem Tage ſammelte ich, was am Samſtag eine Nummer bilden ſollte. Alles kam hinein, Alles! Politik, Wiſſenſchaft, Literatur. Dadurch meinte ich die abgeſtandenen Gewäſſer zu bewegen und zu beleben, und das ſchien auch zu gelingen, die Bewegung wenigſtens, denn die rückkehrenden Wellen umſpülten mich bald von allen Seiten.

So begann mir das Jahr 1833. Vom Standpunkte der Naivetät redigirte ich dieſe „elegante Zeitung". Ich ſetzte nichts voraus beim Leſer; ich ſetzte bei mir ſelbſt nichts voraus von erlernter Wiſſenſchaft, ich wollte nur unbefangen erzählen, wie mir die Dinge vorkämen, die Ereigniſſe und die Schriften.

Da ſtrotzte es denn natürlich von Ketzereien. Eine Beſprechung Jean Paul's zum Beiſpiele erweckte einen Sturm gegen mich. Ohne Rückſicht auf den geweihten Namen, welcher

damals für classisch galt, sprach ich hart über die gezerrte und oft verzerrte Form seiner Bücher. Ich bekannte wol die oft überraschenden Edelsteine seiner Gedanken und gestand, daß seine humoristischen Wendungen mich entzückt, ja ich lobte mehr, als herkömmlich war, die ästhetische Weisheit in seiner „Vorschule der Aesthetik". Aber ich behauptete, diese Weisheit komme seinem eigenen Talente nicht zugute, und er wisse viel mehr, als er könne. Ich wagte geradezu auszusprechen, daß er, im stets eng bleibenden Kreise seiner Manier verharrend, manierirt geworden sei und geschmacklos, wenn auch immer persönlich liebenswürdig.

Mit derselben Dreistigkeit wurde Alles getadelt, was mir unwahr schien in unserer Schriftwelt, unwahr in unserer socialen Welt, unfrei in unseren politischen Einrichtungen. Meine Jugend drängte sich dabei warmblütig hervor, und was als Bemerkung von Werth sein mochte, das machte den herausfordernden Anspruch auf ein System. Das Recht der Sinnlichkeit, in den Künsten von unbestreitbarer Wichtigkeit, wurde wol übermäßig betont und auch als sociale Speculation unverzagt behandelt, ein bedenklicher Uebergriff für das ältere Geschlecht, ein verlockender Reiz für junge Leute. Die Saint-Simonisten in socialer Frage, Heinse in literarischer Form hatten mir die Anregung erzeugt, und das Sociale wurde mir ziemlich unklar vermischt mit dem Künstlerischen. Andere junge Schriftsteller gingen weiter als ich, der ich hiebei im Grunde nur künstlerische Freiheit ertrachtete; sie legten das Schwergewicht auf den socialen Gedanken und drängten die Frage um Ehe, die Frage um ein „freies Weib" an die Spitze.

Letzteres geschah indessen erst in den nächsten Jahren; 1833 war von alledem nur die Knospe sichtbar, und die von politischem Leben durchdrungene Literatur war die Hauptsache; Kritik, welche sich schöpferisch geberdete und in Wahrheit auch schöpferisch sein wollte, war die Parole.

Ludwig Wienbarg war der Erste, welcher diesem lebhaften Trachten einer belletristischen Zeitschrift wie die „Elegante" eine

Stütze brachte: ſeine „Aeſthetiſchen Feldzüge“ erſchienen als Buch und machten einen bemerkenswerthen Eindruck. Es fing an deutlich zu werden, daß eine junge Schriftſtellerwelt entſtünde, welche außerhalb der traditionellen Bahnen unſerer Claſſik und Romantik eine Exiſtenz und eine Wirkung hatte.

Am deutlichſten trat der Gegenſatz hervor gegen jene künſtliche Romantik, welche dem Paradiesvogel verglichen wurde. Dieſer Vogel, fäuſelten die Romantiker, hat keine Füße und ſchwebt deßhalb immerwährend in der Luft zwiſchen Himmel und Erde.

Die erkünſtelte Situation, die geſchraubte, krankhafte Empfindung wurden plötzlich verſpottet, die Wahrheit wurde geſucht, die Wahrheit in den Ausgangspunkten und in den Zielen, im Weſentlichen das, was man ſpäter Realismus genannt hat. Man nannte es damals „junges Deutſchland“. Dieſer Beiname war bald gefunden, da wir ſelbſt die „jungen“ Triebe in Politik wie Literatur fortwährend betonten. Dieſer Beiname, von Wienbarg zuerſt quaſi-officiell ausgeſprochen, entſtand aber viel harmloſer, als man jetzt glaubt, nachdem man ein „junges Italien“ und ähnliche politiſche Bezeichnungen vielfach erlebt hat. Dieſe politiſchen Bezeichnungen waren damals noch nicht vorhanden, und eine politiſche Verbindung „junges Deutſchland“ hat nie exiſtirt. Herr v. Tzſchoppe in Berlin hat jenen literariſchen Beinamen benützt, um eine polizeiliche Handhabe zu gewinnen für ſeine Bannbulle gegen eine Anzahl junger Schriftſteller, welche der damaligen Reaction unbequem waren.

16.

In Wahrheit beſtand zwiſchen uns jungen Schriftſtellern gar kein anderer Zuſammenhang als der einer verwandten Tendenz, und zwar einer nur im Allgemeinen verwandten Tendenz.

Mit Wienbarg zum Beiſpiel war ich in gar keiner Verbindung, nicht einmal in einer oberflächlich brieflichen; ich habe dieſen ernſt und gedrungen ſchreibenden Holſteiner erſt viele Jahre ſpäter einmal in Hamburg geſprochen. Sein Weſen hatte mit der freien Sinnlichkeit, welche dem „jungen Deutſchland“ zum Vorwurfe gemacht wurde, nicht das Mindeſte zu ſchaffen. Ein Buch, „Holland“ betitelt, welches er noch in den erſten Dreißiger-Jahren brachte und welches knappe, feſte Schilderungen enthält, erinnert mit keinem Zuge an die künſtlich gemachten Hallucinationen des Herrn v. Tzſchoppe.

Mit Heine, der ſchon ſeit zwei Jahren nach Paris ausgewandert war, hatte ich mich wol brieflich in Verbindung zu ſetzen geſucht, aber dieſe Verbindung war doch eine ſehr loſe. Sie ging nicht über den Austauſch einiger freundlichen Worte hinaus. Erſt ſechs Jahre ſpäter, nachdem die Kriegsnoth des „jungen Deutſchland“ überſtanden war, kam ich in näheren Verkehr mit ihm. Alſo auch der wichtigſte Böſewicht hatte keinen perſönlichen Theil an der jungdeutſchen Verſchwörung, welche Herr v. Tzſchoppe vorſpiegelte, um die Bannbulle gegen fünf Schriftſteller zu motiviren.

Karl Gutzkow und Theodor Mundt waren die zwei Berliner unter dieſen Fünf. Theodor Mundt hatte im Jahre 1833 noch keinen Zug von dem ſchlimmen Jungdeutſchthum, welches ihm zwei Jahre ſpäter zum Verbrechen gemacht wurde. Er war ein akademiſcher Schriftgelehrter, und nichts an ihm verrieth irgend eine gefährliche Erfindungskraft. Wie eine ältere Jungfer gerieth er kurz vor Verkündigung des Bannſpruches in einen Preis der Sinnlichkeit, welchen ſeine „Madonna“ künſtlich athmete. Künſtlich; denn ſie entſprang offenbar nur aus Theorie und Abſtraction, trug aber wahrſcheinlich gerade deßwegen in dem abſtracten Berlin dazu bei, dieſe ganze Richtung für ſyſtematiſch auszugeben. Insbeſondere weil Mundt Privatdocent war an der Berliner Univerſität. Wenn die Wiſſenſchaft anfing, den Cultus des Fleiſches zu predigen, dann mußte der Polizeiſtaat ſeine abſperrende Schuldigkeit thun.

Karl Gutzkow war in der Sache ſelbſt der viel wichtigere. Der Jüngſte von uns, hatte er ſchon mit zweiundzwanzig Jahren zwei Bücher gebracht, welche voll Gährungsſtoff waren: „Briefe eines Narren an eine Närrin“ und „Maha Guru, oder: Die Liebe eines Gottes“. Beide waren keine leichte Lectüre und nicht fürs große Publicum angethan. Aber ſie enthüllten ſtellenweiſe dreiſte Wendungen und verriethen einen geſchulten Kopf, deſſen mögliche Entwicklung die Aufmerkſamkeit ſpannte. Philoſophiſches Fundament in den „Närriſchen Briefen“ und philoſophiſcher Roman in „Maha Guru“ ließen den Leſer fragen: Wohin gelangt das, wenn die auf- und abwallenden Schleier und Nebel fallen, welche jetzt noch die Umriſſe unklar machen?

Mit ihm wurde ich am früheſten bekannt. Er bezeigte brieflich Theilnahme an dem Treiben der „eleganten Zeitung“, ohne jedoch Beiträge zu liefern, und ſchlug mir vor, eine gemeinſchaftliche Reiſe mit ihm nach Ober-Italien zu machen.

Die Sterne leuchteten dafür ganz günſtig: Karlsbad hatte gründlich Wort gehalten, ich war friſch und rüſtig, die literariſche Thätigkeit war in ernnunterndem Gange, die Theilnahme für „die Elegante“ ſtieg und verbreitete ſich, und die Ausſicht auf Leben und Welt erſchien mir beinahe roſig. Wie ſehr auch Reaction oder wenigſtens Niederhalten von den größeren deutſchen Staaten drohte, die kleineren Staaten boten Luftlöcher in Fülle, und ich war ſo durchdrungen von der Wahrheit und Nothwendigkeit liberaler Staatsformen, daß ich den Sieg derſelben für unwiderſtehlich hielt. Es iſt nur eine Frage der Zeit! rief ich, wie man immer ruft bei gutem Gewiſſen, und „die Zeit“ iſt für junge Leute ſtets kurz und nahe. Jungen Leuten geht's dabei, wie bei einer Reiſe im Gebirge: der große, ſchöne Berg erſcheint ſo nahe, morgen ſchon werden wir dicht vor ihm ſtehen und ihn fröhlich erſteigen. Ach, und dann liegen ſo viele kleinere Berge und tiefe Thäler zwiſchen uns und dem großen Berge, daß wir abgemattet und zum Tode ermüdet werden, ehe wir an den Fuß des Berges kommen, und höchſt dankbar müſſen wir ſein,

wenn wir's überhaupt ſo weit bringen, wenn wir's überhaupt erleben, das ſo nahe ſchimmernde Ziel unſerer Ueberzeugung wie unſerer Wünſche wirklich nahe vor uns zu ſehen. Unterdeſſen ſind wir ſelbſt anders, ſind wir insbeſondere anſpruchsvoller geworden, und der endlich erreichte ſchöne Berg kommt uns gar nicht mehr ſo ſchön vor, und wir haben erſtaunlich viel an ihm auszuſetzen, wenn wir endlich an ihm ſelbſt langſam emporklimmen. So iſt das Leben, und es iſt gut, daß es ſo iſt: der abſtracte Gedanke muß einen Inhalt finden, den wir nicht ahnen, ſonſt wär's ein oberflächlich Ding um dieſe Welt und wir würden uns bald langweilen über die leichte Waare, die wir ſelber würden.

An meinem guten Muthe hatte aber damals die literariſche Kunſt einen großen Antheil. Ich fühlte wol beim Schreiben des „jungen Europa", daß ich ihrer noch lange nicht mächtig ſei, aber ich ſchwelgte doch in ihren geahnten Reizen, es erſchien mir doch wie ein ſehr glückliches Leben, wenn man Gedanken, Eindrücke und Erfahrungen verbinden und klären und zu einem Ganzen ausbilden könnte, wenn man ſchaffen könnte. Mit unbeſchreiblichem Gewinn und mit dem Genuſſe eines Studirenden las ich unſere Claſſiker, beſonders Goethe, obwol mein geweckter kritiſcher Sinn beim „Wilhelm Meiſter" zum Beiſpiele nur an den Gedanken, Schilderungen und Abſichten hohes Genüge fand, an der Compoſition jedoch den vollen Fluß eines erfinderiſchen Talentes vermißte.

Ich war alſo ſehr wohl geſtimmt für eine Reiſe in fremde Länder. Am Gelde fehlte es nicht mehr: ein Buchhändler von enthuſiaſtiſcher Theilnahme für neue Productionen, Otto Wigand, hatte mir einen ganzen Haufen Goldſtücke gezahlt für das „junge Europa", und ich hatte dieſen Haufen in meinen Hut geſtrichen, weil ich meinen ſolcher Laſt ungewohnten Taſchen das koſtbare Metall nicht anvertrauen mochte. Barhaupt hatte ich's nach Hauſe getragen. Es war der erſte Goldhaufe, der in meinen Beſitz gekommen, und er hatte etwas Fabelhaftes für mich, etwas

wörtlich Fabelhaftes. Die ſchöne Fabel, meines Erachtens der Mittelpunkt literariſcher Kunſt, lag geöffnet vor mir wie ein Bergwerksſchacht, aus welchem Erzſtufen und Edelſteine entgegenblitzten. Ganz ſachgemäß, meinte ich, wird dieſer Schatz ſogleich in die Lüfte geſtreut für eine Reiſe nach Süden, und ich ſtieg in den Poſtwagen, der mich nach München bringen ſollte. Dort wohnte Gutzkow; ihn wollte ich abholen.

Die lange Poſtreiſe durch Baiern war ſehr ernüchternd. Mir war's, als hinge ein grauer Schleier über dieſem Lande, welches ja in ſeinem nordöſtlichen und öſtlichen Theile, in der Oberpfalz und dem Regensburger Gebiete, nicht eben von landſchaftlichem Reize iſt. Aber nicht die Landſchaft allein wob bei Wind und Regen den grauen Schleier, die politiſche Stimmung that es. Das düſtere Element eines polizeilichen Miniſteriums — damals Wallerſtein, ſpäter der clericale Abel — lag über Baiern, und der ſpäter hochgeprieſene König Ludwig galt damals ganz und gar nicht für lobenswerth. Seinem Kunſttreiben ſah man mißtrauiſch zu, und man nannte es Mißbrauch, wie den Kammern Geld abgenöthigt wurde für ſo forcirtes Gebahren und wie die Kammern überhaupt bedeutungslos gemacht wurden. Das Hambacher Feſt revolutionären Styles im Jahre 1830 und neuerdings der verwegene Ueberfall der Conſtablerwache in Frankfurt hatten vorzugsweiſe in Baiern ſtrenge Maßregeln zur Folge gehabt, welche beſonders dem Reiſenden unheimlich entgegentraten. Ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat ſtieg mit in den Poſtwagen, und ehe man's gewohnt wurde, ſo transportirt zu werden, war man immer des Aergſten gewärtig. Daß dies zum Schutze der Poſtpakete geſchähe, glaubte man nicht.

So kam ich zum erſtenmale nach München und eilte in Gutzkow's Wohnung. Er war nicht daheim. Im Engliſchen Garten werde ein großes Concert aufgeführt, dort werde er ſein. Ich ging denn auch dahin und ſah auf dem Wege mit Erſtaunen die wüſten Plätze in reizloſer Ebene, auf denen vereinſamte

griechiſche Gebäude aufgebaut worden, und ſah kopfſchüttelnd daneben die dicken Blaſenthürme der ſtädtiſchen Hauptkirche und die ſtylloſen kleinen Häuſer der Vorſtadt, welche ans neue ſandige Griechenland grenzte. Erſt im Hofgarten und im kühlen Engliſchen Garten fand ich Harmonie. Das bläuliche Seifenwaſſer der Iſar, voll und ungeſtüm einhergehend, erſchien mir wie die beſte Gabe Münchens.

Die Leute kamen eben in Schaaren zurück von dem Concerte. Ich ſtellte mich am Wege auf, um ſie zu muſtern, mir einbildend, ich würde Gutzkow, den ich in meinem Leben nicht geſehen, wol erkennen. Es kam aber Niemand, den ich mit ſeinem Namen hätte anrufen mögen; es kamen lauter Geſichter und Geſtalten, denen man normale Geſundheit und körperliche Kraft abſah, denen man aber nicht gerade geiſtige Kraft und Feinheit zutrauen mochte. Der baieriſche Stamm hat ja durchwegs einen ſo feſten Körper, der an Eichenholz gemahnt und der auch in ſeiner Form harte Linien zeigt. Es iſt ein wunderliches Studium, wenn man die Wurzeln der Begabung entdecken und wenn man ſie typiſch nachweiſen will. Würde nian in dieſen harten Umriſſen des baieriſchen Stammes die künſtleriſche Begabung ſuchen? Und doch iſt ſie ihm eigen, und zwar in hohem Grade. Für Alles, was Geſtaltung heißt, haben die Baiern ein hervorragendes Talent; Maler, Bildner, Architekten ſind zahlreich unter ihnen zu Hauſe.

Gutzkow, welchen ich am Abende fand, war eben kein Baier, ſondern ein Berliner, ſeinem Namen und wol auch ſeiner körperlichen Structur nach von halb ſlaviſcher Abſtammung. Die Quitzows und Rochows und Bredows waren die ſlaviſchen Bodenherren in der Mark, denen die Hohenzollern die Macht abringen mußten. Coloniſten vom Weſten her bis vom Rheine haben an der Spree ein Köln gebildet, wie die Waſſerſtadt von Berlin noch heute heißt, und haben den muthigen Bürgerſtand gegründet, welcher die ſlaviſchen Volkstheile mit ſich verquickt hat. So iſt der heutige Berliner entſtanden, welcher kräftiges

Bürgerthum und als Bodenſatz einen wilden, ans Slaventhum erinnernden Pöbel zeigt.

Es entſtehen denn in einer ſolchen volkreichen Stadt mannichfaltige, ganz und gar nicht typiſche Individuen. Der Zufluß für ſolche Städte bildet ſich nicht organiſch von Innen heraus, ſondern er entſteht durch maſſenhafte Einwanderung von Außen. So ſind die großen Städte vorzugsweiſe Coloniſtenſtädte, und der Charakter ihrer Einwohner iſt kein typiſcher, ſondern iſt eine Moſaik. Am ſtärkſten da, wo die Urbewohner, wie in Berlin, einer anderen Nationalität angehört haben und ſchon von früh auf durch Coloniſten in den unteren Bereich gedrängt worden ſind.

Solche Gedanken ſchwirrten mir durch den Kopf, als ich mit Gutzkow nach Tirol hinauffuhr und als ich im Verkehre mit ihm die Einheit nicht finden konnte, welcher er angehörte. Zahlreiche und reiche Beſtandtheile traten mir entgegen: Wiſſen, Schule, Geiſt nach allen Richtungen; aber eigentlich eine unfaßbare Perſönlichkeit. Zuerſt und zuletzt iſt er ein Denker, ſagte ich zu mir, als wir über den Brenner fuhren. Ein Denker! und alles Künſtleriſche iſt angeeignet. Aber reichlich und ſorgfältig angeeignet. Bis auf den Styl. Selbſt über dieſen zeigt er theoretiſche Studien, und er weiſt geläufig nach, wo, wann und wie die Rede durch eine Frage unterbrochen und belebt werden müſſe, wo, wann und wie dieſe oder jene Redeform angewendet ſein könne. Und dies belegt er mit wiſſenſchaftlichem Nachweiſe aus den alten Sprachen, und wie Zumpt oder ſonſt ein Sprachgelehrter über dieſe und jene Nuance denke. Meine Stylgelehrſamkeit vom Glogauer Gymnaſium erſchien mir daneben recht dürftig, und Magiſter Röller's Regeln kamen mir vor wie bloße Hausmittel neben approbirten Recepten der Facultät.

Auch der ſchönen Natur gegenüber, welche da in Südtirol und am Gardaſee uns farbenreich entgegentrat, war ſein Verhalten ganz anders als das meinige. Oft ſchien es, als ob er die Schönheit gar nicht bemerkte; in einer ſpäteren Bemerkung

zeigte ſich's aber, daß er ſie gar wohl bemerkt hatte, nur anders, gleichſam auf anderem Wege. Vielleicht weil er in großer Stadt aufgewachſen, welche ohne landſchaftlichen Reiz. Für ſolche Großſtädter wird auch der Naturreiz ein beſonderer Act der Bildung. Er war überhaupt viel ſchweigſamer, als ein Mann ſeines jungen Alters und ſeiner mannichfaltigen Wiſſenſchaft zu ſein pflegt. Seine mittelgroße Geſtalt erhielt dadurch etwas Suchendes, daß Hals und Haupt immer ein wenig nach vorn gebeugt waren; eine ſcharfe Naſe und das oft nur halb geöffnete, kurzſichtig ſcheinende Auge ſtimmten zu dieſer ſuchenden Haltung. Das Organ, ein angenehm hoher Bariton, war auch muſikaliſch geſchult; das kam gelegentlich im Zimmer überraſchend zum Vorſcheine. Im Freien hätte man nicht geahnt, daß er ſingen könnte.

Er machte durchwegs ganz andere Bemerkungen als ich, und als wir in Verona nach Romeo und Julia ausgegangen waren und die Arena betrachtet hatten, da kam ich zu dem Schluſſe: wir ſind zwei ganz von einander verſchiedene Menſchen, und es wird gar nicht leicht ſein, daß wir einander gegenſeitig gerecht werden.

Wir reiſten recht ungeſchickt. Oder vielleicht traf dieſer Vorwurf nur mich. Das Reiſen will erlernt und geübt ſein wie das Leben, und zu Anfang übereilt man beides. Der Hauptfehler liegt darin, daß man ausführliche, feſte Pläne macht, und daß man ſo viel als nur irgend möglich mit Einemmale ſehen und haben will. Statt deſſen ſollte ein Reiſeplan nur dahin lauten: Du willſt dieſen Monat jener Gegend widmen; wie weit du kommſt, wie viel du davon ſiehſt, das ſoll davon abhängen, wie viel dein Auffaſſungsvermögen ruhig verbrauchen und verwerthen kann. Wer lieſt ein Buch ohne zupaſſende Stimmung, wer geht in Geſellſchaft, ins Theater, wenn er ſich nicht frei und geeignet dafür fühlt? Und doch reiſt man haſtig und raſtlos von einer Merkwürdigkeit zur anderen und ſchlingt die verſchiedenartigſten Speiſen in ſich hinein ohne Rückſicht auf ſeinen Magen.

Ich verſchlang damals Ober-Italien ohne Rückſicht auf meine Verbrauchsfähigkeit, und als wir in Trieſt ans Land ſtiegen, erſchien es mir als das Wichtigſte, daß ich nun nicht mehr die kreideartige Polenta eſſen, den tinteartigen Wein trinken müßte. Ob ein fremdes Land und Volk fordern könne, der Reiſende ſolle ſich ihm fügen, das kam der jungen Unverſchämtheit nicht zu Sinne.

Wirklich fanden wir auch deutſches Brot und Rheinwein in Trieſt, und wir wurden nicht in der Illuſion geſtört, daß wir auf deutſchem Boden wären. Als ich dreißig Jahre ſpäter wieder einmal nach Trieſt kam, da mußte ich die deutſchen Spuren ſorgfältig ſuchen, da wurde die Stadt für eine italieniſche ausgegeben. Unſer einziger Hafen im Süden! Wir verdienten unſeren Untergang, wenn wir dieſen Hafen jemals aufgäben.

Wie das Land ausſieht von der adriatiſchen Küſte bis Wien, das konnten wir damals abſolut nicht entdecken. Wir wären ſo gern den Römerſpuren gefolgt, die über Carnutum nach der Vindobona gezogen ſind, umſonſt! Ein Regenmantel hüllte Alles ein; erſt als wir vom Semmering herunter kamen, in Niederöſterreich alſo, wurde die Welt wieder licht.

17.

Bei guter Beleuchtung ſah ich Wien zum erſtenmale, und es gefiel mir ſehr.

Gutzkow war in Baden geblieben, und ich lief Tag und Nacht umher. Zum „Sperl“ und nach Schönbrunn und auf den Wiener Wald hinauf; mir behagte Alles. Jede Stadt hat ihre eigene Atmoſphäre, und dieſe entſcheidet über Behagen oder Nichtbehagen. Mich wehte ſie an wie in Karlsbad, das heißt

wie heimatlich. Das ſchleſiſche Weſen dünkte mir eng verwandt mit dem öſterreichiſchen: leichter Sinn, lebhafte Phantaſie, und zwar Phantaſie, welche durchaus ins Roſenrothe ſehen will, raſche Wallung des Gefühls — das Alles meinte ich an Jedermann zu entdecken, wie daheim. Vor einem Jahrhunderte noch hat ja auch Schleſien hieher gehört, eine gebirgige Ecke von Schleſien gehörte noch hieher, und ein Jahrhunderte dauerndes gemeinſchaftliches Staatsweſen macht ähnlich, wie eine Ehe den Mann und die Frau einander ähnlich macht. Dazu der gemeinſchaftliche ſüddeutſche Stammescharakter, der auch heute in Schleſien noch ſichtbar, obwol es ſeit hundert Jahren für Norddeutſchland erobert worden iſt. „Erobert, blos erobert!“ ruft der ethnographiſche Politiker, „alſo jederzeit bereit, wieder zurückzukehren!“ — So iſt es doch nicht. Religion und Staatsverfaſſung wirken tief ein. Nur der katholiſche Theil Schleſiens mag für Oeſterreich theilweiſe geneigt geblieben ſein, der große proteſtantiſche Theil hat ſich dem Norden hingegeben, und allmälig iſt Schleſien ein Ausgleichsland geworden für Nord- und Süddeutſchland. Das intolerante katholiſche Staatsweſen Oeſterreichs hat nach dem Tode Kaiſer Joſeph's das ſchleſiſche Volk Oeſterreich entfremdet.

Das Alles wußte ich, und dennoch behagte mir's in Wien. Mir war's, als ob ich zu alten Verwandten käme, von denen mir der Großvater erzählt, ſie ſeien für uns verſchollen und hätten ſich fremdem Glauben hingegeben. Die Jugend meines Großvaters gehörte wirklich noch unter die öſterreichiſche Herrſchaft in Schleſien, und er hat mir oft davon erzählt und mir die gelbſeidene Fahne mit ſchwarzen Rändern gezeigt, welche beim Pfingſtſchießen erſchien und von einem Kaiſer unſerer Schützengilde geſchenkt ſein ſollte. „Aber Luther!“ — rief er — „Luther hat uns getrennt!“

Immer und immer wieder, wo man heutigen Tages das Intereſſe Oeſterreichs berührt, da ſtößt man auf den Schickſalsnamen Oeſterreichs, auf den Namen Ferdinand's des Zweiten.

Sein fanatiſcher Kampf gegen die Reformation hat den Samen der Zwietracht und der Auflöſung in die Furchen gelegt.

Wenn man billig urtheilt, mag man ſagen: Ein Widerſtand gegen das Neue muß doch vorhanden ſein, damit das Neue ſich läutere; ein erhaltendes Princip alſo iſt doch immerdar nöthig, und dies erhaltende Princip vertrat Ferdinand. Reicht das zu für ſolche Lage und Frage, wie ſie Ferdinand vorfand? Nein. Er fand die öſterreichiſchen Erblande reformirt vor; der Adel, die Städte, die gebildeten Claſſen waren evangeliſch geworden; er mußte eine ſo tiefgehende Bewegung rückläufig machen, und zwar gewaltſam. Er war nicht conſervativ, er war reactionär; er trieb Revolution nach rückwärts. Und zwar im Glaubensbekenntniſſe. Das iſt von unermeßlicher Gefahr; denn Religion und Glaube iſt erſtens das geheimnißvollſte, eigenſte und heiligſte Gut jedes Einzelnen — die Mißhandlung dieſes Gutes beſchädigt die Seelen und wird nie vergeben. Religion und Glaube hingen zweitens in der deutſchen Reformations-Frage untrennbar zuſammen mit der Frage um Wiſſenſchaft und Bildung. Die katholiſche Hierarchie und vor Allem die Jeſuiten hatten der katholiſchen Lehre die Fortbildung abgeſchnitten und hatten dadurch Wiſſenſchaft und Bildung confiscirt. Die alte katholiſche Lehre hatte ihre freien Concilien und konnte ſich durch dieſe entwickeln; der päpſtliche und jeſuitiſche Katholicismus aber hatte dies Lebenselement der Kirche zerſtört — ein weiſer Regent mußte einſehen, das er mit ſolchem Kirchengeſetze ſeine Völker in den geiſtigen Stillſtand hineinnöthigte, daß er alſo auch ſeinem Staate die Weiterbildung vermauerte, daß er die Zukunft hingab.

Kein Strahl dieſer Weisheit iſt in Ferdinand dem Zweiten ſichtbar geworden, die Jeſuitenlehre, welche er in Ingolſtadt eingeſogen, hat ſeinen Kopf völlig gefangen gehalten, und ſo hat er mit energiſcher Charakterkraft ſeinen Völkern die Bildung vermauert. Die Bildung iſt aber die Zukunft eines Volkes.

Die ſchleſiſchen Kriege gingen im Weſentlichen deßhalb für Oeſterreich verloren. Der preußiſche König, welcher ſagte, es dürfe Jedermann nach ſeiner Façon ſelig werden, hatte dadurch die Sympathie des gebildeten Europa für ſich. Er benützte natürlich auch dieſen Vortheil und ließ durch ſeinem Marquis d'Argens in die Gazetten ſchreiben: der Krieg werde für die Proteſtanten geführt. Gleichgiltig, ob er dazu lachte, gleichgiltig, daß er die ganz proteſtantiſchen Leipziger aufs äußerſte brandſchatzte — das ging unter im Kriegslärm, aber die freiſinnige Parole flog über Europa.

Iſt es ſchwer auszuführen, warum auch die Kriege dieſes Jahrhunderts immer für Oeſterreich verloren gingen? Der Keim aller Niederlagen Oeſterreichs heißt immer Ferdinand der Zweite.

Solche Gedanken, von der ſchleſiſchen Verwandtſchaft mit Oeſterreich angeregt, beſchäftigten mich in den Morgenſtunden, wenn ich vom „weißen Roß" in der Leopoldſtadt auf die Taborſtraße hinabſah. Ich ſchreibe ſie erſt jetzt auf. Damals hätte ich das für höchſt gefährlich erachtet, denn die Wiener Polizei galt für unvermeidlich. Jeden Augenblick, hieß es, kann ſie eintreten und deine Papiere in Beſchlag nehmen! Papiere ſind ihr das Allerwichtigſte auf der Welt, beſchriebene wie bedruckte.

Mein Gewiſſen war auch gar nicht ruhig, wie oft ich mir ſagen mochte: Du biſt ja noch ein ganz junger Autor, und von deinen Schriften wird noch gar nichts nach Oeſterreich gedrungen ſein. Ach was — ſtöhnte mein Gewiſſen — hier iſt die Polizei literariſcher als der Schriftſteller ſelbſt und das Publicum; die Polizei nimmt genaue Notiz von allen neuen Schriften, und was kein Menſch auf der Welt lieſt, das lieſt die Wiener Polizei. An ſie muß man ſich wenden, wenn man eine vollſtändige Literatur-Geſchichte ſchreiben will. Und wenn ſie etwas übelnimmt, ſo iſt man Allem ausgeſetzt, Allem! Eine Wohnung auf dem Spielberge bei Brünn wird gemiethet im Handumkehren, und kein Hahn kräht danach. Da iſt von keinem Rechte, nicht einmal von einem Proceſſe die Rede.

Es kommt ſelten oder gar nicht vor, denn bei alledem iſt man human! ſagte wol ein liberaler Wiener, wenn dies Thema in Rede kam, aber im Grunde war doch dieſe Rechtloſigkeit der herrſchende Zuſtand. Man lebte auf Discretion.

Das Theater lag damals weit abwärts von meinen Intereſſen, und es überraſchte mich ſelbſt, daß ich faſt jeden Abend ins Burgtheater gezogen wurde. Die einfache, natürliche Art des Spielens gefiel mir ungemein, und ein großer Theil des Repertoires war mir neu. Das verdankt man der ſtrengen Cenſur. Weil ſie wirklich Neues nur in ſeltenen Fällen zuließ, nöthigte ſie zu einer Sparſamkeit und Sorgfalt, welche am Ende ſogar der Schauſpielkunſt zugute kam. Alte „Schmarrn", wie man in Wien ſagt, wurden mit wohlvorbereiteter Hingebung geſpielt und mit minutiöſer Aufmerkſamkeit angehört. Es hatte ſich eine wahre Virtuoſität der Nuancirung entwickelt, und die Kleinigkeiten kamen zu großen Ehren. Natürlich kam dies vorzugsweiſe dem Luſtſpiele zu Gunſten, und zwar dem harmloſen Luſtſpiele. Geiſt war ein Luxusartikel. Geiſt iſt ein gefährlicher Patron, dem man nicht über den Weg trauen darf; er ſagt leicht etwas und meint etwas Anderes. Gemüth iſt unverfänglicher — nach der gemüthlichen Seite hin wurde alſo über die Maßen gearbeitet. Ich hatte in meinem Leben nicht im Theater ſo bei der kleinſten Gelegenheit auf Rührung und Weinen hinkitzeln geſehen und gehört. Raupach's „Müller und ſein Kind", welches heute noch in Wien ſeine Schuldigkeit verrichtet, war damals nagelneu. Es war durchgefallen, und ich ſah es vor leerem Hauſe abſpielen. Niemand ahnte, daß es fortleben und die Wiener alljährig ſchütteln ſollte. Dies iſt das Verdienſt jener ſtrengen Cenſurperiode, welche aus wirthſchaftlichen Gründen ein politiſch harmloſes Stück ſo lang als möglich conſervirte. Ich perſönlich war ein theilnehmender Zuſchauer dieſer Kirchhofsgeſchichte, ſchon darum theilnehmend, weil die Begebenheit ganz in meiner Heimat ſpielt: der Gröditzberg liegt dicht hinter den Wäldern, welche meine Vaterſtadt umgeben, und ich bin oft da geweſen. Im

Frühjahre war er ein Sammelpunkt für Leute, welche Wald und Ebene ſatt hatten und einmal in Hügel und Berge blicken wollten. Raupach iſt in demſelben Falle geweſen. Er ſtammte aus Liegnitz, welches ebenfalls nur einige Meilen vom Gröditzberge entfernt iſt, und wird wol auch im Frühjahre dahin gewandert ſein. Der Volkston in dem Stücke iſt ganz echt, und darin liegt immer ein gewiſſer Kern. Daß die Quälerei garſtig und peinlich, wer möchte es leugnen! Und doch, eigentlich garſtig iſt ſie nicht: es wird in der Liebe und Entſagung der jungen Leute vielfach ein erhebendes Moment gefunden. Jedenfalls iſt es bei ſolch einem durchgefallenen Theaterſtücke ganz intereſſant anzuſehen geweſen, wie es wieder aufkommen, wie eine verunglückte Affaire ſich allmälig ausbeſſern und am Ende zu einem dauernden Siege wachſen kann. Sehr lehrreich für Theater-Directionen und Regierungen, daß man durch conſequenten Fortgang gar viel erreichen kann, wenn man eine Sache mit naturwüchſigem Kerne in der Hand hat. Papa Wilhelmi, ſchon 1833 der alte ſchwindſüchtige Müller, ſprach damals abſchmeckend über das Stück. Zwanzig Jahre ſpäter mußte ich ihn daran erinnern, daß das Publicum damals das Stück verworfen hatte. „Richtig!“ rief er, „ſo wechſeln die Urtheile!“ — Nein, die Urtheile haben hiebei nicht gewechſelt, aber die zuſchauenden Menſchen. Die nicht vorzugsweiſe äſthetiſch gebildeten Menſchen wurden allmälig inne, daß da in der Burg ein Stück gegeben würde, welches ſich eingehend und rührend mit dem Tode beſchäftigte, und bei deſſen Anſchauen man ſich unter wohlthuendem Weinen mit ſeinen geliebten Todten beſchäftigen könnte — ein Stück für den Tag, welcher den Todten gewidmet iſt, ein Stück für den Allerſeelentag. Dies entdeckte denn auch die Direction, gab es alljährig am Allerſeelentage und gewann ein Volksſtück. Wunderlich genug zu immerwährendem Aerger der Gebildeten und der Kritiker. Ich habe immer gemeint, es ſei nicht zu unterſchätzen, wenn das Theater in irgend einem intimen Zuſammenhange bleibt mit den Gefühlsbedürfniſſen des Volkes.

Im Zuſammenhange mit den religiöſen Gefühlen des Volkes iſt das Theater bei den Griechen und auch bei uns entſtanden, und jeden ſolchen Zuſammenhang muß man pflegen, wenn das Theater lebendig und mächtig bleiben ſoll. Künſtliche Aeſthetik vereinſamt es am tiefſten, und ſo iſt es auch in denjenigen deutſchen Städten am unwirkſamſten, wo man das Naturell geringachtet und die Abſtraction überſchätzt.

Neu war ferner damals im Burgtheater Bauernfeld's „Helene", welche dem Publicum ſehr wohl gefiel und auch wirklich ſehr gut geſpielt wurde. Mir war daran neu, daß ein Stück mit geringer Handlung und von nur leiſem Intereſſe durch die darſtellenden Perſonen bis zur Lebensfähigkeit gehoben werden könnte. Die ſtarken Perſönlichkeiten der Schauſpieler traten ein für die nur mäßige Kraft der Rollen und ergänzten den Dichter hinreichend. Auf anderen deutſchen Bühnen war dies kaum erreichbar, und ſolch ein Stück blieb auf Wien beſchränkt. Dort herrſchte für die guten Schauſpieler auch jene geiſtige Sabbathſtille — ein Ergebniß der Cenſur — jene geheimnißvolle Stille, in welcher das bloße Flüſtern eines geiſtigen Autors gehört, verſtanden und überreich gedeutet wurde. Und Bauernfeld hatte damals in ſeinem Athem etwas von Goethe, den er ſichtlich gut genoſſen hatte.

Fräulein Peche, ein ſchönes Mädchen mit ſympathiſcher Stimme, ſpielte die Helene, und ſelbſt ich vergab ihr einen ſchlimmen böhmiſchen Dialekt, welcher die Doppelvocale verunſtaltete; der Klang des Organs war beſtrickend. Caroline Müller ſpielte die muntere junge Dame und war reizend. Dieſe Schauſpielerin, welche ich damals mit großem Vergnügen öfters ſah, war eigentlich die einzige, welche Geiſt ausſtrahlte. Alle anderen — es waren etwa fünf oder ſechs, und hinter ihnen war das Nichts; die zweiten und dritten Rollen waren ungenügend, und das geprieſene Enſemble bezog ſich nur auf jene erſten Schauſpieler — alle anderen waren ſtarke Perſönlichkeiten und Talente, aber der Begriff „Geiſt" war nicht eben ihre Sache. Caroline

Müller dagegen hatte nicht nur Esprit, sie verrieth eine wirkliche geistige Kraft. Diese Kraft fand nicht viel Gelegenheit in jenem Repertoire, welches der damalige Director Deinhardstein zusammenstellte und welches ihr meist nur recht oberflächliche Salondamen zutheilte; aber man sah überall in ihren Rollen, daß sie für das höhere Lustspiel ein Schatz wäre. Es gehörte zum herkömmlichen Unglücke des deutschen Theaters, daß sie durch Verheiratung vorzeitig unserer Bühne entzogen wurde.

Ich dachte bei alledem nicht eigentlich ans deutsche Theater — das lag uns ganz fern, und noch ein Jahr später fand ich es barock und unzeitgemäß, als Gutzkow zu mir sagte: Wir sollten für's Theater schreiben! Ich ging ins Burgtheater wie ein Liebhaber, und ahnte nicht, daß ich je mit dieser Kunst näher zu thun haben könnte. So liegen sie in uns verdeckt die Lose, welche den Hauptinhalt unseres Lebens bringen sollen!

Auch in die Leopoldstadt ging ich, um die Wiener Komiker zu sehen und die sogenannten Volksstücke. „Lumpaci-Vagabundus" war neu, und Scholz als Schneider Zwirn entzückte mich. Ich fand ihn pudelnärrisch und lachte von Herzen über ihn. Ich lachte auch über das, was ich nicht verstand; ich lachte mit, weil das Publicum herzlich lachte, und erkundigte mich erst später, worüber ich gelacht hätte; über die Dialektwendungen, welche mir noch fremd waren und welche ich mit Vergnügen lernte. Denn ich habe immer vollen Respect gehabt für die Kernausdrücke jedes Volksdialektes. Sie sind Kernpunkte von Lebensanschauungen und sind eigene Punkte eigenthümlichen Gedankenweges, nicht blos eigenthümlichen Ausdruckes.

Ich bin auch dreißig Jahre später, als ich officiell in Wien mit dem höheren Schauspiele zu thun hatte und als die Volksstücke sehr vermischter und zweifelhafter Natur geworden waren, immer von Zeit zu Zeit in die Vorstadttheater gegangen, um mich wieder auf einige Zeit — von der höheren Declamation zu curiren. „Wo fass' ich dich, unendliche Natur?" ruft Faust — „wo fass' ich dich, einfaches, natürliches Wort, welches den Zuhörer

unmittelbar trifft?“ rief ich, wenn ich ſtumpf und wüſt geworden war von dem lebloſen künſtlichen Sprechen im höheren Schauſpiele. Und da wirkte es immer erfriſchend auf mich, wenn ich talentvolle Komiker im Vorſtadttheater geradeaus, unmittelbar verſtändlich und echt wirkſam zum naiven Publicum ſprechen hörte.

Neſtroy, Schuſter Knieriem, erſchien damals erſt halb am Horizonte des Theaterhimmels in der Vorſtadt. Unſchuldig war er auch da nicht mehr, aber das Gift, welches ihn ſpäter ätzend und für Wien bedeutend machte, war noch dünn. Die geiſtige Kraft der Gemeinheit wird uns immer viel zu ſchaffen machen, und ſie iſt wohl angethan, uns zu verwirren, wenn ſie ſo oft und ſo richtig aus der Wahrheit ſchöpft, wie ſie das bei Neſtroy wirklich gethan. Er iſt dadurch für manchen unſichern Mann in Wien zum höchſt reſpectablen Volksphiloſophen geworden. Sein „'s iſt Alles nicht wahr!“ und ähnliche tief gefundene und cyniſch geformte Worte ſind den Wienern unauslöſchlich eingedrungen. Mit ihnen freilich auch eine Neigung des Aetzens und Vergiftens, welche tiefen Schaden verurſacht hat. Das iſt unvermeidlich, wenn der Schalksnarr der Vorſtadt Mephiſto heißt. Mit der Zeit verduften indeß die giftigen Beſtandtheile und die guten wahren Worte bleiben.

Das damalige Wien war übrigens doch im Vergleiche mit dem jetzigen recht ſtill und recht klein. Die innere Stadt bedeutete Alles. Was man „draußen“ nannte, die Vorſtadt auf drei Seiten, war weit entlegen, das breite, ziemlich wüſte Glacis gähnte dazwiſchen. Denn auch die niedrigen Baumalleen auf demſelben hatten ein Ausſehen wie ſkrophulöſe Kinder.

Der Boden gibt da nicht lange hinreichende Nahrung für Bäume, und ſie gehen in einem gewiſſen Alter aus wie Lichtſtümpfchen. Nachzuhelfen durch Verbeſſerung des Bodens war damals ein unbekannter Gedanke. Durch das Armmachen in der Gedankenwelt war die Regierung ſelbſt armſelig geworden im Denken. Wie viel hätte ſich thun laſſen in den Bereichen, welche

nicht unmittelbar mit Politik zuſammentrafen, und wie wenig geſchah! Man fühlte ſich ſicher in der Stille, welche damals nach gewaltſamer Unterdrückung der Inliſtöße herrſchte, und ans Schaffen irgend welcher Art dachte Niemand. Metternich ſorgte nur für das Auswärtige, und die im Innern herrſchenden Miniſter waren herzlich unbedeutende Männer. Einige von ihnen habe ich zehn Jahre ſpäter in je einer längeren Unterredung kennen gelernt, den Miniſter des Innern, Grafen Kolowrat, und den Miniſter der Polizei, Grafen Sedlnitzky, und es iſt mir bei dieſen Unterredungen nichts eingefallen, als das bekannte Wort des alten Schweden Oxenſtierna, welches er ſeinem Sohne geſagt haben ſoll: „Du glaubſt gar nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!“ Herr Gott, waren die Köpfe dieſer beiden Männer öde und leer!

Dazu war die innere Stadt vermauert durch die Wälle, Baſteien genannt, und wie durch einen Schnürleib eingepreßt. Ein allerliebſter Spaziergang allerdings war die Baſtei, und ſie entwickelte kokett die ſchöne Lage Wiens, ſo nahe am Wienerwald-Gebirge und an einem raſchen Strome, und die Badener Berge in Sicht, ja den prächtigen Schneeberg, den Thürſteher der Alpen, am Horizonte. Aber dieſe Reize wurden theuer bezahlt das Leben in der Stadt entwickelte ſich gar nicht zu irgend einer ſchöpferiſchen Thätigkeit. Der muntere Fiaker, das behende und elegante Lohnfuhrwerk für Ariſtokratie, war in Blüthe, und was überhaupt in die Augen fiel, war ariſtokratiſcher Herkunft. Das iſt recht ſchön, aber es darf nicht allein ſein. Und das war es doch eigentlich. Die Verzweigung war und wurde nirgends angebahnt, und der Hinweis auf das ariſtokratiſche England hinkte deßhalb auf einem Beine. In England hat man die Verzweigung in hundertfältige Aeſte frühzeitig, ja grundſätzlich gewähren laſſen.

Nach einiger Zeit empfand ich denn auch, daß es mir an geiſtiger Nahrung fehlte in dieſem Wien. Die Theater waren bald erſchöpft, und das Burgtheater, welches ſeinem urſprünglichen Weſen nach geiſtige Nahrung hätte bieten können, verſagte

in dieſem Betracht völlig. Die Cenſur beherrſchte die Stücke, und die Schauſpieler hatten ſich an dieſe Herrſchaft gewöhnt; die geiſtigen Flügel waren allmälig in die Taſche geſteckt. „Darin ſind wir Türken“ — ſagte eine böſe Zunge — „wie bei dieſen die Frauen, ſo werden bei uns die Geiſter behütet von Eunuchen — von Cenſoren und Naderern, und das Bewußtſein der Schwäche ſteckt endlich auch die Geſunden an; man traut ſich nichts mehr zu und wird duuum.“

Die einzige politiſche Zeitung, der „Oeſterreichiſche Beobachter“, beſchäftigte ſich auch vorzugsweiſe mit der Türkei, die Wiener Zeitung mit gar nichts und Bäuerle's Theater-Zeitung mit den abfallenden Broſamen des Theaterklatſches. Nur Witthauer's Wiener Zeitſchrift trachtete nach Beſſerem. Aber es blieb beim Trachten, die Erlaubniß und die Kräfte fehlten. Ich hatte das Leſen der Zeitungen bald aufgegeben und ſpürte, daß ich nach und nach auch dumm würde. Im Schrecken darüber packte ich meinen Koffer und reiſte von dannen.

18.

Die Eilpoſt, in jener Zeit das ſchnellſte Beförderungsmittel, raſſelte binnen ſechsunddreißig Stunden von Wien nach Prag auf geradem Wege durch Gegenden, welche jetzt wie penſionirt daliegen mit ihrem Mittelpunkte Iglau, weil die Eiſenbahn einen weiten Umweg gen Oſten macht. Es ging in der That ſehr eilig, man hatte kaum Zeit, etwas zu eſſen, und die Poſtleute erſchienen wie Helden der Promptheit und Geſchwindigkeit. Ein anderes Beförderungsmittel wird erfunden, und jene Eile nimmt ſich aus wie faſt komiſche Ohnmacht! Wenn man jetzt zwölf Stunden von Wien nach Prag braucht, ſo klagt

man über heilloſe Zeitverſchwendung. Und wir ſind dieſelben Menſchen. Ein erfinderiſcher Gedanke, welcher dazwiſchen liegt, ändert all unſere Gedanken.

Unſere Gedanken in der Eilpoſt ſuchten den Eindruck zu ſammeln, welchen Wien im Ganzen gemacht. Dieſer Eindruck war doch eigentlich gering, war nicht der einer großen Stadt. Die geiſtige Welt fehlte gar zu ſehr. Ein Abend im „blauen Stern" ſchimmerte allein ein wenig. In jenem Wirthshauſe auf der Brandſtätte fanden ſich damals des Abends einige Literaten zuſammen, und dort ſahen und ſprachen wir einmal Grillparzer und Bauernfeld. Aber Grillparzer war ſchweigſam und Bauernfeld gerieth mit Gutzkow in ein gelehrtes äſthetiſches Geſpräch, deſſen Mittelpunkt Euripides war. Das Intereſſanteſte daran war mir hie und da ein Wort, welches Grillparzer dazu gab und welches immer entſchied. Man hörte ſtets heraus, daß ſeine äſthetiſche Regel nicht trocken geblieben, ſondern mit Lebensathem gefüllt war. Er war perſönlich in Griechenland geweſen, das wußte ich, und was er über die Alten ſagte, das war erſichtlich nicht bloße Schulweisheit, es war durchlebte Vergleichung. Aber er ſprach ſehr wenig aus dem Schattenwinkel hervor, in den er ſich geſetzt, man konnte ſeiner nicht habhaft werden. Ich hatte ſchon auf dem Gymnaſium in Glogau ſein „Goldenes Vließ" geleſen und hatte großen Reſpect vor ihm. Beim Nachhauſegehen wandelten wir noch eine zeitlang in der Rothenthurmſtraße auf und nieder, und da ſprach er etwas mehr; in der Dunkelheit ſchien der Poet lauter zu werden. Aber aphoriſtiſch blieb er auch da, höflich, zurückhaltend.

In Prag war wieder Regenwetter geweſen und die Luft färbte Alles bleich und grau. Deßhalb wol machte mir die maleriſche Moldauſtadt einen nicht ſo günſtigen Effect, wie ſie mit ihren pittoresken Formen auf andere Leute zu machen pflegt. Ich vermißte den Reiz eines Horizontes. Auf der einen Seite kahle Hügel, auf der anderen ausdrucksloſe Fläche und im Innern arge Gegenſätze, welche Disharmonie erzeugen. Intereſſante

Gebäude, ſtattliche weite Plätze und Straßen neben gemeinen Häuſern und winkeligen Gaſſen, nirgends ein volles reines Enſemble. Reinheit, das war's vielleicht durchwegs, was ich vermißte. Die gemiſchte Bevölkerung mag hiezu die Veranlaſſung geweſen ſein, zum Mangel an Reinheit nämlich.

Das Czechenthum war übrigens damals noch nicht laut, es murmelte jedoch ſchon. Die ganze Frage um Deutſchland ſchwieg noch, und es fiel Niemandem ein, Oeſterreich als nichtdeutſch anzuſehen. Ich weiß noch deutlich, wie ſehr es mich einige Jahre ſpäter in einer preußiſchen Zeitung überraſchte — ich glaube, es war eine militäriſche — daß die öſterreichiſche Monarchie mit ihren Ungarn und Slaven nicht eigentlich als ein deutſcher Staat zu betrachten wäre.

Als wir des Abends in unſeren Gaſthof heimkehrten, meldete uns der Lohndiener nicht ohne Zeichen von Betroffenheit, daß er auf der Polizei unſere Päſſe nicht erhalten, ſondern daß man ihm angezeigt hätte, wir ſollten ſelbſt hinaufkommen.

Dies ſchien uns befremdlich und bedenklich. Die geheimnißvolle Atmoſphäre der öſterreichiſchen Polizei fiel wie ein dichter Nebel auf uns. Was war da nicht Alles möglich! In Wien hatte man unſere nähere Bekanntſchaft nicht geſucht, unſere Päſſe waren von dort viſirt, und doch! — Ah, flüſterte man uns zu, Prag iſt ſtets viel ſchlimmer als Wien; im zweiten Orte thut man ſtets mehr als nöthig, um genug zu thun, und was der menſchenfreundliche Charakter des ſpecifiſchen Oeſterreichers auszugleichen ſucht, das verſchärft der buchſtabenmäßige Charakter des böhmiſchen Beamten noch.

Wir wußten nicht, ob das begründet wäre. Aus ſpäterer Zeit weiß ich allerdings aus eigener Erfahrung, daß Prag immer der ſchwierigſte Durchgangspunkt war für den Reiſenden mit Paß- und Zollfrage.

Unſer Verlangen ging gar nicht dahin, volle Aufklärung zu erhalten: wir reiſten in Nacht und Nebel der ſächſiſchen Grenze zu und ließen unſere Päſſe im Stiche.

Wahrſcheinlich lag nur eine polizeiliche Ueberhebung zum Grunde, welche mit Fremden willkürlich umſprang, uns aber doch zu guterletzt das norddeutſche Grauſen vor dem Polizei-Regimente in Oeſterreich beſtätigte. Wer hätte gedacht, daß ich's erleben ſollte, in Oeſterreich die Päſſe ganz abgeſchafft zu ſehen und von Sachſen aus kopfſchüttelnde Mißbilligung zu erfahren über ein ſo leichtſinniges Wagſtück. Der kürzlich verſtorbene geiſtvolle Lewinsky, welcher Oeſterreich in liberalen Einrichtungen viel weſentlicher genützt hat, als die liberale Phraſe ihm nachzurühmen gewußt hat, erzählte mir bei Abſchaffung der Päſſe, daß und wo man in Norddeutſchland dagegen warnenden Einſpruch erhoben.

Heimkehrend ſaß ich nun ruhig in Leipzig, redigirte die „Elegante Zeitung" und ſchrieb ein Buch über meine Reiſe. Ich nannte es „Reiſenovellen". In dieſer Form, in dieſem Titel bekundete ſich ſchon ganz deutlich, daß der artiſtiſche Weg mein Weg ſein würde. Nicht Theologe, nicht Politiker, nicht Socialiſt, man wird eben nur, was man werden kann, gleichgiltig ob man's im großen oder im kleinen Style wird. Das Samenkorn in uns iſt allein entſcheidend. Wohl dem, welcher es zeitig erkennt und ſich nicht die Natur einer Palme ausdisputiren läßt, während er nur das Korn einer Weide in ſich trägt. Wehe dem, der ſich künſtlich zu etwas machen will oder machen läßt. Dieſe Verziehung findet bei denjenigen ſtatt, welche zeitig die Naivetät verlieren und ſich ſelbſt nicht mehr eingeſtehen können, was wahr und echt in ihnen ſei. Nur wer dieſe Naivetät behält und geltend macht, nur der wird ſeinen richtigen Weg gehen, wird ſein richtiges Ziel erreichen. Sei es auch nur das kurz bemeſſene Ziel eines Handwerkers, es iſt ſein Glück und das Glück Anderer, wenn es ſein richtiges Ziel iſt. Denn nur dann wird er tüchtig und bleibt er geſund.

Ich habe öfters gehört und geleſen, daß dieſe „Reiſenovellen" den Heine'ſchen „Reiſebildern" nachgebildet ſeien. Heine iſt gewiß in mir mächtig geweſen, aber durchaus nicht

dergeſtalt, daß ich an eine Nachahmung gedacht hätte. Der Begriff „Novellen“ hatte ja von vornherein einen anderen, einen objectiven Kern vor Augen. Ich war auch in Wahrheit damals noch gar nicht beſonders vertraut mit Heine, ich hatte die „Reiſebilder“ ſeit Jahren nicht angeſehen. In der Studentenzeit hatten ſie für mich eine Rolle geſpielt, eine ziemlich flüchtige, weil die Studenten poetiſche Blitze und Witze vorzugsweiſe daraus citirten. Ein tiefes poetiſches Etwas war von ihnen ſicherlich bei mir eingedrungen, eine dreiſte Naivetät des Ausdrucks, eine dreiſte Bezeichnung greller Contraſte; aber als Vorbild für ein Buch haben ſie mir gar nicht vorgeſchwebt. Börne ſtand mir damals viel näher für die Schrift. Sein reales, unmittelbares Anfaſſen deſſen, worüber er ſchrieb, entſprach ganz und gar meiner ſchriftſtelleriſchen Neigung, und ſeine nackte politiſche Welt war mir verſtändlicher als die poetiſch-politiſche Miſchung in Heine. Die viel reichere Welt Heine's iſt mir erſt ſpäter, iſt mir erſt allmälig aufgegangen.

Beide, Heine und Börne, waren übrigens von überwältigendem Einfluſſe auf die jungen Schriftſteller jener Zeit, und der Literar-Hiſtoriker muß ſie als Führer einer Epoche hinſtellen. Wenn auch Börne bald in den Hintergrund gerathen iſt, weil er keine ſchöpferiſche Fähigkeit hatte, ſein Einfluß auf den Styl in unſerer Schriftwelt iſt von nachhaltiger Bedeutung geworden. Er hat den Schwulſt verjagt und den bündigen, treffenden Ausdruck vorgezeichnet.

Beide lebten in jener Zeit fern vom Vaterland, Beide lebten als Flüchtlinge in Paris. Als Flüchtlinge ſozuſagen. Die Polizei hatte noch nicht nach ihnen gegriffen, Beide hatten aber gemeint, dieſem wahrſcheinlichen Griffe aus dem Wege gehen zu müſſen. Börne von Frankfurt, Heine von Hamburg aus, Beide aus ſogenannten freien Städten, Beide von jüdiſcher Abkunft. Der Spott unſerer Gegner, daß dieſe junge ſchriftſtelleriſche Sippe vom Judenthume ſtammte, war gar nicht unberechtigt. Etwas von der fanatiſchen

Sprechweiſe des Alten Teſtamentes iſt damals eingedrungen in unſere Schrift.

Von dieſer Sprechweiſe war ich allerdings bereits angeſteckt, aber ſie war's keineswegs, was mir vorzugsweiſe im Sinne lag, als ich dieſe „Reiſenovellen" ſchrieb. Die Novelle war es; der Trieb nach Fabeln war es, welcher mich vorzugsweiſe ſtachelte. Fabeln erfinden, componiren, dichteriſch ſchaffen, das ſtand mir im Vordergrunde. Zum erſtenmale, glaube ich, war ich producirender Schriftſteller, und alle die politiſchen, ſocialen und ſonſtigen Wege, welche mich dahin geführt, waren mir nebenſächlich geworden. Jene Monde gehören zu den glücklichſten meines Lebens, und ich denke immer mit ſtillem Behagen an das Zimmer in „Reichel's Garten" zurück, an welchem unten ein Arm der Pleiſſe langſam vorüberzog und von welchem der Blick damals auf weite Gärten, auf Wieſen und den fernen Wald hinüberſchweifte. Es war offenbar der Friede, welchen jede reine Kunſt mit ſich bringt, hier die Kunſt des Erzählens: war ſie auch unvollkommen in meiner Anfängerſchaft, ſie beglückte mich doch. Ich ahnte ein Vermögen in mir, welches ganz unabhängig wäre von der Gunſt oder Ungunſt des Tages.

Meine Aeſthetik ſelbſt war recht wunderlich. Sie hat mir als abſtracte Wiſſenſchaft nie Dienſte geleiſtet; ich habe ihre Regeln immer nur erkannt und verſtanden, wenn ich ſie bereits getroffen oder verletzt hatte. Für dieſe „Reiſenovellen" hatte ich mir das Princip zurechtgemacht: die Oertlichkeit, die Landesſitte, der Menſchenſtamm müſſe mir den beſonderen Stoff und den beſonderen Geiſt für eine Novelle bieten. Ein Freund, welcher ſich mir damals anſchloß, beſtritt die Richtigkeit des Princips und nöthigte mich zu äſthetiſchen Debatten und demgemäß zu Studien über äſthetiſche Regeln. Er ſtammte aus Dresden, wo in jener Zeit Ludwig Tieck lebte und wo eine äſthetiſche Bildung viel von ſich reden machte. Guſtav Schleſier iſt ſein Name. Er hat ſich ſpäter durch ein publiciſtiſches Buch über „Oberdeutſchland" — ſo nannte er Süddeutſchland — und durch Herausgabe

Gentz'ſcher Schriften bekannt gemacht. Aus dieſen Debatten iſt mir noch erinnerlich, daß ich zum erſtenmale einen wahrhaften Reſpect empfand für einen alten Schriftſteller. Das Preiſen der „Alten“ war mir bis dahin meiſt wie angelernte Redensart erſchienen. Dieſer Alte, welcher mir tiefe Bewunderung einflößte, war Ariſtoteles. Seine Regeln machten mir den Eindruck vollendeter Weisheit, und ich fand, daß ſeine „poetiſche Kunſt“ ein unvergänglicher Katechismus wäre. Ueber Formen, welche die griechiſchen Schriftſteller gar nicht kannten, gibt er Richtſprüche wie ein Seher, weil ſein wahres Geſetz hinausreichte in alle erſinnlichen Folgerungen.

An der Table d'hôte im „Hôtel de Bavière“, für welche Freund Julius Kiſtner betriebſam eine wiſſenſchaftlich disputirende Ecke zuſammenſetzte, wurden täglich Kunſtgeſetze aufs Reine gebracht. Wir hatten da einen deutſchen Ariſtoteles, der viele Jahre lang in Rom gelebt und nun ſeit Jahren in einem Zimmer des Hôtels ein großes Buch ſchrieb, welches Winkelmann und Carſtens, Goethe und Angelica Kaufmann den Kopf zurechtſetzen ſollte. Trotz Juli-Revolution, Hambacher Feſt und Stürmung der Conſtablerwache in Frankfurt, trotz Börne's Pariſer Briefen und unſerer ungeſtümen belletriſtiſch-politiſchen Journaliſtik war das unterirdiſche literariſche Gewäſſer, welches alles Beſſere befruchtend hervorbringen ſollte, in jenen erſten Dreißiger-Jahren immer noch das claſſiſche Trachten aus Winkelmann's und Goethe's römiſchem Leben. Unſere Renaiſſance nannten es die Kritiker mit Nachdruck, mit um ſo größerem Nachdrucke, je weniger eigentliche Schöpfungen daraus hervorgingen. Goethe war auch erſt vor anderthalb Jahren drüben im nahen Weimar leiblich verſtorben; man war der Briefwechſel gewärtig, welche angekündigt wurden und welche in den folgenden zwanzig Jahren ſo lange floſſen, bis ſie in jetzigen Tagen im Sandboden ſpurlos verſickerten. Ihr Lebenslauf iſt erſchöpft, und die am längſten voraus angekündigten haben die Erwartung am ſtärkſten getäuſcht, weil ſie zu ſpät kamen.

Die Welt wird es immer ſatt, von bloßen Ueberbleibſeln zu leben.

An dem Ariſtoteles unſerer Table d'hôte machte ich in jener Zeit ſchon die Entdeckung, daß er kein Ariſtoteles wäre und daß eine hiſtoriſche Kritik und eine Aeſthetik nichts fruchte, wenn in dem Kritiker und Aeſthetiker nicht ein ſchöpferiſcher Athem auf und nieder ſteigt. Der Mann ſprach wie ein Buch und wußte Alles, ja wußte Alles beſſer; als aber das weiſe Buch ſelber zum Vorſchein kam, da zeigte ſich's, daß er kein Buch ſchreiben konnte und daß die tauſend Notizen wirkungslos zerſplittert niederfielen.

Dies iſt mir eine dauernde Belehrung geworden über die meeresbreite Kritik in unſerem Vaterlande. In keinem Lande der Welt bildet ſie ein ſo breites Meer wie bei uns.

Ich geſtand mir ein, daß ich wol in mancher Beziehung ſelbſt dazu gehörte und aufmerkſamer werden müßte, vorſichtiger und milder im Urtheile über Bücher, Menſchen und Thaten, denen nachzudichten und nachzuthun ich keinen deutlichen Beruf in mir ſpürte. Dieſem Eingeſtändniſſe entſprang in meiner „Eleganten Zeitung" mancher überſchwengliche Preis neuer Autoren, zum Beiſpiele Heinrich König's, welcher mit ſeiner „Hohen Braut" auftrat. Ich habe dies nie bereut, und mancher Autor hat mir wie Heinrich König verſichert, daß er die Ueberſchwenglichkeit wol erkannt, daß ſie aber ſein Streben und Schaffen doch günſtig beflügelt habe.

Meine Zeitung wuchs in der öffentlichen Theilnahme, ich lebte und ſtrebte fröhlich, und ich hatte keine Ahnung, daß ich in Lebensgefahr ſchwebte wie ein Mann, der an einem Pferdehaare in der Luft hängt. Die Scheere öffnete ſich ſchon, um es durchzuſchneiden und mich Gott weiß wohin ſtürzen zu machen.

Ein kleiner Mann in Berlin machte es ſich zur Aufgabe, die naſeweiſen jungen Schriftſteller ſorgfältig zu beſeitigen. Zu ihnen gehörte ich, weil ich dreiſte Reden drucken ließ und in liberalem Sinne eine ganze Zeitſchrift leitete. Er nannte dies

nicht blos naseweis, er nannte es revolutionär und machte es seinem Chef begreiflich, daß mit diesen unruhigen Köpfen summarisch aufgeräumt werden müßte.

Dieser kleine Mann, von Aussehen ein rosiger Knabe mit lichtblondem Haare, war der in Berlin amtirende Geheimrath Tzschoppe, aus Görlitz gebürtig. Er war durch ein behendes, arbeitsames und „findiges" Wesen — wie man in Oesterreich sagt — dem Kanzler Hardenberg aufgefallen und war durch diesen befördert worden. Auch jetzt war er zu Händen des wichtigsten Ministers in Preußen, des Fürsten Wittgenstein, welcher nach Außen gar keine Rolle spielte, in der That aber der mächtigste Minister war, der sogenannte Hausminister. Schon ein älterer, vielerfahrener Mann von stiller Weltklugheit, welcher des Abends seine Partie Whist behaglich spielte, war er dem ebenfalls schon bejahrten Könige Friedrich Wilhelm III. der bequemste und zuverlässigste Rathgeber. Die alten Herren wollten natürlich zuerst und zuletzt Ruhe und Frieden, und was diese Ruhe und Stille nur irgendwie störte, das erschien lästig, wol gar gefährlich. Friedrich Wilhelm III. hatte im Freiheitskriege 1813 Verheißungen gemacht liberalen Inhalts, welcher eine constitutionelle Verfassung in sich schloß. Nach dem Siege war die Periode eingetreten, in welcher man diesen Inhalt deutete. Die öffentliche Stimme war noch schwach vertreten gewesen, und man hatte sie bald beschränkt. Der Kanzler Fürst Hardenberg, ein nobler Charakter, wäre gar wohl bereit gewesen zu einer constitutionellen Verfassung, aber er war ein Lebemann und in vorgerücktem Alter nicht mehr geneigt, hartes Holz zu bohren. Er hatte den ersten Augenblick nachgiebig versäumt, in welchem es noch möglich gewesen wäre, erfolgreichen Widerstand zu leisten, und so war er fortgeschleift und ohnmächtig gemacht worden, obwol er noch erster Minister des Reiches war. Abgeschwächt in all seiner Wirksamkeit, war er zu Anfang der Zwanziger-Jahre gestorben, und nun hatten sich die rein bureaukratischen Fähigkeiten des Ruders bemächtigt, denen eine

ſo tiefgehende Umgeſtaltung des Staates durchaus zuwider war.

Miniſter Boyen, Staatsrath Stägemann und noch einige geſinnungsvolle Männer aus der Zeit des Aufſchwunges hatten ſich in der Stille wol lange geſtemmt gegen die langſame Zerreibung jener liberalen Verheißungen, aber ſie hatten es umſonſt gethan — eine laute öffentliche Meinung kam ihnen nicht zu Hilfe, und Leute wie Stägemann waren nicht in ſo wichtiger Stellung, um erfolgreich ſprechen zu können. Von dem Letzteren und von Varnhagen iſt mir ſpäter dieſer Zerreibungsproceß bis ins kleinſte Detail geſchildert worden. Die Form dieſes politiſchen Familiendramas erkennt man in den „Denkwürdigkeiten“ Varnhagen's, welche Ludmilla Aſſing herausgegeben und welche ſo viele Leute geärgert haben. Es iſt freilich keine belebende Form, aber die intime politiſche Geſchichte ſolcher Zeit iſt ja doch nur auf ſolche Privatquellen angewieſen, welche aus ſtruppigem Sandboden ſickern.

Stägemann ſelbſt, welcher Vortrag beim Könige hatte, lebt in meinem Gedächtniſſe als eine tragiſche Figur. Er war ein kleiner Mann mit lahmen Füßen und hatte ſich bei den Freiheitskriegen hervorgethan durch patriotiſche Oden. Man hatte ihn den preußiſchen Tyrtäus genannt. Die Worte waren hart und ſtreng, Sinn und Geiſt dem Erhabenen zuſtrebend. Dieſer Sinn und Geiſt verblieb ihm bis ins Alter; aber wie contraſtirte er mit ſeiner Stellung! Er mußte im Alter lauter Verfügungen vorbereiten, welche ſeinen liberalen Sinn und Geiſt verneinten. Er weinte faſt, als er mir einmal in einer längeren Unterredung dieſe ſeine tragiſche Lage, wenn auch nicht ſchilderte, aber doch deutlich genug andeutete.

Im Frühjahre 1834 erreichte mich in Leipzig der Schatten dieſer in Berlin regierenden Welt. Geheimrath Tzſchoppe war auf mich aufmerkſam geworden, vielleicht weil er gehört hatte, daß unſere beiderſeitige Heimat ſo nahe aneinander grenzte. Der Stadtwald ſeiner Vaterſtadt und der meinigen nur liegt zwiſchen

Görlitz und Sprottau. Da mochte er eines Morgens zum Fürſten Wittgenſtein geſagt haben: „Es ſchreibt ſo ein junger Menſch, der unſerem Staate angehört, in Leipzig Bücher und gibt eine Zeitſchrift heraus in ultra-liberalem, will ſagen in revolutionärem Sinne. Das iſt ja doch mit Leichtigkeit zu verhindern, Durchlaucht! Unſer Geſandter in Dresden braucht nur zu verlangen, daß Sachſen dieſem vorlauten preußiſchen Unterthan den Aufenthalt in Leipzig nicht mehr geſtatte. Da geräth der Patron in den ſogenannten „Schub“ und es wiederholt ſich die Maßregel, wenn er in einem der kleinen liberaliſirenden Staaten, in Baden etwa, ſich wieder feſtſetzen will; er muß dann in die Schweiz oder nach Frankreich, wo er untergeht, und wir ſind ihn los.“ Fürſt Wittgenſtein wird gleichgiltig mit dem Kopfe genickt haben, und das Loos war geworfen, damals ein faſt allwöchentlich geworfenes Loos.

Die Sicherheitsbehörde in Leipzig — das Wort „Polizei“ war 1830 geſtrichen worden — citirte mich und zeigte mir an, daß mir der Aufenthalt in Leipzig nicht länger geſtattet werden könnte. Sie that dies achſelzuckend und drückte bei meiner Nachfrage ihr Bedauern aus, indem ſie mir offen erklärte, daß es durchaus nicht von ihr ausginge, ſondern auf auswärtige Reclamation geſchähe.

Da war denn mein ganzes literariſches Hausweſen, ſo jung und ſo angenehm, vernichtet. Die „Elegante Zeitung“ war an Leipzig gebunden und konnte nicht füglich aus einem Nachbarlande redigirt werden. Es war mir auch klar, daß die Niederlaſſung in einem Nachbarlande keine Niederlaſſung, ſondern eine Wanderung werden würde. Der ſogenannte „Schub“ war bereits herkömmlich. Und obwol zu jener Zeit neununddreißig deutſche Staaten exiſtirten, ſo gab's doch für uns junge, als unruhig verſchriene Brut nur wenig Neſter, welche für kurze Zeit Anhalt boten. Die ans Königreich Sachſen angrenzenden Herzogthümer hätten dem Winke aus Berlin nicht vierundzwanzig Stunden widerſtanden; Baiern im Süden war brutal illiberal.

Seine Frohnfeſten öffneten ſich wie Dante's Hölle, und die Abbitte vor dem Bilde des Königs übergoß doch jeden geſunden Menſchen mit glühender Scham. Landvogt Geßler mit ſeinem Hute war ja daneben ein Dilettant in erniedrigender Zumuthung. Das nächſte Land im Weſten war das originelle Kurfürſtenthum Heſſen, wo das kurfürſtliche Original kein Haus bauen ließ, wenn ihm die Lage nicht gefiel, und dieſe kleinen Staaten wie die anderen im Norden und Weſten boten literariſch keinerlei fruchtbaren Boden; ſie waren für den Schriftſteller tief abgelegene Provinz. Frankfurt etwa ausgenommen, wo aber der Bundestag ſeine bleiernen Fittige ausbreitete und nichts Friſches aufkommen ließ.

Blieb Baden und Würtemberg übrig. Vor Würtemberg warnte Friedrich Liſt, der neben mir ſpeiſte, und in Baden ſah ich für mich keine eigentlich literariſche Stätte. Eine ſolche brauchte ich aber, das wußte ich jetzt; die Simoniſten waren in Frankreich, waren für mich untergegangen, und für bloße Politik traute ich mir nicht hinreichende Fachbildung zu.

Dazu kam, daß ich eine gründliche Scheu hatte vor dem gewiſſen „Schub“ aus einem kleinen Polizeiſtaate in den anderen, und daß ich in innerſter Seele empfand, außerhalb des Vaterlandes magſt und kannſt du nicht beſtehen. Jener „Schub“ hätte mich aber — ſo war die damalige Zeit — ſicherlich über die deutſche Grenze hinaus gemaßregelt.

Ich entſchloß mich deßhalb kurzweg, nach Berlin ſelbſt zu gehen und mein Schickſal zu erwarten. „Dieſes Schickſal heißt Hausvogtei!“ riefen meine Leipziger Freunde. Nun denn, antwortete ich, lieber Gefängniß als das Leben eines Schüblings und Flüchtlings!

Und ich reiſte im kühlen Frühlinge 1834 nach Berlin.

19.

Berlin war damals eine recht ſtille Stadt; in einem großen Theile ſeiner „Friedrichsſtadt“ wuchs Gras hervor zwiſchen den kleinen Pflaſterſteinen. Es iſt ganz erſtaunlich, wie in einer bureaukratiſchen Monarchie der Charakter und das Weſen des Monarchen maßgebend wird für das ganze Weſen des Staates. Der bejahrte König war mißtrauiſch gegen jegliche Bewegung, gegen alles Neue, und mit verdrießlichen, kurz abgeſtoßenen Worten — das Zeitwort, welches ſie zum Satze verbindet, wurde ausgelaſſen — äußerte er ſich über ſogenannte „Projecte“. Dies war das Tadelswort für jedwede neue Unternehmung. Eigentlich war er viel weniger Militär, als die Hohenzollern zu ſein pflegen, aber die ſtreng militäriſche Form war ihm höchſt wichtig. Es gab ein Aufſehen durch den ganzen Staat, als der bekannte Porträtmaler Krüger ihn einmal nach Tiſche am Fenſter geſehen und dabei entdeckt hatte, daß der Uniformrock ſo weit vorſchriftswidrig geöffnet war, um ein Stück von der weißen Weſte ſichtbar werden zu laſſen. Der Maler hatte die geniale Dreiſtigkeit gehabt, ihn mit der ſichtbaren weißen Weſte zu porträtiren, und man hat ſich vor dem Augenblicke gefürchtet, in welchem der König dieſes dreiſten Bildes anſichtig würde. Das Bild war übrigens ſehr gut, und als der Augenblick überſtanden war und das Bild ſich über das Land verbreiten durfte, galt dieſes ſichtbare Stück Weſte für ein günſtiges Symptom milder Nachſicht.

Eine ähnliche Nachſicht wurde alljährlich gewiſſen Bällen im Concertſaale des Schauſpielhauſes zu Theil, für welche dem gebildeten Publicum der Zutritt geſtattet wurde und auf denen der König im Civil-Anzuge erſchien, mit Dieſem und Jenem kurze Worte wechſelnd. Für ebenſo wohlthuend charakteriſtiſch galt es, daß er nie das große, von Schlüter erbaute ſchöne Schloß bewohnte, ſondern das kleine Palais auf dem Opernplatze,

und daß er nie anders ausfuhr als zweiſpännig. Alljährlich reiſte er zur Cur nach Teplitz, und die Zeitungen unterließen dann nie zu bemerken, daß er wieder in der unſcheinbaren gelben Kutſche abgereiſt wäre. Als ein Zeichen lieblichen Idylls wurde auch erzählt, daß er täglich Kartoffeln in der Schale verſpeiſe, wie ein geringer Bürgersmann. Eine große Einfachheit in ſeinem Privatleben, eine gegen Jedermann, auch gegen ſich ſelbſt ſtreng ſittliche Geſinnung und ſtreng ehrenhafte Denkweiſe waren von großem Einfluſſe auf ſeinen Staat und erhoben ihn bei ſo langer Regierung zu der Stelle eines hochgeehrten Monarchen. Die hohe ſtattliche Figur und das unwandelbar ernſte Antlitz erhöhten den perſönlichen Reſpect, welchen er einflößte, wenn man ihn auf einem ſtarken Roſſe die Truppenfront abreiten oder in den Thiergarten fahren oder des Abends — jeden Abend — im Theater ſah. In ſeiner kleinen Proſceniumsloge des Schauſpielhauſes — Luſtſpiel und kleines Ballet war ſeine Liebhaberei — war ein rother Vorhang ſo angebracht, daß er faſt ganz verdeckt zuſchauen konnte. Nur ſeine, ich glaube zur linken Hand angetraute Gattin, die Fürſtin von Liegnitz, eine aus Böhmen ſtammende Gräfin Harrach, eine ſchöne, wohlwollende Dame, ſaß immer vorn im Angeſichte des Publicums und erzählte ihm, wenn im Zuſchauerraume etwas vorging. Dann erſt ſchaute auch er hervor. Das geſchah ſehr ſelten, denn der kleine Zuſchauerkreis — er war faſt immer klein — war ſehr artig.

Nach ſeinem Tode erſchien in den Vierziger-Jahren ein Buch über ihn vom Biſchof Eylert. Es iſt dies ein proteſtantiſcher Biſchof, ein allerdings in der evangeliſchen Kirche ſeltener Titel. Die hohe Stellung hatte dieſen Geiſtlichen wol auch darum in nahe Berührung mit dem Könige gebracht, weil der König eine Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen, der lutheriſchen und der reformirten, zu Stande bringen wollte. Dieſe Vereinigung ward „Union“ genannt und ſpielt ſeit fünfzig Jahren in der norddeutſchen Kirchenwelt eine Rolle. Beim dreihundertjährigen Reformationsfeſte (1817) war ſie begonnen

und beſonders in Preußen betrieben worden. Vollſtändig gelungen iſt ſie nicht, und ſie kann wol auch in der proteſtantiſchen Welt nie vollſtändig gelingen. Darin haben ja die Katholiken Recht, daß es keine einige proteſtantiſche Kirche geben könne, weil die proteſtantiſchen Grundſätze einer „allgemein“ gläubigen Unterordnung widerſprechen. Sobald man ſich das Recht vorbehalte, nach ſeiner eigenen Ueberzeugung und nach ſeinem eigenen Glauben oder Unglauben proteſtiren zu dürfen, dann ſei eine Allgemeinheit — und dies bedeutet das Wort „katholiſch“ — nicht erreichbar. Schon eine lutheriſche und eine calviniſche Kirche habe nur ein Uebergang ſein können, und habe keinen Anſpruch machen können auf volle Geltung und volle Dauer. Denn der proteſtantiſche Grundſatz verlange auch Luther und Calvin gegenüber volle Freiheit. Der Proteſtantismus trage nur Secten in ſeinem Schoße.

Dieſe Anſicht, viel wichtiger und folgenreicher, als gläubige Katholiken und Proteſtanten glauben, ſollte widerlegt werden durch die Union. Wenn Lutheraner und Calviner vereinigt wären, dann meinte man die evangeliſche Kirche begründet zu haben. Das Haus Hohenzollern gehört dem reformirten Glaubensbekenntniſſe an, und es war vom Könige ein bedeutender Schritt, daß er ein Bekenntniß aufſtellen ließ, welches die Lutheriſchen und die Reformirten unirte. Ein ſolcher Ausgleich wurde ſeit dem Geſpräche in Marburg zwiſchen Luther und Zwingli, welches den Ausgleich nicht erreichte, von der Mehrzahl der Proteſtanten immer gewünſcht. Von der Mehrzahl? So hieß es immer. Als nun die Union vom Throne aus eingeſetzt wurde, da zeigte ſich's, daß die Mehrzahl nicht ſo leicht zu haben wäre. Jeder Einzelne fragte plötzlich, wie Luther und Zwingli in Marburg, nach ſeinen unterſcheidenden Glaubensſätzen, und man ſchüttelte das Haupt darüber, daß dieſe unterſcheidenden Glaubensſätze verſchwunden ſein ſollten.

Das Wort „evangeliſch“ wurde damals in Preußen mit Nachdruck betont, und man betont es in dieſem Sinne auch jetzt

noch. Man vermeidet ſorgfältig das Wort „proteſtantiſch“, weil es eine Verneinung bedeutet und dem Aufbaue einer Kirche widerſpricht, chroniſch, wie die Aerzte ſagen, widerſpricht. Wenn man auf dem Polizei-Amte bei Ausfertigung des Signalements auf die Frage: „Welcher Religion?“ antwortete: „Proteſtantiſch“ — da wurde man immer zurückgewieſen, und es wurde entweder „evangeliſch“ geſchrieben, oder man wurde neuerdings gefragt: „Lutheriſch oder reformirt?“

Aber auch das ſchöne Wort „evangeliſch“ reicht kaum zu für den Begriff eines Glaubensbekenntniſſes. Es bedeutet wol ein allgemeines Buch für religiöſe Geſetze, aber die Geſetze ſind noch nicht geordnet für ein Staatsweſen, es finden ſich ſogar einander widerſprechende Geſetze darin, und ſie bedürfen noch ganz der Redaction. Jeder will nun anders redigiren, und die theologiſche Wiſſenſchaft zeigt eine tauſendfältige Auslegung der Evangelien.

Darunter litt man damals ſeufzend in Berlin; darüber triumphirten und triumphiren höchlich die Katholiken. Solch ein Triumph iſt freilich leicht, aber er iſt über die Maßen koſtſpielig. Er koſtet eben die Freiheit und die Wahrheit. Wenn man nachlieſt, was unter der päpſtlichen Auslegung der Evangelien aus Chriſti Lehre geworden; wenn man entdeckt, wie unter mannichfachen Widerſprüchen und Fälſchungen das bunteſte Heidenthum theilweiſe wieder ſanctionirt worden iſt, dann findet man doch den Gewinn einer einheitlichen Kirche um dieſen Preis zu theuer erkauft, und man zieht es vor, die Freiheit fortbeſtehen zu laſſen mit all ihrer Zerſplitterung. Am Ende ergeben ſich doch unwandelbare Hauptpunkte, welche Mittelpunkt werden. Man muß nur darauf verzichten, daß alle Nebengänge gleichmäßig erſcheinen ſollen; man muß nicht verlangen, daß „allen Bäumen Eine Rinde wachſe“; man muß den Wald in ſeiner Mannichfaltigkeit willkommen heißen.

Der damalige König von Preußen mit ſeinen evangeliſchen Biſchöfen, Conſiſtorialräthen und Superintendenten war nun

wol mit dem Thema der „Union“ nicht ſo weit zum Ur-Chriſtenthume zurückgegangen, und Leſſing's Gedanken darüber waren nicht maßgebend geweſen. Man hatte eben nur einen billigen Ausgleich vor Augen zwiſchen den Scheidepunkten der lutheriſchen und der reformirten Kirche, alſo zwiſchen erhöhter und nüchterner Anſchauung. Luther nahm bekanntlich manchen Glaubensſchwung aus ſeiner Auguſtinerzeit mit herüber in ſein Bekenntniß, und ſeine Abendmahlslehre zum Beiſpiel bewahrte das Myſterium der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Geiſt Chriſti, während die reformirte Erklärung eine Erklärung ſein wollte, und nur eine Erklärung. „Das iſt mein Leib und Blut“ heißt bei ihnen: „das bedeutet meinen Leib und mein Blut“.

Die Stifter der „Union“ meinten, bei den ſchwierigſten Rollen durch eine neutrale Faſſung den Schwierigkeiten obſiegen zu können, und das ſchien durchführbar zu ſein. Aber als man nun auch an die äußerliche Faſſung ging und den kirchlichen Gottesdienſt durch die ſogenannte „Agende“ feſtſtellte im Sinne dieſer Union, da wurde die Frage den verſchiedenartigen proteſtantiſchen Gemeinden gegenſtändlich, und da entwickelte ſich leiſe und laut eine kirchliche Oppoſition. Während wir nur an politiſche Fragen dachten, gährten in Preußen dieſe kirchlichen Fragen, und in dieſem Jahre (1834) fand ein öffentlicher Ausbruch ſtatt. Die Regierung hatte nämlich endlich befohlen, daß die Agende auch in all den Gemeinden eingeführt werden müßte, welche der Union nicht beigetreten waren, und — dieſe Gemeinden widerſetzten ſich nun poſitiv. Die Regierung griff zu Zwangsmaßregeln, in Religionsſachen ein gefährlich Ding, zumal bei germaniſchen Völkerſchaften! Die germaniſchen Menſchen ſind in der Religionsfrage viel eigenſinniger und freiheitsbedürftiger als in irgend einer politiſchen Frage. Nach heutiger Denkungsweiſe fragt man erſtaunt: „Wie kommt eine Staatsregierung dazu, Religion zu machen, Religion zu erfinden und die erfundene Religion anzubefehlen?“

Das iſt freilich auch in der proteſtantiſchen Welt ein geſchichtliches Herkommen. Wenigſtens iſt es einſt geweſen; heutigen Tages wird es wol nicht mehr anerkannt, und damals ſchon fand es in Preußen energiſchen Widerſpruch. Es ſchreibt ſich dies geſchichtliche Herkommen von Luther ſelber her. Die Autorität Roms hatte er zurückgewieſen, und doch brauchte er eine Autorität, um ſeine Lehre factiſch geſchützt zu ſehen gegen die Angriffe Roms. Da lag ihm der politiſche Herrſcher, da lag ihm ſein Kurfürſt von Sachſen am nächſten. Dieſer war der evangeliſchen Lehre vollſtändig zugethan und übernahm die ihm dargebotene Führerſtelle. So entſtand die Würde eines oberſten Landesbiſchofs in der Perſon des regierenden Fürſten — eine Würde, welche auch die oberſte Macht in ſich ſchloß.

Das hat denn natürlich die wunderlichſten Folgen gehabt. Man braucht nicht an den argen achten Heinrich in England zu denken, welcher, von Luther's Wendung angeregt, in frivolſter Weiſe engliſche Religion machte, man findet in Deutſchland ſelbſt die merkwürdigſten Folgen. In der Rheinpfalz namentlich. Fragt nur die Mannheimer und Heidelberger nach ihrer Kirchengeſchichte, und ihr werdet erſtaunliche Dinge hören. Jetzt hatten ſie einen reformirten Fürſten, und da mußten ſie, die Unterthanen, ſämmtlich reformirt werden. Dann bekamen ſie einen lutheriſchen Fürſten, und nun mußten ſie Alle lutheriſch werden. Der Nachfolger aber war wieder reformirt, und ſämmtliche Unterthanen mußten wieder zum reformirten Glaubensbekenntniſſe übergehen. Das Stichwort lautete jahrhundertelang: „Cujus regio, ejus religio“, und das überſetzte man: „Die Religion des Landesherrn muß auch die des Landes ſein“.

In dieſer Tradition, wenn auch durch einigen geiſtlichen Beiſtand gemildert, ging man damals in Preußen vor, um die Agende da einzuführen, wo ihr Widerſtand begegnete; es wurde militäriſch eingeſchritten gegen widerſtrebende Geiſtliche und Gemeinden.

Am ſtärkſten war der Widerſtand in Schleſien und von Seiten der Lutheraner. Natürlich! Die Lutheraner hatten mehr

Glaubens-Elemente als die rationaliſtiſchen Reformirten, und der Glaube iſt viel hartnäckiger als die Vernunft. Aus jener Zeit ſchreibt ſich die formelle Abſonderung der ſogenannten Alt-Lutheraner, die man nur eine Secte nannte, und doch ſtehen ſie dem Stifter des Glaubensbekenntniſſes am nächſten.

Obwol noch vor Kurzem ſelbſt Theologe, hatte ich ganz aus den Augen verloren, daß dieſe Bewegung in Preußen durch das Land zitterte. Ich erinnerte mich jetzt wol, daß die mir bekannten Geiſtlichen in Schleſien oft in eifrigen Geſprächen für und wider gekämpft; ich erinnerte mich auch, daß ich ſelbſt der Union zugeneigt geweſen und daß ich dem Könige zugeſtimmt in dem Unternehmen, die proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſe zu vereinigen. Ich habe eine Vorliebe für Concentration und habe keine Vorliebe für Secten. So wenig wie möglich Glaubensartikel! war immer mein Credo, und übrigens Freiheit! Dann ſchaart ſich die Menſchheit um eine hohe Fahne, und jeder Einzelne kann doch dem Drange ſeines Geiſtes und Herzens Genüge thun.

Dennoch machte es mir einen gar wunderlichen Effect, jetzt die Leute damit beſchäftigt zu finden, ob die neue Agende mit Waffengewalt eingeführt werden dürfe. Draußen pochte die Frage um politiſche Freiheit an die Herzen, ich ſelbſt ſah mich in die preußiſche Hauptſtadt geſprengt um die Pulsſchläge dieſes politiſchen Herzens, und in dieſer Hauptſtadt fand ich eigentlich ein ſehr beſchränktes Intereſſe für moderne Politik. Preußen war noch gründlich ein bureaukratiſcher Staat mit abſolutem Herrſcher.

Gleich in den erſten Tagen fand ich in Berlin einen Lehrmeiſter, welcher mir alle Adern, Sehnen und Muskeln dieſer Hauptſtadt und dieſes Reiches deutete.

Ich war im „Hôtel de Ruſſie“ eingekehrt und hatte mit Leichtigkeit ein ſchönes Zimmer vorn hinaus bekommen; der Fremdenverkehr war damals in Berlin recht gering. Ich wollte der Polizei, welche ich als Beſuch zu erwarten hatte, in graziöſer

Attitude erſcheinen, und ich wollte die paar Tage, welche mir noch zugedacht ſein mochten, angenehm wohnen. Wie ein Abſchiednehmender betrachtete ich das ſchöne Stadtbild vor meinen Fenſtern: ein Arm der Spree mit mächtiger Brücke, das Schloß, der ſogenannte Luſtgarten daneben, der kein Garten iſt und nichts Luſtiges zeigt, denn der ſogenannte Dom ſteht ohne beſondere Größe im Hintergrunde, der Springbrunnen vor dem Muſeum, und das Muſeum ſelbſt. „O Königin, das Leben iſt doch ſchön!“ ſeufzte ich, nachdem ich dieſen Anblick lange genug genoſſen, und ging aus, um mein wahrſcheinliches nächſtes Logis zu betrachten — das Gefängniß. Welches? Das war ſchwer zu ſagen, da ich nicht genau wußte, in welche Kategorie meine Uebelthaten gehörten, ob in die Kategorie der gewöhnlichen Spitzbuben oder in die der größeren Verbrecher, ob alſo Stadtvogtei oder Hausvogtei mir entgegenblühte. Ich wandelte zwiſchen beiden hin und her, zwiſchen der Königsſtadt und Friedrichsſtadt. Ferne Jugenderinnerungen wandelten mit mir, Vergleiche zwiſchen Sonſt und Jetzt. Als fünfzehnjähriger Burſche — ich war Quartaner in Glogau — war ich zum erſtenmale in Berlin geweſen, und zwar mitten im ſtrengſten Winter unter den harmloſeſten Umſtänden. Mein Vater hatte im Winter als Maurermeiſter, wenn die Riſſe und Bau-Anſchläge fürs nächſte Frühjahr angefertigt waren, wenig zu thun, und hatte plötzlich eine Speculation ausgeſonnen, welche uns in den Weihnachtsferien eine Unterhaltung gewähren ſollte. Die Pferde ſtanden müßig im Stalle. „Machen wir eine Verkaufsfuhre zuſammen,“ rief er, „und fahren wir die Waare die vierundzwanzig Meilen weit zum Verkaufe nach Berlin!“ Was denn? Das Obſt war gut gerathen im Herbſte, wir kauften getrocknete Pflaumen, Aepfel und Birnen und fuhren unter dem bedenklichen Kopfſchütteln der Mutter von dannen. Wir waren die Phantaſiemenſchen, ſie war die denkende Frau und fragte mit Recht, ob denn in der Mark die Pflaumen, Aepfel und Birnen dieſes Jahr ſchlechter gerathen wären, als bei uns in Schleſien? Das wußten wir gar nicht und ſagten getroſt:

Dort im Sande gibt's gar kein Obſt, wenigſtens kein gutes. Und ſo fuhren wir getroſt und begegneten einem grimmigen Winter, und auf den Berliner Märkten ebenſo guten Pflaumen, Aepfeln und Birnen, als wir von weither zugefahren hatten. Die Geldfrage geſtaltete ſich alſo mißlich, aber wir verzichteten doch nicht auf unſere Unterhaltung und gingen fleißig ins Theater. Natürlich auf den allerletzten Platz. Gewöhnlich war Raum genug; aber eine Vorſtellung der Gluck'ſchen „Armida" an einem Sonntage — ich glaube, es war der Neujahrstag — koſtete doch große Anſtrengung. Da war's voll, und ich kleiner Burſche konnte über die großen Menſchen vor mir nicht hinwegſehen. Es war da irgend ein Balken oder Haken hinter mir an der Wand, der war mein Helfer, wenn da unten auf der Scene etwas Beſonderes vorging. Mit Einem Satze erreichte ich ihn, und hing mich an ihm auf und blieb an ihm hängen, ſo lange es die Kräfte erlaubten. Solchergeſtalt habe ich die Zaubergärten Armida's genoſſen und Frau Milder, die große Gluck-Sängerin, angeſtaunt. Wer weiß, ob der romantiſche Zauber dieſer Oper an jenem Abende auf einen anderen Zuſchauer ſtärker gewirkt als auf mich, den baumelnden Quartaner! Ich könnte jetzt noch alles malen und erzählen; ein junger Menſch hat ja Organe des Aufnehmens, die nicht ein Atom unverzehrt vorüberlaſſen. Eine komiſche Oper wie das neue „Sonntagskind" mit den ausgelaſſenſten Poſſen-Effecten, die ich im Schauſpielhauſe damals geſehen, ſteht noch mit allen Einzelheiten vor mir und gibt mir einen feſten Maßſtab zum Vergleiche zwiſchen damals und heute. Unglaublich harmlos war man damals auf dem erſten Theater der Hauptſtadt: eine Rakete platzte dem Komiker Rüthling auf der Spitze ſeiner Zipfelmütze in die Luft, und das erſte Publicum der Reſidenz fand das allerliebſt und erſchütternd komiſch.

Herumgelaufen war ich damals wie ein Wieſel, und ich hatte die Stadt abgeſucht bis in die fernſten Gaſſen; jedes neue Gebäude von Bedeutung, welches ſeitdem in den dreizehn Jahren

neu entstanden war, erkannte ich jetzt sofort als neu, und ich mußte sagen: Gar viel ist nicht neu entstanden. Dreizehn Jahre vor 1869 haben hundertmal mehr geschaffen in Berlin; denn im letzten Jahrzehnt ist Berlin ungemein gewachsen, hastiger als wol irgend eine andere Stadt, und zwar durch den Zudrang von Fabriken. Es ist eine große Fabriksstadt geworden.

Von den beiden Logis, die ich mir zugedacht meinte, schien mir die Stadtvogtei drüben in der Königsstadt das interessantere. Die Hausvogtei am Schinkenplatze in der linealmäßigen, damals sehr stillen Friedrichsstadt zeigt gar keine Physiognomie. Eine einstöckige Hausfront, ganz alltäglich und nüchtern, erinnert sie nicht im mindesten an ein Gefängniß. Solche Verstellung beunruhigt; ich ziehe die schlimmen Leute vor, denen man die Bosheit ansieht. Die Höfe hinter der alltäglichen Front bestätigten später meinen Geschmack. Die Stadtvogtei dagegen in der belebten Königsstadt grenzt hinten romantisch an die Spree und hat von vorn ein zutraulicheres Angesicht. Alle Augenblicke wird Jemand „eingeführt", wie der technische Ausdruck lautet, ein Strolch, eine Dirne, ein Freigeist — das gewährt Unterhaltung und Gelegenheit zu Charakterstudien. Dahin — dachte ich — dahin möcht' ich im Nothfall zieh'n! Das Schicksal hat diesen Wunsch gehört.

Mein Hausgenosse im „Hôtel de Russie" war derselben Meinung. Ich hatte da in der Geschwindigkeit einen jungen blonden Mann kennen gelernt, der eine eigenthümliche Schriftstellerlaufbahn begann. Er photographirte, würde man jetzt sagen. Damals kannte man die Lichtbilder noch nicht, und es war auch literarisch ganz neu, daß der Schriftsteller auf der Straße stehen blieb und die Leute abzeichnete, welche an der Haus- oder Straßenecke standen. Er nannte sie denn auch „Eckensteher" und trat auf mit kleinen dünnen Heftchen; es war wie eine Hausir-Literatur, welche in Berlin großen Anklang fand. „Eckensteher Nante", welchen Beckmann später auf die Königstädter Bühne brachte, war der Anfang einer demokratischen

Schriftwelt, welche Glaßbrenner damals im „Hôtel de Russie“ erfand. Dieſer junge Glaßbrenner ſelbſt, ein friſches, witziges Berliner Blut, war enragirt liberal. Alles im Himmel und auf der Erde ward mit dem Maßſtabe des Liberalismus gemeſſen, und der liebe Herrgott konnte ſich in Acht nehmen vor dieſem Maßſtabe, wenn ſchlechtes Wetter eintrat oder die Gerechtigkeit in einem Bagatellproceſſe auf ſich warten ließ. Mir war der junge Raufbold in der Eleganten Zeitung gefolgt, und er ſchloß ſich mir an mit der Hingebung eines Glaubensgenoſſen, zu großer Erquickung für mich. Leute, die nicht aus der Schule, ſondern aus dem Volksmarkte in die Schriftwelt treten, haben für mich immer etwas ſehr Reizendes gehabt; ſie tragen keinerlei Brille und ſehen vielleicht weniger, aber ſie ſehen das, was ſie ſehen, beſſer als die Brillenträger. Die Rückkehr zum natürlichen Ausgangspunkte iſt überall der Wahrheit dienlich, in der Schriftſtellerei doppelt dienlich, denn nirgends ſo wie in der Schriftſtellerei iſt die überlieferte Schablone ſchädlich.

Glaßbrenner machte mir auf die liebenswürdigſte Weiſe die Honneurs ſeiner Vaterſtadt. Warum ſchlecht leben, rief er, wenn Einen in jedem Augenblicke der Kuckuk holen und dem freien Leben ein Ende machen kann! So oft die Thür aufging, meinte man, der Augenblick ſei da. Deßhalb waren wir ſo wenig als möglich zu Hauſe und fuhren beſonders täglich in den Thiergarten, damit ich vorſorglich noch mit freier Luft verſehen würde.

Damals begann hinter dem Brandenburger Thore wirklich freie Luft; außer den ſogenannten Zelten rechts und dem Hofjäger links weit draußen gab's im Thiergarten keine Häuſer. Und einſam war's. Wir genoſſen die Frühlingsſonne im offenen Wagen und rauchten gute Havanna-Cigarren, welche es damals für die Hälfte des jetzigen Preiſes gab. Damit waren wir ſchon im polizeilichen Unrechte. Nur auf der breiten Hauptſtraße, welche nach Charlottenburg führt, war das Rauchen erlaubt; in den Seitenſtraßen des Thiergartens, alſo auch im Freien, war es verboten. Verboten! dies war das Wort des Tages, wie

Brutus ſagt. Die Hauptſorge des Menſchen und Staatsbürgers war die Polizei. Wenn man auf der Straße rauchte, verfiel man in eine Strafe von zwei Thalern. Ein Bekannter von mir in Breslau führte ſtets in der Weſtentaſche zwei Thaler mit ſich für dieſen Nothfall — „der Kürze halber“, ſagte er; „wenn man ſie dem Gendarmen baar zahlt, ſo wird man nicht noch aufs Amt citirt und wird nicht noch moraliſch geſtraft. Eigentlich iſt auch dieſe Abkürzung polizeiwidrig, und der Gendarm braucht das Geld nicht zu nehmen, aber er nimmt's“.

Dieſen geſchichtlichen Charakterzug hatte ich kaum auserzählt, da flüſterte Glaßbrenner heftig: „Cigarre weg, der König fährt hinter uns!“ — Richtig! Im offenen Wagen fuhr er an uns vorüber und blickte verdrießlich auf unſeren Gruß. „Wenn er's nur nicht gemerkt hat! Dann wehe uns, und wehe Ihnen! Weil Sie Tabak geraucht, werden Sie entdeckt und ſtaatsrechtlich eingeſperrt!“ So ſagte leiſe ein ironiſirender Berliner, der auf dem Rückſitze uns gegenüber ſaß — der Typus jener gebildeten Berliner, welche jegliche Heiterkeit des Menſchen in die gelbe Livree eines logiſchen Neides kleideten. Ich ſage „kleideten“, nicht „kleiden“, weil ich glaube, daß dieſe Neigung des Ironiſirens damals ärger ausgebildet war in Berlin, als ſie es jetzt iſt. Der Mangel an Inhalt im öffentlichen Leben, das überall fühlbare Polizei-Regiment und die damals in Mode ſtehende Hegel'ſche Philoſophie, welche ein künſtliches Spiel mit Gedanken, wenigſtens mit Ausdrücken für Gedanken, in Gang gebracht, waren die Mutter jener ſpöttiſchen Denk- und Redeweiſe.

Unſer Wagen hielt endlich in der Mauerſtraße, und ich ſtieg aus, um vor meinem Untergange noch die Bekanntſchaft des Mannes zu machen, jenes „Lehrmeiſters, welcher mir alle Adern, Sehnen und Muskeln dieſer Hauptſtadt und dieſes Reiches deuten“ ſollte.

20.

Es war das ſtattlichſte Haus der Mauerſtraße und hatte, wie man in Wien ſagt, etwas „Herrſchaftliches“. Das iſt ſelten in Berlin; die Denkmale einer reichen Ariſtokratie ſind dort nicht vorhanden wie in Wien.

Ein Lohudiener, beſcheiden bürgerlich angethan und, wie ich ſpäter erfuhr, bürgerlich „Baumann“ gerufen, öffnet das Vorzimmer, ein großes, viereckiges Gemach, an allen Wänden bis an die Decke hinauf mit Büchern angefüllt, alſo ein Bibliothekszimmer. „Iſt der Herr Geheimrath zu ſprechen?“ — „Ich werde nachſehen.“ Dieſe unverbrüchliche Floskel Baumann's habe ich zwanzig Jahre in unverändertem Tonfalle gehört — ein conſervatives Zeichen in der Stille dieſer Wohnung eines Gelehrten, welcher ein unzufriedener Staatsmann war und die revolutionärſten Reden wie ein theoretiſcher Weltweiſer ruhig anhörte und trocken ausſprach.

Wer war dieſer Geheimrath? Aha! wird man rufen, wenn ich ihn ausſpreche. Er war damals eine Art geheimen Conſuls für aufſtrebende Schriftſteller jeglicher Richtung. Wiſſenſchaftliche, dichteriſche, politiſche Jünger wendeten ſich von Fern und Nah an ihn und fanden wohlwollende Aufnahme, ſachgemäßen Rath. Patronus hieß ſolch ein Mann bei den Römern. Mich hatte mein Leipziger Freund Guſtav Schleſier an ihn empfohlen.

Geheimer Legationsrath war ſein Titel, Varnhagen v. Enſe war ſein Name. Seine intimeren Freunde ſprachen das V wie F aus, Farnhagen, an die holländiſche Ausſprache des „van“ erinnernd, welche zum Beiſpiele Fandeyk lautet. Er ſtammte auch aus dem nordweſtlichen Deutſchland, und es iſt mir nie recht klar geworden, was dies „von Enſe“ eigentlich bedeutete, obwol er mir ſelbſt einmal Auskunft darüber gegeben. Vielleicht war es die holländiſche Bezeichnungsweiſe eines Heimatsſitzes, wie man Heine nachſagte, ſeine aus Holland ſtammende Mutter des „van“

wegen, „von Geldern“ genannt zu haben. Vielleicht war es mehr, ſoweit es die Naturgeſchichte der Adelspartikel betrifft. Ich weiß nur, daß adelige und demokratiſche Gegner Varnhagen's dieſes „von Enſe“ oft zum Gegenſtande ihrer Polemik machten. Zu ſeinem Charakter gehörte Adelseitelkeit gar nicht, und ich habe mich nie beſonders um dieſen Namenszuſatz gekümmert. Er hatte in den Freiheitskriegen tapfer Partei genommen gegen Napoleon und war unter Hardenberg's Kanzlerſchaft in die preußiſche Diplomatie aufgenommen worden. Vielleicht dieſes Berufes halber, welchem ein Adelsname faſt für unerläßlich galt, hat er einen ausführlichen Familiennamen hervorgeſucht und legitimiren laſſen; denn er führte ihn ganz legitim! In unſere literariſche und politiſche Geſchichte iſt er als Varnhagen übergegangen, und auch in Berlin wurde er immer „Herr von Varnhagen“ genannt.

Bald nach den Freiheitskriegen war er als Miniſter-Reſident nach Karlsruhe geſchickt und war dadurch in die damalige Staatsentwicklung Badens verflochten worden, welche in Berlin Anſtoß erregte. In Baden entſtand das, was man in Berlin nicht entſtehen ließ, eine Repräſentativ-Verfaſſung, und Varnhagen war förderſam und thätig für dieſe Entſtehung. Das nahm man in Berlin übel und rief ihn ab. Als ein zur Dispoſition geſtellter, mißtrauiſch angeſehener Staatsmann lebte er nun ſeit etwa achtzehn Jahren in Berlin, getröſtet durch den Beſitz einer ausgezeichneten Frau, welche aus einer jüdiſchen Familie in Berlin ſtammte. Rahel Lewin war ihr Familienname; unter dem Namen „Rahel“ iſt ſie aller Welt bekannt geworden. Sie war vor einem Jahre geſtorben, und die Wunde des einſam gewordenen Gatten blutete noch friſch, als ich dieſe Wohnung zum erſtenmale betrat, in welcher ſie eine lange Reihe von Jahren mit ihm gelebt. In einem Bande hatte Varnhagen einen Theil ihrer Briefe und niedergeſchriebenen Gedanken drucken laſſen und dieſen Band als ein Andenken für Freunde verſchenkt. Das Buch war noch nicht im Buchhandel; erſt ſpäter iſt es

unter demſelben Titel „Rahel“ und auf drei Bände erweitert öffentlich geworden und hat der geiſtvollen, fein fühlenden und fein denkenden Frau unzählige Freunde erworben.

Jener Band „für Freunde“ war in Leipzig auch an mich gekommen; ich hatte ihn mit großem Antheil geleſen und hatte dadurch einen erſten warmen Berührungspunkt mit Varnhagen. Er iſt warm geblieben eine Reihe von Jahren hindurch; ich glaube auch für ihn bis zu ſeinem Tode im Jahre 1858, obwol uns politiſche Parteinahme in den Jahren 1848 und 1849 auseinanderſprengte und eine Streitſcene herbeiführte, welche ich ſpäter erzählen werde.

Jetzt ſtand ich zum erſtenmale vor dieſem Manne, welcher durch ſein Verhalten 1848 und 1849 für Viele ein Räthſel geworden iſt. Er war immer kränklich und empfing die zahlreichen Beſuche — Alexander v. Humboldt war allwöchentlich darunter — im grauleinenen Schlafrocke. Nur wenn ein officiell vornehmer Name gemeldet wurde, mußte Baumann einen Tuchrock herbeitragen. Die Geſtalt war von kleiner Mittelgröße mit ſtark ausgearbeitetem Oberkörper, der ſchön geformt war; das „Geſtell“, wie man in Süddeutſchland ſagt, erſchien faſt ein wenig zu kurz für den ſtattlichen Oberleib. Der Kopf war fein geſchnitten und von feinem weißgranen Haare ſpärlich bedeckt. Um den wohlgeformten Mund bewegten ſich die Empfindungen lebhaft und ausdrucksvoll, warme Theilnahme wie luſtiger Spott. Das Auge war verdeckt durch eine Brille und erſchien matt, wenn die Brille auf kurze Zeit entfernt wurde, matt durch Kurzſichtigkeit, aber gutmüthig in ſeiner Bläue. Die Stimme klang hoch und klar, angenehm, ſolange ſie nicht erhoben wurde, ſcharf, wenn die Rede in Leidenſchaft gerieth. Die Rede ſelbſt war von leichter Geläufigkeit, aller möglichen Wendungen fähig, ſowol in diplomatiſchem Rückhalte wie in wiſſenſchaftlich fließendem Ausdrucke, und ſogar der ſtärkſten, unmittelbarſten Bezeichnungen mächtig, wenn der Eifer in irgend einer Schilderung ſtieg oder gar feindliche Parteinahme in Fluß kam. In letzterem Falle

konnte er einen ſo heißen Strom ausgießen, ſo naturaliſtiſch blutrünſtige Worte hervorſchleudern, wie man ſie dem damaligen, immer ſehr keuſch auftretenden Schriftſteller nie zugetraut hätte. Denn er galt damals für einen ſorgfältig zugeknöpften Mann, welcher immer nur mit Vorſicht ſich äußerte. Insbeſondere galt er für einen Goethianer peinlichſter Sorte, welcher auch das kleinſte Wort Goethe's aus den letzten dreißig Jahren genau aufgehoben und im Schreine der Verehrung aufgeſtellt hätte.

Daran war viel Wahres. Sie ſind wol jetzt ausgeſtorben, dieſe merkwürdigen Prieſter Goethe's, welche die Lebensanſchauung des großen Dichters zu ihrem Cultus gemacht. Höchſt verdienſtliche Männer, verdienſtlich um unſere Cultur. Was die Befangenheit der Orthodoxen, die Unfähigkeit der Beſchränkten, die Rohheit der Alltäglichen an Goethe's freier und fröhlicher Lebensweisheit verketzert, mißverſtanden und verdorben hatten, das ordneten die Goethe-Prieſter in ein billiges Syſtem, und bei jeder Gelegenheit theilten ſie davon aus und brachten es ſo in unſer Bewußtſein. Ich ſelbſt weiß eine ganze Reihe von Goethe-Paragraphen, welche ich nicht durch Leſung Goethe's, ſondern durch die Mittheilungen Schall's in Breslau und durch die Aeußerungen Varnhagen's in Berlin erfahren habe.

Ich weiß freilich auch, daß wir junges Volk oft ärgerlich geſpottet haben über dieſe trockenen Wiederkäuer, welche ſelbſt nichts ſchaffen könnten, und ich weiß ebenſo, daß man jetzt ähnlich ſpricht von den Wiederkäuern Shakſpeare's. Denn auf den Cultus Goethe's folgt der Cultus Shakſpeare's, und man muß zugeſtehen, daß dieſer unklarer und verworrener iſt, als der Goethe-Cultus.

Aber indem ich jetzt zurückblicke auf die Einwirkung jener Goethianer, muß ich doch zugeſtehen: ſie haben dem Dichter und uns gute Dienſte geleiſtet. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun," ſagt das Sprichwort, und die Gebäude entſtünden nicht ohne die Kärrner.

Der zweite Theil des „Fauſt“ war damals neu, und Varnhagen ſetzte mir wohl auseinander, daß er den erſten Theil an Bedeutung überragte und daß dies in der Zukunft den Deutſchen einleuchten würde.

Die Bedeutung eines Poëms iſt aber das Untergeordnete, die Macht des Poëms iſt die Hauptſache.

Die Unterhaltung mit Varnhagen hatte dadurch etwas ſehr Intereſſantes, daß ſeine Bildung ungewöhnlich mannichfaltig war. Wohin immer das Geſpräch ſich verirrte, überall war er bis auf einen gewiſſen Grad zu Hauſe. Sogar Poet war er geweſen. In Halle hatte er mit Neumann zuſammen einen Roman angefangen, und der erſte Band desſelben war gedruckt worden. „Leſen Sie ihn!“ ſagte er mit ſeinem halb fragenden, halb ſpottenden Lächeln, und holte aus dem Vorzimmer ein Buch herbei — „leſen Sie! Vielleicht werden Sie fertig damit, ehe die Polizei kommt.“ „Verſuche und Hinderniſſe“, hieß es, und von ſelbigem Neumann iſt ſpäter eine Sammlung Schriften in drei Bänden erſchienen, welche wol unbekannt geblieben iſt, obwol ſie hübſche Sachen enthält und vom Jugendfreunde Varnhagen in zahlreichen Zeitungen beſprochen und empfohlen wurde. Wenn man Neumann heißt, muß man einen abſonderlichen Vornamen führen, um bemerkt zu werden. Das wußte Niemand ſo gut wie Varnhagen. Hundertmal hat er zu mir geſagt: „Wenn Sie ein Geheimniß recht ſicher aufbewahren wollen, ſo laſſen Sie es an einem beſcheidenen Orte drucken. Dann gilt es für bekannt gemacht, und Niemand kümmert ſich mehr darum.“

Er ſelbſt hatte erſtaunlich viel Vereinzeltes an den verſchiedenſten Orten drucken laſſen und ſtrotzte in dieſen Punkten von Erfahrung. So hatte er ſich auch angewöhnt, jede Notiz, die man irgendwohin in den Druck gab, mit pedantiſcher Vorſicht und Umſicht zu behandeln und ſie gegen alle möglichen Gefahren zu aſſecuriren. Dieſe Behandlung ſtammte nicht nur aus ſeiner diplomatiſchen Laufbahn, ſie ſtammte wol beſonders aus der franzöſiſchen Fremdherrſchaft in Deutſchland, welche ſo lange

die peinlichſte Vorſicht und Umſicht nöthig machte für Alles, was man ſchrieb oder gar drucken ließ. Und ſie war in ſein ganzes Weſen übergegangen. In mir perſönlich hat immer das Gegentheil gewirthſchaftet, die Unvorſichtigkeit, und Varnhagen war immer höchlichſt erſtaunt, wenn er mich auf dieſes Gebrechen aufmerkſam machte bei immer wiederkehrender Gelegenheit.

Sein Leben war in der erſten Hälfte unſicher und gefahrvoll bewegt geweſen. Das hatte ſich eingegraben bei ihm, wie ſich ja nur die Jugendeindrücke eingraben. Er war wie Heine, welchem er zeitlebens zugethan und verbündet geblieben, in Düſſeldorf geboren, und war wie Heine von dort nach Hamburg übergeſiedelt. Von dort war er nach Berlin gekommen, um — Medicin zu ſtudiren. Der Sinn für ſchöne Literatur hat die Medicin raſch überholt, und mit neunzehn Jahren ſchon hat er unter Beihilfe Chamiſſo's einen „Muſen-Almanach" herausgegeben. Chamiſſo! Er lebte jetzt noch in Berlin, und Varnhagen lächelte immer freundlich, wenn auf ihn die Rede kam oder wenn man den alten Herrn mit langem Haare und dem ſteinernen Antlitze im einfachen altdeutſchen Rock vorüberſchreiten ſah, eine bewegliche Bildſäule aus früherer Zeit unter den modernen Menſchen. Er wohnte weitab in großer Anſpruchsloſigkeit, und man wurde ſeiner äußerſt ſelten gewahr in der weitläufigen Stadt. Varnhagen, überreich an kleinen charakteriſtiſchen Geſchichten von berühmten Leuten, unterließ nie, mit großem Behagen einen Vorfall auszumalen, welcher Chamiſſo in Coppet bei Frau v. Staël begegnet war. Er betraf Chamiſſo's Paſſion des Tabakrauchens aus langer Pfeife. Varnhagen rauchte natürlich nicht, und Auguſt Wilhelm Schlegel, der ebenfalls bei Frau v. Staël in Coppet wohnte, haßte als petit maître, wie man den Elegant früher nannte, das Tabakrauchen mit Oſtentation. Im ganzen Hauſe zu Coppet durfte nicht geraucht werden. Das war denn für Chamiſſo eine große Pein. Wahrſcheinlich iſt ſchlechtes Wetter geweſen, und er hat nicht ausgehen können, um ſich in freier Luft zu entſchädigen, kurz, er hat ſich den

bedenklichſten Ort für den Genuß einer Pfeife ausgeſucht, den Abtritt. Die Thür ſorgfältig verriegelnd, hat er dort geſchmaucht, ohne darauf zu achten, daß dieſer Ort ein nothwendiges Gemeingut ſei für ſämmtliche Hausbewohner. Daß dieſer nothwendige Ort eine Stunde lang für ſämmtliche Hausbewohner verſchloſſen geblieben, hat denn natürlich große Beſtürzung hervorgerufen, und der ſonſt ſo delicat ſich äußernde Varnhagen ſchilderte die Beſtürzung Schlegel's und der Frau v. Staël unter ſchallendem Gelächter in der munterſten Weiſe. Das war überhaupt die Entwicklung eines Beſuches bei ihm: wenn man eintrat, war er kläglich, faſt verdrießlich, und alle die kleinen oder großen Leiden des Körpers und in Folge derſelben die Leiden des Geiſtes fielen ſeufzend von ſeinem Munde und trippelten umher auf dem ſich zuſammenziehenden Antlitze, bis ein Ereigniß, gewöhnlich ein Zeitungsartikel oder ein Buch, zur Sprache kam. Da entwickelte ſich ein politiſches oder literariſches Thema, und er wurde geſünder. Dann verzweigte ſich das Thema und ſteigerte ſich, und er wurde lebhaft und friſch. Endlich kamen die zugehörigen Perſönlichkeiten an die Reihe, dann wurde er munter, ja ausgelaſſen, und man verließ einen kerngeſunden, unternehmenden Mann.

Eine Perſönlichkeit namentlich machte ihn ſtets redſelig. Das war Fürſt Metternich. Varnhagen hatte lange und nahe Verbindungen mit Oeſterreich gehabt; er war im Jahre 1809 von Tübingen aus nach Oeſterreich gewandert, um gegen Napoleon zu fechten. Dieſer Krieg von 1809 war in ganz Deutſchland populär, und aus jenem Jahre ſchreiben ſich alle die Lobeserhebungen Oeſterreichs in Liedern und Schriften von norddeutſchen Autoren, welche ſonſt feindlich gegen Oeſterreich ſprechen. Von Arndt zum Beiſpiele, der in ſeinem Liede vom deutſchen Vaterlande Oeſterreich „an Siegen und an Ehren reich" nannte. Varnhagen focht bei Aſpern mit und wurde nach der Schlacht zum Officier ernannt; auch an der Schlacht bei Wagram nahm er Theil. Dort wurde er verwundet. Als er in

Wien geheilt worden, folgte er seinem Regimente nach Ungarn und trat mit seinem Obersten, einem Prinzen von Bentheim, in näheren Verkehr als Adjutant desselben. Mit diesem Prinzen machte er 1810 auch eine Reise nach Paris und sah dort den Hof Napoleon's. Bis zum Jahre 1812 blieb er österreichischer Officier und machte als solcher in Prag Stein's Bekanntschaft und Justus Gruner's, des großen und des kleineren Rädelsführers gegen Napoleon in jener europäisch gewordenen Verschwörung gegen den modernen Cäsar, welcher damals kurzweg der Corse genannt wurde. Solchergestalt kam der junge Varnhagen in all die Verbindungen, welche mit Wort und That Krieg führten für die Befreiung des Vaterlandes. Als Oesterreich das Schwarzenberg'sche Corps stellen mußte zum Kriege gegen Rußland, verließ er den österreichischen Dienst, kehrte nach Berlin zurück und schloß sich als Hauptmann dem Tettenborn'schen Corps an. Dieser Tettenborn war der Liebling seines Lebens, und von ihm, von dessen liebenswürdigem, tüchtigem Wesen erzählte er stets mit warmer Hingebung. Die Befreiung Hamburgs, der Zug nach Paris mit diesem Corps war seine Iliade. Unterwegs in den Kriegslagern schrieb er denn auch die „Geschichte der Hamburger Ereignisse" und die „Geschichte der Kriegszüge Tettenborn's", die Feder immer bei sich führend und in jeder Pause benützend.

In Paris trat er in den diplomatischen Dienst Preußens und kam mit dem Staatskanzler Hardenberg zum Wiener Congresse.

Unerschöpflich war er in den Schilderungen dieser Congreßzeit, und die Frage um Metternich war immer der Mittelpunkt seiner Schilderungen. Metternich überlebte ja alle die Staatsmänner und stand noch jetzt in aller Fülle der Macht, als die Beweggründe jenes großen Krieges und jener großen politischen Veränderungen längst für überlebt und veraltet galten. Was Wunder, daß Varnhagen's Rede immer wieder auf ihn zurückkam!

Der diplomatiſche Nimbus übte auch offenbar einen unwiderſtehlichen Reiz auf ihn, der ſo lange mit diplomatiſchen Fäden hatte arbeiten und ſpielen ſehen, der zu Karlsruhe in dieſen Fäden gefangen worden war. Unſere ſpäteren Unterredungen haben ſich wie oft! um dieſen Begriff eines „Diplomaten“ bewegt, welchen ich, ein junger, liberaler Theoretiker, durchaus als einen Künſtler der Täuſchungen abfertigen wollte und welchen Varnhagen als den Künſtler eines großen Inhaltes erhöhen wollte. Da brachte er denn immer Metternich in Frage. Er verſuchte es ſtets, ihm große Abſichten unterzulegen, und geſtand immer ſchließlich achſelzuckend ein, daß dem Manne der letzte Ernſt, die letzte Einſicht und die gründliche Charakterkraft gefehlt habe. Beſonders eine Unterredung mit Metternich, die er kürzlich — Anfangs der Dreißiger-Jahre — mit ihm gehabt hatte, ſpielte da eine große Rolle. Varnhagen hat mir dieſe Unterredung zu wiederholtenmalen bis ins kleinſte Detail erzählt, und es iſt wahr: ſie zeigte den öſterreichiſchen Staatskanzler in einem auffallenden Lichte Gutes wollender Bildung. Aber der Schluß blieb ſtets eine herbe Enttäuſchung. Das Wort, den Begriff des „Fortſchrittes“ hat Varnhagen in unerbittlich wiederkehrender Frage ihm abnöthigen wollen, und das iſt abſolut nicht erreichbar geweſen. Was iſt das für ein Syſtem, welches keine Zukunft kennt?! Ein nichtiges. — Leider! ſeufzte Varnhagen ſelber, und ſprach doch nach einiger Zeit immer wieder von den glänzenden Eigenſchaften Metternich's.

Daß ein Mann von ſo ausgebreiteter Lebenserfahrung, von ſo mannichfaltiger literariſcher Uebung mich, den jungen Lehrling, höchlich intereſſiren mußte, das war wol natürlich. Er erſchien mir wie ein unerſchöpflicher Quell von all dem, was ich zu erfahren wünſchte. Täglich ging ich zu ihm und war glücklich, daß er dies zuvorkommend geſtattete und daß er mir lächelnd ſagte: ich muthete ihn an wie ein junger Officier, der ſich nach Feldzügen ſehnte. „Aber den Feldzug, welchen ich in Berlin erwartete,“ ſetzte er ſtirnrunzelnd und recht ernſthaft hinzu,

„dieſen Feldzug ins Gefängniß möchte ich doch eiligſt abbrechen; ich möchte von dannen reiſen.“ Mit einer Gefangennahme dürfe man nicht anfangen, und ſoweit er die Verhältniſſe und Herrn v. Tzſchoppe kenne, ſtünde mir eine ſolche ſicherlich bevor. „Bei der Willkür in unſerem Staatsleben,“ rief er mit hoher Stimme, „ſind Sie da allem Erſinnlichen ausgeſetzt. Fort! fort! Aus den Augen, aus dem Sinn. Wenigſtens vielleicht. Wird Ordre nach auswärts gegeben, dann kann ſich ſolch eine Ordre verſchleppen, wenn Sie nicht gleich zur Hand ſind. Hier aber ſind Sie unmittelbar zur Hand — alſo fort! Ein ſolcher Anfang mit Gefangennahme ſchleppt ſich durch's ganze Leben, denn jedes Ereigniß hat ſeine unabſehbaren Spinnfäden von Conſequenzen. Bei drohendem Sturme geht man nicht in See, ſonſt muß, wie Shakſpeare's Brutus ſagt, „die ganze Reiſe des Lebens ſich durch Noth und Klippen winden.“

Er hatte Recht; er war der Vorſichtige und Umſichtige. Ich aber war, wie geſagt, der Unvorſichtige. Im Dünkel der Jugend hielt ich die älteren Herren — zu denen er doch auch gehörte — für zaghaft geworden, und am nächſten Vormittage trat ich doch wieder bei ihm ein und verbeugte mich lächelnd bei ſeinem Gruße. „Leichtſinniger Mann! Sie ſind noch immer in Berlin?“ — Wo ſoll ich hin? — „Gleichgiltig! Nur fort von hier, wo die Löwengrube Ihrer wartet!“

Nun denn, ich habe einen Winkel entdeckt, der für mich geeignet ſcheint. Das ſüdweſtliche Ende meiner Heimat Schleſien, wo die Ausläufer des Sudetengebirges in hohen Hügeln abfallen, da gibt's kaum Poſtſtraßen, da wird auch die Polizei kurzſichtig, und da hat mein nächſter Aufenthalt einen Zweck. Es iſt da eine neue Curanſtalt entſtanden für eine ganz neue Cur. Alle menſchlichen Gebreſte ſollen da gründlich geheilt werden durch gemeines Waſſer. Meine Hypochondrie fängt wieder an zu wühlen in mir, dort kann ich ſie vielleicht erſäufen. — „In gemeinem Waſſer?“ — Ja, in gewöhnlichem Waſſer. Man trinkt es in Maſſe, und ſo wirkt es innerlich, und man badet

darin und wird auch ſonſt noch in unerhörter Weiſe damit behandelt, und ſo wirkt es auch von Außen nach Innen. Die Waſſercur nennt man's, und ein Landmann, des Namens Prießnitz, iſt der Erfinder, welcher eigenhändig die Cur prakticirt; ein heilender Genius ſoll in dem einfachen Landmanne dort in abgelegener Gegend eingekehrt ſein und die aus der Mode gekommenen Wunder wieder verrichten.

„Da möcht' ich auch hin! Woher wiſſen Sie das?" — Im Winkel einer Zeitung hab' ich die Nachricht gefunden. — „Oeſterreichiſch- oder Preußiſch-Schleſien?" — An der Grenze; ich weiß es nicht genau; öſterreichiſch glaub' ich. — „Das iſt in dieſem Augenblicke beſſer für Sie." — Und Sedlnitzky? — „Er reſpectirt Curorte; alſo fort nach Gräfenberg, und ſchreiben Sie mir unter dieſer Adreſſe —"

Er ſetzte ſich hin und ſchrieb ſie auf. Ich nahm wieder einmal Abſchied von ihm und meinte nun ſelbſt, es ſei kaum rathſam, frank und frei in mein Hôtel zurückzukehren; die Polizei könnte ſchon auf mich warten. Ich war angeſteckt von ſeiner Beſorgniß und ſchlich durch eine Seitenthür in Glaßbrenner's Zimmer. Er lachte uns aus. Niemand ſei dageweſen, die Geheimräthe ſähen Geſpenſter, und im ſchlimmſten Falle würde man mich verhören wegen meiner Schriften, nicht aber gefangen ſetzen. Er hätte erſt geſtern den Polizeirath Duncker geſprochen über dieſes Thema, und dieſer wichtigſte Polizeimann, der Schrecken aller preußiſchen Uebelthäter, hätte gelacht zu einer Verhaftung wegen „Reiſenovellen". Kurz, wir ſteigerten uns zum Spott über das furchtſam gewordene alte Geſchlecht, und ich gab meine Abreiſe wieder auf. Zwei Wochen war ich ſchon in Berlin, Zeit genug, wenn man mir an den Kragen gewollt hätte! So raiſonnirten wir Grünſchnäbel, gingen ruhig ins Opernhaus, wo Gluck's „Iphigenie" vor leeren Bänken für den Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm den Vierten, aufgeführt wurde, und legten uns dann tapferen Gemüthes zu Bette, wie wenn die Welt

nicht anders ſein könnte, als ſie in unſeren jungen Hirnſchädeln abgebildet war.

21.

Als ich am nächſten Morgen erwachte, da erſchien mir Alles in anderem Lichte. Dieſes Erwachen früh und wenn man noch eine zeitlang im Bette verweilt, hat ſeine eigene Beleuchtung 'unſerer Angelegenheiten, ich möchte ſagen die klarſte Beleuchtung. Freilich eine nüchterne. Für mich wenigſtens. Und doch hat mir Gutzkow einmal geſagt, daß er des Morgens im Bette am ergiebigſten componire.

Ich componirte plötzlich meine Abreiſe und Reiſe. Die Sonne ſchien hell auf die Spree, und der Springbrunnen vor dem Muſeum glitzerte in Regenbogenfarben — die freie Natur war mir auf einmal unter allen Umſtänden wünſchenswerther als Stadtvogtei oder Hausvogtei. Ich packte in größter Eile meine Siebenſachen und fuhr ſchleunigſt auf die Poſt, jeden Augenblick fürchtend, ich könnte auf- und angehalten werden. Ich wurde es nicht.

Der reizloſe Weg durch die Mark nach Schleſien kam mir diesmal hübſch vor, weil er einen Gefängnißhof zum Gegenſtück hatte; ja die Lage von Frankfurt an der Oder, dem einzigen anmuthigen Punkte in dieſem Landſtriche, gefiel mir ſehr. Die arme Oder! Sie erlebt ſo wenig Reize. Nur ihre früheſte Jugend im Jablunka-Paſſe ſieht etwas von Bergen; dann geht ihr ganzes Leben durch flaches Land von Schleſien, der Mark und Pommern.

Einmal auf dieſem Wege, wollte ich doch nicht an der Vaterſtadt vorübereilen; ich verließ die Poſtſtraße, welche Sprottau nicht berührte, und fuhr in einem Extrapoſtwagen die

zwei Meilen seitwärts hinüber. Der Extrapostwagen erschien mir wie peinliche Ironie: er galt in meiner kleinen Vaterstadt für das Fuhrwerk vornehmer Leute, und mir selbst war doch nicht im mindesten vornehm zu Muthe. Je näher ich der heimischen Stätte kam, je deutlicher ich die für Schaffütterung abgekuppten Bäume im steinigen Felde erkannte, die mir stets ein Gräuel gewesen, desto grauer erschien mir Existenz und Zukunft. Ein sogenannter Schriftsteller bist du geworden, der kaum was kann und der schon ausgestoßen ist und auf der Flucht! Er weiß durchaus nicht wohin. Und da plagte den Postillon der Teufel, als wir auf's schlechte Pflaster der Vaterstadt kamen, mit seinem Posthorne loszublasen, als brächte er im Triumphe den Kaiser von Marokko. Die Leute stürzten vor die Hausthüren. Ich schrie ihm zu, er sollte das Maul halten, aber seine Ohren waren voll gellender Posthorntöne, er verstand mich nicht; die Uebung seiner zweifelhaften Musik mochte auch alle Gaben seines Verständnisses in Anspruch nehmen, er blies, als sollten die Mauern von Jericho einstürzen, und erst ein heftiger Schlag auf seine Schulter brachte das Posthorn mit einem ausgezeichneten Mißlaute zum Schweigen, die Pferde zum Stehen. Wir hielten mitten auf dem Markte, und die ganze Stadt wußte nun im Nu: Laube Heinrich ist mit Extrapost angekommen.

Ich war eine unmeßbare Gestalt für meine Heimat, auch für meine Eltern. Der junge Prediger, für den ich gegolten, kam als Weltmann wieder und hieß Doctor; ich hatte von Leipzig aus in Jena promovirt, weil in Leipzig jeder Schriftsteller Doctor genannt wurde und weil es unmöglich war, allen Leuten zu sagen, ich sei kein Doctor. Was ist er eigentlich? fragten sich die Sprottauer in der Stille. Er schreibt Bücher und Zeitungen, hieß es. Der Stand war ihnen ganz neu; aber da ich mit Extrapost gekommen und sauber gekleidet war, so respectirten sie den Stand. Geld, Gelderwerb ist in kleinen Städten der erste und der letzte Maßstab.

Am ſchwerſten war es, meiner Mutter Erſatz zu bieten für den untergegangenen Prediger. Doppelt ſchwer, da ich nahe daran war, meine Schriftſtellerlaufbahn für eine verfehlte zu erachten, und ich ihr doch den Schmerz ſolch eines Bekenntniſſes erſparen wollte. Die Umgebung wirkt ja auf uns wie Luft und Witterung, welche unſer Wohl- oder Uebelſein hervorbringt, und die Umgebung in einer kleinen Ackerſtadt brachte helle Verzweiflung für mich. Von dem, was mich geiſtig bewegte, war keine Spur vorhanden; es gab nicht einen Brocken geiſtiger Nahrung für mich, und nach einigen Tagen fand ich mich ausgehungert wie eine Kirchenmaus und kam mir leer und dumm vor zum Entſetzen.

Daran ſeh' ich jetzt, wie ſeit dreißig Jahren die Bildung fortgeſchritten iſt in unſerem Vaterlande. Damals war das Städtchen ledig alles geiſtigen Verkehres, jetzt iſt es eine Stadt, und Zeitungen mannichfacher Farbe kommen hin, und neue Bücher werden geleſen, und die Leute wiſſen ganz gut, was ein Schriftſteller bedeute.

Nur der Polizei-Inſpector damaliger Zeit war ein Bücherleſer. Vom Handwerker hatte er ſich durch ſtille geiſtige Thätigkeit zu dieſem hohen Poſten aufgeſchwungen, und ich erinnerte mich jetzt, daß er bei den Zunftverſammlungen des Maurergewerks in unſerem Hauſe Unterhaltungen geführt, welche meinem Großvater, dem Oberälteſten des Gewerkes, böhmiſche Dörfer geweſen waren. Ich, als wohlbeſtallter Bürgerſchüler, erklärte ſie dem ſchwerhörigen Großpapa durch leiſes Schreien. Von Zeuxis, Parrhaſius und Apelles, den griechiſchen Malern, hatte er, der Polizeirath, geſprochen, beim Bierkruge des ſogenannten „Quartals". Dieſer Mann las in der Stille des Rathhauſes auch jetzt, wie ich bald verſpürte, ſeine Zeitung und fragte mich höflichſt nach meinem Paß. Dieſer Mann konnte mit Herrn von Tzſchoppe in Verbindung ſein; er hatte ſo curios gelächelt bei ſeiner höflichen Frage. Ich ſuchte mich damit zu tröſten, daß unſere Polizei ein rein ſtädtiſches Inſtitut wäre und in ſehr

geringer Verbindung ſtände mit der Regierung; aber der Gedanke hatte etwas Schauerliches, daß ich in meiner Vaterſtadt verhaftet werden könnte. Das wäre ein entſetzlicher Scandal geweſen für die Meinigen, denn bei Verhaftungen dachte man da nur an Spitzbuben oder Raubmörder.

Der Polizei-Inſpector hatte eine ſehr hübſche Tochter, welcher ich immer den Hof gemacht. Sie war noch da und war noch ſehr hübſch — ich war nahe daran, ſie zu bitten, daß ſie den Vater ausfrage, und wenn ſich mein Verdacht beſtätigte, daß er mich auswärts in Empfang nehmen möchte. Kurz, es war ein kummervoller Aufenthalt, und ich machte ihm plötzlich des Morgens ein Ende, wie ich in Berlin ein Ende gemacht hatte. Mein Leben war eben bereits eine immerwährende Flucht geworden.

Wie von ſelbſt gerieth ich in die alte Schulſtraße, die ich ſo oft als Gymnaſiaſt gewandelt, und ſah mich nach neun Jahren wieder einmal vor den Wällen Glogaus. Ich hatte nichts da zu ſuchen und fand auch nichts in meiner jetzigen trüben Stimmung. Die eingemauerte Stadt war wie einſt — wann wird man die bewohnten Feſtungen los werden und wird zu befeſtigten Lagern übergehen, die nur von Soldaten bevölkert werden! — und die grauen Bilder der Schulzeit blieben grau. Lernen und lernen vom Erwachen bis zum Schlafengehen, und zwar unter immerwährendem klöſterlichen Ernſte ohne irgend welchen Sonnenſchein des Humors — das heißt doch die Jugend recht grundſätzlich verkümmern, und mit ihr den Körper, mit dem Körper aber auch Seele und Geiſt. Legt die Schulen in Feld und Wald und gebt dem Knaben ſo viel Freiſtunden wie Schulſtunden, ſie werden dann viel geſcheidtere Menſchen werden, jedenfalls glücklichere.

Sogar die Spiele der jugendlichen Phantaſie, die entzückenden Regungen des Herzens für irgend eine Blondine — blond mußte die Erſehnte abſolut ſein! — ſie erſchienen mir jetzt wie von grauem Mooſe überwachſen. Fort! fort! raunte

es in mir, und auch in Breslau duldete es mich nicht, ich athmete erſt wieder ruhig auf, als ich in Gräfenberg untergebracht war.

Untergebracht. Der Ort war damals noch wie ein Indianerdorf, in welchem ein Weißer ſich angeſiedelt. Ein ſteinernes Haus gab's, in welchem Prießnitz die Ariſtokratie ſeiner Patienten wohnen ließ. Wenn es voll war, da wurden neue Ankömmlinge in die Bauernhäuſer geſteckt. Ein ſolcher Ankömmling war ich, und mein Zimmer war die Ecke einer Bauernſtube; dort ſollte ich ſchwitzen und gedeihen. Die anderen Ecken und die Mitte der Stube verblieben der Bauernfamilie und dem Geſinde, verblieben der ganzen idylliſchen Häuslichkeit einer Bauernwirthſchaft. Ich wohnte in einem eingebildeten Winkel, der jedem Blicke offen ſtand. Ungemein aufmunternd für meine Stimmung. Das Leben ging mir in reißender Schnelle abwärts, und Goethe's Vers: „Leb' mit dem Vieh als Vieh" klapperte mir von Früh bis Abends im Gehirne herum.

Dazu rauhes Frühjahrswetter, welches ſich hier am Abhange des Gebirges um einen Monat verſpätet hatte und zuweilen des Morgens mit ſauberen Schnee aufwartete. Das war von Wichtigkeit für mich, denn mein kaltes Bad lag im ſogenannten Garten beim Bauernhauſe, und wenn ich des Morgens unter einem Berge von Decken curmäßig in ſtrömenden Schweiß gelangt war, dann hatte ich, kärglich eingehüllt in einen dünnen Laken, hinauszuwandeln in jenen Garten und mich in das lockende Bad zu ſenken. Durch den Schnee hindurch war dies beſonders bibliſch und zähneklappernd trabte ich dann mit der rebelliſchen Frage zurück: Iſt dies der Teich Bethesda?

Prießnitz hatte wirklich etwas von einem Propheten. Nur ſprach er faſt gar nicht, was doch die bibliſchen Propheten ſehr reichlich thaten. Das iſt modern, dachte ich mir. Denn übrigens fehlte mir nichts zur Illuſion, daß ich mich unweit des Jordan im idumäiſchen Gebirge befände und daß die Grundſätze der Eſſäer

hier eingeführt wären. Namentlich was Eſſen und Trinken betraf. Zum Frühſtück kaltes Waſſer, ſo viel als möglich, dann kalte Milch mit ſchwarzem Brot, dann immerfort kaltes Waſſer, ſo viel als möglich, dann kalte Douche oben im Walde, im freien Walde bei Wind und Regen und Schnee, dann endlich ſogenannte Malzeit im ſteinernen Hauſe, die urſprünglichſte Speiſe der Menſchheit, einige Jahrhunderte vor Erfindung der Kochkunſt, kaltes Waſſer dazu nach Discretion, das heißt wieder ſo viel als möglich.

Eine leiſe Frage an Prießnitz, ob dieſe Lebensweiſe im idumäiſchen Gebirge wirklich zu einem gedeihlichen Ziele führen könne, prallte ab von ſeinem unverbrüchlichen Stillſchweigen. Wenn man Glück hatte, ſo entdeckte man den Anfang eines ganz kleinen Lächelns auf ſeinem ſonſt unbeweglichen Antlitze.

Er war von hoher Mittelgröße und entweder in einen wohlerfahrenen ſchwarzen Frack oder in einen napoleongrauen Rock gehüllt. Bei unſerem lieblichen Frühlingsſchnee trug er Waſſerſtiefel an den Füſſen, und er ſah überhaupt aus wie ein ſtädtiſcher Bauer. Die Züge ſeines Antlitzes waren kräftig und hatten etwas Steinernes, da ſie ſelten in Bewegung geriethen. Die Stimme war ſanft. Eigentlich war er ganz Ohr; er hörte mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit zu. Das erweckt beim Patienten immer Zutrauen, denn der Leidende will zunächſt all ſeine Gedanken angebracht ſehen. Aus der Summe dieſer Gedanken, meint er, wachſe die Pflanze der Geneſung. Und wenn der Arzt ſo ausdauernd zuhöre, dann — meint der Kranke — ſei dies auch ein gewiſſenhafter Arzt. Das war Prießnitz ſicherlich. Die geheimnißvolle Bedeutung, welche von ihm ausſtrahlte, entſprang aus ſeiner gewiſſenhaften Erwägung, und dieſe wurzelte wol in ſeinem langſamen Denkproceſſe. Er ſtudirte fortwährend. Durch eigene Krankheit war er zum Nachdenken gebracht worden über Heilmittel, und das Waſſer hatte ſich ihm als wirkſamſtes Heilmittel erwieſen. Von Fall zu Fall hatte er dann in ſeiner Umgebung weiter probirt mit ſeinem einfachen Waſſermittel, zuerſt

an ſeinen Gräfenberger Nachbarn, dann an den Freiwaldauern, die unten im Städtchen wohnten und die von ſeinen glücklichen Curen gehört hatten. Langſam hatte ſich ſein Ruf in den erſten Dreißiger-Jahren verbreitet, und er wurde jetzt — im Frühjahre 1834 — noch überall angezweifelt. Die Prießnitz'ſche Waſſercur galt noch für eine Marotte, der Mann ſelbſt aber wurde niemals Charlatan genannt. Ein alter Arzt aus Breslau, der ſeine Gicht jetzt eben hier heilen wollte, ſagte von ihm: Er iſt ein Genie, von der Natur zum Heilkünſtler beſtimmt.

Die ganze innere Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers zu kennen, iſt jedoch eine Vorbedingung für den Arzt, welche ein langes, genaues Studium vorausſetzt. Wie kann man heilen ohne Beherrſchung dieſes weiten Umfanges von Kenntniſſen? Dieſe Frage ſprach ich direct aus gegen Prießnitz. Er nickte langſam mit dem Kopfe, und noch langſamer gab er in abgeriſſenen Worten von ſich, daß er die aufgeſchnittenen Leiber der Thiere genau betrachtet habe. Und die Verantwortlichkeit — fragte ich weiter — welche Sie übernehmen bei ſchwer Kranken die hieher kommen? Da zuckte er leicht die Achſeln und meinte: er rufe ſie nicht her und weiſe auch viele zurück, denn ſeit einiger Zeit fänden ſich Kranke ein, denen der Tod ſchon auf der Zunge ſitze.

Sichtlich lag die Verantwortlichkeit wie eine ſchwere Laſt auf ihm, und ſie wol machte ihn ſo ſchweigſam.

Er iſt ſpäter etwas freier in ſeinem Weſen geworden, aber ein ſtiller Geſelle iſt er immer geblieben.

Eines Tages trat er zu ungewöhnlicher Stunde in meine Bauernſtube, um mir geheimnißvoll mitzutheilen, daß meine Exiſtenz bedroht erſcheine. Von der öſterreichiſchen Regierung ſei ich, wie er kürzlich erfahren, unter ſpecielle polizeiliche Aufſicht geſtellt, und geſtern Abends habe man ihm angezeigt, daß in den preußiſchen Grenzorten Befehl eingegangen ſei, mich feſtzunehmen, wenn ich die Grenze paſſirte. Soeben habe ihm aber ein kundiger Herr zugeflüſtert, daß ich vor Kurzem aus dem

Königreiche Sachſen verbannt worden. Was um Alles in der Welt, was für eine Gattung von Uebelthätern ich denn ſei? war mit ein wenig anderen Worten ſeine unſicher articulirte Schlußfrage.

Dabei war er wenig ängſtlich und mißtrauiſch. Als denkender Oeſterreicher wußte er, daß ſolche politiſche Verfolgung gewöhnlich ihre übertriebenen oder unnützen Gründe habe, und er rieth mir gutmüthig — das war er überhaupt — meine Cur in Gräfenberg unbekümmert fortzuſetzen.

So war ich denn ſelbſt hier im idumäiſchen Gebirge bereits wieder ein verdächtiges Mitglied der Menſchheit, welches unter dem Hemde am Oberarme ein Brandzeichen verbarg. Denn bekannt wurde es auf der Stelle, daß ein geheimnißvolles Verbrechen auf mir laſtete. Solcher Verdacht dringt wie die Luſt durch die unſcheinbarſte Ritze, weil er Jedermann willkommen iſt. Warum willkommen? Jedermann braucht einen Reiz für ſein langweiliges Leben, und benützt den kleinſten Anlaß zu großer Erfindung. Die Leute ſtecken dann die Köpfe zuſammen, wenn man vorübergeht, und ſprechen leiſe, verſtohlene Blicke auf uns werfend; man iſt geächtet.

Dazu kam die peinliche Wirkung der neuen Cur: ſie erregte mir ununterbrochenen Zahnſchmerz und König Lear's Hypochondrie. Hinuuter! hinunter! ſeufzte ich mit dem märchenhaften Könige, aber es half nichts. Es war ein abſcheulicher Zuſtand.

Man erträgt ihn allenfalls in einem Curorte, welcher ſein hiſtoriſches Examen abgelegt hat; in Karlsbad läßt man ſich nachweiſen, daß dies eine herkömmliche Entwicklung ſei, und leidet getroſt weiter, denn man hofft mit leidlicher Zuverſicht, die Sonne werde doch einmal aufgehen. Aber die Waſſercur war nagelneu, der Ort und der Arzt waren Novizen, und wie viel Theilnahme ich auch für Prießnitz perſönlich hegte, ich mußte mir doch geſtehen: der Mann ſucht erſt ſeine Wiſſenſchaft. Der Himmel weiß, ob er ſie findet, und bei der Suche gehſt du leichtlich mit verloren.

Warten ferner, warten können iſt eine Eigenſchaft, welche ich in ſehr geringem Grade beſitze. Und nun warten gar in's Trübe hinein, in's Ausſichtsloſe! O nein. Da bin ich für eine Veränderung der Lage, wenn dieſe Veränderung auch keine Verbeſſerung darbietet. Fort! fort! trieb's in mir, und ich miethete mir einen Bauernwagen. Wohin?

Ich wußte es kaum. Nach Oeſterreich hinein? Es hatte keinen Sinn, in die geöffneten Arme Sedlnitzky's zu laufen. Die ganze übrige Grenze war aber Preußen, und auf dieſer Grenze wurde ich erwartet. Nicht nur Prießnitz ſagte mir das; Briefe aus Breslau berichteten mir, ich ſei in Berlin nur zufällig überſehen worden, und jetzt ſei wirklich Ordre gegeben, ſich meiner Perſon zu verſichern. Ich war aber nicht mehr in der Laune, mich verhaften zu laſſen, um endlich zur Ruhe zu kommen; ich war abgehetzt und ſchwermüthig. Durch Preußen hindurch nach Sachſen zurück wollte ich. Freilich war ich aus Sachſen bereits verbannt, aber es gab keinen anderen Weg für mich, um ins Freie zu kommen, als den über Sachſen. Durchreiſen, dachte ich, läßt man dich gewiß in Sachſen, denn man hat dich nur ausgewieſen, weil Preußen es verlangt hat.

Die Fahrt auf jenem Bauernwagen — ein Bund Stroh war mein Sitz — war durchaus die eines armen Sünders; insbeſondere wegen meiner troſtloſen Gemüthsſtimmung, die durch eine unvollendete Cur rein körperlich erregt war.

Durch waldiges Hügelland führte der Weg, und durch ein offenes Landſtädtchen, Johannesberg geheißen. Es iſt noch auf öſterreichiſchem Gebiete, und hier iſt der Dichter Zedlitz geboren. Beim Anblick dieſes Städtchens hob ſich meine Stimmung merklich. Durch den Genius eines Dichters, der hier noch in den Lüften waltete? Ach nein. Nicht ſo romantiſch, ſondern ſehr materiell lautete die Erklärung und die Entdeckung, welche ich hier machte. Unter den neueſten Hilfsmitteln der Gräfenberger Waſſercur nämlich ſpielten feuchte Handtücher eine Rolle, welche man um die Weichen ſchlang. Ihre Feuchtigkeit erzeugte geſteigerte

Wärme, und ihr ſchrieb man große Wirkungen zu. Dieſen Wirkungen mißtraute ich für meine Perſon, und ich entledigte mich hier in Johannesberg dieſer dampfenden Binde. Zu meinem Heile. Die peinigende Hypochondrie verdampfte auf der Stelle; ſie war durch dieſes Heilmittel hervorgebracht. Stolz auf dieſe Entdeckung theile ich dies nach ſechsunddreißig Jahren allen zur Hypochondrie geneigten Leidensgenoſſen mit und bitte um Entſchuldigung, daß ich's nicht früher gethan.

Freier athmend, ſah ich unten im ebeneren Lande das preußiſche Grenzſtädtchen vor mir, Patſchkau genannt. Dieſem entſcheidenden Punkte brachte ich doch wieder leidliche Entſchloſſenheit zu: ich commandirte meinem Gräfenberger Kutſcher „Halt!“ Er ſollte ohne mich durch den Grenzpoſten fahren; eine Viertelſtunde jenſeits der Grenze würde ich auf der Landſtraße ſeiner warten. Erſtaunt ſah er mich an. „Der Cur wegen, Freund, muß ich eine Strecke zu Fuß gehen,“ ſagte ich ihm zur Aufklärung.

In weitem Bogen umkreiſte ich das Städtchen und wartete dann auf einem Steinhaufen der Landſtraße. Wieder warten! Meine Schwäche. Aber die Viertelſtunde war längſt vorüber, meine Ungeduld war natürlich. Eine halbe Stunde ging vorüber, der Wagen erſchien nicht, drei Viertelſtunden — er kam nicht.

Kein Zweifel mehr, es war etwas vorgegangen, und die Phantaſie eines Verfolgten war in berechtigter Arbeit. Man hat meinen Koffer entdeckt im Stroh des Bauernwagens, denn ſchon des Zolles wegen unterſucht man auf der Grenze den Wagen; man hat gefragt nach dem Eigenthümer, und der Gräfenberger Eigenthümer hat mich beſchrieben — ſie werden kommen mit Spießen und Stangen, dich zu ſuchen, dich zu fahen. Vorwärts in einen Seitenweg, von dannen! Aber im Koffer iſt ein angefangenes Manuſcript, das kannſt du nicht aufgeben, es bietet deinen einzigen nächſten Unterhalt, und dieſes Ausreißen wie ein Dieb vor einer Gefahr, welche du vor fünf Wochen ſelbſt

aufgeſucht, iſt deiner Natur zuwider; geh' hinein in den Rachen des Löwen, Patſchkau genannt! So raiſonnirte ich, offenbar weil ich des naſſen Handtuches und ſeiner lähmenden Kraft ledig war, und marſchirte reſolut rückwärts nach dem Städtchen zu, auf das Aergſte gefaßt.

Die Sonne ſchien warm, die Landſchaft und das Ackerſtädtchen waren ſtill und ganz menſchenleer. In dieſer Stille kam ich unangefochten an's Thor, in die erſte Straße, da — kam mir langſam mein Wagen entgegen. Der Kutſcher ging nebenher, Niemand geleitete ihn, Niemand ſaß auf dem Wagen. Warum ſo ſpät? Ein Pferd war unwohl geworden.

Jetzt war es wieder hergeſtellt, und wir trabten friſch unten am ſchleſiſchen Gebirge hin den Gegenden zu, welche mir aus der Schweidnitzer Schulzeit ſehr wohl bekannt waren. Das wohlgeformte Eulengebirge, welches auf Frankenſtein und Reichenbach herniederſieht, auf einen fruchtbaren Weizenboden Schleſiens, ſtand mir zur Linken ganz ſo wie einſt, da ich als hoffnungsreicher, ſorgloſer Studioſus hinaufgeblickt. Ich nur war faſt hoffnungslos und recht ſorgenvoll geworden. Ich bedurfte einer Anſprache, und als wir jenſeits Schweidnitz auf das Plateau von Salzbrunn hinaufkamen und ich die Kirche ſah, in welcher ich oft Nachmittags gepredigt, da hieß ich den Kutſcher ſeitwärts in den Kirchenweg fahren und vor dem Pfarrhauſe halten. Richtig! mein alter Freund, der gutmüthige Paſtor, trat auch wie beſtellt vor die Thür und erkannte mich flugs. „Etwas angegriffen ſehen Sie aus, Laube! Wo und was ſind Sie denn jetzt?"

„Ein Vagabund!" — „Warum nicht gar! Steigen Sie nur ab!" — „Nein ich muß weiter, ich habe Eile."

In aller Eile hatte er mir als Wichtigſtes mitzutheilen, daß er ganz zufrieden ſei mit der Annahme der neuen Agende und ſich wohlbefände in Einhaltung der rechten Mitte zwiſchen Rationalismus und Supra-Naturalismus, wie er mir immer angerathen.

„Ja wol!“ — erwiderte ich — „indem Sie mir ſtets die Worte des Horaz empfahlen, welcher die Männer der Mitte die glücklichen nennt, beati, beati! Ich ſelbſt bin augenblicklich hier auf meinem Strohſitze recht weit von der Mitte entfernt.“ — „Wieſo?“ — „Ich bin jung, lieber Herr Paſtor, und ich meine, trotz des unbequemen Strohſitzes, die Jugend darf nicht in der Mitte anfangen, ſonſt geräth die Entwicklung der Welt in Stillſtand. Die Jugend ſoll über das Vorhandene hinaus trachten, damit der Umkreis unſerer Wünſche und Zuſtände erweitert werde. Man mag ſie immer dafür ſtrafen; ſie wird von der Strafe lernen, und die Strafe wird auch denjenigen belehren, welcher ſtraft. Horaz war kein junger Mann, als er ſeinen Vers von der glücklichen Mitte ſchrieb. Er war ein erfahrener Lebemann, der behaglich exiſtiren wollte und ſich mit dem neuen Kaiſerthume des Auguſtus friedfertig ſtellte. Die übergreifende Jugend kommt ſpäter auch zu einer „Mitte“, aber es iſt dann *ihre* Mitte, und nur als ſolche die richtige. Denn die erworbene Mitte hat ſich neue Maßſtäbe erworben.“

Der alte freundliche Paſtor wiegte den Kopf hin und her, er merkte etwas von meiner Bedrängniß und gab mir ſeinen Segen. Ich ſollte nur die Töchter abwarten und begrüßen, die ſämmtlich noch unverheiratet und drüben im Garten wären. „Nichts von ſchönen Mädchen, Papa, ich bin in einen Orden gerathen, welcher Paſtorstöchtern nicht gefällt. Gruß und Handſchlag, und wahrſcheinlich Ade für dieſe Welt!“

Fort raſſelte der Wagen über jenen buckeligen Landſtrich, welcher die großen Waldenburger Kohlenlager bedeckt und der damals nicht ahnen ließ, daß ein „Strike“ hier aufſteigen und ſociale Probleme mit Hunger und Kummer in Rede und That bringen werde — Probleme, welche unſerem damaligen Liberalismus noch ganz fremd waren. Solch ein allgemeiner Grundſatz wie der Liberalismus gleicht den großen Flüſſen. Man nennt nur Eine Quelle, aber zu dieſer Hauptquelle geſellen ſich unterwegs alle benachbarten Waſſerläufe, und ſo entſteht nach Ueber-

windung aller Terrainſchwierigkeiten unten in der Ebene der breite mächtige Strom, welcher einer Geſchichtsepoche den Namen gibt und den Charakter und die Bewegung.

22.

Die eigentliche Flucht ſchien mir beendigt, als ich nach Dresden kam. Ich wußte wol, daß ich auch da nicht bleiben dürfte, und ſtieg deshalb außen in der Bautzener Vorſtadt ab, ein Fuhrmannswirthshaus für mein Theil erachtend. Aber ich wußte auch, daß ich in Sachſen nur Achſelzucken und eine fortweiſende Pantomime finden würde, jedoch keine krallende Hand.

Vielleicht — dachte ich — ermannt ſich auch ein Miniſter, dem befehlenden Wunſche von Außen eine diplomatiſche Schwerhörigkeit entgegenzubringen. Ich wollte alſo aus meinem Fuhrmannswirthshauſe in ein Miniſter-Hotel wandeln. Wie war das möglich zu machen? Gewöhnlichen Reiſenden, die vom Strohbunde eines Flechtenwagens ſich erheben, ſind doch die Miniſter nicht ohneweiters zugänglich. Ich ſuchte einen Mann auf, welcher meines Wiſſens bei einem königlichen Archive angeſtellt war und welcher mir zu wiederholtenmalen nach Leipzig geſchrieben hatte. Er hatte immer Ermunterung und Zuſtimmung für die liberale Faſſung der „Eleganten“ ausgedrückt, und ich durfte hoffen, guten Rath bei ihm zu finden. Ich fand auch Rath und That. Er war ein langer, hagerer junger Mann, der ſpäter ungemein bekannt geworden iſt, indem er ſeine archivaliſchen Studien in ein beißendes Buch zuſammentrug. Dieſes Buch war eine Sammlung pikanter Vorgänge an deutſchen Höfen, und der Mann hieß und heißt Vehſe. Er war von liebenswürdigſter Bereitwilligkeit

für meinen Zweck, und ſein Liberalismus war ſo naiv, daß er meinte, es würde gar keine Schwierigkeit haben, meinen ferneren Aufenthalt in Sachſen zu erwirken. „Dafür haben wir Lindenau!“ rief er zuverſichtlich und führte mich ohne Verzug in das Hotel dieſes Miniſters.

Herr v. Lindenau war ſeit der Juli-Revolution, welche auch in Sachſen einen liberalen Syſtemwechſel hervorgebracht, der populäre Miniſter der freiſinnigen Richtung, und er war wirklich ein allgemein beliebter Staatsmann, namentlich auch beliebt durch ein menſchenfreundliches Weſen.

Behſe gelangte ſofort in ſein Cabinet wie ein täglicher Beſucher, und ich wartete im Vorzimmer. Dieſe Leichtigkeit des Zutrittes machte mir die beſte Hoffnung.

Sie wurde getäuſcht. Behſe kam ganz beſtürzt aus des Miniſters Cabinet und verrieth mir mehr, als er es eingeſtand, daß Herr v. Lindenau nichts mit mir zu ſchaffen haben wollte.

„Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“ — dieſes Schiller'ſche Wort ſchien für Behſe geſchrieben; er ſchüttelte die Vorwürfe ab, welche ihm erſichtlich Lindenau gemacht hatte, daß er ihm einen compromittirten Schriftſteller ins Haus geſchleppt, und rief mit einer Art von Todesmuth: „Gehen wir zu Herrn v. Carlowitz!“

Dieſer Miniſter hatte keineswegs einen ſo liberalen Ruf wie Herr v. Lindenau, aber aus Behſe's Aeußerungen konnte ich ſchließen, daß dem Herrn v. Carlowitz ein ſtärkeres ſächſiſches Bewußtſein und ein ſtärkeres Knochengerüſt des Charakters zuzutrauen wäre.

Das beſtätigte ſich auch. Ich wurde angenommen, und ein ältlicher Herr mittlerer Größe trat mir langſamen, nicht ganz leichten Schrittes entgegen. Das Antlitz, faſt wie Pergament, verrieth gar keine Wandlung, und auch das Auge ſetzte ſich gar nicht in Unkoſten; aber ich bemerkte doch, daß es ganz gut ſehe. Noch beſſer ſchien der ſtille Herr zu hören, eine Capital-Eigenſchaft

für einen mächtigen Mann. Der ganze Kopf ſaß tief in einer dicken weißen Halsbinde und rührte ſich nicht; eine leichte Handbewegung nur forderte mich auf, meinen Fall und mein Geſuch vorzutragen.

Dieſer Vortrag ſchloß meinen ganzen literariſchen Lebenslauf in ſich, und demgemäß auch ein breites Stück Politik. Regungslos hörte Herr v. Carlowitz zu; ich hatte volle Gelegenheit, mich um den Hals zu reden in dieſem weiten Salon, der ſehr akuſtiſch zu ſein ſchien, und als ich endlich ſchwieg, erſchrak ich faſt über das Echo der Wände und über die Lautloſigkeit des neben mir ſitzenden Mannes. Die weiße Halsbinde ſchien ſich eher zu bewegen, als ſein Antlitz. Eine unheimliche Pauſe trat ein. Dann ſtreifte mich ein Viertelsblick ſeines Auges, welcher fragte: Sind Sie fertig?

Ich verneigte mich. Mein Geſuch ging dahin, in Leipzig bleiben zu dürfen als Redacteur der „Eleganten Zeitung“, unter dem Schutze Sachſens gegen das Ausweiſungsverlangen Preußens.

Endlich öffnete ſich der Mund, und ich hatte gegründete Ausſicht, daß der übrigens ſehr höfliche Herr auch ſprechen könne. Stumm hatte er mich begrüßt und bis daher kein Jota geſagt. Langſam und anſpruchslos fielen wie Perlen vier Worte aus dieſem Munde, nämlich: „Bleiben Sie in Dresden“.

In dieſen Worten lag eine wohlbedachte, eine vollſtändige Politik. Es fehlte ihnen nur ein geſcheiter Zuhörer. Ich war kein ſolcher, ſondern war unglaublich dumm.

Denn ich hatte nichts Eiligeres und nichts Alberneres zu thun, als nochmals in langer Rede auseinander zu ſetzen, daß Leipzig mir unerläßlich ſei zur Redaction der „Eleganten Zeitung“.

Als ich zum zweitenmale fertig war, folgte dieſelbe Pauſe, folgten dieſelben Worte: „Bleiben Sie in Dresden“.

Ich hörte aus dieſen vier Worten nur das Nein heraus für mein Geſuch und beſchränkte mich nun auf die geringere

Bitte, wenigſtens noch vierzehn Tage lang in Leipzig bleiben zu dürfen, damit ich meine Geſchäfts-Angelegenheiten ordnen könnte. Ein leichtes Kopfnicken und eine breite Handbewegung drückten aus: dieſe beſcheidene Bitte iſt Ihnen geſtattet. Und hiemit war die Audienz beendigt; ein ſtummer Abſchied erledigte ſich durch mehr oder minder graciöſe Verbeugungen.

Ich fuhr nach Leipzig und zeigte der über meine Ankunft betroffenen Sicherheitsbehörde an, daß mir der Herr Miniſter die Erlaubniß für vierzehn Tagen gegeben habe. Es wurde mir nichts in den Weg gelegt; die blos mimiſche Bewilligung des Herrn Miniſters bewährte ſich alſo vollkommen.

Was nun? Die Berathung mit meinen Freunden, welche allmittäglich im „Hôtel de Bavière“ ſtattfand, überhörte wie ich das weiſe Wort des Miniſters: „Bleiben Sie in Dresden“, und ſo taumelte ich in ein Schickſal hinein, welches meinen nächſten ſechs Lebensjahren eine Verbrecher-Signatur und mit ihr ein hohes Maß von Schmerzen und Entbehrungen aufprägte.

Ich ſelbſt nämlich kam mit eingeborneum Eigenſinne wieder auf den Entſchluß zurück, mit welchem ich vor ſechs Wochen Leipzig verlaſſen hatte, auf den Entſchluß, mich ſelber in Berlin der Verhaftung darzubieten. Als mir unterwegs die Verhaftung auf die Schulter zu ſpringen drohte, da war ich ihr entſprungen und jetzt in der Ruhe eines vorläufigen Hafens meinte ich doch wieder, dieſem Gehetztwerden müßte ein- für allemal ein Ende gemacht werden durch ein ſummariſches Opfer. Wie ging das zu? Die unmittelbare Empfindung iſt eben was Anderes, als die blos verſtändige Berechnung. Verſtändig! nach Verlauf neuer vierzehn Tage ſollte ich klar einſehen, daß ſie unverſtändig geweſen war.

Ich reiſte denn wirklich wieder nach Berlin und wartete dort auf meine Verhaftung.

Varnhagen mißbilligte mein Verfahren auf das heftigſte, indem er namentlich mir klarmachte, daß unter den preußiſchen

politiſchen Zuſtänden und Stimmungen auf eine rein juridiſche Behandlung gar nicht zu rechnen wäre. Man würde unglaubliche Vorwände erfinden, mich feſtzuhalten, und einer abſoluten Regierung fehle es nie an Vorwänden, weil keine Behörde ſtark genug und willig genug ſei, den täuſchenden Mantel abzuziehen von dieſen Vorwänden.

Ich weiß nicht mehr, ob er darauf kam oder ob endlich mein eigener Verſtand entdeckte: was die Carlowitz'ſchen Worte bedeutet hätten. Kurz, ſie wurden mir plötzlich klar. „Wenn dieſer junge Schriftſteller" — hatte er gemeint — „in Dresden bleibt, ſo wird der wiederum reclamirenden preußiſchen Regierung geantwortet: er iſt ja auf unſere Veranlaſſung nicht mehr in Leipzig, nicht mehr an der Quelle journaliſtiſcher Aeußerungen, welche ihn läſtig gemacht haben, er iſt in dem journaliſtiſch harmloſen Dresden unter unſerer nahen Aufſicht, und es kann abgewartet werden, ob er auch hier Exceſſe begeht."

Solche wohlmotivirte Ablehnung war dem ſächſiſchen Staatsminiſter eine angenehme Genugthuung für die auswärtige Forderung, und für mich brachte ſie einen heilſamen Stillſtand zuwege. Zur Noth konnte ich auch von Dresden die nur wöchentlich erſcheinende belletriſtiſche Zeitung redigiren, bürgerlich aber hatte ich einen Anhalt gewonnen in dem ſelbſtſtändigen Verfahren des Staatsminiſters.

„Kehren Sie deshalb eiligſt nach Dresden zurück!" ſchloß eines Abends Varnhagen unſer Geſpräch, und ich ging in mein Quartier an der Behren- und Friedrichsſtraßen-Ecke, mich mit dem Gedanken zu Bette legend: morgen könnte es geſchehen!

Die Weisheit kam zu ſpät. Als ich am nächſten Morgen beim Frühſtück ſaß, traten drei Männer in mein Zimmer, und Einer von ihnen kündigte mir an, daß er den Auftrag habe, mich und meine Papiere in Haft zu nehmen.

Dieſer eine Mann, wohlgenährt und von roſigem, freundlichem Angeſichte, war eine polizeiliche Berühmtheit jener Tage.

Wenn irgend ein gefährlicher Verbrecher eingefangen werden ſollte, da hieß es immer: Dunker wird ſeiner ſchon habhaft werden, dem Polizeirath Dunker entgeht Keiner! Daß ich ihm nicht entging, war nun freilich kein Kunſtſtück. Als ſolches betrachtete es auch Dunker nicht; dieſe literariſch-politiſchen Verhaftungen waren überhaupt nicht nach ſeinem Geſchmacke, er war eigentlich ſo liberal wie Einer von uns und intereſſirte ſich nur für Behandlung wirklicher Verbrecher.

So war denn auch unſer Austauſch von Reden bei einem ſo mißlichen Vorgange, wie eine Verhaftung iſt, ganz milde und friedfertig. Er fragte mich, ob eine Droſchke geholt werden ſollte, oder ob ich den Weg zu Fuße vorzöge, da er in Civilkleidern ſei und ſomit neben mir nicht wie ein Transportirender auffallen werde. Es war ein ſchöner Frühſommer-Morgen; ich ſtimmte für die Fußwanderung. Luft und Bewegung zum letztenmale!

So gingen wir den ziemlich weiten Weg hinüber nach dem Molkenmarkte, alſo nach der Stadtvogtei, meiner früheren Wahl gemäß. Ich war im Gemüthe ziemlich ruhig, war mir aber doch des ſchweren, unabſehbaren Momentes recht bewußt. Unabſehbar! Das war der Begriff, welcher mir am meiſten zu ſchaffen machte, und der Freiheitsſinn in mir flüſterte: Schneide ab! Entſpringe! — Der Polizeirath allein war neben mir, und wir wandelten auf ſchmalem Pfade durch Kartoffeln und Gemüſe eines Marktes dahin unter Bauernweibern und einkaufenden Köchinnen. Das erinnerte mich Alles an Feld und Flur und Natürlichkeit, es erſchien mir wie das Natürlichſte, daß ich mich der neuen Bekanntſchaft des corpulenten Herrn Dunker entſchlüge. Er ſah ſo behäbig aus in ſeiner Corpulenz, daß ich annehmen konnte, er werde mich ſicher nicht einholen, wenn's ans Laufen ginge. Ein albernes Anſtandsgefühl hielt mich ein wenig zurück; er hatte mir ſo harmlos vertraut, indem er allein mit mir die Wanderung angetreten! — Dieſe Anſtands-Convenienzen ſpielen eine wunderliche Rolle in unſerem Leben; ſie bedeuten ſo wenig

und bewirken ſo viel. Wo die höhere Rückſicht ſie mit dem Fuße fortſtößt, da ſchreit die anſtändige Geſellſchaft ſo laut, und es braucht einer Tragödie, um über die kleinen Maßſtäbe dieſer anſtändigen Geſellſchaft hinwegzukommen. Wer ſagt mir denn aber, ob ich nicht in der erſten Scene einer Tragödie dahinwandelte durch die Gertraudenſtraße auf den Molkenmarkt zu?!

In den nächſten Monaten hab ich oft bedauert, daß ich die leichte Gelegenheit zum Entſpringen nicht benützt hatte.

Ein ſchmales Zimmer mit Einem Fenſter, welches auf einen kleinen leeren Hof blicken ließ, wurde meine Wohnung. Die Thür wurde verſchloſſen, ich war allein, war gefangen. Es war eben nicht viel anders, als da ich vor acht Jahren zu Halle im Carcer eingeſperrt wurde, damit ich Bekenntniſſe über die Burſchenſchaft machen ſollte. Und doch anders. Dort Univerſitäts-Gericht und Studentendinge, hier Staatsgericht und politiſche Dinge. Staat und Politik ſind verzweifelt weite Begriffe. Das iſt ein Netz mit tauſend Maſchen, in denen man hängen bleiben kann als kleiner Fiſch.

Und doch ſollten mir jene Studentendinge viel gefährlicher werden, als alle die Staats- und politiſchen Dinge, um welche ſich meine Verhöre bewegten!

Dunker verhörte mich auch. Er that es allein und ſchrieb eigenhändig die Protokolle. Er machte das ganz artig ab, ja liebenswürdig, und die Phyſiognomie der Unterſuchung gegen mich gewann einen recht harmloſen Ausdruck.

Dieſe Verhöre betrafen meine „Reiſe-Novellen“ und einzelne Artikel der „Eleganten Zeitung“: Anklage auf allzu freiſinnige Politik und Theologie lag zum Grunde. Dunker las die betreffenden Stellen vor und betonte das nachdrücklich was ſtrafwürdig erſcheinen ſollte. Aber die Betonung hatte etwas von einem lächelnden Fragezeichen in ſich und wenn ich einen Grund angab, ſo verſtärkte er dieſen Grund beim Niederſchreiben durch irgend einen kleinen Zuſatz. So wurden die Verhöre feine Luſtſpiel-Scenen: Dunker ſagte es nicht, daß er auf meiner Seite

ſtünde, aber er handelte auf meiner Seite. Endlich kam das einmal zum Ausbruche bei einer Stelle in den „Reiſe-Novellen“. Sie lautete: „Um die Kirchen iſt immer viel Wind“. — „Wie können Sie das verantworten?“ fragte Dunker mit einer Strenge des Tones, welche ſeinem weichen Organe gar nicht natürlich war. Ich berief mich auf die örtliche Stellung der Kirchen, welche immer auf freien Plätzen ſtünden, und auf freien Plätzen herrſche immer Zugwind; ich hatte aber das Wort Zugwind noch nicht ganz ausgeſprochen, da überraſchte uns ein ſchallendes Gelächter. Hatte uns Jemand zugehört? Nein, wir waren allein; wir Beide hatten ſo unwillkürlich gelacht.

Trotzdem wurde der discrete Luſtſpielton zwiſchen uns nicht geändert, es folgte keine platte Erklärung des Gelächters, ſondern Dunker ſagte, nachdem er ſich die überfließenden Augen mit dem Taſchentuche getrocknet: „Dieſe topographiſche Begründung iſt werthvoll, aber einſeitig. Was meinen Sie zu dem Beiſatze: Friedrich der Große hat dergleichen oft geſagt?“ Ich entgegnete ſehr ernſthaft, daß ich für alle ähnlichen incriminirten Stellen zu Protokoll gäbe, ſie ſtammten aus dem Studium der Schriften, welche der preußiſche König Friedrich der Zweite in Druck gegeben, und ich glaubte deßhalb nicht, daß ſie im Königreiche Preußen ſtrafwürdig ſein könnten.

Erſt wenn das Verhör zu Ende, alſo der officielle Vorhang gefallen war, geſtattete ſich Dunker kleine Aeußerungen über Herrn v. Tzſchoppe und dies ganze kleinliche Syſtem, welches die Meinung der gebildeten Preußen wol nicht für ſich habe. Das iſt immer ein entſcheidendes Symptom, wenn die Beamten eines Staates über die Regierung hinausſehen und ihre Befehle nur mit Achſelzucken erfüllen.

Dunker meinte denn auch, ein juridiſcher Halt ſei gar nicht vorhanden für meine Gefangenſchaft, und ſie ſei auf die Länge nicht haltbar. „Wie lang iſt die Länge?“ fragte ich. Darauf ſchwieg er.

Woche auf Woche verging. Draußen war ewiger Sonnenſchein; jener wunderbare Sommer des Jahres 1834 war im Gange; nur in meine gen Norden gelegene Zelle drang kein Sonnenſtrahl. Ich ertrug indeſſen mein Loos mit leidlicher Faſſung, weil mich Dunker's Aeußerungen tröſteten. Künſtleriſche Beſtrebung kam mir zu Hilfe; ich hatte eine Roman-Anlage in mir, und es war mir ein Genüge, daß ich in meiner Gefängnißſtille ganz und gar in den bewegten Fluß einer Erzählung hinein geriethe. Die Tieck'ſchen Novellen, damals faſt die einzige epiſche Production, welche feineren Geiſt athmete, hatten die volle Romanform ziemlich verdrängt. Der Geiſt ſprang immer vorlaut heraus aus der Form, er ſchwenkte die Solger'ſche Freiheit der Ironie, die burſchikoſe Ueberhebung der Romantiker wie eine Fahne literariſcher Freiheit. Nur Einmal, in ſeinem „griechiſchen Kaiſer", war Tieck jener künſtlichen Novellenform untreu geworden und hatte zu großer Ueberraſchung einen kleinen Roman gebracht, ſtatt einer großen Novelle. Die geſchwätzige Unterſuchung jener Zeit: „Worin unterſcheidet ſich die Novelle vom Roman", hatte einen unerwarteten Stoß erlitten, denn der Novellen-Vater Tieck hatte auch dieſen „griechiſchen Kaiſer" Novelle genannt. Mir aber hatte dieſer kleine Roman Tieck's einen viel ſtärkeren Eindruck gemacht, als irgend eine ſeiner Novellen; mir erſchien jetzt, was ich bisher Novelliſtiſches geſchrieben, zu unrein, zu flatterhaft in der Form, und ich meinte, einen guten Schritt vorwärts zu thun, wenn ich einfach erzählte. Das that ich denn in den langen Stunden der Stadtvogtei.

Ich hüllte mich alſo ſelbſt in Romantik, das Gefängniß half mir aber auch dabei. Es war das Polizei-Gefängniß einer großen Stadt und lieferte als ſolches ein großes Contingent romantiſch gearteter Figuren. Walter Scott hätte ſich mit Vergnügen einige Wochen hier aufgehalten, um Modelle zu ſtudiren, und wenn auch mein Vergnügen nicht ſo groß war, weil ich eben kein Walter Scott bin, ſo beſchäftigte und unterhielt mich doch immerhin das polizeiliche Geſindel einigermaßen. Denn trotz

meines verſchloſſenen Zimmers kam ich doch in einige Berührung mit demſelben; ich hatte täglich eine ſogenannte Freiſtunde und wurde während derſelben in einen Hof geführt, wo ich unter dem Schutze einer Schildwache hin- und hergehen konnte. Der Weg dahin führte durch Partien des weitläufigen Häuſercomplexes und durch andere Höfe, in welchen ich zuweilen zahlreicher Inſaſſen meines Palaſtes anſichtig wurde. Außerdem hatte ich jeden Morgen Berührungspunkte mit meinen Hausgenoſſen. Mein einfaches Gemach wurde nämlich jeden Morgen geſäubert, und zu dieſem Geſchäfte wurden die Mädchen commandirt, welche eben eingefangen worden waren. Selten unterließ Eine, mir in der Geſchwindigkeit mitzutheilen, aus welchem nichtigen Grunde ſie dieſes Schickſal erfahren hätte. Oft, wenn die Säuberung meines Boudoirs recht ſorgfältig, alſo langſam von ſtatten ging, erhielt ich in gewählten Ausdrücken eine ganze Lebensgeſchichte in den Kauf, und nie fehlte die beiläufige Frage: was ich denn eigentlich verbrochen hätte? Man zerbräche ſich den Kopf darüber in den geſellſchaftlichen Kreiſen des unteren Stockwerkes, weil ich gar nicht zu paſſen ſchiene in die ſtadtläufigen Urſachen der Stadtvogtei. Es ſei gewiß auch eine niederträchtige Verleumdung, welche mich daher gebracht. Ich ſollte nur ja nicht nachgeben, denn die Polizei erlaubte ſich gar zu viel.

Es waren ſehr hübſche Mädchen darunter und meiſt ſehr ſtattliche; die märkiſche Race machte mir einen vortheilhaften Eindruck. Sentimental war ſelten Eine, es kam indeſſen auch vor. Vorzugsweiſe zeigten ſie ſich reſolut.

Während dieſes Säuberungsgeſchäftes blieb meine Thür offen und ich durfte hinaustreten auf einen weiten Corridor. Dort hatten, wie es ſchien, andere Gefangene eine Freiviertelſtunde, und ich konnte die verſchiedenartigſten Charaktere ſtudiren. Eines Morgens zu meinem Schrecken. Ein ſchwarzhaariges und ſchwarzbärtiges Geſicht, ſieben Achtel Haare bei einem Achtel Geſicht, grinſte mich plötzlich an und ſtieß einen wilden Ton aus. Der Aufſeher trieb ihn fort, ich aber meinte, einem Geſpenſte

begeguet zu ſein und die Romantik E. T. A. Hoffmann's, die ja in Berlin entſtanden war, in aller Leibhaftigkeit auf den Schultern zu haben.

Während meiner wüſteſten Studentenzeit in Breslau nämlich war mir an einem regneriſchen Vormittage folgendes Unglück begegnet: Ich ſecundirte bei einer Paukerei, welche heftig und blutig verlief. Die Paukanten bluteten ſchon beide, aber die Wunden waren nicht tief genug, um vorſchriftsmäßig als Abſchluß erklärt werden zu können. Da ſprangen beiden die Klingen entzwei; es mußte eine Pauſe eintreten für Einziehung neuer Klingen, und um dieſe Pauſe auszufüllen, machte ich einen Gang auf Rappiere mit einem fremden Studenten. Wir kannten ihn gar nicht, und ich wollte ergründen, ob er eine gute Klinge führte. Er hatte eine „ſteile Auslage", welche die Spitze ſeines Rappiers immer meinem Auge entgegenſtreckte. Das machte mich wild, weil er ſolche Ungehörigkeit auf meinen Zuruf nicht änderte, wol nicht ändern konnte, und ich ſchlug mit großer Heftigkeit auf ihn los. In dieſen „Erinnerungen" hab' ich das Reſultat, dieſer Heftigkeit ſchon erzählt, er erhielt einen vollen Hieb über den Kopf und ſtürzte zu Boden. Die Kopfhaut war durch einen negerartigen dichten Haarwuchs hindurch tief und lang durchgehauen, Blut überſtrömte das bleiche Geſicht, und dieſes blutig-bleiche Geſicht unter zottig krauſem ſchwarzen Haare prägte ſich mir tief ein, als man ihn aufhob und ins Nebenzimmer trug. Um ſo tiefer, als der Paukarzt erklärte, die Wunde ſei lebensgefährlich oder doch gefährlich für das Hirn, will ſagen den Verſtand des Betroffenen.

Und dieſer Kopf, diesmal ohne Blut, hatte mich jetzt, fünf Jahre ſpäter, in der Stadtvogtei angegrinſt und angeſchrien. War es derſelbe Menſch? War ich vielleicht ſchuld, daß er ſo heruntergekommen war bis zu den gemeinen Gefangenen des Polizeikerkers? Ich wurde den quälenden Gedanken nicht mehr los und brütete darüber noch, als der ewige Sonnenſchein draußen endlich untergegangen und Finſterniß eingetreten war.

Mein Wärter brachte mir Licht in die Zelle, welches bis zehn Uhr geſtattet war, und eben wollte ich ihn nach jenem Menſchen fragen — da fuhr derſelbe ſchwarzhaarige Kopf durch die Thürſpalte herein, und derſelbe Ton eines Wilden ließ ſich hören, wie des Morgens.

Der Wärter ſprang ſogleich nach der Thür, der Kopf verſchwand, der Wärter auch, die Thür ward zugeſchloſſen.

Ich hatte eine abſcheuliche Nacht. Es war, als ob ein reißendes Thier mich voll Rachedurſt verfolgte.

Am anderen Morgen hoffte ich Auskunft zu erhalten vom Wärter. Es kam ein anderer Wärter; ich habe nicht das Mindeſte erfahren können über jenen unheimlichen Geſellen.

Iſt dies nicht Gefängniß-Romantik trotz Walter Scott?

23.

Polizeirath Dunker blieb der Meinung, daß man binnen Kurzem meine Haft werde aufheben müſſen; ſie war nicht übermäßig ſtreng, und ich war mit dem Schreiben meiner „Krieger“ beſchäftigt, alſo nicht ohne innere Unterhaltung — dennoch litt ich und dachte an nichts als Befreiung. Ich glaubte nicht recht Dunker's Verſicherungen, daß man mich losgeben müſſe; Varnhagen's Worte klangen immer lauter in mir: „Man wird auch der Juſtiz Herr, wenn man die politiſche Frage über Alles ſetzt und wenn man auch das für eine politiſche Frage erklärt, was Furcht und Abſolutismus dazu geſtempelt ſehen wollen.“ Ich meinte unter einer Wolke zu ſitzen, welche ihren Blitz überall hin ſchleudern könnte, die Weisheit des Naturforſchers möge ſagen was ſie wolle.

Ein Monat war ſchon verfloſſen, draußen war ungetrübter Hochſommer, und wenn meine Freiſtunde mich in den Hof hin-

unterbrachte, da lief ich zwiſchen den vier Mauern umher, wie das gefangene Thier, welches nichts ſucht, als einen Ausgang. Eine ſchmale Ritze wird für unſere fortwährend grabende Phantaſie zum großen Loche, durch welches man getroſt hindurchſchlüpfen könne. Die Phantaſie wird krank, wenn ſie immerfort in denſelben Kreis gebannt bleibt, und das Bedürfniß der Freiheit iſt ſo ſtark wie das Bedürfniß der Nahrung. Der Menſch iſt in dieſem Punkte ganz wildes Thier, und ich glaube, er wird in dieſem Punkte nie ganz gezähmt.

Mein Spazierhof grenzte an die Spree; eine große Doppelthür öffnete ſich unmittelbar auf den Fluß. Gewöhnlich war ſie verſchloſſen, zuweilen aber machte ſich ein Aufſeher draußen am Waſſer zu ſchaffen und da ſtand die Thür eine zeitlang offen; ich hatte dann „das nahe Rettungsufer im Geſicht“. Beſonders nahe war die Straße drüben nicht, aber für meinen Drang war es nahe. Du ſpringſt in das langſam fließende Waſſer und ſchwimmſt hinüber! Wenn der Wachtpoſten auch eine Kugel in ſeinem Gewehrlaufe hat, ehe er zum Schießen fertig wird, ehe er losdrückt, biſt du inmitten des Fluſſes, er trifft dich nicht. Zuerſt geht es ja ſchnell mit dem Schwimmen, langſamer wird es erſt in der zweiten Hälfte, wenn die Kleider durchtränkt und namentlich die Stiefel voll Waſſer ſind. Wag' es!

Zwei-, dreimal war ich nahe daran — da erhob ſich unten auf den Stufen der Aufſeher, kam herauf und ſchloß das Thor. Das Unternehmen war völliger Wahnſinn. Richtig war nur, daß keine Brücke in der Nähe und daß die Verfolgung von der Stadtvogtei aus nicht ſo zeitig drüben ſein konnte wie ich. Aber wohin wäre ein von Waſſer triefender Menſch am hellen Tage gerathen?! Ich kannte gar keinen Zufluchtsort, und wie raſch wäre ich umringt geweſen von der gaffenden Menge, welche den pudelnaſſen Flüchtling als entſprungenen wahrſcheinlichen Spitzbuben feſtgehalten hätte.

Alles das wußte ich, wenn ich wieder nüchtern war, aber das Fluchtbedürfniß des Gefangenen iſt eben wie ein Rauſch.

Und bald erwies ſich's, daß mein Bedürfniß wohlbegründet geweſen; ich wurde ins Verhörzimmer zu Dunker gerufen, und er trat mir unter Zeichen der Trauer und des Beileids entgegen. „Unglücklicher!“ rief er, „Sie ſind in Halle Burſchenſchafter geweſen!“ — „Nun?“ — „Das hat man jetzt nach ſechs Wochen entdeckt, und nun hat man hinreichenden Grund zu längerer Haft. Jetzt werden Ihre Schriften Nebenſache, jetzt beginnt eine Criminal-Unterſuchung gegen Sie.“ — „Wegen einer Burſchenſchaft?“ — „Ja wol! Wer der Theilnahme an der Burſchenſchaft überwieſen iſt, wird zu ſechs Jahren Feſtungsſtrafe verurtheilt.“ — „Mehr nicht?“ — „Dieſe Geſetzesbeſtimmung exiſtirt. Sie iſt entſtanden in Folge der Ermordung Kotzebue's durch Sand, in Folge des Wartburgfeſtes, in Folge der langen Mainzer Unterſuchungs-Commiſſion, in Folge des Hambacher Feſtes, in Folge des Sturmes auf die Conſtablerwache in Frankfurt, in Folge der politiſchen Tendenz in der Burſchenſchaft, welche ſeit der Juli-Revolution auf den Univerſitäten ausgebildet worden iſt.“ — „Aber ich bin ja drei, vier Jahre vor der Juli-Revolution auf der Univerſität in Halle geweſen, und damals — es ſind ſieben Jahre her — hat kein Menſch, auch kein Burſchenſchafter an eine Revolution gedacht.“ — „Einerlei. Burſchenſchaft, ſagt man, iſt Burſchenſchaft. Dies Wort iſt eine criminelle Parole, und mit dieſer bloßen Anklage ſind Sie uns, der Polizei und der Stadtvogtei, entzogen, ſind Sie der Hausvogtei verfallen; ich muß Sie hinüberbringen, der Wagen wartet unten ſchon.“

Dies war Tell's Geſchoß — das Geſchoß des Herrn von Tzſchoppe.

„O Varnhagen,“ rief ich, „dein Wort wird Wahrheit!“ Wie Buckingham in „Richard dem Dritten“, als er zum Tode geführt wird, ruft: „O Margarethe, dein Fluch geht aus!“

Sechs Wochen hatte ich in der Stadtvogtei geſeſſen; ſie ſollten die Honigwochen meiner Gefangenſchaft werden.

Es war Sonntag Nachmittags, als ich neben dem Polizeirathe Dunker hinüberfuhr in die Hausvogtei. Die Leute eilten geputzt vorüber, um ſich irgend wo draußen zu erfriſchen, es war ſtrahlender Hochſommer; nur mir war tiefer Schatten beſchieden. Tiefer Schatten. Kein Sonnenſtrahl dieſes Vierunddreißiger-Weinſommers hat mich mehr beſchienen; nach Monaten erſt brachte mich die ſogenannte Freiſtunde in einen ſchmalen, gegen Norden gelegenen Hofraum, welcher ſorgſam von der Sonne gemieden wurde. Und ich liebte von Jugend auf wie ein Perſer die Sonne.

Mit einem warmen Händedrucke ſchied Dunker von mir im Vorraume der Hausvogtei, der ſo harmlos ausſah wie das Vorzimmer zu einer Bürgerwohnung. Sofort aber änderte ſich die Scene, ich wurde durch ſchmale Gänge in einen ganz kleinen dunklen Raum geführt, und dort wurde mir der Charakter eines Verbrechers aufgeprägt. Das heißt, ich wurde am ganzen Leibe viſitirt, und Alles was man bei mir fand, wurde weggenommen, in erſter Linie mein Geld; Bücher und Cigarren, welche ich mitgebracht, desgleichen. Dann ließ man mich, den halb Entkleideten, ſtehen, ging fort und verſchloß die Thür, vor welcher eine Schildwache auf und nieder ging. Daraus ſchloß ich mit Recht, daß der kleine dunkle Raum meine jetzige Wohnung wäre. Er war es mehrere Monate lang — die traurigſten meines Lebens.

Warum er ſo dunkel war? Er hatte nur oben unter der Decke ein kleines Fenſter, und dies war von Außen verfinſtert durch eine Blechblende. Nur oben war eine Handbreit Raum frei gelaſſen in dieſer Blende, ſo daß ich, wenn ich unten an die Wand trat, eine Handbreit blauen Himmel ſehen konnte. Ein nackter Tiſch von Fichtenholz ſtand da; aber auch wenn ich auf dieſen Tiſch ſtieg, reichte mein Kopf nicht bis zu der blauen Lichtſpalte.

Außer dem Tiſche ein Schemel, eine Bettſtatt, ein blechernes Waſchbecken, ein Nachttopf — dies war mein ganzes Mobiliar.

Kein Buch, kein Blatt Papier, ich war lediglich auf mich angewiesen in dieſem düſteren Raume, auf meine Gedanken. Eine fürchterliche Anweiſung, wie ich bald erfuhr. Wenn die Gedanken gar keinen Abfluß, gar keinen Abſchluß finden, ſo verwirren ſie ſich, ſo fallen ſie einander gleichſam in die Haare, man faßt ſeinen Kopf in beide Hände, als wollte und könnte man verhindern, daß er im Wahnſinn auseinanderſpringe.

Wie oft während dieſer erſten Monate bin ich mit dem Schädel ins Bett hineingefahren, um das Handgemenge meiner Gedanken zu betäuben, zu erſticken.

Wenn ich des Morgens aufwachte und des trüben Raumes, des abſolut leeren Raumes wieder anſichtig wurde, da gähnten mich ſechzehn Stunden an wie eine öde Wüſte. Das Nichts, das gräßliche Nichts lag vor mir.

Ich Thor fand auch nicht das Einzige aus, was retten konnte; erſt ſpäter fiel mir's ein, daß Einem in proteſtantiſchen Ländern ein Buch nicht verweigert werden kann — die Bibel! Sie wäre mir ja eine unerſchöpfliche Fundgrube geweſen.

Ein Buch! ein Buch! Umſonſt rief ich, umſonſt ſchrie ich danach, und wenn ich ſchrie, ſo ward draußen der Gewehrkolben auf den gepflaſterten Fußboden geſtoßen, und in rauhem Tone wurde das Wort „Ruhig!“ hörbar, zum Zeichen, daß ich ſchweigend verzweifeln ſollte.

In den erſten Tagen ließ man mich auch auf das erſte Verhör warten. Endlich ward ich dazu abgeholt, und ich griff haſtig nach meinem Hute. „Nichts da!“ rief mein mürriſcher Gefangenwärter, ein robuſter Pommer, welcher dreimal des Tages mit ſehr reizloſen Nahrungsmitteln bei mir eintrat, „nichts da! Hier wird kein Hut getragen!“

Ich war indeß zu jedem Widerſtande entſchloſſen, ſtülpte meinen Hut auf den Kopf und ſpielte nach Kräften einen erbärmlichen Herrſcher. Der Inſtinct ſagte mir: Wenn du, einmal draußen, irgendwie entſpringen kannſt, ſo brauchſt du einen Hut. Eben deßhalb verbot ihn wol auch mein Pommer.

Mein handelnder Widerſpruch imponirte ihm aber doch: er ließ mich gewähren.

Ich kam in ſonnige Zimmer hinauf, welche auf den Schinkenplatz, jetzt Hausvogteiplatz geheißen, blickten. Meine Augen, von der ſteten Dunkelheit des „Loches“ geblendet — wie ich ſpäter erfuhr, trug meine Zelle dieſen Beinamen — zitterten und zuckten, aber mein Herz ſchlug hoch auf, ich ſah ja in der Ferne Menſchen wandeln, ſah, daß die Welt noch beſtand, noch in Bewegung war.

Ein kleiner Mann in dunkler, dürftiger Kleidung trat ein, betrachtete mich ſchweigend und begann in ganz wohllautender, ſanfter Stimme das Verhör. Das Geſicht, blaß, war ein wenig gelblich angehaucht, das dunkle Haar war kurz geſchoren. Seinen Fragen war abzumerken, daß er ſie ſchon tauſendmal gethan, daß er blaſirt dafür war und ſie geſchäftsmäßig erledigte. Natürlich! Die ganze Hausvogtei ſaß voll von ſogenannten Demagogen, und der Mann hatte ſchon Jahrzehnte vorher die Unterſuchung gegen Demagogen geführt, er war ſchon in Mainz bei der Central-Unterſuchungs-Commiſſion geweſen, mit Einem Worte, es war Dambach. „Der preußiſche Reim auf Hambach,“ ſagten die Gefangenen in der Hausvogtei.

Er war, wie ich ſpäter erfuhr, entſetzlich verhaßt bei den Gefangenen, und es wurden ihm grauſame Malicen nachgeſagt. Ich möchte das nicht nachſprechen. In ſolchem Gefangenhauſe herrſcht immerwährender unterirdiſcher Krieg, und der Chef des Hauſes, welcher abzuwehren und Geſtändniſſe zu entlocken hat, wird von ſelbſt Zielpunkt des Haſſes. Hier doppelt, denn dieſes Heer von Demagogen beſtand aus lauter jüngeren Männern von Bildung, und der Inhalt des Verbrechens war ſo ganz und doch ſo vag politiſche Parteiſache, daß dieſen Männern jede Maßregel wie tyranniſche Grauſamkeit erſcheinen mußte. Aus dieſer Stimmung erwuchs Trotz, und weil kräftige Naturen unter ihnen waren, ſo entwickelte ſich unter den Gefangenen auch rächende Bosheit, welche dem Chef des Hauſes täglich zu ſchaffen machte.

Am Ende war Daubach ſelbſt ein Leidender. Er war es darum, weil er Verſtand genug hatte, das Mißliche eines Staatsweſens zu überſehen, welches ſo viele junge Leute um vage Staatsbegriffe peinigte und erbitterte. „Dieſe jungen Leute werden alle deine perſönlichen Feinde,“ ſagte er ſich im Stillen; „tritt eine Aenderung ein im Staatsweſen, ſo wirſt du die Zielſcheibe von tauſend Pfeilen.“

Das ſah ich ihm freilich beim erſten Verhöre nicht an, aber ich habe faſt drei Vierteljahre mit ihm zu thun gehabt, und habe alſo ſeinen Charakter ſtudiren können.

Bei den erſten Verhören, ja monatelang war er mir gegenüber ganz Creatur Tzſchoppe's: Inquiſitor eines heimlichen allmächtigen Gerichtes. Ein ſchwarzer Schleier lag auf der ganzen Welt; unter dieſem Schleier gähnten Abgründe links und rechts, in welche man ſtürzt, wenn man nicht der Regierung ganz zu Willen iſt. Man brach nicht gerade den Hals, wenn man hinunterſtürzte, nein, vom Schaffot ſprach er nicht, er hatte moderne Inquiſitions-Allüren, aber ewiges Verweilen unten in einem dieſer Abgründe, ewiges Gefängniß war die Loſung, welche er nicht verſchweigen zu dürfen glaubte. Aus Menſchlichkeit wollte er nicht verſchweigen, was ein armes Menſchenkind treffen könnte, welches, wie ich, nicht ſchleunigſt ſeinen Frieden beſiegeln wollte mit der Regierung. Er ſenkte ſein bleiches kleines Haupt auf die Bruſt, rieb ſich die Hände und ſprach halblaut vor ſich hin: „Mein Gott, darin haben Sie ja Recht, Herr Laube, bei dieſer Anklage gegen Schriften wie die Ihrigen und gegen Theilnahme an einer alten Burſchenſchaft kommt nicht gar viel heraus an Feſtungsſtrafe, etwas immerhin, aber nicht gar viel. Das weiß ja die Regierung! Und weil ſie's weiß, muß ſie zu ihrer eigenen Sicherheit dafür ſorgen, daß ein ihr unbequemer Schriftſteller ſo lange wie möglich verhindert werde, wieder in die Freiheit zu kommen. So lange wie möglich. Was iſt denn aber nicht möglich bei Unterſuchungen! Es findet ſich immer neuer Anlaß. Wer weiß, ob der Anlaß je für Sie endet;

ich an Ihrer Stelle würde beizeiten meinen Frieden machen und beſiegeln.“

Als dies ſo hingeſprochen war, daß es entweder unter den Tiſch fiel oder auf dem Tiſche liegen blieb, der uns trennte, hörte plötzlich das Händereiben auf und die Augenlieder hoben ſich, der Blick ruhte auf mir —

Ich ſchwieg. Die Wirkung auf mich war ungeheuer; ich hatte nichts gehört als dies völlige Nein der Freiheit. „An Anlaß zu immer neuer Unterſuchung wird's nicht fehlen,“ das Gefängniß wird ſich alſo nie wieder für dich öffnen!

Mein Schweigen dauerte ihm zu lange, ſein Geſicht zog ſich in kleinen Falten verdrießlich zuſammen, er ſtand auf, öffnete die Nebenthür und rief den Referendarius herbei, welcher das Protokoll niederzuſchreiben hatte.

Dambach war ein Dienſtmann. Hätte der Dienſt liberale Grundſätze gebraucht, er hätte auch damit aufwarten können. Ich glaube ſogar, das wäre ihm lieber geweſen. Aus einem kleinen Orte der Provinz Sachſen nach Berlin berufen — ich glaube, weil er damals in Mainz Protokoll geführt — wollte er ſich der Auszeichnung und jeder Aufgabe würdig bezeigen. Unerbittliche Strenge gegen die liberalen Umtriebe, das war die Loſung, und dieſe Loſung prägte er ſich gewiſſenhaft ein. Allmälig wurde er ihr wirklich unterthan, denn die tägliche Speiſe, welche wir genießen, beſtimmt ja die Beſchaffenheit unſeres Blutes.

In dieſem Sinne hatte ich durch mein Schweigen ſein Wohlwollen verſcherzt; er behandelte mich mürriſch und ſtreng, ganz ſo wie einen Verſtockten, den man mürbe machen will.

Das Verhör ließ zunächſt meine Schriftſtellerei ganz beiſeite, die Fragen nach meiner Burſchenſchaft bildeten den ganzen Inhalt. Kennen Sie Den? Kennen Sie Jenen? Kennen Sie Dieſen? Dieſe Fragen mit ganz richtigen Namen belehrten mich, daß ich es mit einem Sachverſtändigen zu thun hätte, welcher wahrſcheinlich mehr wußte von jener Halle'ſchen

Studentenzeit als ich ſelbſt. Namen, welche ich lange vergeſſen, wurden mir abgefragt, und wenn ich zögerte mit meinem Eingeſtändniſſe, daß ſie in unſerem „Kränzchen“ geweſen, da lächelte Dambach unheimlich und gab dem Protokollführer einen Wink.

Viele Monate ſpäter erſt hab' ich entdeckt, was dieſes Lächeln bedeutete. Mein Zögern nämlich gab den voraus verkündeten „Anlaß“ zu neuer, zu längerer Unterſuchung. Da wär ein Kränzchen-Mitglied aus Hinterpommern, auf das ich mich nicht beſinnen konnte, eines aus Oberſchleſien, eines aus der Rheinprovinz — nun hatte das Gericht Auftrag zu geben nach Hinterpommern, nach Oberſchleſien, nach der Rheinprovinz, Auftrag zu gerichtlicher Nachforſchung, ob die genannten Kränzchen-Mitglieder den p. p. Laube gekannt hätten. Das koſtete ſo und ſo viel Wochen, ja Monate, welche meine Unterſuchungshaft verlängerten. Dazu lächelte er.

Es erſcheint jetzt unbegreiflich, daß um ſolchen Krames willen eine Criminal-Unterſuchung geführt werden konnte gegen einen jungen Menſchen, und nicht gegen Einen, gegen Hunderte. Im Jahre 1826 und 1827 beſtand in Halle gar keine organiſirte Burſchenſchaft, und in dieſen Jahren war ich in Halle Student geweſen. Strenge Maßregeln der Regierung hatten zur Folge gehabt, daß die formelle burſchenſchaftliche Verbindung aufgelöſt worden war von den Studenten ſelbſt. Die Verbindung lag in Trümmern; wir hatten nur die Tradition der Verbindung und erhielten nur einen Uebergang zu einer neuen, welche zu günſtiger Zeit wieder errichtet werden ſollte. Dieſen Uebergang bildeten ſogenannte Kränzchen. Fünf bis zehn Studenten bildeten ein Kränzchen, kamen jeweilig zuſammen und beſprachen ſich über burſchenſchaftliche Dinge und Grundſätze. In ganz harmloſer, von praktiſcher Politik himmelweit entfernter Weiſe. Wenn überhaupt Politik in Rede kam, ſo war von den eben herrſchenden Zuſtänden des Staates gar nicht die Rede — wir laſen gar keine Zeitungen — ſondern nur von geſchichtlichen, von

idealen Zuſtänden des Vaterlandes. Der Hauptgedanke war, daß alle deutſchen Stämme zuſammengehörten und ein Ganzes bilden ſollten. Wie? Das kam gar nicht in Rede, wir hatten gar keine politiſchen Pläne. Das Hauptgeſpräch bildete die burſchenſchaftliche Literatur, welche unſer Stolz war: die Bücher von Haupt und Herbſt, aus denen Abſchnitte vorgeleſen wurden. An dieſe Vorleſungen knüpfte ſich eine Beſprechung der burſchenſchaftlichen Grundſätze, deren Charakter patriotiſch und moraliſch war. Sonſt ging nichts vor in ſolchem „Kränzchen“. Und ein Kränzchen wußte nichts vom anderen, verkehrte nie als ſolches mit dem anderen.

Das Alles wußte, wie ich ſpäter erfuhr, Dambach ganz genau, und dennoch behandelte er dieſes unſchuldige Kränzchenweſen wie eine ſtaatsgefährliche Verſchwörung und unterwarf ſie criminaliſtiſcher Strenge. Iſt es glaublich? Nein. Künftige Geſchichtsforſcher werden es für einen Mythus erklären. Aber die Staatsleute, wenn ſie ſich bedroht glauben in ihrer Tendenz, werden durch die unbarmherzige Logik zu Conſequenzen fortgeriſſen, welche am Ende wie Witze erſcheinen. Daß ſolche Witze ſchließlich wie Grauſamkeiten wirken, das muß mit Achſelzucken hingenommen werden. Dambach zuckte auch die Achſeln und ſagte: „Ja, lieber Herr, wenn Sie regieren und mit ſo viel principiellen Gegnern zu thun haben, da werden auch Sie zu allgemeinen Maßregeln greifen, und es wird auf gutes Glück ankommen, ob Sie dabei nicht auch zu Grauſamkeiten genöthigt werden. Ein weiſer Mann ſchließt in ſolcher Lage beizeiten ſeinen Frieden. Was bedeutet er denn? Die Staatsprincipien wechſeln ja doch wie die Jahreszeiten. Wer geht denn während des Sommers im Pelzrocke oder während des Winters in Nankinghoſen?“

Hiemit wurde ich entlaſſen und wieder ins „Loch“ geführt. Von nun an war meine Exiſtenz in demſelben ein immerwährendes Sterben. „Man wird dir nie die Freiheit wiedergeben; du haſt dein Teſtament zu machen“ — dies war das furchtbare Reſultat jenes Verhörs.

Der Abſchied vom Leben iſt für einen alten Mann ſchwer genug, denn die Grundbedingung jeder Creatur iſt das ihr inwohnende Bedürfniß des Lebens — was bedeutet dieſer Abſchied einem jungen Manne!

Es blieb keine Hoffnung als die auf einen Wechſel in der Regierung, und wie fern lag die! Im preußiſchen Staate war die zweifellos überherrſchende Stimmung eine gehorſame. Die große Mehrzahl auch der Gebildeten hegte wol liberale Geſinnungen, aber man hielt ſie für vereinbar mit einem abſoluten bureaukratiſchen Regimente. Man beklagte es, wenn dies Regiment zu Verfolgungen griff, aber man meinte: das wird vorübergehen; Vernunft und Billigkeit werden ſich ſchon wieder geltend machen. Von einer Energie in Forderungen des Liberalismus wie in Baden war gar nicht die Rede. Der König ferner war bejahrt; an eine Aenderung in ſeinen Anſichten war nicht zu denken. Er war hineingeärgert in ſtrenge Maßregeln gegen neue Ideen und war von ſeiner Berechtigung überzeugt. Und wie ſeine Ueberzeugung, war auch ſeine Geſundheit feſt — es ſtand gar kein Wechſel in naher Ausſicht.

So ſchlichen denn die dunklen Tage in jenem „Loche“ über mich dahin, und die Tage wurden Wochen, die Wochen wurden Monde — es war nicht blos Langeweile, es war die Langeweile der Verzweiflung. Die geiſtigen Fähigkeiten erſchlafften, die Phantaſie allein wirthſchaftete, die Phantaſie des Fiebers. Rand- und bandlos flog ſie umher. Das Leben, auch das einfachſte, iſt ein Kunſtwerk; es gibt aber kein Leben, es gibt kein Kunſtwerk ohne feſte Punkte, um welche die Bewegung ihre Linien zieht. Dieſe feſten Punkte fehlen einem Menſchen, der täglich vierundzwanzig Stunden im Dunkeln allein ſitzt und nicht den kleinſten Anhalt hat zu irgend einer Beſchäftigung. Ich will den Zuſtand hier nur andeuten, weil ich ihn ſchon einmal beſchrieben habe, und zwar im letzten Buche des „Jungen Europa“, genannt „Die Bürger“. Damals waren mir alle Einzelheiten dieſes wüſten Leidens noch lebendig; ich ſaß noch im Gefängniſſe,

ich ſaß im ſechſten Monate, und die Feder, welche ich endlich erhielt, konnte friſch alle peinlichen Eindrücke aufs Papier zeichnen. Jetzt liegt es verwiſcht hinter mir in ſchwarzgrauer Dämmerung.

Das abſcheuliche Geſpenſt Hypochondrie ſetzte ſich natürlich zu mir auf den harten Seſſel und verließ mich auch im dürftigen Schlafe nicht. Natürlich, denn es fehlten dem Körper freie Luft und Bewegung. Auch die klägliche Freiſtunde im engen Hofraume fehlte in der erſten Zeit dem Gefangenen, welcher „mürbe gemacht“ werden ſollte. Ich meinte oft: wenn du Dante ſprechen könnteſt, du hätteſt ihm vielleicht einige Geiſtesqualen mitzutheilen, welche in ſeiner „Hölle“ nicht vorkommen. Die Furcht vor wirklichem Eintritte und Ausbruche des Wahnſinnes namentlich. Dieſe Furcht war die ſchärfſte Kralle, welche mich zerfleiſchte. Hinunter! hinunter, Hypochondrie! ſtöhnte ich mit dem alten König Lear, deſſen berühmtes Wort: „Mein Geiſt beginnt zu ſchwärmen“ wie eine Bremſe um meine Ohren ſummte.

In ſchweren Unglückstagen erkennt man die echten Dichter; ſie bleiben uns, wenn uns Alles verläßt. Wie oft hab' ich damals Goethe'ſche Verſe vor mich hin geſprochen und eine Kräftigung in ihnen gefunden, wie oft den einfachen Vers hergeſagt:

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr ew'gen Mächte!

Sie machen die Thränen fließen und bringen doch eine Genugthuung, denn ſie bringen den einſam Verlornen in einen großen Zuſammenhang.

Wochen vergingen, ehe ich wieder zu einem Verhör geholt wurde; die kindiſchen Nachrichten aus Hinterpommern, Oberſchleſien und der Rheinprovinz gingen ſo langſam ein! Zur Abwechslung, wenn ſie gar zu lange zögerten, wurde eine Ver-

handlung eingeſchoben über meine Schriften. Diesmal nicht über „Reiſenovellen“, ſondern über mein erſtes Buch: „Das neue Jahrhundert. Polen“. Der Abriß polniſcher Geſchichte und die Erzählung des Revolutionskrieges von 1830 bot Anhaltspunkte zu Verbrechen. Umſonſt berief ich mich auf das Recht der Geſchichtſchreibung, das hier noch dazu einen fremden Staat, ein fremdes Volk betreffe. Dambach lächelte mitleidig und ſagte: Der Kaiſer von Rußland iſt Preußens Verbündeter, und er iſt auch noch der Schwiegerſohn unſeres Königs. Was ihm Uebles nachgeſagt wird, das iſt auch bei uns ſtrafbar.

Und die Folge hat gezeigt, daß Dambach darin Recht hatte, daß auch das Gericht in Preußen ſtrafbar fand, was gegen den Kaiſer von Rußland in Leipzig gedruckt worden war.

Ich hörte das beinahe gleichgiltig an, ich war bereits abgeſtumpft. Etwas mehr oder weniger an Strafbarkeit, was bedeutete das in meiner Lage! Meine Aufmerkſamkeit war nur auf das Fenſter gerichtet; ich lebte nur noch von der fixen Idee einer Flucht. Jenes Fenſter ging auf den ſonnigen Hausvogteiplatz hinaus, es lag im erſten Stocke, und dieſer Stock war nicht eben hoch. Unterhalb des Fenſters draußen war ein Sims, zwei Hände breit; auf den konnte man treten, das war ein Fußbreit Gewinn nach unten; der Sprung aufs Pflaſter hinab war kein übermäßiges Wagniß. Brach man kein Bein, ſo ſchritt man weiter, den Hut hatte ich ja; es war möglich, daß man ohne beſonderes Aufſehen von dannen kam. Dambach wurde zuweilen abberufen, ich war dann mit dem protokollführenden Referendarius allein, und dieſer litt erſichtlich unter ſeiner Aufgabe, er verhielt ſich äußerſt paſſiv. Er ſchenkte mir ſogar ein freundliches Wort, wenn Dambach hinaus war, er wendete nichts ein, daß ich aufſtand und ans Fenſter trat — er blickte nicht auf, als ich die Hand ans Fenſter legte, um es aufzumachen.

24.

Dambach trat ein, ehe ich das Fenſter öffnen konnte, und bewahrte mich vor einer wahrſcheinlichen Thorheit. Denn wenn ich auch glücklich hinunter und wenn ich auch glücklich weiter entkam, was wäre aus mir geworden, der ich nicht einen Groſchen Geld beſaß und eigentlich nur zwei Perſonen kannte, Varnhagen und Glaßbrenner? Glaßbrenner wohnte im Gaſthofe, dort durfte ſich ein entſprungener Sträfling nicht blicken laſſen, und Varnhagen, einen Geheimrath, dem der Staat Gelder zahlte, durfte ich doch nicht compromittiren.

Damit tröſtete ich mich, als ich wieder einſam in meinem „Loche“ ſaß und Woche auf Woche vorüberſchlich wie eine graue Schnecke.

Nach ungefähr zwei Monaten trat eine kleine Verbeſſerung ein; die Novizenzeit war überſtanden, weil Dambach offenbar gelangweilt war von meiner unergiebigen Prüfungsfolter. Denn „das Loch“ wurde als Prüfungsfolter angeſehen; ich wurde umquartiert. Die neue Wohnung war nicht viel beſſer, aber ſie war beſſer. Das einfenſtrige Stübchen war etwas länger, und das war von Wichtigkeit, da man den ganzen Tag nichts zu thun hatte, als auf und nieder zu laufen, und das Fenſter war niedriger angebracht. Es hatte ſeine Blende wie im „Loche“, aber weil es nicht mehr oben an der Decke war, ſo ließ es etwas mehr Licht herein, die Handbreit Himmel in der Spalte zwiſchen Fenſter und Blende ſchien erreichbarer.

Noch mehr! Meine bitterſte Klage, daß ich kein Buch bekäme, wurde geſtillt: es wurden mir Bücher verabreicht. O, das war ein Feſttag! Ja wir Thoren können viel Feſte haben auf dieſer Erde, wenn wir unſere Anſprüche ſparſam einzurichten verſtehen!

Die Enttäuſchung folgte freilich auf dem Fuße, als ich über die Bücher herfiel und ſie kennen lernte. Es waren eigentlich

keine Bücher, es war der letzte „Einlauf“ von Neuigkeiten für den Redacteur der Eleganten Zeitung. Der Mann von Fach weiß, wie wenig das bedeutet. In Deutschland wird so unglaublich viel Unnützes, Oberflächliches, ja Nichtiges gedruckt, daß solch ein „Einlauf“ oft kaum ein Korn enthält in breiter Spreu. Dies leichte Gedrucktwerden ist nur bei uns zu Hause, so wie das dilettantische Dramenschreiben, welches Spectakel macht in den Zeitungen, leeren Spectakel über das leere Nichts.

Unter den unnützen Broschüren fand sich aber doch ein Lieferungsheft „wirthschaftlichen Lexikons“, dessen einzelne trockene Artikel Knochen gaben für meine zerflatternden Gedanken. Ueber einen „Pflug“ oder Küchengeräth konnte ich nun nachdenken: das war doch eine Vorlage. Zuletzt, welch ein Fund zeigte sich, ein wirklicher Band, ein ganzer Band, ein vollständiges Buch, das war eine wahre Entzückung! Inhalt für Tage, ja für Wochen! So viel bedeutet ein Buch, wenn man völlig einsam und geistiger Nahrung bis zum Verhungern bedürftig ist. Meine Freude stieg bis zum Jubel, als ich sah, daß es ein Band von Ranke's „Päpsten“ war, also eine tief gehaltvolle Nahrung. Alle Noth war vergessen, es waren Festtage eingekehrt in meine erbärmliche Zelle, und sogleich ging es an den Genuß.

Bald aber erkannte ich mit Schrecken, daß dies mit großen Lettern gedruckte Buch zu schnell von mir verzehrt wurde, was dann? Ich hielt inne, ich las jede Seite zweimal, ich las sie dreimal, um langsamer ans Ende zu kommen. Ein Königreich für einen Bleistift und einige Blätter Papier, um Bemerkungen aufzuschreiben! Nichts da! Bleistift und Papier blieb versagt — das Buch und die nichtigen Schriften waren bald durchgelesen, und die frühere Oede trat wieder ein. Tag auf Tag, Woche auf Woche kroch über mich hin; auch die Verhöre, welche doch eine Abwechslung waren, hatten aufgehört; ein Vierteljahr war längst vorüber; der Stumpfsinn hüllte mich in seinen wollenen Mantel.

Da kam ein Ereigniß. Ich hörte Geräuſch neben meiner Zelle, ich verſtand die Worte nicht, aber ich hörte ſprechen. Bis jetzt war es links und rechts neben mir todtenſtill, meine Nachbarzellen waren unbeſetzt geweſen. Jetzt wurde die eine bezogen; ein Leidensgefährte wurde dort einquartiert. Das verſprach Unerhörtes für die Leere meines Lebens. Wenn ich das Geräuſch des Sprechens vernommen, wer weiß, ob man nicht den Punkt entdecken konnte, an welchem auch ein Wort verſtanden werden konnte. Schon dies Probiren, dieſe Unterſuchung war ja eine Thätigkeit.

Als der Abend kam, begann ich dieſe Thätigkeit. Sobald die auf und ab ſchreitende Schildwache vor unſeren Thüren abwärts ging, fing ich an zu klopfen. Keine Erwiderung. Ich verſuchte es an anderer Stelle der Mauer. Nichts. An drei, an zehn anderen Stellen. Ich operirte mit meinem Schemel, den ich ſelbſt aufs Bett ſetzte, bis zur Decke hinan — umſonſt! Erſchöpft legte ich mich nieder, erſchöpft, weil der Körper matt war von der langen Verſchloſſenheit; aber doch belebt: ich hatte doch was zu thun! Hört es der Nachbar wirklich nicht, oder —? ja wol, das wird's ſein: er iſt neu, er hat noch Gedanken, die Stille und Einſamkeit iſt noch nicht ſtill und einſam genug für ihn, die Außenwelt rumort noch in ihm; morgen, übermorgen wird es ruhig in ihm werden, und da wird er dich ſchon vernehmen. Beglückt ſchlief ich ein mit Schiller's Worten:

„Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen,
Damit er die Schwere des Daſeins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.“

Das ermüdende Gleichmaß! — Am dritten Tage erwiderte der Nachbar mein Klopfen, und nach einer Woche hatten wir den Punkt entdeckt im Winkel der Mauer, wo anfangs einzelne Laute, ſpäter ganze Worte verſtanden wurden. Es war eine außerordentlich langſame Verſtändigung, denn jedes einzelne Wort mußte

zuweilen dreimal, fünfmal geſprochen werden, und die kleinen Verbindungsworte mußte man ſich ergänzen. Aber es war doch eine Verſtändigung.

Mein Nachbar war ein Thüringer, war auch wegen einer Burſchenſchaft eingeſperrt, und war — das klingt wie erfunden! — in Schleſien eben da Hauslehrer geweſen, wo ich ein Jahr lang gehauslehrert hatte. Und doch waren es bald nicht die leichten Anknüpfungen an Bekanntes, welche mich am meiſten intereſſirten, es war ſehr bald der neue Charakter eines Menſchen, welcher mich am beſten beſchäftigte, der Charakter eines Menſchen, den ich nur durch die kaum hörbare Stimme kennen lernte. Dies gab zu denken, gab zu folgern, dies allein war fruchtbar.

Es war ein guter Menſch von reichlicher, ehrlicher Bildung, ſanft und human; es war keine Faſer in ihm, welche Gefängniß verdient hätte. Aber Gefängniß war eben die Loſung des Tages.

Eines Morgens gab's Geräuſch in ſeiner Zelle, und dann wurde es ganz ſtill. Mein Klopfen fand keine Erwiderung mehr, er war fort. Fortgebracht oder frei? Ich wußte es nicht, ich weiß es nicht, ich habe über zwanzig Jahre lang nichts wieder von ihm gehört. Jetzt erſt, nach fünfundzwanzig Jahren, kommt mir aus der Schweiz ein Buch ins Zimmer, „Die Verbindung der Künſte auf der dramatiſchen Bühne. Eine Reihe akademiſcher Vorträge von Dr. Karl Robert Pabſt, Profeſſor der deutſchen Literatur an der Hochſchule zu Bern". Das Buch iſt mir gewidmet, es iſt ein gutes Buch, und ſein Verfaſſer iſt mein Zellen-Nachbar aus der Hausvogtei. So ſetzen wir unſere Unterhaltung fort, ohne uns zu ſehen.

Nun war ich wieder trübſelig, einſam; ich ſaß bereits im fünften Monate. „Das wird wol nie mehr anders werden in dieſem Leben!" ſeufzte ich vor mich hin, der Dambach'ſchen Worte eingedenk. Die Gewohnheit des Elends macht doppelt elend; denn man verliert die Kraft des geſunden Willens. Der krankhaft gewordene Wille arbeitet ſich ab mit phantaſtiſchen

Unmöglichkeiten; man kann nicht mehr ſchreiten und will deßhalb fliegen. Gerade das Fliegen aber kann ja noch immer nicht erfunden werden für uns Menſchenkinder, die wir Eiſenbahnen und Telegraphen zuwege gebracht. Ein Menſch, der fliegen will, wird alſo wol zunächſt ein Schwachkopf. In ruhigen Augenblicken, des Morgens beim Erwachen vorzugsweiſe, geſtand ich mir's öfters ein: „Du kommſt dem Cretin immer näher".

Da meldete ſich der Roman wieder, der Roman im Leben, der mich fortwährend begleitet hat: die Zelle auf der anderen Seite wurde eines Tages beſetzt, und der neue Nachbar war ein naher Bekannter. Die Wand, obwol noch dicker auf dieſer Seite, vermittelte auch dieſe Entdeckung. Es war ein Schleſier, mit welchem ich in Breslau ſtudirt, mit dem ich zuſammen gewohnt, den ich eingeſchlagen, dem ich die Traditionen der Burſchenſchaft überliefert hatte. Mit dieſen Traditionen hatte er in Breslau eine Burſchenſchaft geſtiftet, und dieſer Stiftung wegen war er jetzt mein Nachbar in der Hausvogtei. Er hatte Grund, mich zu verwünſchen, und er that es auch; er war ein energiſcher Menſch, der leicht in Grimm ausbrach. Es war ihm aber auch ergangen, daß er Grund hatte, grimmig zu werden. Die ganze Univerſitäts-Spielerei lag weit hinter ihm, ſelbſt die ſtudirte Wiſſenſchaft; er war als kräftiger Naturmenſch Landwirth geworden, baute ſein Feld, pflegte ſeinen Forſt und dachte mit keiner Sylbe mehr an burſchenſchaftliche Träume. Da holt man ihn wegen ſolcher vergeſſener Träume vom Pfluge weg und ſperrt ihn ins Gefängniß. Er tobte wie ein Löwe im Käfig umher, der lange „Tannebaum", wie er ſeiner hohen Geſtalt wegen in Breslau genannt wurde, und in die Wandecke ſchrie er zuweilen ſo brüllend hinein, daß die Wache den Gewehrkolben aufſtieß und grell Ruhe gebot.

Es hatte etwas Erfriſchendes, in dieſer öden Niedergeſchlagenheit einen aufbäumenden Menſchen zu entdecken, und dieſe Erfriſchung wuchs, als der Haus-Inſpector eines Abends vor

mir ſtehen blieb, um mir eine Mittheilung zu machen. Dieſer ſchweigſame, übrigens höfliche Mann revidirte jeden Abend die Gefängniſſe und hatte mich erſichtlich im Verdachte, daß ich entweichen, daß ich ausbrechen wollte. Zu wiederholtenmalen wenigſtens befühlte er die Eiſenſtäbe an meinem kleinen Blendenfenſter.

Jetzt machte er mir die Mittheilung, daß ich einen Genoſſen in meine Zelle bekommen würde. Endlich! Das gab eine unruhige Nacht! Wer wird es ſein?!

Es war der „Tannebaum“ ſelbſt. Der Herr Inſpector hatte keine Ahnung, daß wir Bekannte wären; er ſtellte uns wie im Salon einander förmlich vor, und wir verbeugten uns gegen einander ſtockernſthaft.

Nun folgten einige Tage, in denen die Gefängnißnoth vergeſſen war. Nur Tage! Die enge Zelle quälte uns bald, es blieben nur ein paar Quadratfuß übrig um zu ſchreiten, und der Charakter des „Tannebaum“ brachte mich in eine neue Pein, ja geradezu in Gefahr. Wer Oehlenſchläger's Tragödien geleſen, der wird begreifen, was ich meine. Dieſer däniſche Dichter, der ſeine Stücke ſelbſt in ein leidliches Deutſch übertrug und nur bei entſcheidenden Wendungen das richtige Deutſch nicht treffen konnte, ſchildert mehrmals in ſeinen Helden die ſogenannten „Berſerker“. Dieſe Berſerkerwuth iſt den nordiſchen Recken eigen, wie eine Familieneigenſchaft. Es iſt nicht blos Jähzorn, es iſt ein andauernder Zuſtand höchſten Grimmes, der nicht hört und ſieht und auf Alles losſchlägt, was in der Nähe iſt, auf Götter, Menſchen und Tiſche. Mein „Tannebaum“ war nahe daran, ein ſolcher Berſerker zu werden. Er fand es ſo über alle Maßen frivol und ungerecht, ſich Lappalien halber aus dem Leben geriſſen und ins Loch geſteckt zu ſehen, daß er bei der kleinſten Veranlaſſung in ungemeſſene Wuth gerieth und in unſerer Nußſchale von Zelle Alles in Trümmer zu ſchlagen drohte.

Nach langer Windſtille alſo Sturm, ich war geradezu lebensgefährdet. Ein Schachſpiel war uns geſtattet worden —

dies war ein Geſchenk der Danaer. Nach einigen ſchrecklichen Erfahrungen mußte ich ſorgfältig darauf bedacht ſein, ihn gewinnen zu laſſen. Eine verlorene Partie war für ihn Veranlaſſung zu einem Wuthausbruche, welcher in dieſem Falle direct gegen mich gerichtet war. Und das in ſo engem, dreifach verſchloſſenem Locale! Wir konnten uns morden, und nach ſechs Stunden wurde es erſt entdeckt. Ich durfte ihn aber auch durchaus nicht merken laſſen, daß er mit meinem Willen gewann, das machte ihn noch toller. Ich mußte alſo mit Geſchicklichkeit ſchlecht ſpielen.

Dennoch war dieſer drohende Zuſtand beſſer als die frühere Oede. „Tannebaum“ war ein tüchtiger Menſch, brav und verſtändig, und allmälig wurden auch die Wuthanfälle milder; es kamen Stunden, in denen wir ruhig philoſophirten, und es wurde uns endlich auch die ſogenannte Freiſtunde bewilligt, binnen welcher wir in einem kleinen, von hohen Mauern eingeſchloſſenen Hofe eine Stunde lang umhergehen durften bei jedem Wetter. Ich erfuhr dabei, daß der ewige Sommer vorüber und daß Winter in Berlin war. Ein halbes Jahr Gefängnißzeit war vorüber. Wie leicht ſchreibt und ſpricht ſich das, und welch eine ſchwere Laſt liegt darin!

Hiemit war aber auch der vierte Act des Gefängnißdramas erreicht; nach ſechs Monaten erhielt ich Tinte und Feder, ich konnte und durfte wieder ſchreiben. Mein Handwerkzeug war endlich da. Ich ergriff es mit einer Vehemenz, als ob das ganze Leben damit wieder gewonnen wäre.

Unſer Hirn iſt wie der Erdboden. Wenn dieſer lange ruht, ſo entwickelt er eine geſteigerte Fruchtbarkeit, und wenn das Hirn lange nichts loswerden kann, ſo ſammelt ſich in ihm ein außerordentlicher Vorrath. Ich ſchrieb und ſchrieb nun und entdeckte des Vorraths kein Ende; es gab kein Gefängniß mehr für mich, und nur der ärgerliche „Tannebaum“ erinnerte mich daran. Er war ärgerlich, weil ihm, der nicht Schriftſteller, das Schreibegeräth nicht ſo viel bedeutete, wie mir, und weil ihn mein immer-

währendes Schreiben vereinſamte. Und was ſchrieb ich nun in ſolcher Haſt? Alle die ſchmerzlichen Eindrücke des verlorenen halben Jahres? Nein, ich ſchrieb plötzlich einen neuen Roman, an den ich meines Wiſſens während der Gefangenſchaft in der Hausvogtei mit keiner Sylbe gedacht hatte. Die Vorrathskammern in unſerem Haupte und die Triebfedern, welche ſelbſt ohne unſer Bewußtſein raſtlos in unſerem Haupte arbeiten, ſind eben ein ewiges Geheimniß. Wir kommen ihm nicht bei mit all unſerer geſteigerten Kenntniß der materiellen Punkte, auch wenn wir ihm täglich näher zu kommen meinen. Das Letzte des Geheimniſſes bleibt immer übrig. Glücklicherweiſe ruht in ihm auch der Reiz, welcher unſerem Leben die Spannkraft erhält. Denn was wir auswendig wiſſen, das iſt uns auch erledigt.

Ich ſchrieb die Fortſetzung des „Jungen Europa“ und ging entſchloſſen ab von der Art des erſten Buches: „Die Poeten“, welches in doctrinärer Abſichtlichkeit befangen geblieben; ich meinte, der vollen Romanform, der reinen Erzählung mich ganz hingeben zu können und in ihr einen Fortſchritt für mich zu finden. „Die Krieger“ wurde der Titel, der letzte polniſche Krieg, welchem ich ſo nahe geweſen, die Unterlage. Eine miterlebte hiſtoriſche Action, deren Führer ich zum Theil perſönlich gekannt, frei menſchlich darzuſtellen, das ſchien mir gefangenem Menſchen das Leichteſte. Selbſt untergegangen, hielt ich den Untergang einer Nation geeignet für meine Schriftſtellerei. Das Nervengeflecht des Unglücks war mir ſo intim geworden in den langen, lichtloſen Tagen und ſchwarzen Nächte dieſer ſechs Monate!

Dieſer beſſere Zuſtand hielt einige Wochen an; dann ſank die Fluth wieder. Nichts einzunehmen und immerfort auszugeben im Schreiben, das konnte nicht von Dauer ſein. Ich war kein Alexander v. Humboldt, von welchem Varnhagen ſtets ausrief: „Immerfort gibt er aus und Niemand ſieht ihn einnehmen!“ — Man ſah es übrigens nur nicht bei Humboldt, der allerdings immer ſprach und nie hörte — wenn er allein daheim war, da ſorgte er wie kaum ein Anderer für Nahrung.

Ich wurde nach einigen Wochen wieder inne, daß wir auf unergiebiger kleiner Insel kläglich hausten, daß der Eine sitzen bleiben mußte, wenn der Andere die möglichen fünf Schritte hin und her machte, daß wir einander auswendig wußten und einander nichts Neues mehr zu sagen hatten, daß unsere philosophischen Betrachtungen der Langeweile entsprangen und öde, langweilig wurden, und daß wir uns innerlich für verlorene Geschöpfe hielten.

Da machte die träge Handlung unseres traurigen Dramas plötzlich einen neuen Schritt — wir wurden umquartiert, und, o Wonne! wir erhielten ein kleines Gemach, welches nur Eisengitter, aber keine Blende vor dem Fenster hatte und uns auf einen großen Hof des Gefängnisses blicken ließ. Wie geblendet vom Glücke standen wir da und starrten hinab. Wir sahen Menschen, sahen unsere Schicksalsbrüder, welche da unten ihre Freistunde abmarschirten. Wieder Menschen, und unter ihnen vielleicht sogar alte Bekannte! Richtig! Der Mann da im blauen Mantel ist „Klingssporn", der zähe Burschenschafter aus Halle, mit welchem du Fuchs und junger Bursch gewesen bist, nach welchem Dambach dich so oft gefragt. Auch ihn haben sie also geholt. Ach, und wie sieht er aus, der einst so frische Gesell! Krankheit hat ihm die Glieder schlotternd gemacht, er wankt wie ein Schatten in dem abgeschabten Mantel, er sieht herauf, er erkennt dich. Aber das große blaue Auge, welches dich grüßt, zeigt die Feuchtigkeit des Abschiedes, des Abschiedes vom Leben, es treibt mir die Thränen ins eigene Auge.

Wie traurig das war, es enthielt doch wieder Lebenselemente; auch jener Todesblick aus blauem Auge hing doch mit dem Leben zusammen, um das gerungen wurde. In der nächsten Stunde kamen andere Bekannte, frischere; Charakterstudien boten sich dar, die Hausvogtei war so voll! Der neue, zutraulichere Wärter erzählte uns, daß einige hundert Demagogen — das war unser Titel — die Zellen bevölkerten und dem Herrn Inspector schrecklich viel zu schaffen machten. Sie wären so ungeduldig und

ſo klug. Immer wieder würden Durchſtechereien entdeckt, und ein weitläufiger innerer Zuſammenhang unter dieſen doch ſo ſorgfältig abgeſperrten Gefangenen. Es müßte Zauberei ſein! Leiſe ſetzte er hinzu, er habe die Nachtſtühle in Verdacht. Einer beſonders, der lange Cornelius, ſei der Schrecken aller Wärter und Dambach's ſelber, man fürchte ſich vor ihm. — Vor einem Gefangenen! Wie überlegen mußte der Menſch ſein! Wir kamen uns ganz klein vor und wurden außerdem inne, daß wir im abgelegenſten Winkel Sibiriens geſteckt haben müßten. Jetzt erſt entdeckten wir, daß wir einem Staate angehörten, und mit dieſer Entdeckung kam uns ein großes neues Intereſſe. Denn das Leben wird erſt intereſſant, wenn der Menſch weitere Beziehungen gewinnt. Jetzt erſt erwachten wir, indem wir bemerkten, es gäbe Muth auch in Feſſeln, und dieſer Muth bedeute auch da etwas. Nichts iſt ſo anſteckend als Muth und Furchtſamkeit. „Wir ſind Schächer geweſen, recken wir uns!“ rief Tannebaum, und er reckte ſich ſo, daß für mich kaum ein Winkel der kleinen Zelle übrig blieb, in welchem ich alle Schachpartien verlieren durfte.

Der Winter war überall im Abſchiednehmen, auch draußen in der Luft, und die langentbehrte Sonne ſchien bisweilen geradezu in unſere Zelle herein; wir gehörten wieder zur Welt, obwol wir eingeſperrt waren, wir meinten ganz poſitiv, daß wir am Ende doch wieder Menſchen werden könnten wie andere Menſchen, ein Gedanke, welcher mir wenigſtens ſo lange gründlich vergangen war. Ja, der neue, freundliche Wärter ſchloß eines Tages zu ungewohnter Tageszeit unſere Thür auf und verkündigte mit auffallender Haſt, ich ſollte ſogleich zum Verhöre gebracht werden. Ich? Zum Verhöre? Was gibt's für mich noch zu verhören?! Seit vielen Monaten iſt davon nicht mehr die Rede geweſen.

„Er wird frei, Bennewitz?“ ſchrie Tannebaum, und Bennewitz antwortete nicht. Mir zuckte es elektriſch durch alle Glieder.

„Leb' wohl! ich ſeh' dich nicht wieder; denn der Entlaſſene betritt die Gefängnißzelle nicht mehr," ſprach Tannebaum in leiſem, tiefem Tone, welcher eine beim Tannebaum unerhörte Rührung athmete, und drückte mir die Hand, daß ich hätte ſchreien mögen vor Schmerz.

Es war ſo. Ein Spruch des Kammergerichtes endigte meine Haft; auf bloße Unterſuchung war ich neun Monate gefangen geweſen, jetzt wurde ich entlaſſen gegen juratoriſche Caution, daß ich mich dem Urtheilsſpruche nicht entziehen wollte.

Ich trat aus dieſem Hauſe meiner Pein mit langem Athemzuge. Frei! Es regnete in Strömen, die Straßen waren ein Kothmeer; ich aber lief durch ſie dahin, als ob ſie paradieſiſch wären. Ungenügend bekleidet, denn im heißen Sommer war ich verhaftet worden, ohne einen Pfennig Geld, denn meine ganze Barſchaft war mir abgenommen und, wie es hieß, zur theilweiſen Beſtreitung meines Unterhaltes verwendet worden, dünkte ich mich doch ein Glückskind. Das ganze Leben hatte ja doch verloren geſchienen, nun ſtand es mir wieder offen!

So glaubte ich wenigſtens. Es war mir bei der Entlaſſung aufgegeben worden, mich ſogleich beim Polizei-Präſidenten von Berlin zu melden. Mein erſter Weg durch Regen und Straßenkoth ging alſo wieder zur Stadtvogtei hinüber, wo dieſer Präſident reſidirte. Wie ſchön war jetzt dieſer Weg trotz Regen und Koth im Vergleiche mit damals, als die Sonne herrlich ſchien, Polizeirath Dunker aber im Wagen neben mir ſaß, um mich in die dunkle Zelle zu führen!

Der Polizei-Präſident ſchrie auf bei meinem Anblicke. Bleich und elend ſah ich aus, und ich kannte mich ſelbſt kaum wieder, als ich mich nach ſo vielen Monaten zum erſtenmale wieder in einem Spiegel erblickte. Spiegel iſt ein Luxusartikel im Gefängniſſe. Beſonders den Bart, welcher bis auf die Bruſt reichte, fand er entſetzlich, den ſollte ich doch um des Himmels willen ſogleich abſchneiden laſſen. Sogleich? Ich griff in meine leere

Taſche und entſchuldigte meine Vernachläſſigung mit dem Mangel an jeglichem Toiletten-Hilfsmittel in der Gefängnißzelle.

Er war ein höflicher, wohlwollender Mann, welchem die Demagogen-Verfolgung erſichtlich keine Freude machte, wie ſie denn auch in der That ihren Urſprung nur in einem kleinen Kreiſe gebietender höherer Beamten hatte. Herr v. Tzſchoppe war die Axe dieſes Kreiſes, und Herr v. Rochow, der damalige Polizeiminiſter, ging des Weges mit, welcher von dem allmächtigen Hausminiſterium des Fürſten Wittgenſtein aus durch Tzſchoppe vorgezeichnet wurde.

Der Polizei-Präſident mußte in dritter Linie dieſen vorgezeichneten Weiſungen nachkommen und theilte mir denn jetzt ſo ſchonend wie möglich mit, was mir jetzt weiter bevorſtünde. „Weiter? Ich bin alſo nicht frei?“ — „Nicht frei, zu leben, wo Sie wollen. Sie müſſen unmittelbar von hier in den Poſtwagen ſteigen und in Ihre Vaterſtadt Sprottau heimkehren, wo Sie Ihren nächſten Aufenthalt zu nehmen haben.“

„Nach Sprottau? In dieſem Zuſtande? Mittellos, abgeriſſen, wie ein Verbrecher zum Entſetzen der Meinigen, welche in der kleinen Stadt nur den Criminalmaßſtab eines Sträflings für mich haben können? Nimmermehr! Lieber ins Gefängniß zurück.“

Der Polizei-Präſident zuckte ſchweigend die Achſel. Erſt als ich erklärte, daß die Gendarmen mich in den Poſtwagen ſchleppen müßten, ſprach er einige bedauernde Worte und ſetzte hinzu, daß eine Aenderung dieſes Befehles nur vom Polizeiminiſter ausgehen könnte.

„Von Herrn v. Rochow, der am ſtrengſten gegen uns ſogenannte Demagogen geſinnt iſt?“

„Ja.“

25.

Die damalige Männerwelt war nicht so bärtig wie die heutige, der Barbier gehörte zur polizeilichen Ordnung, und erst das Jahr 1848 ist den Barbieren gefährlich, der polizeilichen Ordnung abträglich geworden. Eine herkömmliche Erscheinung in der Weltgeschichte. Im „Coriolanus" dürfen unsere Römer auf der Bühne volle Bärte tragen, da ist das römische Staatswesen noch voller Freiheit; im „Julius Cäsar" dagegen erscheinen die Römer barbiert. Glätte und Sauberkeit und Beseitigung üppiger Auswüchse gehören zur strengen Staatsordnung.

Der Polizei-Präsident kam immer wieder auf meinen langen Bart und dessen sofortige Beseitigung zurück. Uebrigens erwies er sich jetzt wie damals, als ich im Sommer 1834 seiner Obhut und Herrschaft in der Stadtvogtei überliefert worden war, als ein milder, menschenfreundlicher Mann. Er übernahm die Verantwortung, daß ich so lange in Berlin bleiben dürfte, bis ich den Herrn Polizeiminister gesprochen und dessen Erlaubniß erworben hätte, nicht nach Sprottau transportirt zu werden. Einmal in der Woche, und zwar des Abends, empfange Se. Excellenz, und an solchem nächsten Abende solle ich mich ohne Bart im Hotel desselben auf der Wilhelmsstraße einfinden.

Dies geschah. Varnhagen hatte mich mit den nothwendigen Geldmitteln versehen, mir ein Zimmerchen zu miethen, mich zu kleiden und zu nähren. Leider muß ich eingestehen, daß ich dies geliehene Geld sogleich mißbrauchte, um einem kleinen Laster zu fröhnen, welches mir die lange Gefangenschaft abgewöhnt haben sollte. So viele Monate hatte ich nicht rauchen dürfen, und ich hatte es nun in der Hand, von diesem Lasterchen für immer Abschied zu nehmen. In dem Einen Punkte konnte ich nun doch gebessert sein. Nein! Ich hielt die Besserung blos für einen Mangel an Freiheit, und meine erste Sorge war's, mir Cigarren

zu kaufen. So ſchlecht iſt der Menſch. Das wußten auch die Römer ſchon, denn ihr Sprichwort lautete: Treibe die Natur mit ſpitzem Eiſen aus, ſie kehrt doch immer wieder zurück.

Als ich ins Miniſterhotel auf der Wilhelmsſtraße kam, fand ich einen großen Vorſaal ganz angefüllt mit Leuten, welche Audienz ſuchten. Einer nach dem Anderen wurde hineingerufen, zwanzig, dreißig, vierzig kamen an die Reihe, nur ich nicht.

Zwei Stunden waren vergangen, der Letzte kam zurück, ich allein war noch übrig — da meldete der Diener: die Audienz ſei geſchloſſen.

Mir kann's recht ſein! dachte ich — aber der Polizei-Präſident, welcher auf den Beſcheid wartet und nicht das Recht zu haben glaubt, dich länger in Berlin zu dulden!? Richtig! Am anderen Morgen erfolgte polizeiliche Nachfrage und dringende Mahnung. Aber erſt in acht Tagen war wieder Audienz; es blieb nichts übrig, als mich noch acht Tage in Berlin zu laſſen.

Der Audienz-Abend war wieder da, der Vorſaal voll wie vor acht Tagen, Alle kamen vor, nur ich blieb wieder übrig, bis kein Menſch mehr vorhanden — Pauſe. „Sie mögen hineinkommen!“ hieß es heute.

Ich trat in ein großes Zimmer; es war ganz leer. Da erſchien in der Seitenthür, welche zu einem Cabinet führte, ein Mann von kleiner Mittelgröße und blieb auf der Schwelle dieſer Seitenthür ſtehen. Er betrachtete mich aus einer Entfernung von wenigſtens zehn Schritten, betrachtete mich ſchweigend und ſchnupfte.

Es war Herr v. Rochow. Der Name war mir bekannt aus meiner früheſten Jugend durch ein Buch, welches wir als Kinder eifrig laſen. Das Buch hieß: „Der Kinderfreund“ und war in Preußen ungemein verbreitet. Ich glaube, der Großvater dieſes mich jetzt betrachtenden Miniſters hat es geſchrieben, und durch meinen Kopf flog der Gedanke: Sollte der Enkel Rochow nicht auch eine literariſche Ader haben,

wenigſtens eine Ader, welche für literariſche Menſchen einiges Wohlwollen hegt? Dieſer Gedanke ſollte bald gründlich verſcheucht werden.

Ich erhielt kein Zeichen, daß ich näher treten ſollte, und er ſelbſt blieb auf der fernen Schwelle ſtehen, fing aber an laut zu reden, laut zu ſchelten. Eine Fluth von Scheltworten gegen Liberalismus und gegen liberale Schriftſteller ſtrömte mir von jener Schwelle entgegen. Und zwar in ſo heftigem Ton, daß dem Redner endlich die Stimme verſagte.

Obwol ich nun nach dreivierteljähriger Gefangenſchaft in gebrochener körperlicher Verfaſſung und mit meinem nächſten Schickſale in der Hand dieſes mächtigen Mannes war, konnte ich doch meiner Galle nicht gebieten bei ſo herausfordernd geringſchätziger Behandlung. Das Aeußerſte, was ich mir abrang, war, nichts zu entgegnen. Ich verbeugte mich ſtumm und trat meinen Rückweg an.

Da hörte ich ihn rufen, was das heißen ſolle? und hörte ihn hinter mir her kommen.

Ich blieb dann ſtehen, wendete mich und ſagte mit möglichſter Faſſung, daß ich mich nicht verpflichtet hielte, ſolchem Ausbruche von Scheltworten in ſolcher Form — ich weiß nicht mehr, was ich für Worte gefunden habe. Aber ſie müſſen nicht unbeſcheiden und doch ſo geweſen ſein, daß der Edelmann in dem mir jetzt ganz nahe ſtehenden Herrn Miniſter von ihnen berührt wurde. Er ſchien zu empfinden, daß er ſich in Haltung und Ausdruck übernommen hätte. Das war ein Gewinn für mich. Heftige Menſchen von übrigens nobler Geſinnung vergüten ihre Heftigkeit nachträglich durch Zugeſtändniſſe, welche ſie vorher um keinen Preis gemacht hätten. Sie entſchuldigen ſich nicht perſönlich, aber ſachlich.

Es entſtand nun doch eine Art von Unterredung, eine Art, denn viel Worte kamen auch jetzt nicht auf meinen Theil. Der Miniſter wiederholte in milderen Worten die Vorwürfe einzeln, welche er in ſeiner ſtrömenden Scheltrede maſſenhaft ausge-

ſchüttet, und erwartete auch jetzt nicht eigentlich eine Antwort von mir. Er verfügte über Axiome, und es handelte ſich für ihn ganz und gar nicht um beſtreitbare Sätze. Das war im Grunde natürlich. Er war Verwaltungs-Beamter geweſen — Regierungs-Beamter, wie man in Preußen ſagt — zuletzt Präſident des Regierungsbezirkes Sachſen. Männern ſolchen Amtes, denen Befehlen und Gehorchen die entſcheidenden Gegenſätze werden in täglicher Aufgabe, war die neue politiſche Zeit ein blos ſtörendes Dilettantenthum. Die ſtramme preußiſche Ordnung, aus den militäriſchen Formen von Friedrich Wilhelm I. her entſprungen, war ihnen das Rückgrat des Staates; in vielen Beziehungen ja auch mit Recht. Je länger nun ein Mann in dieſem nothwendigen Mechanismus mitgearbeitet hatte, deſto ſtörender war ihm die moderne Meinung, daß der Mechanismus nicht allein Alles bedeuten dürfe. Widerwärtig, wenn nicht wildfremd iſt ihm der Gedanke, daß Alles in dieſer Welt ſich entwickeln, alſo verändern müſſe, wenn es vor Verknöcherung bewahrt ſein wolle, vor Verſteinerung, vor Erſtarrung und Tod — jeder ſolche Gedanke gilt ihm am Ende für revolutionär. Aus dieſem Gedankengange ſind die bekannten Staatsdeviſen entſtanden, welche man früheren preußiſchen Staatsmännern ſo vielfach nachgeſagt: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“ und „Der beſchränkte Unterthanenverſtand hat nicht mitzureden“. Jene von der „Bürgerpflicht“ ſtammt übrigens aus der Zeit der Franzoſenherrſchaft, und Herr v. Kircheiſen erfand ſie, um Unruhen gegen die franzöſiſche Vergewaltigung hintanzuhalten. Da ſie einmal da war, dieſe Deviſe, ſo wurde ſie auch nach Vertreibung der Franzoſen als werthvolles Motto conſervirt. Den „beſchränkten Unterthanenverſtand“ hat man demſelben Herrn v. Rochow zugeſchrieben, welcher mir ſoeben ähnliche Grundſätze kategoriſch vorhielt.

Er hatte bis gegen Abend ein Diner mitgemacht bei einem Prinzen des königlichen Hauſes und warf mir unter Anderem auch vor, daß wir ſogenannten Liberalen auch dieſe Prinzen nicht mit derjenigen Unterthänigkeit betrachteten, welche ihnen zukäme.

Vergebens ſuchte ich einzuſchalten, daß ich ſeit neun Monaten gar nicht in der Lage geweſen wäre, in ſolchem Punkte etwas zu beobachten oder zu verſehen — der Strom rauſchte weiter, und es verging wol eine halbe Stunde, ehe die Frage meines ferneren Aufenthaltes in Rede kam. Endlich, um neben den großen Verhältniſſen des Staates auch dieſe Kleinigkeit zu berühren, fragte er mich, wo ich den hin wollte? — „Ich wünſche in Berlin zu bleiben.“ — Das wurde als unglaublich dreiſtes Gelüſte abgewieſen; die Reſidenzſtadt ſollte frei erhalten werden von ſolchem — er ſagte nicht ausdrücklich „Gelichter“, aber es fehlte nichts als das ausdrückliche Wort.

„Alsdann,“ ſagte ich, „würde ich Naumburg an der Saale wählen.“

„Das glaub' ich,“ rief er, „in der Mitte von Leipzig, Halle und Jena, wo links und rechts nahe Gelegenheit wäre mit Univerſitäten und Buchhändlern zu ſtörender Schriftſtellerei . . . .“

„Aber, Excellenz, ich bin nun doch Schriftſteller und muß von meiner Feder leben; ich muß alſo einen Ort wählen, wo mir literariſche Hilfsmittel erreichbar ſind.“

„Nein!“ ſchloß er. Und auf meine Bemerkung, daß der Herr Polizei-Präſident darauf warte, ob — ſetzte er hinzu, indem er ſich zum Abgehen ins Cabinet wendete: „Sie können noch einmal herkommen.“

Das klang wie die Möglichkeit einer Nachſicht. Der ganze Mann hinterließ mir den Eindruck wunderlich gemiſchter Eigenſchaften: hochfahrendes, ſich übernehmendes Weſen, beſchränkte, vorurtheilsvolle Anſchauung und dazwiſchen doch ein adeliges Feingefühl und die Fähigkeit einer gewiſſen Naivetät.

Er war von kleiner Mittelgröße und hatte einen ſchön geformten Kopf, deſſen Züge tief gefurcht waren, entweder von Leidenſchaften oder von Schmerzen. Wahrſcheinlich von beidem; er wurde bald darauf krank und hatte viel zu leiden. Dieſe zahlreichen Herren auf „ow“ im märkiſchen und mecklenburg'ſchen

Lande ſind ſlaviſchen Urſprunges, und namentlich dieſer Herr von Rochow mit ſeinem ſcharf geſchnittenen Antlitze erinnerte an die ſchöne Race der polniſchen Ariſtokratie, welche ſich ſo auffallend abhebt von ihrer Umgebung. Ich ſehe immer beim Anblicke dieſer ſarmatiſchen Edelleute einen Reiterſtamm aus Aſien kommen und in den Wäldern zwiſchen Dniepr und Oder vom Pferde ſteigen, den Knechten und Dienern befehlend, ſie ſollten Bäume niederhauen und die Erde pflügen, damit die Herren ſich niederlaſſen und bequem leben könnten. Nirgends ſind die „Herren“ ſo zahlreich wie in dieſen ſlaviſchen oder urſprünglich ſlaviſchen Ländern; ſie haben meiſt nur kleine Güter, die nicht minder „Herrſchaften“ genannt werden, wie die großen Beſitzungen im „Reiche“ (die polniſchen Schlachtzizen hatten am Ende gar kein Gut und blieben doch „Herren“), ſie verhielten ſich ſtets herriſcher und despotiſcher gegen ihre Untergebenen, als der eigentliche deutſche Reichsadel; und der Militär-Adel, welcher ſich aus ihnen entwickelt hat, iſt ein ganz organiſches Gebilde. Ein ganz organiſches und deßhalb ſehr wichtiges, einflußreiches Gebilde. König Friedrich der Große hat dies klar erkannt und hat dieſer Erkenntniß gemäß dieſen ſeinen Militär-Adel, ſein Officierscorps, ſtets grundſätzlich beſchützt und bevorzugt.

Dies iſt ein wichtiger Punkt in der Entwicklungsgeſchichte Preußens. Der Oeſterreicher nennt jeden gebildeten Mann „Herrn von“ und begreift kaum, daß das Wörtchen „von“ einen vollen Adel bezeichnen könne, denn er glaubt mit dem verſtorbenen Fürſten Windiſchgrätz, „daß der Menſch,“ will ſagen der Adel „erſt beim Baron anfange“. Der Cavalier im Reiche ferner betrachtet die „Herren von“, welche auf keiner Bank des deutſchen Reichstages einen Platz gehabt, kaum als Standesgenoſſen. Beide irren ſich in der Bedeutung des ſogenannten kleinen Adels in Preußen. Dieſe preußiſchen Edelleute, welche man neuerdings mit ſcharfen Accente „Junker“ genannt, ſind eine große Leibwache der preußiſchen Monarchie, wirkliche Fahnenjunker ihres Königs, und ſie ſind viel bequemer für ihren König, als die

mächtigen Ariſtokraten anderswo. Die mächtigen Ariſtokraten machen auch große Anſprüche an die Herrſchaft, ſie wollen mitherrſchen, ja oft wollen ſie wenigſtens mitherrſchen. Der preußiſche Junker iſt darin beſcheidener und ſeinem Kriegs- und Dienſtherrn zuträglicher.

Dies wichtige Element in Preußen iſt außerdem ſehr zahlreich; die ſogenannten „Rittergüter" ſind durchſchnittlich von ſehr kleinem Umfange; jeder Kreis hat ihrer zu Dutzenden, und zur Stelle des „Landraths", welcher den Kreis beherrſcht und welcher grundſätzlich ein ſolcher Rittergutsbeſitzer iſt, wird überall eine reichliche Auswahl geboten.

Die Führung des Heeres alſo und die Führung der Landesverwaltung iſt in den Händen dieſes Landesadels, welcher ein ganz eigenthümliches Verhältniß hat zu ſeinem Landesherrn, ein ganz intimes Verhältniß. Was der Landesherr an politiſcher Macht verliert, das verliert auch der Landesadel — iſt es da nicht natürlich, daß eine große Zeitung entſtehen konnte wie die Kreuzzeitung? Iſt es da nicht natürlich, daß auch in heutiger Zeit, welche ſich eine freiheitliche nennt, die Entwicklung in Preußen abſolut nicht glatt und eben nach der Schablone des Jahrhunderts vor ſich gehen will? Es iſt ganz natürlich, ganz organiſch. Jener Herr v. Rochow lebt fort, und der Militär-Adel mit ſeinen Vettern, den Landräthen, bildet eine macedoniſche Phalanx — man vergleicht ja Preußen oft mit Macedonien — welche den loſen und lockeren Schlachtreihen in Deutſchland gar ſehr überlegen iſt. Der Ausgleich, der tiefere freiheitliche Ausgleich liegt wol erſt jenſeits unſerer Gräber.

Ich ſah nicht ſo weit, als ich damals aus dem Miniſterhotel in die Wilhelmsſtraße trat; ich dachte nur: der Polizei-Präſident muß eben noch acht Tage warten, bis du zum zweitenmale da oben bei dem heftigen Miniſter geweſen biſt. Gott weiß, wohin der dich zwingen, Gott weiß, was aus dir werden wird!

Sorgenvoll wandelte ich durch die ſtillen, zu jener Zeit ſchwach erleuchteten Straßen der Friedrichsſtadt, dieſes vornehmen

Stadttheiles von Berlin, welcher rechts und links von den Linden in großer Breite recht einſame Straßen hatte. Mondſchein und Regenſchauer wechſelten mit einander; ich ſchritt einher, ohne zu wiſſen wohin, und beſann mich erſt, als ich den „Schinkenplatz“ erkannte und das einſtöckige breite Haus vor mir ſah, welches der Mond plötzlich mit vollem Lichte übergoß. Erſchrocken ſtand ich ſtill; dieſe harmlos und friedlich ausſehende Front hat die Gefängniſſe der Hausvogtei hinter ſich. War es da hinten ſchlimmer? ſeufzte ich. — Ja! antwortete der Lebensmuth in mir, und ich kehrte um.

Jetzt erſt fiel mir ein, daß ich einen kleinen Salon in der Charlotteuſtraße aufſuchen könnte, wo friſche, gebildete Menſchen zu finden wären, welche an meinem Schickſale theilnahmen und denen ich meine Audienz erzählen konnte. Varnhagen hatte mich dort eingeführt; er ſelbſt war jeden Abend dort zu finden. Es war einer jener kleinen, täglich offenen Salons, welche Berlin immer beſeſſen hat und welche ein Vorzug Berlins ſind. Niemand macht Anſpruch auf materielle Bewirthung, eine Taſſe Thee und ein Butterbrot iſt der äußere Anhalt; man will ſich ſehen und ſprechen, man will hören, was der Tag gebracht hat, will ſeine Anſichten austauſchen, die beſte Geſelligkeit, weil ſie anſpruchslos und täglich zu haben iſt. Die Süddeutſchen ſpotten gern über die Berliner Butterbrote und — gehen ins Wirthshaus. Dieſer Spott iſt nicht beſonders glücklich.

Fräulein Solmar war die Herrin dieſes Salons und die Erhalterin. In Wahrheit eine conſtitutionelle Regentin, denn eine ſolche iſt nöthig, um einem Salon freies Leben zu verleihen. Man muß da regieren, ohne daß es ausſieht, als ob man regierte, und das iſt recht ſchwer. Man muß geiſtig vertraut ſein mit allem Möglichen, was aufs Tapet kommen kann, und doch nicht als Blauſtrumpf erſcheinen, ſondern auch naiv fragen können, was Dies und Jenes bedeutet. Dadurch kommt der erzählende und erklärende Beſtandtheil in den Salon, und die blos dürre Kritik wird in Schranken gewieſen, der Klatſch wird eingeengt. Letzteres freilich in noch höherem Grade dadurch, daß die Regentin

gutmüthigen, wohlwollenden Herzens ist und jeglichen Mißton sogleich zu dämpfen weiß. Fräulein Solmar besaß all diese Eigenschaften und war dabei heiter und anspruchslos. Ueber dreißig Jahre habe ich sie so regieren sehen vom kleinen Sofa aus, und allerlei Notabilitäten hab' ich da kennen gelernt — mein erster Gang des Abends war immer dahin, wenn ich einmal wieder nach Berlin kam, und immer fand ich sie unverändert freundlich, immer sicheren Trittes fortgeschritten mit der Zeit; sie alterte gar nicht. Wer ein fröhliches Naturell besitzt, immer gute Bücher liest und täglich mit gescheiten Menschen verkehrt, der schlägt auch dem Alter ein Schnippchen; denn das Alter nistet sich nur ein, wenn man ihm Platz macht.

Neben Varnhagen, dem Stammhalter des Solmar'schen Salons, war in den Dreißiger-Jahren Eduard Gans ein Matador dieses Kreises. Er war Professor der Jurisprudenz, war aus Hegel'scher Schule und war Politikus von Beruf. Ihm fehlte ein Parlament, er war ein Redner. Oft wenn er eintrat, blieb er schon auf der Schwelle stehen und trug oratorisch vor, was sich zugetragen, was die Welt eben bewegte, welche Maßregel der verkommenden Regierung ihn in zornige Wallung versetzte. Er gehörte zur schneidenden Opposition gegen das Regiment der Herren v. Rochow und Tzschoppe, und soweit es anging, schrieb er demgemäß und sprach er auf dem Katheder der Universität unter mächtigem Zulaufe der Studentenschaft. Namentlich sein Collegium über die französische Revolution brachte die Machthaber in Harnisch.

Gans ist von großem Einflusse gewesen auf die politische Bildung in Berlin. Die politische Geschichte Frankreichs und Englands war ihm systematisch geläufig, systematisch! Das Systematische ist in Norddeutschland von großer Wichtigkeit. Ebenso wichtig war es, das er besonders die politische Entwicklung Englands klar zergliederte; denn der norddeutsche Sinn fühlt sich unter den Engländern auf soliderem Boden als unter den Franzosen, er fühlt sich auf verwandterem Boden. Die

Aufſätze, welche Gans im philoſophiſchen Moniteur Berlins, in den „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin“ — man bemerke die feierliche Perrücke des Titels! — veröffentlichte und diejenigen, welche er in kleinen Schriften herausgab, waren trefflich geſchrieben, weil ſie den Reiz hiſtoriſcher Genauigkeit mit der warmen Darſtellung eines enthuſiaſtiſchen Theilnehmers verbanden und doch bei aller enthuſiaſtiſchen Theilnahme für einen Hampden die Zügel eines ſtreng prüfenden wiſſenſchaftlichen Mannes nie aus der Hand ließen.

Jenen höchſt wiſſenſchaftlich auftretenden „Jahrbüchern“ Berlins machte er übrigens viel zu ſchaffen. Damals hatte noch jede größere Univerſität ihre Zeitung, und auf die Halliſche, Leipziger und Jenaiſche Literatur-Zeitung ſahen die Berliner „Jahrbücher“ vornehm herab. Sie ſtanden in discreter Verbindung mit Altenſtein, dem gründlich gebildeten Unterrichtsminiſter in Preußen, welchem als Miniſterialrath Johannes Schulze, ein vortrefflicher, freier Wiſſenſchaft wie freiem Staate zugethaner Mann, zur Seite eifrig arbeitete. Miniſter wie Miniſterialrath waren durchaus nicht einverſtanden mit der illiberalen Regierungsform; aber der Miniſter beſonders mußte ſich doch bis auf einen gewiſſen Grad dem herrſchenden Syſteme fügen, und die dunklen Ausdrücke der Hegel'ſchen Philoſophie, dieſe Taſchenſpielerei philoſophiſcher Terminologie, waren die einzige Rettung. Mit ihnen konnte in den „Jahrbüchern“, welche von Hegelianern beherrſcht wurden, Manches geſagt werden, was dem Sinne nach verpönt war. Nur Gans durchbrach dieſe Hüllen, hinter denen man ſich verſteckte; er war am freieſten von der unpopulären Hegel'ſchen Ausdrucksweiſe, obwol auch er ein Schüler Hegel's; ſeine Aufſätze gingen geradeaus ins Verſtändniß und dadurch ins Blut. Er war eben von Natur ein Politiker, und als ſolcher hatte er das Bedürfniß, allgemein verſtändlich zu ſprechen. Der Styl iſt aber immer ein Reſultat des Bedürfniſſes, welches der Schreibende empfindet.

In den Dreißiger-Jahren war die Redaction dieſer „Jahrbücher“ eine ganz intereſſante Sache in Preußen; ſie war eine Art philoſophiſcher Camarilla, nicht im reactionären, ſondern im fortſchrittlichen Sinne. Sie hielt Sitzungen, an denen ein ganzer Kreis von Profeſſoren theilnahm. Da wurde oft eine ganze Sitzung mit Discuſſion über einen Artikel verbracht, der ein wenig zu deutlich ſich äußere über einen philoſophiſch-politiſchen Grundſatz. Die Welt hätte nichts davon gemerkt, denn verclauſulirt und verdunkelt war der Grundſatz immerhin vollſtändig, aber die Regierung konnte es merken, Herr v. Altenſtein konnte erſchrecken. Der ganze Zuſtand erinnerte an die Zeiten der katholiſchen Kirche, als Scholaſtiker über einen Dogmenſplitter leiſe anfragten in vorſichtigem Latein. Die Reſultate jener Discuſſionen waren denn auch immer nichtig, weil es an Klarheit und an Courage fehlte. Sie waren gerade ſo, wie das Ergebniß einer neuen Wahl, als Hegel an der Cholera 1832 geſtorben war. Himmel und Erde war in Frage gekommen bei dieſer Wahl, und Profeſſor Gabler war gewählt worden, deſſen Namen heute kein Menſch mehr kennt. Kurz, Berlin war zu jener Zeit ultraphiloſophiſch, man lebte von Abſtractionen, und da man nichts Wirkliches in die Hand bekam, ſo war man ſtolz auf die Abſtractionen. Ein Menſch oder gar ein Schriftſteller ohne formell philoſophiſchen Apparat wurde über die Achſel angeſehen, wie bei den Römern ein barbarus. Die Dreißiger-Jahre waren unſer philoſophiſches Jahrzehnt unter beſonderer Aufſicht der Polizei.

Eduard Gans hatte Anlagen, aus dieſen Eiſenreifen herauszuſpringen.

Aber doch auch nur Anlagen. Die Erziehung in Schulweisheit ließ ihn nicht immer los, und ſein körperliches Naturell war nicht ohne ſchwammigen Einfluß. Er war von feiſter Leibesfülle, welche Blutandrang nach dem Kopfe veranlaßte. Das Antlitz war ſtark geröthet, die Augen traten hervor. Apoplektiſch! ſagte der Kundige, welcher ihn feurig peroriren und gleich darauf klein beigeben hörte, ſobald eine praktiſche Einwendung auf gefährliche

Folgen seiner Rede hinwies. Leider tödtete ihn auch wirklich ein Schlagfluß wenige Jahre nach den Tagen, welche ich hier schildere. Eines Morgens war die Stelle leer, an welcher ihn täglich der Berliner gesehen. Er arbeitete nämlich an einem Stehpulte bei offenem Fenster, und Fenster wie Stehpult befanden sich in einem hohen Erdgeschosse — Parterre sagt man in Norddeutschland — der Charlottenstraße. Da sah der vorübergehende Verehrer jeden Morgen den schwarzen Krauskopf und erzählte dann den still hoffenden Genossen: das Parlament kann nicht lange mehr ausbleiben, denn Gans führte die Feder heute sehr resolut aussehend, und Tzschoppe huschte eilig wie ein Wiesel aus dem Hause zum Fürsten Wittgenstein hinüber; es ist eine Wandlung im Anzuge.

In demselben Hause nämlich — Ecke der Charlotten- und Behrenstraße — wohnte zu ebener Erde die Opposition in kleiner Wohnung, die Reaction aber im breiten zweiten Stockwerke oben. Zwischen Beiden, zwischen Gans und Tzschoppe, logirte — wie der Berliner hochdeutsch sagt — der gelähmte Tyrtäus Herr von Stägemann, der auf Resignation angewiesene Liberalismus von Anno 1813, welcher amtiren mußte, wie der über ihm wohnende Herr v. Tzschoppe anordnete.

Auch mein Schicksal wurde in jenem zweiten Stocke entschieden, auch der Polizeiminister erhielt von daher die letzten Weisungen. Das kleine, lichtblonde Männchen Tzschoppe, geschäftig von früh Morgens bis in die späte Nacht, war die bestimmende Unruhe in der politischen preußischen Uhr. Er las Alles und erzählte seinem nichts lesenden Chef von den drohenden Gefahren und fragte dann: ob? — Der Chef nickte blos mit dem Kopfe, und man nahm Diesen oder Jenen von der Rotte Korah beim Kragen. Einer von Diesen oder Jenen war ich, und Tzschoppe allein wußte, in welchen Winkel ich binnen acht Tagen mit gebundenen Händen geschleudert werden sollte.

26.

Meine nächſte Audienz beim Polizeiminiſter fiel ſehr kurz aus. Excellenz hatten wichtigere Sorgen im Kopfe, als die Intereſſen eines Demagogen. Der Aufenthalt in Berlin wurde kurzweg verweigert, der Aufenthalt in Naumburg an der Saale geſtattet unter zeitgemäßen Androhungen, wenn ich meine Feder wieder ungebührlich brauchen ſollte. Der dortige Landrath werde mein Vormund ſein, nöthigenfalls meine ſtrafende Nemeſis.

Darin irrten ſich nun Se. Excellenz. Der Naumburger Landrath war ausnahmsweiſe ein Bürgerlicher, und war ein liberaler Mann, der mich ſehr wohlwollend und freundlich behandelte. Es war der Vater des berühmten Gelehrten Lepſius. Er empfahl mich der Fürſorge ſeines landräthlichen Secretärs, und dieſem war ich in manchen Punkten nicht liberal genug — ich kam in eine ganz andere Welt. Es rührte dies zum Theil daher, daß ein Ober-Landesgericht in der Stadt war, bei welchem ſich eine große Schaar von Auscultatoren und Referendarien befand. Dieſe jungen Juriſten gehörten faſt ſämmtlich der neuen Zeitrichtung an. Sie waren zumeiſt aus der Provinz Sachſen, und Sachſen iſt von der Reformation her ganz beſonders geneigt zu nüchterner, rationeller Auffaſſung der religiöſen wie bürgerlichen Verhältniſſe. Es fehlte ſogar nicht an ſelbſtſtändigen Denkern, an keimenden Reformatoren in dieſer Juriſtenſchaar, und wenn wir Nachmittags oben im Bürgergarten Kegel ſchoben, da geſtaltete ſich unter dem Poltern der Kugeln und Kegel die friſche Geſellſchaft zuweilen ganz ſo wie ein Vorparlament, welches Grundlinien entwarf für einen neuen Staat. Ein mittelgroßer Referendarius namentlich, mit großen, hervordrängenden Augen und einer weit in den Scheitel hinaufreichenden Stirn, hielt Reden voll originellen Inhalts, in denen Socialismus pulſirte. Das Wort Socialismus war damals noch unbekannt, man

nannte die Richtung wol ſaint-ſimoniſtiſch und ſchenkte ihr keine ſonderliche Beachtung. Der Name dieſes Socialiſten war auch nicht gerade vielverſprechend für notable Zukunft, er lautete „Schulze“. Jetzt iſt er längſt ein notabler Mann, nachdem er ſeine ſächſiſche Vaterſtadt zur Unterſcheidung von den tauſend Schulze ſeinem Namen beigefügt. Wer kennt jetzt nicht den Schöpfer der Genoſſenſchaften, „Schulze-Delitzſch“?

Er zeigte ſchon damals ein volles, warmes Herz für Alles, was Bedeutung hat in dieſer Welt, und jede gedankenvolle Regung intereſſirte ihn. Dazu hatte ihm die Mutter ein fröhliches Naturell mitgegeben, welches ihn leutſelig machte und gefällig für Jedermann — er brauchte nur die Lücke zu finden in der heutigen Geſellſchaft, um einzutreten und ſie auszufüllen als ein ſchöpferiſcher Mann. Er hat ſie gefunden und hat ſie tüchtig ausgefüllt zum Gedeihen für zahlreiche Menſchen. Das Inſtitut der „Genoſſenſchaften“, welches er eingeführt hat für die Arbeiter, iſt eine fruchtbare Pflanzung, welche reichliche Früchte trägt.

Er poetiſirte in jener Zeit, wie es der gebildete Sachſe faſt handwerksmäßig früh und ſpät im Leben zu betreiben pflegt, und Geſellſchaftsſcherze componirte er mit Virtuoſität. Den Leuten Freude zu machen, war eben frühzeitig ſein Beruf. Daneben war er, wie es glücklich geſtimmten Menſchenkindern eigen iſt, ein Naturſchwärmer, will ſagen, ein empfängliches Kind für jeden angenehmen Eindruck, welchen die äußeren Umriſſe der Erde bieten. Er zog mich gerne ſeitwärts von der Kegelbahn des Bürgergartens auf eine Bank und ſchilderte mir die anmuthige Landſchaft da unten: im Vordergrunde hinter der Stadt Naumburg das baumreiche Saalthal, nach Köſen hin durch Hügelzüge begrenzt und geſchloſſen, im Mittelgrunde eine breite Oeffnung, welche in das Unſtrut-Thal hinüber blicken läßt und auf das Städtchen Freiburg im Hintergrunde. Dort wohnte der alte Jahn, der Turner „im Ausgeding“, ein überlebter Demagoge, der immer noch einherging, wie er vor dreißig Jahren einhergegangen

war, im altdeutſchen ſchwarzen Rocke, ohne Weſte und Halstuch und in leinenen Hoſen. Ich hatte ihn ſchon vor neun Jahren als Student von Halle aus dort in Freiburg beſucht, und als ich ihn jetzt hier wiederſah — er kam zuweilen Sonntags nach Köſen — da erkannte ich, daß ich ihn auswendig wußte. Er hielt Haus mit zwei oder drei Gedanken, ein guter Wirth. Dieſe zwei oder drei Gedanken, Natürlichkeit und Einfachheit lehrend im Staatsleben, waren werthvoll, werthvoller als der Eigenthümer derſelben, welcher abſolut außer Stande ſchien, etwas dazu zu lernen, und welcher deßhalb wie eine übergangene alte Jungfer keifte und ſchalt auf die Gedankenmiſchung in der neueſten Zeit. Sein kräftiges Bauerngeſicht mit guten Augen und grauem Vollbart ſah ärgerlich drein, daß auch Frankreich genannt werden könnte in Betreff freier Staatsformen und geiſtreicher Schriftſteller; der „Franzmann" blieb bei ihm angeſchrieben, wie er Anno 13 als Unterdrücker unſeres Vaterlandes mit Recht angeſchrieben geweſen war, und die jungen Schriftſteller, welche man „junges Deutſchland" zu nennen anfing, waren ihm ein Gräuel. Wir zankten uns einmal an der Köſener Wirthstafel zum Schrecken der Badegäſte — vorzugsweiſe weiblichen Geſchlechtes — daß die Splitter flogen, und ſahen uns doch unter der Verſicherung wieder: „Darum keine Feindſchaft nicht!" Wir gehörten eben zu zwei aufeinander folgenden und doch verſchiedenen Zeitgeſchlechtern. Da gibt es Verbindungsfäden, aber auch ſtarke Abweichungen. Der Baum ſieht eben anders aus, wenn er gewachſen iſt und ſeine Zweige ausgebreitet hat, als da er eine Gerte war.

Man will dem alten Murrkopf, der unterdeſſen längſt geſtorben, ein Denkmal ſetzen in der Haſenhaide bei Berlin, wo er die Turnerei in ihrer Entſtehungszeit eingeübt. Man thut wohl daran. Dieſe ſyſtematiſche Kräftigung des Körpers iſt unſerer Jugend zum Segen, und der ſtandhafte Gründer des Syſtemes verdient ein Denkmal.

Die ganze Lage meiner Verbannung dort an der Pforte von Thüringen war gar nicht übel: Umgang mit gebildeten

Menſchen und eine für norddeutſche Anſprüche anmuthige Landſchaft. Thüringen, das grüne, baumreiche Thüringen, beginnt hier zwiſchen Naumburg und Köſen; ein kleiner Bach bildet die Grenze. Die Brücke über denſelben heißt leider die „Saubrücke“, und wir beklagten täglich, wenn wir nach Köſen hinauswanderten, daß der Uebergang aus Sachſen in die Romantik Sachſens — denn alſo betrachtet man die ſächſiſchen Herzogthümer, die thüringiſchen Länder der Erneſtiniſchen Linie — nicht einen poetiſcheren Namen trüge. Die „Pforte“ entſchädigt dafür, die berühmte Schule „Schulpforte“ nämlich, eine halbe Stunde jenſeits der Saubrücke. An einem wohlbeſtandenen Waldhügel gelegen und ſeit Jahrhunderten eine würdige Stätte gelehrter Bildung, ein Stolz neben den ſtolzen Fürſtenſchulen Sachſens, weiſt ſie auf ihren Namen hin und ſagt: Ich bin die Pforte zu Thüringen.

Trotz all dieſer äußeren Hilfsmittel hatte ich eine traurige Exiſtenz, denn die Nachwehen der Hausvogtei brachen hervor und ſchienen mich vernichten zu wollen. Der Körper, ſo lange eingeſperrt und gemartert, hatte alle Spannkraft verloren und neigte zu immerwährendem Schlafe. Bekanntlich ſtarb Leſſing auf ſolche Weiſe, daß ſteter Schlaf ihn einhüllte und ihm allmälig das Leben ganz erſtickte. Dies Bild ſtand mir täglich vor Augen und dabei die niederſchlagende Einſicht, daß ich auch in geſundem Zuſtande nicht ein halber Leſſing werden könnte, jetzt aber in ſo unfähigem Zuſtande gar kein Schriftſteller bleiben oder werden könnte, ſondern in Dürftigkeit verkommen müßte. Ich ſollte doch erwerben für den täglichen Lebensunterhalt, und konnte es nicht; wenn ich eine Viertelſtunde am Schreibtiſch ſaß, da fiel mir die Feder aus der Hand und ich ſchlief ein. Die Nerven waren durch die neun Monate Berliner Gefängniß völlig erſchlafft.

Es war umſonſt, daß ich nach Köſen hinauszog, um freie Landluft einzuathmen. Köſen war damals noch klein und leer, die Soolbäder dort kamen erſt in geringem Grade zu Anſehen,

und nur eine kleine Anzahl von Frauen fand ſich ein mit ſkrophulöſen Kindern; die Eiſenbahnen fehlten noch, und mit ihnen fehlte die ſommerliche Völkerwanderung aus Berlin, welche jetzt alle ſogenannten ſchönen Gegenden in Norddeutſchland unſicher macht. Köſen bot noch reine Luft und Landleben und ich hatte mich eingemiethet oben am Heerwege bei Hammerling, dem berühmten Kuchenbäcker, an deſſen Schwelle jeder des Weges Fahrende anhielt, um ein Stück Kuchen zu kaufen und zu verzehren. Denn Kuchen und ſaure Milch ſind Nationalgenüſſe hier, wo Sachſen und Thüringen ſich die ſtammverwandten Hände reichen. Wie ein verkrüppelter Soldat ſaß ich da ſtundenlang im Fenſter und hörte den trivialen Geſprächen zu, welche von den Kucheneſſern geführt wurden, ich war auf dem geraden Wege, wie man in Oeſterreich ſagt, ein Trottel zu werden.

Mühſam ſtellte ich aus einzelnen Aufſätzen der „Eleganten Zeitung“ einen Band zuſammen und nannte ihn „Moderne Charakteriſtiken“. Gutzkow, der mir behilflich war, Buchhändler-Honorare zu erwirken, hatte mir dieſen Titel vorgeſchlagen. Mir klang das garſtige Wort „Charakteriſtiken“, als ob mich ſpitze Nägel ins Ohr ſtächen. Aber richtig war es, und wir haben uns in den letzten Jahrzehnten an eine Anzahl von Ausdrücken gewöhnt, welche aus modernen Begriffen ſtachlig hervorgewachſen ſind. Darin ſind wir viel robuſteren Ohres geworden, als wir es früher waren. Der wohllautenden Dichterſtimmung näher, welche die Verſe Goethe's, Schiller's und der Romantiker in uns Allen erzeugt, waren wir für den Wohlklang der Worte viel empfindlicher, und ſelbſt Goethe, der aus geſundem Bedürfniß manch neues Wort eingeführt, hatte vielfachen Widerſtand gefunden, namentlich in Norddeutſchland. Als Heine zum Beiſpiele den Titel brachte: „Franzöſiſche Zuſtände“, da ſchüttelte man den Kopf über den unbrauchbaren Pluralis „Zuſtände“, und als darauf hingewieſen wurde, daß Goethe dieſen Pluralis eingeführt habe, da ſagte man ärgerlich: Der hat gar oft Worte gebraucht, welche nicht hochdeutſch ſind!

Die Schulmeiſter haben noch nie zugeſtanden, daß der Dichter die Sprache fortpflanzt; ihre Enkel ſchwören erſt auf das, was die Großväter verworfen, und ſie verwerfen zur Entſchädigung dafür wieder das neueſte Dichterwort.

Friſche Luft, der Athem Gottes und für mich von Kindheit auf die Univerſal-Medicin bei jeglicher Stockung des Leibes und Geiſtes, friſche Luft ſtand mir aber doch ausgiebig zu Gebote, und ich ſuchte ſie auf, ſoweit die dürftigen Kräfte Bewegung geſtatteten. Das linke Saal-Ufer bei Köſen erhebt ſich ſteil und zieht ſich in dieſer Erhöhung eine lange Strecke dahin. Dort oben über den ſogenannten „Saalhäuſern“ war es menſchenleer und ortsleer, dort ſtrich thüringiſche Alpenluft über eine wüſte Hochebene, dort hinauf ſchleppte ich mich täglich, um mein verdorbenes Blut anzufriſchen. Ein kleines Häuschen ſtand hoch oben über den Saalhäuſern, und dies war gemiethet von Naumburger Referendarien, unter denen zahlreiche Naturſchwelger. Heute fand ich Den, morgen Jenen, Schulze-Delitzſch am öfterſten. Da ſaßen wir ſtundenlang auf der Bank und ſchauten wie Moſes auf das gelobte Land hinunter, einander unter entſagendem Lächeln fragend: Wird etwas Lobenswerthes für uns entſtehen in dieſem Kanaan-Deutſchland, welches überall die jungen Baumſprößlinge nur zu Ruthen benützt? Die preußiſchen Referendarien waren wie die damaligen Schriftſteller auch ganz und gar auf Entſagung angewieſen. Ein Jahrzehnt unbeſoldeten Dienſtes hatten ſie vor ſich, um bei gutem Glücke endlich achthundert Thaler Beſoldung zu erringen, und Jedermann ſah nur im Staatsdienſte ſein Fortkommen; die Welt war eingeengt von einem Bretterzaune, welcher Amt hieß, kleines Amt. Schulze-Delitzſch zeigte wol darüber hinaus, aber man fand das phantaſtiſch, und ich dürftiges Schriftſtellerlein war auch ein abſchreckendes Beiſpiel für die ſogenannte Freiheit vom Staatsdienſte.

Weit drüben über Köſen hinaus, am rechten Saal-Ufer, wo die Höhen ſich ſanfter erheben, winkte uns die Ruine der Rudelsburg herüber, und ſprach: Am Ende war's zu meiner

Zeit, im Mittelalter beſſer; da waren die Einzelnen ſelbſtſtändig und bildeten ſich frei und tapfer ihr Leben! — „Ja," rief Schulze dazwiſchen, „wenn ſie zu der kleinen Anzahl von Herren gehörten, die als Herren geboren waren. Wer es mit der Geburt nicht getroffen, der war und blieb ein Nichts. Wir ſind doch ſchon viel weiter, und wir werden auch durch die jetzige Enge der Staats-Hämorrhoidarien hindurchkommen."

Der Begriff des Staats-Hämorrhoidarius, welchen die „Fliegenden Blätter" ſpäter erfanden, war damals in der Bildung begriffen, will ſagen: es wurde uns klar, daß ſolch ein Weſen ein dürftiger Homunculus wäre.

Menſchenfreundliche Aerzte in Naumburg und Köſen bewieſen mir übrigens, daß ich zur Herſtellung meiner zerrütteten Unterleibsnerven entweder Karlsbad oder ein Pferd brauchte. Karlsbad war unerreichbar, denn ich durfte meine Bannmeile nicht verlaſſen, und zur Haltung eines Pferdes hatte ich kein Geld. Wann hätte aber je der bloße Mangel an Geld einen phantaſtiſchen Menſchen davon abgehalten, eine Thorheit zu begehen oder etwas Großes zu unternehmen? Vom Vaterhauſe in Sprottau, das immer Pferde beſaß, lag die Vorliebe für dies edle Thier in meinem Weſen, und ziemlich unbedacht fuhr ich eines Morgens ins nahe Weimar'ſche hinüber zu einem Pferdemarkte. Buttſtädt heißt der Ort, welcher in dieſer Landſchaft als Roßmarkt den höchſten Ruhm beſitzt. „Du willſt nur ſchöne Thiere ſehen," ſagte ich mir, „du willſt durchaus nicht kaufen!" Da wurde am Eingange des Ortes ein goldbraunes, wohlgenährtes Roß an uns vorübergeritten, und mein Begleiter, ein gefälliger Oekonom, rief mir zu: „Wie wär's, Doctor, mit dieſer Graditzer Stute?" — „Gewiß nicht! Gerade dieſe Gattung iſt nicht mein Geſchmack. Ich liebe ſchlanke Thiere" — und als wir Nachmittags den Markt verließen, ſaß ich auf dieſer Graditzer Stute; ich hatte ſie gekauft.

Das Thörichteſte, was ich in meiner Lage thun konnte! Ich hatte kaum ſelbſt zu eſſen und ſchaffte mir einen Freſſer an,

der täglich mehrmals Hafer brauchte, und einen Wärter und einen Stall. Vielleicht ſtachelte aber doch nun das tägliche Bedürfniß meine Nerven an: es mußte etwas erworben, es mußte alſo geſchrieben werden, und ich brachte einige Novellen zu Stande für mein Roß, „Liebesbriefe“ und die „Schauſpielerin“ betitelt. Außerdem mußte das Roß benützt werden, ich mußte alſo täglich in den Sattel und hinaus ins Weite. Das weckt und verlockt. Bloße Gelegenheit iſt oft die Mutter großer Unternehmungen. Meine Stute war ſtätiſch, will ſagen eigenwillig, und ich hatte weder Luſt noch Kraft, ſie zu erziehen. Zuweilen wollte ſie links, wenn ich rechts wollte, und zuweilen ließ ich ſie, um mich in keinen Streit einzulaſſen, ruhig gewähren. So kam ich in Gegenden, in welche ich gar nicht gewollt hatte, und ſo wurde die ſtaatsrechtliche Frage angeregt: Wie weit darfſt du denn überhaupt? Iſt die Strecke zwiſchen Naumburg und Köſen die unüberſchreitbare Bannmeile? Sollſt du ans Kammergericht in Berlin, wo dein Proceß liegt, ſchreiben, wie weit links oder rechts deine Stute laufen dürfe? Fängt man aber nur einmal an, die ſtaatsrechtlichen Begriffe zu dehnen, ſo werden ſie bald wie Kautſchuk. Einmal bei Sonnenuntergang ſah ich mich im „Webicht“, dem anmuthigen Gehölze vor Weimar, an die fünf Meilen von Köſen. Meine Stute hatte Neigung gehabt, den literarhiſtoriſchen Ort anzuſehen und anzuwiehern. Dann lenkte ſie links hinüber in die Hügel und brachte mich nach Jena. Dort konnte ich abſteigen, dort war vertrautes Land. Von hier war deutſche Burſchenſchaft und Demagogie ausgegangen, hier lebten noch alte Hähne aus der Wartburgzeit. Oken war freilich fort, aber Luden, der zeitlebens deutſche Geſchichte ſchrieb, lebte noch, und der taube Scheidler, ein kernfriſcher Patriot, und eine Zeitſchrift wurde hier herausgegeben: „Bran's Miscellen“, ein ſtilles, ſolides Blatt, welches den Hafer meiner Stute lieferte für kleine Beiträge, die ich von Köſen hinüberſendete; hier gab's bei meinem gutmüthigen Gaſtfreunde O. L. B. Wolff, einſt Improviſator, jetzt Profeſſor, einen geſelligen Abend mit jenen

Notabilitäten; hier wurde Deutſchland beklagt und neu aufgebaut. Herr v. Rochow hatte ganz Recht gehabt, als er mir zuerſt Naumburg abgeſchlagen wegen gefährlicher Nachbarſchaft; denn nun kam auch Leipzig an die Reihe, und das wurde für mich ſehr wichtig. Alles nur darum, weil ich mir leichtſinnig ein Pferd angeſchafft und nun Beſchäftigung brauchte für dies Pferd.

Julius Kiſtner nämlich, der liebenswürdige Gaſtwirth aus dem „Hôtel de Bavière“, beſuchte mich in Köſen und verlockte mich zu einer abenteuerlichen Expedition nach Leipzig. Von da war ich ja doch verbannt, ich durfte mich alſo dort nicht ſehen laſſen. „Trotzdem,“ rief Julius, „machen wir es möglich! Du reiteſt bis Lindenau, das letzte Dorf vor Leipzig, dort ſtellſt du gegen Abend dein Pferd ein und dort findeſt du meinen geſchloſſenen Wagen. Man kennt ihn, und am Thor fragt Niemand — es gab zu jener Zeit noch neugierige Thorwachen — ſo kommſt du unerkannt bis in den dunklen Hof des Hotel, und ich führe dich ungeſehen ins höchſte Dachzimmer. Dort beſuchen dich die Freunde während des Tages, und des Abends gehen wir vermummt aus. Was meinſt du?“

Ich meinte, das hätte einen reizenden Hintergrund. Ich hatte Julius bereits ausgefragt über alle Perſönlichkeiten, welche mich intereſſirten, und auch über eine Dame, welche ich bei meiner letzten, vom Miniſter Carlowitz bewilligten vierzehntägigen Anweſenheit flüchtig kennen gelernt. Sophie Schröder gaſtirte während dieſer vierzehn Tage im Leipziger Stadttheater, und ich war mit Guſtav Schleſier zur „Braut von Meſſina“ ins Theater gegangen. Dort ſah ich eine junge, ſchöne Dame dicht hinter uns im Sperrſitze. Schleſier kannte ſie und hatte mir oft von ihren geiſtigen Fähigkeiten erzählt. Es war die Witwe jenes freundlichen Profeſſors, deſſen Gaſt ich zu einem Balle im „Hôtel de Pologne“ geweſen und welcher bald darauf geſtorben war. Ich hatte die junge Frau, welche an jenem Tage unwohl geweſen, nicht geſehen; ich ſah ſie hier im Theater zum erſtenmale und

wurde hier mit ihr bekannt. Nach der Vorstellung geleiteten wir sie nach Hause; nur bis an die Hausthür, sie war zurückhaltenden Wesens. Ich hatte sie sehr anziehend gefunden, und als ich jetzt nach Naumburg gekommen, hatte ich mich angelegentlich nach ihr erkundigt. „Sie ist mit ihrem Bruder" — hatte ich erfahren — „schon seit langer Zeit auf Reisen und jetzt in Frankreich." Julius aber konnte mir nun berichten: Sie ist zurückgekehrt und lebt still in der Johannisgasse, gesellig fast nur im Brockhaus'schen Kreise verkehrend. Im Brockhaus'schen Kreise war ich eingeführt, dorthin konnte ich des Abends schleichen, und vielleicht konnte ich sie dort finden: die Expedition wurde also beschlossen.

So erwachte doch endlich das Leben wieder mit seinen kleinen und großen Reizen, will sagen mit seinen Träumen in die Zukunft hinaus. Wir leben ja fast Alle so ungeschickt, daß wir das Glück nie in der Gegenwart finden, sondern immer in der Zukunft suchen.

Es war ein frischer Herbstmorgen, als ich von Naumburg nach Leipzig ritt, an der röthlichen Schönburg vorüber, über Hügelflächen und Thalmulden nach Weißenfels hinab. Im dreißigjährigen Kriege hieß dieser Weg ein „Paß". Wallenstein wie Gustav Adolph wollten ihn haben; Gustav Adolph errang ihn rasch und drang vor bis Weißenfels. Von da nach Leipzig hinab wird das Land eben, wird Schlachtfeld-Terrain; und ich ritt jetzt, mit den meisten Local-Verhältnissen jener Schlacht vertraut, langsam wie ein Sachverständiger die Straße entlang auf Lützen zu, Gustav Adolph's gedenkend. Es gab eine Linie sächsischer Herzoge, welche Sachsen-Weißenfels hießen und sich ein Schloß in Weißenfels erbaut hatten. In diesem Schlosse, dessen graues Schieferdach grell absticht von den weißgelben Mauerflächen, übernachtete heute Colloredo, der kaiserliche General Friedlands, und morgen übernachtete da der Schwedenkönig, und übermorgen übernachtete da dieser Schwedenkönig noch einmal, aber als Leiche — die Schlacht bei Lützen lag dazwischen. Rasch,

raſch waren die Dinge hier gegangen, und mich haben dieſe Dinge um Lützen perſönlich immer mit betroffen; das erſte Stück, welches von mir aufgeführt wurde, „Guſtav Adolph", ſchloß auf dem Schlachtfelde von Lützen; Anno zweiunddreißig ferner, als man den zweihundertjährigen Gedächtnißtag der Lützener Schlacht feierte und den Schwedenſtein errichtete, ein Denkmal des Schwedenkönigs, da war ich als junger Kiek-in-die-Welt eben nach Leipzig gekommen und hatte mir einen großen Fuchs gemiethet, um die Feier am Schwedenſtein cavaliermäßig mitzumachen. Das war auch gelungen, ſo weit dies bei rauhem Herbſtwetter — das Wetter war ganz wie 1632 — möglich war; auf dem Rückwege nach Leipzig aber war mein trabender Fuchs geſtrauchelt und war kopfüber mit mir hinabgeſtürzt in einen klaftertiefen Chauſſeegraben. Die Action hatte alle Chancen des Halsbrechens für ſich gehabt, Roß und Reiter betreffend, und ich betrachtete jetzt von meiner Graditzer Stute dieſen bedenklichen Chauſſeegraben, welcher noch unverändert beſtand, und ſchwelgte in der angenehmen Erinnerung, daß ich damals den Hals nicht gebrochen hatte. Ich ahnte nicht, daß dieſer Weg von Lützen nach Leipzig noch mehrmals ſchickſalsſchwer für mich werden, daß er diesmal ſchon ein Schickſalsweg für mich werden ſollte; ich ſtellte meine Stute in Lindenau ein, ich ſtieg in die geſchloſſene Kutſche Julius Kiſtner's, ich fuhr unerkannt durch das Ranſtädter Thor — da, wo Napoleon unbekümmert um ſeine eigenen Truppen die Brücke ſprengen ließ Anno 13, um die Verfolgung zu hemmen — ich kam unentdeckt ins Dachzimmer des Hotels und war alſo wieder mitten in verbotenem Terrain, mitten in politiſcher Frevelthat, ein unverbeſſerlicher Böſewicht! Dabei blieb es nicht: vermummt ſtieg ich in die Gaſſen hinab bei mäßigem Laternenlichte und ſchlich nach der Querſtraße hinaus ins Brockhaus'ſche Hotel, um — Roman! Roman-Erfindung! ruft jeder wohlerzogene Menſch, wenn ich jetzt erzähle, daß jene Dame wirklich dort am Theetiſche ſaß und mir einen Hummernſalat präſentirte, als

ich gerade neben ihr Platz gefunden — unwahrscheinlicher Roman!

Wobei soll ich schwören, daß ich nackte Wirklichkeit berichte? Sie ist eben mitunter auch romantisch.

Das war ein Abend, welcher die ganze Stadt- und Hausvogtei vergessen machte! Und Frau Brockhaus verstand die Wünsche eines in Liebe segelnden Staatsgefangenen; sie veranstaltete ein gemeinschaftliches Mittagessen zum nächsten Tage. Mittagessen! Ich mußte ja das Tageslicht sorgfältig scheuen in Leipzig, wie sollte ich Mittags —? Ah, Leidenschaft ist erfinderisch! Damals gab es in Dresden und in Leipzig noch Portechaisen; eine solche ward an die Treppe des „Hôtel de Bavière“ bestellt, und mit verbundenem Antlitze stieg ich in dieselbe, ihre Vorhänge fest zuziehend. So wurde ich wie ein ehrwürdiges Wesen mitten durch die Stadt getragen, und als ich im Brockhaus'schen Hofe ausstieg aus meiner Kutsche, trat eben wieder meine Coeurdame durch's Hofthor ein, und ich konnte sie zu Tische führen — es waren Tage des märchenhaften Gelingens, wie sie glücklicherweise in jedem Menschenleben vorkommen. Die sächsische Polizei störte mich auch nicht, wol aber machte wiederum eine preußische Polizei-Behörde ein grelles Ende. Tzschoppe hieß wiederum diese Behörde. Am nächsten Morgen nämlich, als ich noch träumend im Bette lag, wird die Thür meiner Dachstube aufgerissen und ein rosig gesund aussehender Mann stürmt herein und schwingt eine Zeitung wie eine Fahne. Eine Sturmfahne, eine Trauerfahne! Der Mann war Theodor Mundt, und aus der Zeitung las er mir vor: daß eine frevelhafte literarisch-politische Verschwörung entdeckt und unter dem Namen „Junges Deutschland“ mit Bann und Interdict belegt worden sei. Was diese „jungen Deutschen“ je geschrieben und was sie je schreiben würden, das sei verboten und werde confiscirt. „Heine, Gutzkow, Wienbarg sind unsere Genossen“ — fuhr Mundt fort — „der vierte heißt Laube und liegt im Bette, der fünfte bin ich, der vor diesem Bette steht und Wehe! ruft über den Papst Tzschoppe.

Denn Tzſchoppe hat dieſe moderne Bannbulle, hat dies Interdict, welches uns alle Buchhandlungen verſchließt, erfunden und ſogar beim Bundestage durchgeſetzt. Wir müſſen Handarbeiter werden, gedruckt wird von uns nichts mehr. Der Bettelſtab iſt unſer Loos, nicht einmal des Tannhäuſers Stab, welcher ausſchlagen und grünen konnte bei gründlicher Bekehrung. Können wir uns bekehren?!“

So flog mein neuer Liebes- und Lebenstraum in alle Lüfte, ich aber auch vom Lager auf mit dem feſten Vorſatze, alle polizeilichen Aufenthalts-Verordnungen von mir zu ſtoßen und ihnen zum Trotze unmittelbar nach Berlin zu fahren und dieſen kleinen blonden Papſt, Ecke der Charlotten- und Behrenſtraße, zwei Treppen hoch, zur Rede zu ſtellen wie Einer, der zum Aeußerſten entſchloſſen iſt. „Er läßt Sie wieder einſperren!“ rief Mundt. — „Einerlei! ich habe das Bedürfniß, mich zu wehren.“

Und ſo geſchah es. Achtundvierzig Stunden ſpäter trat ich in jenes Haus, wo Gans unten ſchrieb, Herr v. Stägemann im erſten Stocke litt und im zweiten Stocke der kleine politiſche Papſt jeden Abend zu ſprechen war. Ich zog reſolut die Glocke, es ward geöffnet — ich ſtand vor ihm.

27.

Ich meinte, er wollte an die Decke ſpringen, der kleine Blondin, Herr v. Tzſchoppe, als er meiner anſichtig wurde. Ein polizeiliches Gebot zu übertreten war damals kaum denkbar in Preußen. Die gute preußiſche Staatsſitte, das Geſetz zu achten und zu halten, es koſte was es wolle, ging und geht durch alle Schichten des Volkes in Preußen, und dieſe Sitte bildet das

Rückgrat des Staates. Eine gute preußiſche Regierung muß ſich aber hüten, ein Spiel zu treiben mit dieſer guten Landesſitte: ſie muß nicht leichthin, nicht willkürlich Gebote und Verbote erlaſſen, ſie muß die Geſetzgebung nicht in die Hände der Polizei legen. Die Polizei iſt eine nützliche Anſtalt der Aufſicht und Vorſicht; ſie muß nicht mehr ſein wollen, ſonſt verleidet ſie den Menſchen das Leben, vernichtet auch die nothwendige, unter jeder Regierungsform nothwendige Freiheit, die unſchuldige Freiheit, und verrückt die Seele des Staates, verrückt die Geſetzgebung, welche einen höheren Standpunkt, weitere Umſicht, tiefere Vorbildung braucht, als die Polizei haben kann.

In Preußen beſorgte damals die Polizei Alles, und Tzſchoppe war ihr Haupt. Der Hausminiſter Wittgenſtein bevollmächtigte ihn und die Miniſter, der Polizeiminiſter ſelber, mußten mit einer Anzeige begnügt ſein, daß dieſe oder jene Maßregel nothwendig befunden worden, zum Beiſpiele der Bann, welcher fünf Schriftſteller aus der Reihe der Lebendigen ſtrich.

Bei allem Reſpect vor dem Geſetze, der auch mir in Preußen auferzogenem Menſchenkinde inne wohnte, hatte ich doch eine ſtarke Empfindung davon, daß ſolch ein Bann unſtatthaft wäre, und ſelbſt von den ſtrengſten Regierungsmännern nicht gebilligt werden könnte. Solch ein Bann widerſprach dem proteſtantiſchen Weſen, welches in uns Allen durch Erziehung und kirchliches Gewiſſen tiefe Wurzeln beſaß. An dieſe Wurzeln klammerte ſich auch jetzt unwillkürlich meine Rede, mit welcher ich dem vor Entrüſtung über mein Erſcheinen faſt ſprachloſen kleinen Polizeihaupte entgegentrat. Ich ſprach von einem Papſtthum, welches die Polizei in Preußen errichten zu wollen ſcheine. So etwas aber, wie das Verbot der Zukunft, habe ſelbſt das Papſtthum noch nicht decretirt. Das zu verantworten ſei unmöglich in einem proteſtantiſchen Staate.

Daß ich dieſe Saite anſchlug war mir offenbar von großem Vortheile. Die politiſche und polizeiliche Frage verſchwand

davor, und dieſer Geſichtspunkt proteſtantiſcher Freiheit war auch einem Herrn v. Tzſchoppe nicht gleichgiltig. Er ſtimmte auf der Stelle ſeinen Ton herab, und ging auf Discuſſion ein.

Ueberhaupt — ſo ahnte mir damals ſchon, und ſo ſeh' ich es jetzt an — fühlte ſich Tzſchoppe durchaus nicht ſicher in ſeinen Schuhen. Der König war alt, ſein Haltpunkt, Fürſt Wittgenſtein, war alt, der Kronprinz — ſpäter Friedrich Wilhelm IV. — galt für einen Verächter des Polizeiweſens in der Politik, was ſtand zu erwarten, wenn ein Todesfall eintrat? Inneren Halt einer tieferen Ueberzeugung beſaß Herr v. Tzſchoppe nicht, er war ein leichter Verſtandesmenſch mit geſchickter Routine. Fürſt Hardenberg hatte den kleinen, äußerſt geſchmeidigen Jüngling aus Görlitz — Görlitz war eben erſt preußiſch geworden — in ſein Bureau genommen, und hatte ihn ſeiner anſchmiegenden Behendigkeit wegen gefördert. Bureaukratiſch war er in die Höhe gekommen, und von eigenen politiſchen Gedanken war nichts in ihm; irgend einer ſchöpferiſchen Fähigkeit war er nicht mächtig, das eben giltige Handwerkszeug der Politik war ſein Alles — was konnte er in ſtillen Stunden von ſeiner Zukunft hoffen? Nicht gar viel Tröſtliches. Es mußte ihn alſo recht unbequem anmuthen, als Polizeipapſt verſchrieen zu werden, und dem proteſtantiſchen Weſen, in welchem er ſelbſt aufgewachſen, als ein Tetzel gekennzeichnet zu werden. Wahrſcheinlich ſtammte die Formel von dem Verbote auch unſerer „Zukunft" von ihm perſönlich — kurz, es war ihm unbehaglich zu Muthe bei dieſer proteſtantiſchen Apoſtrophe, und er kam nicht mehr darauf zurück, daß ich augenblicklich nach Naumburg zurückkehren müßte, wie er mir Anfangs ſchneidend angekündigt hatte. Ich wiederholte eben ſo wenig, daß ich in Berlin bleiben würde, um meine Schritte zu thun, gegen die päpſtliche Maßregel, und ſo ſchieden wir von einander, ohne die Aufenthaltsfrage „bereinigt" zu haben, wie ein officieller Ausdruck lautet. Er entließ mich mit jenem ſüß-ſauren Lächeln, welches ſein knabenhaftes, roſenrothes Geſicht in Falten kniff um Augen und

Mund, und welches eben ſo gut zum „Gehorſamen Diener“ paßte, wie zu dem Gedanken: „ich werde Dich ſchon noch faſſen“. Es war ein Köpfchen und ein ſpitzes Auge wie eines Marders oder eines Iltis.

Ich blieb in Berlin; dies Unerhörte ereignete ſich: eine höhere Polizeiweiſung blieb unbeachtet. Das Polizeiminiſterium hatte mich nach Naumburg verwieſen, und fragte jetzt nicht nach mir, obwol ich mich in der Kronenſtraße zu Berlin eingemiethet hatte. Sicherlich hatte Herr v. Tzſchoppe die Notiz ins Miniſterium gegeben: man laſſe ihn!

Varnhagen und Gans ſagten: „Das iſt ein wichtiges Symptom, ſie fürchten ſich, weil ſie mit dem Verbote der Zukunft zu weit gegangen ſind“.

War dies damalige Berlin aber öde, unintereſſant und langweilig! Ich ging zuweilen ins Theater, um nur irgend eine Unterhaltung zu haben, obwol mich das Theater damals nicht beſonders intereſſirte, und das Hofſchauſpiel von ganz geringer Bedeutung war. Kleine Luſtſpiele, kleine Ballete waren die Liebhaberei des alten Königs, der jeden Abend hinter dem rothen Vorhange in der Proſceniumsloge ſaß, neben ihm die Fürſtin von Liegnitz, eine wohlwollende, beliebte Dame. Die draſtiſche Komik Gern's mußte den ſtillen friedfertigen Menſchen für Alles entſchädigen, auch für den eintönigen täglichen Spaziergang nach Charlottenburg. Anregend war dabei nur, daß man als Raucher ſich nicht vergeſſen, und nicht links oder rechts in den Thiergarten einbiegen durfte; denn alsdann wurde man von Gendarmes abgefaßt; nur auf der großen Landſtraße durfte man rauchen. Der berühmte Philologe Böckh marſchirte auch da alltäglich, und der hatte etwas Tröſtliches für mich. Er ſtammte aus Baden, und verleugnete ſeinen friſchen ſüddeutſchen Urſprung auch auf der Charlottenburger Chauſſée nicht: er ſchimpfte wie ein Rohrſperling auf die unerträgliche Polizeiwirthſchaft. Alle Jahre einmal in einer großen wiſſenſchaftlichen Rede vor dem gebildeten Publicum entſchädigten ſich

ſolche liberale Gelehrte für den ausgeſtandenen langweiligen Druck des Jahres. Da wurde ein geſchichtliches Thema ſo behandelt, daß hinter geſchickt drapirten Schleiern ein gefährlicher Freiſinn vermuthet werden konnte. Bei Böckh war dieſer Schleier auffallend durchſichtig, und man ſprach mehrere Tage von ſeinem Wagniß.

Ich ſelbſt war ökonomiſch in der bedrängteſten Lage. Die Buchhändler zuckten die Achſeln: was war ein Buch ohne Autornamen! Das Publicum intereſſirte ſich für uns junge Autorenbrut, aber das Leſepublicum und noch mehr das Kaufpublicum iſt ſchwerhörig und kurzſichtig: es hört und ſieht nicht auf ein Buch, welches anonym erſcheint. So gewichtige, geheimnißvolle Stoffe, welche an ſich Aufſehen machen konnten, beſaßen wir ja nicht, um blos dadurch die Aufmerkſamkeit aufzurütteln; wir waren mit dem Untergange bedroht in dem großen Ocean des deutſchen Büchermarktes.

Ziemlich verſtopft war ich außerdem noch in den feineren Gängen geiſtiger Production, denn die Nachwehen der drückenden Gefangenſchaft laſteten immer noch auf meinen Organen! Dumm! dumm! dumm! ächzte ich faſt jeden Morgen, wenn ich mich an den Schreibtiſch ſetzte. Es war eine hoffnungsarme, trübſelige Exiſtenz dort in der Kronenſtraße.

Und an aufmunterndem Umgange fehlte es auch. Den Berlinern mit der ewigen Verſicherung „ſo kann's ja in Preußen nicht bleiben!“ glaubte ich kaum noch; was half mir auch noch ein Wechſel nach ſo und ſo viel Jahren! Unterdeſſen verdarb ich. Was half er mir perſönlich überhaupt, wenn mein Hirn ſo vertrocknet blieb!

Und ein paar Nichtberliner, die mich öfters aufſuchten, erhoben meinen Muth auch nicht abſonderlich. Der eine gewiß nicht, der ſchlug ihn ſyſtematiſch nieder. Beide waren Juden, ans Leiden gewöhnt. Leidensgefährten erhöhen gewöhnlich unſere Melancholie. Jener Eine, welcher mich ſyſtematiſch niederdrückte, hieß Joel Jacoby. Ich hatte ihn in Leipzig kennen gelernt. Dort

focht er Anfangs unter der liberalen Fahne mit Aphorismen sentimentalen Geistes. Die sammelten sich zu einem Büchlein, „Klagen eines Juden“ betitelt, welches Theilnahme erweckte hie und da. Moderne Gedanken in Psalmenstyl, versetzt mit alttestamentlichen Anschauungen. Augenaufschlagen zu Jehovah, der sich um Alles kümmern sollte, um's Herz, um die Geldtasche, um die Stellung in der Gemeinde. Es hat etwas Familiäres, etwas Intimes dies Verhältniß des gläubigen Monotheisten zu seinem Gott. Es ist ein Stab, welcher die Juden gestützt hat seit weiland Titus. Und der talmudische Essig im Munde, welcher die Gedankengase zersetzt, hat sie das Wandern durch Europa, welches für sie eine austrocknende Wüste, überdauern lassen. Aber für mich war jetzt in Berlin solch ein Autor in Sack und Asche keineswegs ermunternd. Am wenigsten dadurch, daß er seinen Frieden gemacht hatte mit der Regierung. Nach und nach erfuhr ich nämlich, daß sein Liberalismus, wie man sich ausdrückte, conservativ geworden, und daß er den Rochows und Tzschoppes diente. Auf meine Vorwürfe setzte er mir auseinander: er sei nur vom Südpole zum Nordpole gegangen, Pol sei Pol, sein Liberalismus bestehe nach wie vor, er sehe nur anders aus. Wir liberalisirten nur mit Haut und Knochen, er suche aufs Blut zu wirken, und er nütze dort der guten Sache wesentlich, während wir am Ende ganz zur Unthätigkeit verdammt würden, wie Figura an mir bereits zeigte. Renegat! rief ich; er zuckte die Achseln, ging fort, und blieb Wochen lang aus. Dann kam er einmal wieder, versuchte zu lachen, und fragte, ob wir nicht das Thema ganz streichen könnten aus unsern Gesprächen? — Nein. — Nun, dann werd' ich Ihnen beweisen, wie nützlich ich bin! — Und nun schilderte er wirklich Dinge im Staatsleben, welche uns seitab lagen, und für welche er wohlthuend einwirken könnte. Auch wußte er wirklich Fragen des Liberalismus zu vertiefen — er war ein denkender Kopf, ein geistvoll spintisirender Mensch — und wußte nachzuweisen, daß er darin förderlich wäre. Nicht bei Tzschoppe, welcher kurzen Gedärms,

aber bei Rochow, welcher nicht viel gelernt, aber ein ſtaatsmänniſches Naturel habe.

Dieſer Joel Jacoby aus Königsberg mit ſchwankendem, wie knochenlos ſchlotterndem Leibe, mit zigeunerartigem Teint und mohrenkrauſem Haar, mit erſichtlicher Feindſeligkeit gegen das Waſchen und ſauber gehaltene Kleidung, hat wirklich eine intime Schriftſtellerpoſition bewahrt in der preußiſchen Regierung bis in die parlamentariſche Zeit hinein, und hat ſie nur durch ſeinen Tod verloren. Ich bin ihm nach langen Zwiſchenräumen zuweilen wieder begegnet, in Karlsbad zum Beiſpiele, und muß ſagen, daß er ſich immer auf der Höhe ſeiner abſonderlichen Stellung erhielt, die Oppoſitionswelt bekämpfend und für ſeine officielle Welt immer eigenthümliche Begründung ſuchend.

Mir hat er immer einen wärmeren Antheil bewahrt, und nie unterließ er, wenn wir uns oft nach Jahrzehnten einmal wiederſahen, lebhaft zu fragen: Nennen Sie mich noch Renegat? Verurtheilen Sie noch immer meinen damaligen Uebergang? Nichts lag ihm ſo am Herzen als die Antwort hierauf. Das Gedächtniß verläßt uns im Alter, nicht aber das Gewiſſen.

Der zweite Jude, der viel öfter als Jacoby zu mir auf die Kronenſtraße kam, hat die ganz entgegengeſetzte Laufbahn gemacht: er ſteht jetzt an der Spitze der ſtrengſten liberalen Richtung in Berlin. Er war noch ganz unbekannt, und ſchrieb kleine Hilfsartikel für Journale, welche elendiglich honorirt wurden. Er war arm wie eine Kirchenmaus, und ich ſogar, der auch nur wenig zu brechen und zu beißen hatte, erſchien wohlhabend neben ihm. So kam er denn eine Zeitlang gewöhnlich um die Mittagszeit zu mir, und theilte mein dürftiges, geſchmackloſes Mittagsmahl mit mir, welches ich aus einem nahen wohlfeilen Speiſehauſe auf mein Zimmer holen ließ. Er kam immer nur einen Tag um den andern, ſicherlich aus Beſcheidenheit; denn wahrſcheinlich ſpeiſte er an dem dazwiſchenliegenden Tage gar nicht. Beſcheidenheit, weiche Herzensgüte, tiefes Wohlwollen für die ganze Welt ſprach aus all ſeinen Aeußerungen, aus ſeinem

ganzen Weſen. Er hatte die eigenthümliche Vorbildung genoſſen, welche bei den Juden auch den ärmſten Kindern zu Theil wird: die rabbiniſche Schulbildung in der hebräiſchen Sprache, die Kenntniß der Religions-Geſchichte und Geſetze, welche letztere bei den Juden faſt naturgemäß in die dialektiſche Form des Talmud und der übrigen poſthumen Bücher der Glaubenserörterung übergehen. Man ſollte glauben, die jüdiſchen Knaben verlören darüber viel Zeit für Erlernung nützlicher Wiſſenſchaft, und ihr Geiſt würde einſeitig gedrillt in den Evolutionen ſpitzfindiger Denkformen. Einen Nutzen hat dieſe Erziehung aber darin doch, daß eine ruheloſe Thätigkeit des Denkens in ihnen erweckt, und ihnen eine gewiſſe Syſtematik mitgegeben wird zum Kampfe um's Daſein. Haben dieſe Knaben wirklich Geiſt, ſo eignen ſie ſich dann als Jünglinge, wenn ſie herauskommen in den Tumult der Welt, leichtlich die verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften an mit dem früh erworbenen Handwerkszeuge des Geiſtes.

Deshalb ſtehen ſie auch den Proteſtanten immer näher als den Katholiken. Dem jungen Katholiken wird der Kircheuglaube als etwas Unfragliches überliefert, dem jungen Proteſtanten wird die Entſtehung desſelben auseinandergeſetzt. Dieſe Entſtehung beruht auf Kämpfen. Da ſind die Streitpunkte zu erörtern, da iſt der geſchichtliche Zuſammenhang mit dem Anfange des Chriſtenthums nachzuweiſen, da wird der Urſprung aus der jüdiſchen Glaubensgeſchichte erklärt, da wird zuerſt und zuletzt die innere Rechtfertigung gelehrt. Es wird ein Proceß inſtruirt, welcher durch's ganze Leben gehen ſoll — und in alle Dem beſteht eine innere Verwandtſchaft mit den Juden. Deshalb treten auch die meiſten Juden, wenn ſie den Uebertritt zum Chriſtenthume organiſch vollziehen, zum Proteſtantismus über.

Dieſe Vorbildung hatte meinen jungen jüdiſchen Gaſt zum Studium feinerer Naturwiſſenſchaft geführt, und er erzählte mir davon, wenn der Austauſch über bibliſche Fragen, die mir als verdorbenem Theologen immer noch nahe lagen, erſchöpft war. Politik war eigentlich nicht ſeine Sache, wenigſtens nicht im

Wege der Parteifragen. Er hatte etwas von jenen ſemitiſchen Menſchen der Bibel, denen es ein Bedürfniß war, ſich in die Wüſte, in die Einſamkeit zurückzuziehen, um große Grundregeln religiöſer Wiſſenſchaft in ſich auszuarbeiten bis auf den Umfang weniger Sätze. Mit dieſen wenigen Sätzen kehren ſie dann unter die Menſchen zurück, und lehren ſanft und milde. Gutes zu ſtiften, die Menſchen glücklich zu machen iſt ihre Lebenstendenz; ſich ſelbſt vergeſſen ſie gern dabei. Ein Stück Brot findet ſich immer, und Waſſer überall. Luxus brauchen ſie nicht, und was heißt ihnen ſchon Luxus! Ich erſchrak in meiner Anſpruchsvölle, wenn ich das zufriedene Lächeln meines Gaſtes betrachtete. Obwol ein junger Mann, ſah er doch gar nicht jung aus: ſein Haar war ſchon dünn, ſeine Geſichtszüge waren ſchon gefurcht, und wenn er ſich erging in Ergießungen, wie Gerechtigkeit und Verträglichkeit einkehren werde bei den Menſchen, da ſagte ich wol: Sie ſind ein Schulmeiſter und werden einer bleiben!

Nun ja, er iſt einer geworden, aber ein ganz anderer als ich damals dachte. Sein Drang nach Gerechtigkeit und Verträglichkeit hat ſich feſter und feſter geſtellt, und mit Conſequenz und Nachdruck iſt er der wichtige, unerſchrockene Redacteur der „Volkszeitung“ in Berlin geworden, welche einen ſo ſelbſtſtändigen und ſo tiefen Einfluß errungen hat in Preußen. Bernſtein — dies iſt ſein Name — iſt heute ein wichtiger, grundehrlicher Führer der unparteiiſchen Demokratie.

Ein recht ſtilles, kleinſtädtiſches Anſehen hatte Berlin damals in der Kronenſtraße, und all dieſen zahlreichen Parallelſtraßen der „Linden“ in der Friedrichsſtadt. Breite Räume, niedrige Häuſer, ärmliche Bewohner, der Zukunft wartend, die damals Niemand erwartete. Der Nachtwächter hatte die Hausſchlüſſel und öffnete dem Schwärmer, welcher erſt nach zehn Uhr heimkehrte.

Ich ſetzte eine Broſchüre zuſammen, deren Titel den Autornamen entbehren könnte „Die franzöſiſche Revolution von 1789 bis 1830“. Es war dies eine ſtille Verwegenheit, die Revolution

als unbeendigt hinzuſtellen, und Alexander Duncker verlegte ſie, um mir ein kleines Honorar zuzuwenden. Dies Buchhandlungshaus der Duncker war ein Haltpunkt in Berlin: der Vater, ein patriotiſcher Preuße, über das Tzſchoppe'ſche Regiment verdrießlich die Achſeln zuckend, brachte in würdiger Ausſtattung die große Wiſſenſchaft, Leopold Ranke an der Spitze; der älteſte Sohn Max, ein profunder Hiſtoriker in jungen Jahren mit grauem Haare, ſetzte Becker's Weltgeſchichte fort, und gehörte als Burſchenſchafter zu uns Demagogen; der zweite Sohn Alexander war beſonnener Eklektiker; der dritte Sohn Franz war radical und wurde denn auch wirklich, ſobald Luftlöcher geöffnet wurden, Verleger jener Bernſtein'ſchen Volkszeitung. Das ganze Preußen in ſeinen guten Beſtandtheilen war in jenem Eckhauſe der franzöſiſchen Straße zu finden, und ich fand da einigen Troſt.

Man rieth mir dort unter Anderem, die „Reiſenovellen" fortzuſetzen. Sie wären populär, und könnten allenfalls den Autornamen entbehren. Das that ich mit meinen ſchwachen Kräften, bis ich mir ſeufzend eingeſtehen mußte: die Kräfte ſind zu ſchwach, du wirſt langweilig, und bedarfſt abſolut einer Blutverbeſſerung. Karlsbad! Aber hinaus ins Ausland durfte ich nicht, auch wenn mich, den „Gezeichneten", die damalige öſterreichiſche Regierung geduldet hätte. Sie hatte natürlich die Bulle gegen uns junges Deutſchland, ſie hatte den Bundesbeſchluß gegen uns, welchen Preußen zu Wege gebracht, mit heiligem Ernſte für ihre Staaten bekannt gemacht. Was alſo? Ein Handwerk ergreifen? Es wohnte ein Schuſter in meinem Hauſe, mit dem ich verkehrte. Auch in Glogau hatte ich längere Zeit in einer Schuſterwerkſtatt wohnen müſſen, ich war vertraut mit dieſem Handwerk, und der brave Meiſter unter mir war bereit, mich als Lehrling aufzunehmen und zu verköſtigen. Aber das ſtete Sitzen in dumpfer Zelle! Beſſer noch Maurer. Als Sohn eines Maurermeiſters hatte ich das als Knabe mitgetrieben, und dabei lebte man in der Luft. Wenn nur die zerriebene körperliche Kraft zureicht!

Da kam eine gute Botſchaft aus Mannheim. Mein junger Verleger dort, Heinrich Hoff, ſchickte Honorar für ein paar Bände Reiſenovellen, welche ich allmälig ſchreiben könnte. Guter Hoff! Da am Oberrheine war unſer Liberalismus in warmer Geltung. Jetzt rettete er mich; ſpäter aber ſtürzte er meinen ſanguiniſchen „Hoff“ ins Exil und in den Tod. Zwölf Jahre ſpäter nämlich trafen wir uns beim Vorparlamente in Frankfurt, und er hielt zur Fahne Hecker und Struve, und gerieth nach Amerika, wo ihn der Tod ereilte.

Ich ſchnürte jetzt mein Bündel, ohne die Polizei um Erlaubniß zu fragen, trug's in eine Droſchke, und fuhr hinüber in die belebtere Königsſtadt, wo die Poſt drei Uhr Nachmittags abging nach Stettin in Pommern. Dorthin wollte ich, und durch das „Haff“ hinaus nach Swinemünde an's Meer, wenn auch nur an die Oſtſee. Ihr Athem und ihre Wellen ſollten mich auffriſchen. Man hatte mir geſagt, es ſei dort wohlfeil, und ich wollte die „ordinaire“ Poſt nehmen, die für ein paar Thaler langſam nach Stettin rumpelte. Es ſchlug juſt zwei Uhr, als ich in den kleinen Nebenhof kam, in welchem das Bureau der Fahrpoſt war. Eine Stunde vor Abgang der Poſt mußte man ſein Billet löſen.

Ich eilte hinein, kaum zwei Minuten nach dem Schlagen der Uhr im Poſthofe trat ich ein und bat um das Billet. „Zu ſpät!“ hieß es kurz, „es hat Zwei geſchlagen!“ — Soeben erſt. — „Es hat geſchlagen!“ — Baſta! — Man gab mir wirklich kein Billet. Pünktlichkeit war die Deviſe; Zeitverluſt bedeutete nichts. Kein Menſch war vorgemerkt für den Poſtwagen; der Conducteur fuhr um drei Uhr allein ab. Der Staat verlor ſein Fahrgeld; aber der Beamte hatte ſeine Schuldigkeit gethan auf die Minute. „Ordnung muß ſin.“

Das hängt gewiß zuſammen mit der pünktlichen Organiſation, welche dem preußiſchen Heere die großen Siege ermöglicht hat. Aber die Verwandtſchaft iſt doch wol weitläufig.

Man durfte damals auch nicht einen Lohnwagen miethen, ohne auf der Poſt einen Schein zu löſen. Polizei und Poſt theilten ſich in die Beſchränkungen des Verkehrs. Der Staat ſchien dafür erfunden zu ſein, daß die Entwickelung niedergehalten würde.

28.

Da ſaß ich denn am Ausfluſſe der Oder, des Stromes, welcher meine Studienjugend in Glogau, in Breslau und bei den Landſitzen meiner Hauslehrerei begleitet hatte. Ich erkannte dieſe Oder nicht wieder in ihrer ſeeartigen Ausbreitung als Haff. Sie theilt ſich in drei Mündungen nach dem Meere hinaus. Die mittlere iſt bei Swinemünde, und ſie iſt ganz ſchmal. Steindämme ſchließen ſie ein.

Auf dieſem Steindamme ſaß ich alle Tage, und ſah in die endloſe Waſſerfläche hinaus, melancholiſchen Sinnes. Man übernimmt zu viel, dachte ich täglich, wenn man in jungen Jahren Politik ſchreiben will. Dazu gehört ja doch eigentlich eine Kenntniß und Beherrſchung aller Wiſſenſchaften. Sie münden ja alle in den Staat, wie alle Waſſer ins Meer. — Ich ſehnte mich nach einer Kunſtform, die man zu beherrſchen vermöchte.

Ein älterer Mann ſetzte ſich eines Tages neben mich. Ich wagte es nicht, ihn anzureden, obwol ich wußte wer er war. Sein Ruf ſchüchterte mich ein: er war als Nachfolger Hegel's nach Berlin berufen worden. Nachfolger Hegel's! Ein ſolcher Philoſoph flößte mir grenzenloſen Reſpect ein, wie man immer davor den größten Reſpect empfindet, worin man ſelbſt unfähig. Das abſtracte Philoſophiren im ausgerechneten Sinne eines Syſtems war für mich immer reine Mathematik, und die reine Mathematik war ſchon auf der Schule meine unheilbare Schwäche.

Der Mann hatte ein kleines Geſicht mit kleinen Zügen, und ich hätte ihm nach ſeinem Aeußeren nichts Großes zugetraut. Er hieß Gabler.

Allmälig iſt die Welt meiner damaligen phyſiognomiſchen Meinung geworden. Sie kennt jetzt ſeinen Namen nicht mehr. Man hat die bloß mathematiſche Fähigkeit, Gedankenformeln zu ordnen, damals überſchätzt; dieſe Fähigkeit hat nicht zugereicht für die Nachfolge Hegels.

In dieſer Richtung iſt überhaupt ſeit den Dreißiger- und Vierziger-Jahren eine tiefe Veränderung in Deutſchland vorgegangen. Noch bis in die Vierziger-Jahre hinein beherrſchte uns der philoſophiſche Formalismus; er galt für die höchſte Inſtanz, und alle ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Verdienſte wurden nur nebenher beachtet, eigentlich nur herablaſſend. Die Kenntniß der Gottesmacht in der Welt wurde nur im philoſophiſchen Syſteme geſucht und gefunden, und nur da geſchätzt, wo ſie in ſyſtematiſchen Formeln geſchloſſen auftrat. Rechnung und Quittung war erforderlich wie in der Buchhaltung eines Bankhauſes. Der alte Goethe ſogar wurde in ſeinen letzten Lebensjahren immer angetrieben, zu ſolch einem Formalismus Stellung zu nehmen, obwohl ſeine Natur dafür gar nicht geeignet und gar nicht geneigt war. Man berief ſich auf Schiller, der Kant ja in ſich aufgenommen und philoſophiſche Schulfähigkeit dargethan hatte. Was ein Dichter gekonnt, ſollte auch jeder andere Dichter können. Man beurtheilte auch den Dichter nur innerhalb der Kategorien, welche das philoſophiſche Syſtem feſtſtellte, ſowie Gervinus einige Jahre ſpäter die Dichter nach politiſchen Kategorien abſchätzte.

Demgemäß wurde damals in Halle ein großes Journal begründet, „Die Halliſchen Jahrbücher“, von Ruge geleitet, welches unſere ganze Literatur in dieſen formal-philoſophiſchen Bock ſpannte. Es decretirte ganz wie der Jakobinerklubb, und die Guillotine war in Permanenz. Nur der Nebenredacteur Echtermayer durfte in einer Nebenſection, dem Mittelhochdeutſch-

thume, nach unphiloſophiſchen Principien ſchalten und guillotiniren. Jegliche freie Production in der Literatur war vogelfrei und wurde hingerichtet, wenn ſie nicht einen Geleitſchein ſyſtematiſcher Philoſophie oder wenigſtens mittelhochdeutſchen Compendiums aufweiſen konnte.

Das war eine Folge unſeres verſperrten Staatslebens. Der Trieb zum geiſtigen Handeln preßte ſich in dunkle Ecken — im philoſophiſchen Jargon konnte man ſagen was man verſtändlich nicht ſagen durfte — und trockene Einſeitigkeiten geberdeten ſich als ſchöpferiſche Kräfte.

In meiner Wohnung zu Swinemünde hatte ich einen Berliner Juriſten zum Nachbar, welcher Hegelianer war und mit Gabler verkehrte. Er ſetzte mir täglich beim Frühſtück auseinander, daß die Welt gar nicht anders ſein könnte, als ſie eben war, und nie anders werden könnte. Denn nur ſo entſpräche ſie den Kategorien der Philoſophie; dieſe ſeien die Proben der Richtigkeit. Wenn ich ſchüchtern einwarf, ob nicht am Ende dieſe Kategorien einer dürftigen Wirklichkeit angepaßt wären? da lächelte er ſehr geringſchätzig zu meinen Verſtandeskräften, und ſetzte mitleidig hinzu: Sie glauben immer noch an mögliche Ueberraſchungen in der Geſchichte. Die gibt es nicht. Wir wiſſen genau, wie die Dinge verlaufen müſſen. — Ich erfuhr dabei auf mindeſtens ein halbes Jahrhundert hinaus, wie wir uns befinden würden in Preußen, in Deutſchland, in der Welt.

Ich kam mir recht wie ein Bettelſunge vor in dieſer Welt, welche ſo troſtlos für mich einſtudirt war. Der Aufenthalt in Swinemünde iſt auch nicht darnach angethan, einen trübſeligen Menſchen aufzurichten. Wie mein Glück auf Sand gebaut erſchien, ſo iſt dieſer Ort wirklich auf Sand gebaut, auf lauter Dünenſand. Eine ſandige Zunge hat ſich eingeſchoben zwiſchen dem Haff und der Oſtſee, und auf dieſer Zunge iſt die ſchmale Schifferſtadt erbaut, mit dem Antlitze gegen Süden, gegen das Haff. Dort klappert und ſtöhnt den ganzen Tag über das Schifferleben. Es ſtöhnt; denn die Rufe der arbeitenden

Schiffsleute ſind von einer traurig heulenden Muſik; es klingt immerfort, als ob ein Unglück geſchähe. Jegliches Schiffleben braucht gar ſehr des Preiſes, welchen die Beſchreiber ſo reichlich ſpenden. Eigentlich iſt es in ſeiner eintönigen Ordnung und in ſeiner Abgeſchnittenheit von fruchtbarer Natur herzlich traurig. Die Größe des endloſen Meeres, wenn man wirklich draußen iſt auf hoher See, iſt allerdings von poetiſcher Macht; aber Tag für Tag dieſelbe Macht, das erſchöpft die menſchliche Fähigkeit, und wird auf die Länge ein durchaus abſtracter Zuſtand, eine großartige Langeweile, großartig, ja, aber Langeweile.

Ich ſaß mit meinem juriſtiſchen Hegelianer vor der Thür im Sonnenſcheine, welcher den Sandboden erhitzte, unter einem Leinwanddache, das Haff von Schiffen verdeckt vor uns, das ſchwermüthige Ohi! der arbeitenden Matroſen in den Ohren, ein trübſeliges Frühſtück. Von der Oſtſee hinter uns keine Spur; man hat eine Viertelſtunde lang hinaus zu gehen über reizloſen Boden. Es war mir jämmerlich zu Muthe.

Da kam Hilfe. Eine Studentenſchaar fand ſich ein unter unſerm Leinwanddache. Sie machte eine Vergnügungsreiſe, und hatte aus der Badeliſte erfahren, daß ein jungdeutſcher Sünder bei der Frau Maſchke wohnte. Sie forderte mich auf, mit ihr nach der Inſel Rügen zu fahren. Sie hatten einen kleinen Schooner gemiethet, und wollten ſofort in See gehen. Frau Maſchke warnte mich, denn das würde mitunter lebensgefährlich mit ſo kleinem Schooner. Sie hatte nur zu Recht; aber ich war froh, meiner elenden Stimmung zu entrinnen, ich fuhr mit den Studenten durch den ſchmalen Hafeneingang hinaus in die offene See, links gen Weſten an Häringsdorf vorüber, welches Hügel und Bäume voraus hat vor Swinemünde, der berühmten Inſel zu. Sie hat einen romantiſchen Klang in Norddeutſchland dieſe Inſel Rügen, und gilt für ſchön. Altgermaniſche Erinnerungen weihen ſie, ein Hain und Waſſerſpiegel der Göttin Freya nämlich oben im Nordoſten, in der ſogenannten Stubbenkammer, und tüchtige Männer ſind dem deutſchen Vaterlande

von dort gekommen, der alte Arndt zum Beiſpiele. Das Geſchlecht der Gagern ſtammt ebenfalls von Rügen.

Arndt hat auch ſehr gut über Schweden geſchrieben, und ich erinnerte mich mit Staunen, daß all dies Land bis an die Mark hinauf ſo lange ſchwediſch Land geweſen. Das fiel gar nicht auf vor zwei Jahrhunderten in Deutſchland. Unſer jetziger Vaterlandsbegriff war gar nicht vorhanden; in dem übermäßigen Titel „heilig römiſch deutſches Reich“ hatte ſich ein kosmopolitiſcher Gedanke in Deutſchland eingebürgert. Er hat ſeine Früchte getragen in unſerm Bildungsweſen, und hat uns an den Bettelſtab gebracht in politiſcher Macht. Die Studenten neben mir im Schooner, welche hier auf der See ihre auf dem Lande verbotenen ſchwarzrothgoldenen Bänder zum Vorſchein brachten, jene Farben, für welche ich fortwährend büßte und welche mir doch ſo theuer waren, ſie erinnerten mich, daß unſer jetziger Begriff des deutſchen Vaterlandes doch von uns herrührt, von der Burſchenſchaft. Der alte Arndt mit ſeinem Liede: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“, das wir ſo inbrünſtig geſungen, und das die Studenten hier auf offener See anſtimmten, dieſer Mann von der Inſel Rügen iſt unſer moderner Barde geworden.

Dies deutſche Vaterland war gar nicht vorhanden vor Entſtehung der Burſchenſchaft. Alle die hundert großen und kleinen Dynaſten ließen es nicht entſtehen; ſie waren die Erben des untergegangenen heilig römiſch deutſchen Reiches, ſie perſönlich, und wir Burſchenſchafter galten ihnen für Räuber. Deshalb wurden wir ſo verfolgt.

Mit der Seeluft und mit ſolchen Gedanken wurde ich denn wieder friſcher. Ich gedachte mit Vergnügen meines geſchichtlichen preußiſchen Schulunterrichts und des großen Kurfürſten, welcher als prächtige Reiterſtatue Schlüter's auf der Schloßbrücke in Berlin ſteht, und der Schlacht von Fehrbellin, in welcher er die ſchwediſche Kriegsmacht in Deutſchland endlich gebrochen, und dieſe Länder an der nördlichen Oder dem deutſchen Vaterlande zugebracht. Hat man's auch damals

ohne deutſches Vaterland nicht ſo angeſehen, es iſt doch ſo geworden.

Ich wanderte damals mehrere Tage auf der Inſel Rügen umher, und fand wol ihre Romantik und Schönheit geringer als wie ſie in Norddeutſchland angeſchrieben ſteht, aber ich fand bei dieſer Gelegenheit doch wieder beſſeres Blut für's Leben, alſo beſſeren Lebensmuth.

Der romantiſche Hauptpunkt auf Rügen iſt die ſchon erwähnte „Stubbenkammer", die nordöſtliche Seite der Inſel. Da ſteigen mäßig hohe Kreidefelſen aus der See empor, und ſie ſind mit einem Buchenwalde bedeckt, und in dieſem Buchenwalde ruht ein dunkler kleiner See, welchen die norddeutſche Göttin Hertha bewohnt hat. Zur Miethe bewohnt hat; denn ſie iſt für uns wenigſtens ſo frühzeitig ausquartiert worden, daß wir keine rechte Vorſtellung haben von ihrer eigentlichen Herrſchaft. Unſere nordiſchen Götter ſind doch nie zu rechtem Anſehen gekommen unter uns, ſie leben nur in Schriften, ſie ſind nicht ins deutſche Volk gedrungen. Wenigſtens nicht in gerader legitimer Linie. Als Geſpenſter ſpuken ſie etwa hie und da in tief niederdeutſchen Volksgebräuchen; die Gelehrten aber müſſen erklären, von welcher Abſtammung dieſe Gebräuche ſind. Skandinaviſche Dichter, neuerdings Björnſon, geberden ſich hartnäckig ſo, als ob die alten Sagen wirklich in Skandinavien lebten. Ich glaube ſelbſt das kaum. Bei uns bedeuten ſie wenig oder nichts, und gehören nur ins Schriftthum.

Ich ſpürte alſo wenig oder nichts von geheimem Schauer bei dieſem dunklen See, in welchem heilige Roſſe gebadet worden ſein ſollen. Dazu bin ich auch kein Verehrer der nordiſchen Buchen, wie ſie hier ſind und wie ich ſie ſpäter im berühmten Thiergarten bei Kopenhagen geſehen. Ihre Stämme ſind bei weitem nicht ſo ſchön wie in unſern Buchenwäldern tiefer im deutſchen Lande; ſie gehen zu zeitig in ſtarke Aeſte aus. Ebenſo waren mir die Kreidefelſen nicht hoch genug, man kann allenfalls hinabkriechen bis an die See. Das beeinträchtigt die Romantik.

Ich glaube, der ſüdöſtliche Theil der Inſel, die ſogenannte Granitz, die ganz und voll mit Wald bedeckt iſt, würde mich am Wärmſten angeſprochen haben. Ein voller Wald iſt immer mächtig. Dorthin kamen wir aber nicht; die Idee, den nördlichſten Punkt Deutſchlands im Vorgebirge Arkona mit ſeinem Leuchtthurme eine Nacht bewohnt zu haben, trieb uns nach Norden. Die Idee mußte auch hier das Beſte thun; nicht einmal ein ungezogener Wind, der hier arg wirken ſoll, kam uns zu Hilfe. Das Intereſſanteſte war „die Schabe“. Dies iſt ein Weg, der halb durchs Meer geht: ein Wagenrad rollt auf dem Uferſande, das andere Rad im ſeichten Meerwaſſer. Solchergeſtalt kamen wir in den Mittelpunkt der Inſel zurück, wo ein Städtchen „Bergen“ liegt, der höchſte Punkt der Inſel. Der höchſte, aber kein hoher. Das Wirthshaus dort beſaß einen Schatz, eine ſchöne Kellnerin. Wirklich eine erfreuliche Bildung der niederdeutſchen Eigenſchaften für Frauenſchöne: hoher Wuchs, roſiges Fleiſch, große Augen. Ich war froh, daß doch wieder einmal von Schönheit die Rede war in dieſer bleichen Welt, und überließ den Cultus derſelben meinen Studenten. Ich ſelbſt wanderte einſam nach Putbus hinab, dem kleinen Seebade, in deſſen Hafen der Schooner lag, welcher mich nach Swinemünde zurückbringen ſollte.

Es ſchien ihm nicht gelingen zu wollen, wie Frau Maſchke prophezeit hatte: ein Gewitterſturm überfiel uns, und wir mußten zunächſt bei einem Eilande anlegen.

Es liegen da gegenüber der weſtlichen Odermündung, Peene geheißen, einzelne kleine Landbrocken in der Oſtſee. An einem ſolchen Brocken, Ruden iſt ſein Name, landeten wir eilig.

Man kann ſich kaum was Melancholiſcheres denken als ſolch ein Inſelchen. Es iſt kaum ſo lang und breit als die Straße einer mittleren Stadt, und iſt ein unfruchtbarer Sandhaufe. Vereinzelte blaſſe Grashalme ſproſſen nur hie und da; man denkt bei ihrem Anblick an den ausgerauften grauen Kinnbart eines uralten Mannes. Ein paar dürftige Häuschen ſtehen da,

und man begreift nicht, wovon die paar Leute in ihnen leben; jedwedes Nahrungsmittel muß ja von der Küste drüben, aus Peenemünde, Greifswald oder Putbus geholt werden, und es wirkt immer entmuthigend auf uns, wenn wir bei Wohnungen von Menschen die helfende Natur nicht entdecken können. Die paar Menschen hier hatten auch ein Aussehen, als ob sie vergessen worden seien von der Natur und von den Mitmenschen, und als ob dabei ihr eigenes Gedächtniß stumpf geworden. Unsere geistigen Kräfte leben nur, so lange sie angeregt werden. Selbst mit den Thieren scheint es so zu gehen: ein alter Hund und eine alte Katze blickten mit öden Augen verkommen zu mir auf. Ein kleines erbärmliches Steindruckbild, Schill vorstellend, hing in dem leeren Zimmer, welches mich aufgenommen. Schill, die tragische Figur, war einmal flüchtig hier gewesen während seines Feldzugs. Und wahrlich, keine historische Figur in Norddeutschland macht einen so niederschlagenden Eindruck wie dieser tapfere Schill! Mit seinem Freikorps hier in Niederdeutschland und namentlich hier an den Küsten der Ostsee kämpfend 1809 mußte er von der preußischen Regierung, für die er kämpfte, verläugnet werden, weil die Franzosen die Herren waren über Preußen, und er fiel da drüben in Stralsund, Angesichts von Rügen, in einem verzweifelten Straßenkampfe. Umsonst! Alles umsonst, was man an vaterländische Ideen setzt! Denkt man da, wenn man als schiffbrüchiger Burschenschafter auf dem öden, grauen Ruden liegt, umsonst Alles! Mich überwältigte damals geradezu die Melancholie, und es schien mir Erlösung, in den hoch rollenden Wogen der vom Gewittersturm aufgewühlten Ostsee unterzugehen. Fort, fort von diesem verwünschten Eilande!

Die beiden Schiffer des Schooners erklärten, das ginge nicht so schnell; das kleine Fahrzeug könne die hohe See nicht halten, wenn sie so hoch ginge wie jetzt, und doch müßte man hinaus, denn hier von der pommerschen Küste her erstrecke sich eine lange Sandbank, der Peenemünder Haken, weit heraus in die See. Ueber ihn hinweg zu gehen sei lebensgefährlich, er biete

nur dritthalb Schuh Waſſer, der Schooner brauche aber mehr. Er fahre alſo auf, und fahre ſich feſt, und dann — „Und dann?“ fragte ich. — Und dann ſchlagen ihn die Wellen in Stücke und wir erſaufen!

Leidenſchaften ſind eben thöricht oder gewaltig. Meine Leidenſchaft war hier in Ruden Beides: ſie bewog die Schiffer, mit mir abzufahren. Nach kurzer Zeit war Schrecken und Reue da: wir fuhren auf, der Peenemünder Haken ergriff uns, der Schooner knurrte wie ein getroffenes Thier, das Seewaſſer färbte ſich gelb von dem Sande, welchen er aufwühlte, jeden Augenblick konnte er feſtſitzen, und dann war's vorbei mit dieſem Leben.

„Was thut's! 's iſt ja elend genug.“ — So hätte ich ja doch denken ſollen; aber die Lebensluſt, uns eingeboren als Lebensſeele, war fix bei der Hand, als um Sein oder Nichtſein mit einem Wurf gewürfelt wurde. Die Krankheit muß groß ſein, wenn der Menſch dem Tode freiwillig die Hand reichen ſoll; er thut es nicht, ſo lange nur noch ein einziger Tropfen Geſundheit in ihm pulſirt.

Ich rief eifrig den Wind zu Hilfe; er allein konnte uns retten, wenn er ſich ſtark genug in unſer Segel drängte, und uns hinaus warf aus der Sandbank. Er hatte die Gefälligkeit für uns, er warf uns hinaus.

Homer ſagt bei ſolcher Gelegenheit: dieſer oder jener Gott hat uns zugeſehen und ſich für uns erklärt. Dieſe Anſchauung iſt immerhin unterhaltend, und ich ſtimmte ihr zu, weil ich in Swinemünde einen Brief fand, welcher dieſe Rettung fortſetzte. Irgend ein Gott Homer's hatte ſich offenbar meiner erbarmt: meine Stimmung, mein ganzes Leben wurde plötzlich anders. Hinweg war die Schwermuth, und die Lebenshoffnung ſprang auf wie ein friſcher Bube. So ſind wir, die ſogenannten Herren der Erde, abhängig von einer Nervenzuckung unſers Leibes, abhängig von einem zufälligen Ereigniſſe, von der zufälligen Ankunft eines Briefes, den ein leichtſinniger Poſtbote hätte verlieren können.

Der Brief war von jener Dame, um deren willen ich von Naumburg aus heimlich in Leipzig geweſen, um deren willen ich mich am hellen Mittage in verhangener Portechaiſe durch die Leipziger Straßen hatte tragen laſſen — ſie ſchrieb mir jetzt, daß ſie meiner eingedenk, und daß ſie zu einer Sommerſaiſon in Köſen angelangt ſei.

In Köſen! Von da war ich, die ganze preußiſche Regierung herausfordernd, kürzlich entflohen, ich Thor! Meinem Glücke war ich entflohen.

Aber was hinderte mich denn, dahin zurückzukehren? Das Gebot der Conſinirung: ich ſollte an einem beſtimmten Orte feſtſitzen. Pah! Ich war ohne zu fragen nach Swinemünde gegangen unter der Firma „Geſundheit und Seebad“ für den Fall der Nachfrage, warum ſollte ich nicht nach Köſen gehen unter der Firma „Salzſoole“, in welcher man dort im einſamen Kämmerlein badet. Nur nicht fragen! Wer viel fragt, kriegt viel Bericht.

Ich ging nach Köſen, und wurde ein neuer Menſch. Nicht gerade durch die „Salzſoole“, welche ich andern Leuten überließ.

Es gibt eben ein Etwas im Menſchen, welches in letzter Inſtanz aller bürgerlichen Hinderniſſe ſpottet. Man nennt es Poeſie und weiß nicht wie. Alles hört plötzlich auf in uns, was Tag und Nacht unſer Leben beherrſcht hat; wir haben's geradezu vergeſſen, was uns Tag und Nacht unüberwindlich erſchienen. Es iſt etwas Höheres über uns gekommen, und wenn uns der Nachbar, welcher unſere Pein mit angeſehen, nach Ankunft dieſes Höheren mit verblüfften Augen betrachtet, weil wir auf einmal fröhlich und guter Dinge ſind, und wenn er uns erſtaunt fragt: Ja, ſind denn die Hinderniſſe beſeitigt? — ſo antworten wir lachend: „Nein! aber das Hinderniß in der armen Seele iſt in die Luft geflogen, die arme Seele iſt reich geworden und fragt den Teufel nach euren bürgerlichen Schulden. Die Welt iſt mehr als der preußiſche Staat und der Herr v. Tzſchoppe und das verbotene junge Deutſchland!“

Ich hatte Niemand mehr in Berlin gefragt, ob und wie ich gehen und kommen dürfte. Erſt im Herbſte kam ich nach Berlin zurück, und fragte Niemand, obwol ich die wichtigſten Dinge vorhatte.

Da ſagt der Herausgeber der Heine'ſchen Geſammtausgabe, es hätten Unterhandlungen ſtattgefunden, daß unſere Schriften mit unſeren Namen wieder zugelaſſen werden möchten, und nennt da insbeſondere meinen Namen. Daran iſt kein wahres Wort. Vielleicht hat ihm Heine irgend einen Bären aufgebunden, oder — was wahrſcheinlicher iſt — Heine hat in irgend einer Notiz ſolch einen angebundenen Bären in ſeinen Papieren zurückgelaſſen, welcher den Herausgeber irre geführt. Darin war Heine ſtark, malitiöſe Combinationen zu erfinden, welche einen ganz anderen Zweck hatten als ſie an der Stirn trugen.

Der Spuk mit unſerem Namensverbot iſt meines Wiſſens allmälig wie jeder andere Spuk verblaßt und verſchwunden, allmälig, aber ohne Rückfall. Ich erinnere mich keiner ausdrücklichen Verordnung, welche in Bezug auf dieſen Bannſtrahl erſchienen wäre. Ueber das Unſinnige eines officiellen Befehls geht ſelbſt die officielle Welt allmälig, wenn auch in der Stille, zur Tagesordnung über.

Ich perſönlich war ſchon im Herbſte 1836 nicht mehr ſonderlich davon beläſtigt: ich ſchrieb in erwachter munterer Stimmung Reiſenovellen. Das waren Fortſetzungen, welche, wie geſagt, allenfalls des beigedruckten Autornamens entbehren konnten, und in Baden, wo ſie gedruckt wurden, kümmerte man ſich wenig oder gar nicht um die Bannſtrahlen des Herrn von Tzſchoppe.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin im Herbſte ſagte mir Joel Jacoby, der im literariſchen Dienſte des Polizeiminiſteriums ſtand, lächelnd mit erhobenem Finger: „Sie ſcheinen uns ganz zu vergeſſen, ei, ei! Man ſchweigt, weil man Sie in Liebe weiß. Liebe gilt auch bei der Polizei für eine Garantie. Verliebte ſind nicht ſtaatsgefährlich. Aber übertreiben Sie Ihre Sorgloſigkeit

nicht, denn das System ist unverändert dasselbe, und man will unerbittlich aufräumen mit der liberalen Coterie. So lange der König lebt ist an keine Aenderung zu denken, und der König befindet sich wohl. Seine Lebensweise ist musterhaft einfach und regelmäßig, sie verspricht ihm ein hohes Alter".

Einige Tage nach dieser Mahnung von einem eingeweihten Zöllner ereignete sich auch wirklich etwas Bedenkliches: ich erhielt eine Citation zu Seiner Excellenz dem Minister des Innern und der Polizei, Herrn v. Rochow. Was konnte das bedeuten? Gutes schwerlich.

Ich hatte die Unvorsichtigkeit begangen, ihn auf meine Person aufmerksam zu machen. Den Tag vor dieser Citation war ich, zu Pferde aus dem Thiergarten kommend, durch die Wilhelmsstraße geritten, in welcher sein Ministerhotel lag. Vor diesem Hotel stand er in Unterredung mit einem General. War es dieser Kriegsmann, war es der Hafer, welcher mich stach: ich grüßte quasi militärisch, indem ich mein Roß Front machen ließ vor den Herren, die in der einsamen Wilhelmsstraße deutlich auf mich, den Reiter, blickten. Hatte man dieses auffallende Grüßen wie eine ironische Herausforderung angesehen? Diese Möglichkeit stieg mir zu Kopfe, und ich ging nicht ohne einige Unruhe heut in die Wilhelmsstraße in Folge der Citation.

29.

Ich wurde in denselben Saal des Ministerhotels geführt, in welchem ich vor anderthalb Jahren so lange hatte warten müssen, in welchem mich endlich der Herr Minister so schnöde behandelt hatte. Heute brauchte ich gar nicht zu warten: Herr von Rochow stand schon in der offenen Thür seines anstoßenden Cabinets und winkte mir schweigend, in dies Cabinet zu treten.

Sein Geſicht mit der Adlernaſe war bleich wie damals, aber das Auge blickte ruhig. Er deutete auf einen Stuhl neben ſeinem Schreibtiſche. Es lagen Acten auf demſelben. Sollte ich mich reſpectswidrig auf dieſe Acten ſetzen? Oder war es nur eine höfliche Pantomime, die keine Folge brauchte? Jedenfalls war es ein Symptom von Höflichkeit. Noch mehr: Seine Excellenz ging ſelbſt an den Stuhl und warf die Acten an die Erde und wiederholte die einladende Pantomime. Es fehlte nur, daß er, wie eine reinliche Hausfrau, das Taſchentuch hervorgezogen und den Stuhl abgewiſcht hätte.

Was hieß das? War der preußiſche Staat im Begriff, ein neues Syſtem einzuführen?

Nun ſaß Excellenz noch eine Weile ſchweigend in ſeinem Armſeſſel und ſchnupfte. Endlich fragte er mit halber Stimme: „Sie wollen ſich verheiraten?“

Herr Gott, dachte ich, iſt mir das vielleicht auch verboten? — Ich faßte mich nach Kräften, und antwortete bündig: Ja!

„Dann wollen Sie eine Hochzeitsreiſe machen?“

Wenn's ſein kann, o ja!

„Weil wir ſchon im Spätherbſte ſind? Das Wetter iſt ja milde. Es wäre mir angenehm, wenn Sie an den Rhein reiſ'ten.

Stumme Verbeugung von meiner Seite. Mir war's wie im Märchen. Mein militäriſcher Gruß zu Pferde gaukelte vor meinen Augen umher. Verhöhnte mich der mächtige Mann? Aber ſo viel Umſtände macht man ja nicht mit einem armen Schriftſteller, auch wenn man ihm einen Naſenſtüber geben will! Wo zielte das hin? Der Miniſter fuhr lächelnd fort, er lächelte wirklich:

„Aber nicht blos an den ſchönen Mittelrhein, ſondern auch an den Oberrhein —“

Kurz und gut: Straßburg war das mir zugedachte Ziel. Dorthin ſollte Jemand geſchickt werden zur Beobachtung. Dort hatte Louis Napoleon ſoeben ſeinen Putſch gemacht, und es war dem

Miniſter um genaue Auskunft zu thun, ob der Napoleonide dort wirklich Chancen gehabt habe oder haben könne. Dieſe Beobachtung ſollte aber ganz unſcheinbar vor ſich gehen. Bei der Hochzeitsreiſe eines ſogenannten Demagogen werde ſicherlich kein Menſch daran denken, daß die preußiſche Regierung beobachten laſſe, und ich perſönlich ſchien dem Miniſter geeignet dafür, weil ich als Verfaſſer von Reiſenovellen Uebung beſäße in Betrachtung von Land und Leuten.

Es iſt alſo eine Aufgabe, welche mit dem Liberalismus oder Nichtliberalismus gar nichts zu ſchaffen hat? fragte ich.

„Gar nichts!“ antwortete er — „die franzöſiſche Frage betrifft es lediglich. Sie ſind ja doch ein Preuße und haben wol noch in Ihrer frühen Jugend unſere entſetzliche Franzoſenzeit erlebt, ermeſſen alſo, was die Frage bedeutet: ob ein Napoleoniden-Regiment in Frankreich wieder möglich ſei? Das bedeutete unter allen Umſtänden wieder Krieg. Zeitungsnachrichten genügen uns nicht, wir wollen von einem Augenzeugen erfahren, wie die eigentliche Stimmung in Straßburg beſchaffen ſei. Louis Napoleon hat ja doch dieſen Ort zu ſeinem Auftreten erwählt, weil er dort den ſtärkſten Anhang zu finden gehofft hat. Iſt das ein Irrthum geweſen, oder nicht? Denn das beweiſt nichts, daß der Aufſtand verunglückt iſt. Zufälle können das Mißlingen herbeigeführt haben. Ein ander Mal kann's gelingen. Wir wollen klar ſehen, ob die Napoleoniden dort im Elſaß noch wirklich eine entſchloſſene Partei haben. Jeder Napoleon auf dem Throne Frankreichs iſt eine Gefahr für Preußen.“

Nun, fünfunddreißig Jahre ſpäter — Rochow iſt ſchon lange todt — hat ſich dies Wort des Herrn v. Rochow bewährt.

Ich habe ihn ſelbſt nicht wieder geſehen. Den Auftrag aber übernahm ich damals mit Vergnügen, denn die Berufung an mein Gedächtniß für den Franzoſenkrieg von Anno 13 war richtig. Dieſe Franzoſenzeit ſtand wie eine abſcheuliche in meiner Erinnerung, ich liebte natürlich meine Heimat und mein Vater-

land, und es war mir eine Freude, zu möglichem Nutzen desſelben etwas verrichten zu können.

Ich reiſte ſofort zur Hochzeit, und zwar nach Lützen. Leipzig, wo meine Braut wohnte, und wo die richtige Stätte geweſen wäre für die Trauung, war mir verſchloſſen, denn von dort war ich immer noch verbannt. Lützen war das nächſte preußiſche Städtchen. Dort wurde denn die Ehe eingeſegnet, welche mir die Lebensgefährtin ſchenkte.

Aus der Kirche ſtiegen wir in den Wagen, und fuhren nach Straßburg. Dort war aber nicht eine einzige Stimme zu vernehmen für Louis Napoleon. Nichts als Spott und Spott war zu vernehmen. Eine neue napoleoniſche Herrſchaft in Frankreich galt für eine Phantaſterei. Heinrich Heine war damals der einzige Menſch, der an eine Auferſtehung der Napoleoniden glauben mochte. Ein Poet! Und nicht ohne Manierirtheit! rief man, wenn ſeiner Napoleons-Gedichte erwähnt wurde. Er braucht einen glänzenden Mittelpunkt für dichteriſche Rede, was bedeutet das?!

Ich kannte Heine noch nicht perſönlich. Drei Jahre ſpäter erſt ſprach ich ihn zum erſten Male, und war nicht wenig erſtaunt, als ich ihn dieſe Frage viel ernſthafter und nüchterner vertreten hörte, als er andere politiſche Fragen vertrat. „Geh' nur in die Provinz, verkehre nur mit den Bauern" — rief er — „und Du wirſt nicht mehr lachen über meine Träume. Ich träume mit aufgemachten Augen, und die Augen ſehen. Es fehlt nur an den Poſaunen. Sobald die Poſaunen dröhnen, werden es Reſurrectionspoſaunen, und die Reſte der großen Armee ſammt all ihren Kindern und Vettern ſtehen auf und ſchreien Vive l'empereur! Es werden Millionen ſein, und die Menge thut's. Die Menge braucht eine greifbare Standarte. Die napoleoniſche Standarte aber allein iſt greifbar. Nuancen der Charte ſind ſpitzfindiger Kram für den Bauer; er glaubt nur an das was er erlebt, er braucht einen ſichtbaren Gott."

Von alle dem wußte ich damals in Straßburg noch nichts, und ich hätte es auch nicht geglaubt. Ich ſteckte bis über die Ohren nur in den ſtaatsrechtlichen Fragen bürgerlicher Freiheit, und es ſchien mir unmöglich, daß ſich ein Volk beim möglichen Regierungswechſel um etwas Anderes kümmern ſollte. Ich war um kein Haar weiſer als alle Welt, welche den Putſch des jungen Napoleon als einen Knabengedanken verhöhnte und ihm jegliche Bedeutung abſprach.

Demgemäß berichtete ich an Herrn v. Rochow der viel weiter und richtiger geſehen als ich. Denn zwölf Jahre ſpäter war ja dieſer Knabe Louis Herrſcher in Frankreich, und vierunddreißig Jahre ſpäter ließ er unter frevlem Vorwande ſeine Legionen gegen Preußen marſchiren.

Ich ſelbſt kam in keine weitere Berührung mehr mit Herrn von Rochow, obwol ich meinen Hausſtand in Berlin einrichtete. Man fragte nicht weiter nach mir; es ſchien Waffenſtillſtand zu herrſchen, und ich meinte wol leichtſinnig, es ſei nun Alles vorbei, Gefangenſchaft wie Confinirung ſei eine abgeſchloſſene Epiſode. So eingelullt lebte ich als ein geſelliger junger Berliner, der mit ſeiner Frau geiſtvollen Umgang ſuchte und fand. Varnhagen, Gans, Fräulein Solmar führten uns ein, und beſchirmten uns liebenswürdig.

Unter Anderem wurden wir mit der Frau Fürſtin Pückler-Muskau bekannt, eine Bekanntſchaft, welche für unſer ganzes Leben von Werth und Segen geworden iſt. Sie war die Tochter des verſtorbenen Staatskanzlers von Hardenberg, welcher aus dem Hannöveriſchen ſtammte und alle die feineren Eigenſchaften des beſſeren niederdeutſchen Adels in ſich vereinigte. Man ſchilt immer ſehr ausgiebig auf einen großen Theil namentlich des hannöver'ſchen Adels, der ſich durch Junkerhochmuth und ſonſtige üble Junkereigenſchaften hervorthue. Vielleicht mit Recht. Aber eine Gattung Adeliger im deutſchen Niederlande an der Elbe hinunter bis ins Schleswig'ſche hinab hat es immer gegeben, welche wahrhaft adeligen Grundſätzen wacker nachgeſtrebt hat.

Wer gedenkt nicht dankbar jenes holsteinischen Grafen Schimmelmann, der unserm Schiller ungebeten die große Geldunterstützung bot! Die vornehme Universität Göttingen, der geistige Mittelpunkt des niederdeutschen Adels, hat in diesem Betrachte treffliche Dienste geleistet. Durch große Gelehrte gab sie der Vornehmheit einen würdigen Inhalt und höhere innere Gesetze. Fürst Hardenberg — von Preußen gefürstet wie jetzt Bismarck — hat diesen Göttinger Ductus in Wissenschaft und Kunst bis an sein Lebensende bewahrt, und ein starker Hauch davon war auch auf seine Tochter, die Fürstin Pückler übergegangen. Sie hielt es für eine ihr zustehende Aufgabe, Leute von Geist und Talent mit entgegenkommender Freundlichkeit aufzusuchen und aufzunehmen, und gewisse liberale Traditionen ihres Vaters aufrecht zu erhalten. Es wurde da nicht eigentlich politisirt, aber diese liberalen Traditionen wurden vorausgesetzt und ruhig angedeutet im Gegensatze zu der eben herrschenden Regierungsweise. Ihr Gatte, Fürst Pückler-Muskau, war damals im Oriente, und Merkwürdigkeiten, welche er von dort sandte, wurden als Veranlassungen benützt, Gesellschaften von Notabilitäten am Pariser Platze zu versammeln. Dort, nahe am Brandenburger Thore, bewohnte sie ein reizend ausstaffirtes Parterre.

Unter diesen Notabilitäten war Alexander von Humboldt eine der wichtigsten. Er spielte in solchen Gesellschaften die eigenthümlichste Rolle. Vom Momente seines Eintritts an schwieg nämlich Jeder und Jede, und er allein sprach. Auch wenn er nicht formelle Vorträge hielt, was zuweilen geschah, hatte und behielt er fortwährend das Wort. Ihm war dies ein Bedürfniß und der Gesellschaft war es ein Bedürfniß, diesen außerordentlich unterrichteten Mann fortwährend zu hören. Es wäre auch nicht zu ändern gewesen, wenn die Gesellschaft dies Bedürfniß nicht empfunden hätte.

Ich erinnere mich genau eines solchen formellen Vortrages, zu welchem die Frau Fürstin eingeladen hatte. Humboldt erschien auf die angesetzte Minute, an der Thür schon wie ein großer

Ambaſſadeur von der Wirthin empfangen. Eine mittelgroße, faſt kleine Geſtalt in verbrauchtem ſchwarzen Anzuge, ſchon damals mit ſilbergrauem Haupthaare, den Kopf ein wenig nach der Seite geneigt und mit den kleinen Augen im röthlichen Antlitze raſch und gleichſam im Vorübergehen aufſchauend. Er ſchlürfte unſcheinbar über den Fußboden hin, links und rechts eine leichte Verbeugung andeutend, dabei aber ſchon von der Thür an in ununterbrochenem Fluſſe zur Wirthin ſprechend. Nicht gar laut, aber ganz verſtändlich, in regelmäßig gebauten Sätzen. Wenn es der Wirthin gelang, ein höfliches Wort nach einem ſeiner kleinen Punkte zwiſchen den Sätzen einzuſchieben, ſo wurde dies einzelne Wort auf der Stelle der Ausgangspunkt zu einem neuen Satze, zu einer neuen Gedankenreihe, welche ſich links und rechts ausbreitete.

Man denkt ſich gern einen Weiſen als verhältnißmäßig ſtillen Mann, welcher aufmerkſam zuſieht und zuhört, und nur bei Abſchnitten und Wendungen der Dinge ſpricht. Zu dieſer Gattung gehörte Humboldt eben nicht. Er gehörte zu den Arbeitern, die nicht ruhen. Wenn ich ihn ſo ein paar Stunden geſehen und gehört hatte, da kam er mir immer vor wie der Verwalter einer immens großen Herrſchaft, welcher in der Nacht alle Rechnungen und Bedürfniſſe verglichen hatte, und am Tage von einem Punkte der Verwaltung zum andern eilte, überall die nächſten Linien der Thätigkeit vorſchreibend, überall ein fernes Ziel angebend. Dazwiſchen ſpricht er mit allen Leuten, welche ihm begegnen über alles Mögliche, und für alles Mögliche die höchſten Geſichtspunkte andeutend. Dazwiſchen macht er auch bei dem Gebieter der Herrſchaft und bei deſſen Umgebung pflichtſchuldige Beſuche, und hat ſich dafür eine formelle Höflichkeit angeeignet, welche kein Nachdenken koſtet, und welche ihm geſtattet, Bemerkungen einzuſchieben. Dieſe erweitern ſich zu wiſſenſchaftlichen Ausführungen; denn auch der Gebieter und die Gebietenden wiſſen es, daß er einen unermeßlichen Vorrath von Kenntniſſen und Folgerungen beſitzt. Sie laſſen ſich im Vor-

übergehen ein Quantum davon beibringen, und weil ſie Gebieter ſind, verſtopfen ſie den ewig ſprudelnden Quell, ſobald ſie ſich angefüllt fühlen. Er ſelbſt geht weiter und macht ſeine regelmäßigen Viſiten in der Nachbarſchaft und ſchüttet eine Wiſſensſchale rechts aus und eine Wiſſensſchale links. Auf dem Gange von Einem zum Andern arbeitet er in ſtillen Monologen an den Themen weiter, welche eben ſeinem Geiſte vorliegen, kehrt dann auf kurze Weile in ſein Zimmer zurück, welches Wände von Büchern hat, und welches angefüllt iſt mit Audienz ſuchenden Leuten aus allen fünf Welttheilen. Er ſpricht ſie Alle und hört das Nöthigſte von ihnen an, nur das Nöthigſte, will ſagen das was er etwa noch nicht wiſſen ſollte aus ihrer Welt. Er iſt durch langen Aufenthalt in Frankreich an die gute franzöſiſche Lebensart gewöhnt, jedem Frager zu antworten, alſo auch die Hunderte von einlaufenden Briefen zu beantworten. Auf dem kleinſten Stückchen Papier thut er das, damit nicht zu viel leerer Raum die Anklage auf ungebührliche Kürze erheben möge. Die Schrift lauft ſchief, er ſitzt nur mit halb zugewandtem Körper dabei, die andere Hälfte ſtrebt ſchon weiter, oder er ſchreibt auch auf ſeinem Knie. Eſſen und Trinken iſt völlige Nebenſache; Hilfsbedürftigen wohlzuthun iſt dies keineswegs, und der alte Diener muß eine genaue Liſte führen, und Erkundigungen nach der Würdigkeit der Hilfe Suchenden ſind fortwährend im Gange — ich habe mich oft gefragt: wie macht es der Schlaf, um ein kleines Plätzchen finden zu können bei Alexander von Humboldt? Er fand auch nur ein ganz beſcheidenes, und wurde oft kurzweg im Stuhle abgefertigt.

Ferner fragte ich oft Varnhagen: wie kann es ein Mann von dieſer Wiſſensfülle und Wiſſenskraft aushalten, ſo viel leeres Hofceremoniel mitzumachen, und mitten in einem Regierungsſyſteme zu leben, welches er doch nimmermehr billigen kann?

„Er billigt es auch nicht,“ lautete die Antwort, „und damit er ihm mitunter wenigſtens entgegentreten kann, muß er ſich

Zutritt oben erhalten, und damit er diesen erhalte muß er da sein und all das Ceremoniel mitmachen.“

Es ist mir damals und später zweifellos klar geworden, daß Humboldt mitten in all den großen wissenschaftlichen Fragen, welche ihn beschäftigten, mitten in all den äußerlichen Hofpflichten, welche ihn in Anspruch nahmen — ein liberales Regierungssystem unwandelbar festhielt in seinen Anforderungen. Man kann auch nicht sagen, daß er damit schüchtern zurückgehalten: bei Gelegenheit jeder illiberalen Maßregel äußerte er seine absprechende Meinung. Er that es oft sarkastisch und witzig, und fragte nicht darnach, ob und wie ungnädig seine Aeußerungen aufgenommen wurden. Seine Stellung war gefeit durch sein wissenschaftliches Ansehen.

Sein Bruder Wilhelm, preußischer Minister in der liberal aufstrebenden preußischen Zeit nach dem Befreiungskriege, war damals schon todt. Unzufrieden mit dem Gange des Staates, hatte er sich zurückgezogen und war vor Kurzem gestorben. Beide stammten aus Tegel, einem Familiengute unweit von Berlin, Beide sind mit Recht ein Stolz der Mark. Auch in Wilhelm waltete ein großes freies Streben.

Und doch mußte ich diesen großen Alexander der Wissenschaft immer eine Zeitlang nicht gesehen haben, wenn ich den ihm gebührenden Respect bewahren sollte. Der Respect für seine Arbeit, für sein Wissen und wol auch für seinen Charakter kann gar nicht groß genug sein. Der Respect für sein persönliches Wesen schrumpfte mir immer zusammen, wenn ich in seiner Nähe gewesen war. Von reichem, oft hohem und feinem Inhalte zum Beispiele war das gewesen, was er an jenem Abende bei der Fürstin Pückler vorgetragen, wenn auch, künstlerisch angesehen, durchweg überladen, weil er von seinem Reichthume keine künstlerische Oekonomie zu beobachten wußte, und ich sah mit Bewunderung auf den kleinen Mann, der seinen Vortrag beendigt hatte und sich vom Sessel erhob. Aber nun sprach er fort im Abgehen von Zimmer zu Zimmer, auf jeder Schwelle ein

Weilchen ſtehen bleibend, und der Diener erſt, welcher die letzte Thür hinter ihm ſchloß, machte den letzten Punkt der unendlichen Rede. Dadurch entſtand die Vorſtellung: man habe ein überladenes Inſtrument vor ſich gehabt, nicht einen Menſchen, und dies Inſtrument werde auch draußen auf der Straße immer noch weiter ausgießen.

Ein einziges Mal hab ich ihn in ſeiner Wohnung geſprochen, vier Jahre ſpäter, und da war er ein wenig anders. Zu meinem Nachtheile. Da fragte er, und ich wußte nichts. Ich war in Algier geweſen und ich ſollte ſchildern. Von meinem Standpunkte aus, freilich einem ſehr beſchränkten Standpunkte neben dem ſeinen, fing ich die Schilderung an. Aber das war erſichtlich banaler Kram für ihn und er brach ſofort ſein ſeltenes kurzes Schweigen, und fing an, mich zu examiniren. Frage auf Frage quoll mir entgegen, nach Erdſchicht und Geſtein, nach Luft und Waſſer, und es blieb mir kaum Platz, mich mit meiner Unwiſſenheit bloß zu ſtellen. Am Ende lachte ich und er lächelte mit, denn er antwortete für mich vortrefflich.

War er eitel? Ich ſollte es nicht meinen. Er hatte wol kaum Raum und Zeit dafür. Seine Ziele waren zu zahlreich für perſönliche Nebenabſichten. Wenn Unverſtand ſich gar zu breit machte in der vornehmen Geſellſchaft, da ſprang er heraus aus ſeinen glatten ausweichenden Formen, und äußerte ſich zornig, poſitiv zornig. Zum Beiſpiele als das Tiſchrücken ſo gar viel Anwerth fand. „Wenn man Vernunft geſprochen“ Jahrzehnte lang, ſolchen Plunder geglaubt ſehen zu müſſen! Das ſchien ihm zu arg, als daß er blos witzig hätte ſtechen mögen, wie er es ſonſt that bei dieſer oder jener „Influenza“, welche geſunde Anſichten verdarb.

Er bleibt eine wunderbare Erſcheinung unter uns Menſchen. Zu viel! zu viel! ruft man immer bei ihm, auch bei ſeinem „Kosmos“, wenn man mit vorzugsweiſe künſtleriſchen Anſprüchen zu ihm tritt. Aber wie ſelten gibt es einen Menſchen, der zu viel giebt und doch lauter Werthvolles gibt!

Daneben begegnete ich damals in Berlin einem Manne wieder, welcher ein langes reichliches Leben immer künſtleriſch zu verwerthen ſuchte, und auch ſtellenweiſe zu verwerthen wußte. In Breslau bei Karl Schall hatte ich ihn geſehen, als ich ſeine „Lenore“ ſchülerhaft dreiſt und unrichtig heruntergeriſſen hatte — Karl von Holtei, meinen ſchleſiſchen Landsmann, der damals in Berlin wohnte. Er warf mir immer vor, daß ich mich des Schleſierthums ungebührlich entäußert hätte. Entäußert, denn innen bleibt man doch, was man von Jugend auf geweſen. „Du bleibſt doch ewig was Du biſt!“ iſt nur zu gründlich wahr. Holtei hat es zu einer Lebensaufgabe gemacht, durchweg Schleſier zu bleiben, und das machte mir ihn ſtets anheimelnd. Er feſſelt mich ſtets nach kurzer Unterredung vollſtändig: die ganze Natur des gemeinſchaftlichen Volksſtamms, meines Erachtens eines fränkiſchen Stammes, der ſich fern vom Urſitze eigen entwickelt hat, kommt dann über mich wie eine behagliche Wohlthat.

Holtei fühlte ſich damals, wie es ihm periodiſch immer ergangen iſt, nicht am rechten Platze. Wozu bin ich überhaupt noch vorhanden? ich bin ja ſchon lange fertig! pflegt er da zu rufen. Dann findet er wieder eine paſſende Aufgabe, und dann iſt er gar noch nicht fertig, und wird wieder ganz lebendig mit ſeinem unverſiegbaren Sanguinismus eines echten Schleſiers.

Ich rieth ihm damals, ſein Leben zu ſchreiben, welches ja mannigfaltig intereſſant wäre. Was iſt denn d'ran?! lachte er, und ſchüttelte den Kopf. Ein paar Wochen darauf aber kam er Abends zu uns und hatte ein dickes Manuſcript. Das las er uns vor. Es war der Anfang der „Vierzig-Jahre“, welche er ſpäter herausgegeben.

Sein Vorleſen iſt eine ſeiner beſten Eigenſchaften. Anſpruchslos, natürlich, lebensvoll. Es iſt eine ganz ſchleſiſche Eigenſchaft. Sie entſpringt aus der Fähigkeit, ſich geiſtig ganz hinzugeben, und dieſe Hingebung mit einfacher Unmittelbarkeit wiederzugeben.

Für Holtei's liebenswürdige Macht gibt es keinen ſtärkeren Beweis als ſeinen längeren Aufenthalt in Weimar und dort im Goethe'ſchen Kreiſe. Wie ein Kind im Hauſe war er dort geworden, und der alte Herr hatte ihn behandelt wie ein Papa. Eine Natur wie Holtei's wird eben überall intim.

In der damaligen ſtillen Zeit — Goethe war erſt vier Jahre todt — waren die Angelegenheiten unſerer großen Dichter noch das höchſte Intereſſe der Unterhaltung und Holtei erfriſchte uns höchlich mit ſeinen Schilderungen. Wie iſt dieſe kleine Welt unſerer großen Dichter jetzt in ſtillen Schatten gerückt, ſeit ſo viel vorgegangen iſt in unſerer politiſchen Welt!

Wo fände man jetzt nur die geringſte Aufmerkſamkeit für eine literariſche Täuſchung, welche ich mir damals in Berlin erlaubte, und welche unter Leuten wie Varnhagen, Gans, ja ſelbſt Humboldt ſtreitende Erörterung hervorrufen konnte. Die Unterredungen Eckermann's mit Goethe nämlich, oder richtiger die Reden Goethe's, welche Eckermann mittheilt, hatten mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Ich fand den alten Herrn darin gerade ſo, wie ich mir ihn immer vorgeſtellt, ſo geſund und weiſe; die Lectüre war für mich ein wahres Entzücken geweſen. Als verſchwiegener Dramatiker — mir ſelbſt verſchwiegen — ſchrieb ich neue Scenen zwiſchen Goethe und Eckermann, und gab ſie in einen Band der Reiſenovellen ſo, als ob ſie nagelneu aus Weimar kämen. Das erregte in unſeren Kreiſen einen allerliebſten Spectakel. Echt oder unecht? Das war die Frage. —

Kurz, ich lebte den langen Winter hindurch und bis in den Frühſommer 1837 hinein mit meiner Frau, als ob der Himmel voller Geigen hinge. Wir dachten gar nicht daran, daß ein Schwert des Damokles über mir hinge.

Es hing aber wirklich, und jetzt fiel es mir auf den Hals. Die Unterſuchung gegen mich in der Hausvogtei war ja doch in Geſtalt von Verhörsprotokollen an's Kammergericht befördert worden zur Urtheilsſprechung. Dies Urtheil war jetzt geſprochen worden, und lautete auf — ſieben Jahre Feſtungsſtrafe.

Man ſah ſich an und fragte ſich gegenſeitig: ob man träume? Ein Gerichtshof könne doch nur nach Geſetzesparagraphen ein Urtheil fällen; wo gäbe es denn aber Geſetzesparagraphen für ein vages Demagogenthum ohne Thaten? Es gab ſolche Paragraphen; man träumte nicht.

In Folge der großen Mainzer Unterſuchungscommiſſion gegen die burſchenſchaftliche Demagogie war ein Geſetz erlaſſen worden, nach welchem jede Theilnahme an einer Burſchenſchaft mit ſechs Jahren Feſtung beſtraft wurde. Sechs Jahre Feſtungsſtrafe für Theilnahme an einer Studentenverbindung, weil ſie die Einigung Deutſchlands vorbereiten wollte!

Wie nimmt ſich das heute aus, wo der Reichstag des vereinigten Deutſchland in Berlin tagt?!

Mir war nachgewieſen, daß ich Anno 26 und 27, alſo vor zehn Jahren, Theilnehmer an einer Studentenverbindung in Halle geweſen, welche zwar nicht alle Formen, aber doch die Ideen der Burſchenſchaft betrieben habe. Mir gebührten alſo ſechs Jahre Feſtungsſtrafe.

Für meine ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen war ein Jahr Feſtung als Entgelt ermittelt worden. Meine belletriſtiſchen Schriften hatten da nicht klar genug ſtrafrechtlichen Anhalt gewährt, dieſer ſchien aber geboten in dem erſten Buche, welches ich 1832 herausgegeben unter dem Titel: „Das neue Jahrhundert“. Der erſte Band dieſes Buches enthielt eine Geſchichte Polens bis zum großen Aufſtande 1830 und 1831. In dieſer Geſchichte Polens ſei der Kaiſer von Rußland beleidigt worden. Dieſer, ein Schwager des regierenden Königs von Preußen, ſei ein Alliirter des Königs von Preußen, und weil dieſer Alliirte beleidigt worden, ſei ein Strafausmaß von einem Jahre gerechtfertigt. Summa ſieben Jahre.

Alſo zur Sühne für das Ausland wurde ich als Preuße zu einem Jahre Feſtungsarreſt verurtheilt. Iſt das kosmopolitiſch genug?

Obige ſechs Jahre für eine Burſchenſchaft hatten indeſſen allmälig, weil das Strafausmaß doch zu ſchreiend erſchien für

eine Studentenverbindung, den Charakter der Münzherabſetzung in Oeſterreich erhalten. Man unterſchied wie zwiſchen Conventionsmünze und Wiener Währung. Was vor dem Jahre 1830 lag, alſo vor dem Ausbruche politiſcher Bewegungen, das wurde als Romantik, als eine Papierwährung erachtet. Burſchenſchaften vor dem Jahre 1830 waren alſo von ſechs Jahren auf ſechs Monat Strafzeit herabgeſetzt. Burſchenſchaften nach 1830 galten für voll, für Conventionsmünze, werth ſechs ganze Jahre. Mir gebührten alſo nach dem eingeführten Uſus für mein Studententhum nur ſechs Monate. Von dem Strafjahre für Rußland wurde mir aber nicht ein Tag erlaſſen — ich hatte alſo anderthalb Jahre abzuſitzen.

Meine arme Frau ſah troſtlos drein. An ſolchen Verbrecher war ſie gerathen!

30.

Der Reichthum an Demagogen, alſo an Feſtungscandidaten war zu jener Zeit in Preußen ſo groß, daß die zahlreichen Feſtungen von Pillau bis Saarlouis nicht zureichten. Es fehlte an ſo viel Localen in den Feſtungen. Man hatte deshalb den Ausweg gut heißen müſſen, die verurtheilten Staatsverbrecher in gewöhnlichen Städten gefänglich unterzubringen. Auf dieſem Nebenwege ſuchten wir denn nach einem ſchicklichen Orte, und beſchäftigten uns zuerſt mit Delitzſch, dem preußiſchen Grenzorte vor Leipzig. Schulze, jetzt Schulze-Delitzſch genanut, welcher als Referendarius in Berlin war, empfahl uns dieſen ſeinen Heimatsort mit triftigen Gründen. Ich wollte eben um dieſes Sansſouci beim Kammergerichte anſuchen, da kam eine Botſchaft von der Fürſtin Pückler: ich möchte ſie beſuchen.

Sie hatte die Freundlichkeit, mir Muskau anzubieten als wirkliches Sanssouci. Im alten Schlosse da, welches jetzt als Polizeihaus diene, sei der ganze erste Stock leer; der könne uns als Wohnung angewiesen und eingerichtet werden.

Mit meinem Danke sprach ich die Besorgniß aus: ob ich auch von der Behörde die Erlaubniß gewinnen würde für dieses aristokratisch schimmernde Schloßgefängniß. „Oh," erwiderte die Fürstin, „die besorgt uns Tzschoppe!"

Herr v. Tzschoppe?! schrie ich auf — der gerade ist mein ärgster Gegner!

„Wenn auch! Er verdankt meinem Vater Alles. Dieser hat ihn als kleinen Burschen in seine Kanzlei aufgenommen, und ihn stetig gefördert. Den übernehm' ich, und seine jetzige Macht bringt die Erlaubniß zu Wege."

Ich glaubte nicht recht daran. Wir saßen schon in einem Gasthofe, weil der Wohnungstermin eben abgelaufen, und der Antritt der Festungshaft vor der Thüre war. Zaghaft fragten wir uns eines Morgens, wohin uns wol das Schicksal verschlagen würde, da klopfte es — herein! — und herein trat im olivengrünen Röcklein ein kleiner lichtblonder Mann — Herr von Tzschoppe!

Ich hatte ihn nicht mehr gesehen seit jener Apostrophe über das junge Deutschland, und sein Besuch bei einem verurtheilten Demagogen war eine Ungeheuerlichkeit. Die Tochter Hardenbergs hatte wunderbar gewirkt. War so viel Dankbarkeit in seiner Seele für den verstorbenen Staatskanzler, so war doch mehr Gemüth in diesem kleinen Torquemada, als man ihm zuzutrauen pflegte.

Die geselligen Formen sind ein glättendes Oel, dessen Kraft junge Leute und Doctrinäre unterschätzen. Er hatte zu meiner Frau und zu mir zu sprechen, und seine Rede gewann dadurch einen für mich ganz neuen Charakter. Kein Wort von unsern staatlichen Gegensätzen. Wol aber die höfliche Anzeige, daß der Präsident des Kammergerichtes bereits unterrichtet sei von

meinem Wunſche, meine Strafzeit in Muskau zu überdauern. Er ſei ein alter Bekannter von mir aus Schleſien, und werde meinen Wunſch befürworten, wir könnten uns alſo getroſt zur Reiſe nach Muskau rüſten.

Jener Präſident war allerdings ein Bekannter für mich, er war öfters zum Beſuch in das Haus der Gutsherrſchaft gekommen, bei welcher ich Hauslehrer war, und wir hatten uns ſtets grundſätzlich widerſprochen, ſobald auf Politik die Rede kam, und er meine naſeweiſen Bemerkungen eines Widerſpruchs gewürdigt hatte. Er war ein Tory reinſten Waſſers, und der ſollte jetzt mir nach Wunſche wirken! Geſellige Höflichkeit und perſönliche Empfehlung bedeuten eben im Staatsleben viel mehr als ich bis jetzt geahnt.

Es konnte den Herrn allerdings ziemlich gleichgiltig ſein, ob ich in Delitzſch oder in Muskau eingeſperrt würde. Man ſchickte mich nach Muskau.

Herrn v. Tzſchoppe hab' ich nicht wiedergeſehen. Sein Schatten beſchränkte mich aber noch in Muskau. Dort wurde ich einem Juſtizrathe überantwortet, welcher mich mit liebenswürdiger Nachſicht behandelte. Das alte Schloß, nur durch einen Weiher vom neuen Schloſſe getrennt, lag am Eingange des Parks, und der Park wurde mir als Raum zum Spaziergange bewilligt. Das war erſtaunlich viel, denn der Park war ſchon damals ſehr groß. „Nur nicht zu weit gehen!“ — ſagte mein Juſtizrath. — „Nur nicht zu lang ausbleiben! Denn Herr v. Tzſchoppe, ein Bekannter der Frau Fürſtin, kann jeden Tag einmal hier eintreffen, er hat es angekündigt, und es könnte von üblen Folgen ſein, wenn Sie dann gerade fehlten!“

Tzſchoppe's Schatten war mir alſo doch gefolgt. Ihm folgten dafür unſere Schatten, die Schatten der Verfolgten, der Eingekerkerten, der zu Grunde Gerichteten. Als einige Jahre ſpäter der Thronwechſel eintrat in Preußen, und das Tzſchoppe'ſche Polizeiſyſtem der Politik in Ungnade fiel, nahm er ſich das ſo zu Herzen, daß er den Verſtand verlor und ſich von den Geſpenſtern

ſeiner Demagogen gehetzt glaubte. Dieſe Geſpenſter haben ihn zu Tode gepeinigt.

Wenn's nicht blos Ehrgeiz war, deſſen Verzweiflung ihn überfallen und verrückt gemacht, dann iſt dieſe Lady Macbeth im letzten Acte eines preußiſchen Geheimenrathes doch immerhin ein bemerkenswerthes Zeichen, ein Zeichen, daß dieſer Mann Gemüth beſeſſen, daß er mit Gemüth reactionär amtirt hatte und gemüthskrank werden konnte.

Mir iſt das einleuchtend: er war ein Renegat. In liberaler Schule Hardenbergs war er aufgewachſen, und dieſe Schule verläugnete er ſpäter vor ſich ſelbſt, um Carriere zu machen. Als nun plötzlich die Poſaunen dröhnten: Umſonſt! Du haſt umſonſt gegen dich ſelbſt gelogen und fällſt in Unmacht und Verachtung! Da konnte wol ein Nerv reißen, welcher den Verſtand zuſammenhält. Es iſt alſo immerhin von einiger Höhe, daß er noch die tragiſche Figur eines bürgerlichen Trauerſpiels werden konnte. Diejenigen ſind niedriger, welche bei gleicher Lage achſelzuckend und lächelnd mit Penſion zurücktreten, um ſchadenfroh weiter zu leben.

Nun, damals lebte er noch, und ängſtigte meinen Juſtizrath und mich, meinen braven Juſtizrath! Der hat es umgekehrt gemacht: als ſpäter die conſtitutionell genannte Regierung in Preußen Mißbrauch trieb mit der Conſtitution, und die Steuerverweigerung auftrat, da trat mein ehrlich liberaler Juſtizrath zu den Steuerverweigerern und — wurde abgeſetzt. Ein Held des bürgerlichen Dramas. Er iſt mir lieber als obiger Held des bürgerlichen Trauerſpiels, und wenn er noch lebt — Paſchke iſt ſein Name — ſo drück' ich ihm die Hand, über Zeit und Raum hinweg.

Unſere Widerſacher ſorgen richtiger für uns als unſere Freunde. Das klingt wie künſtlich gemacht; für mich iſt es immer blanke Wahrheit geworden. Das, wozu mich die Widerſacher genöthigt, das iſt mir immer gründlich gut bekommen. Die Nöthigung brachte Arbeit von meiner Seite zu Wege, alſo

Ergänzung meiner Gebrechen, alſo Vortheil. So wurde richtig für mich geſorgt.

Was mir die Freunde verſchafften, das verſchaffte mir allerdings bequemen Fortgang, und dafür iſt man allerdings gern dankbar. Aber die Bequemlichkeit erſchlafft und treibt keineswegs zum Fortſchritte. Dadurch wird alſo nicht eben richtig für uns geſorgt.

Die Widerſacher nöthigten mich jetzt anderthalb Jahre in einen ſtillen Ort: ſie nöthigten mich zur Sammlung, zum Studium. Beides war mir äußerſt heilſam.

Die Politik trat mir in den Hintergrund, die Literatur in den Vordergrund. Das war poſitive Hilfe für mich, der ich deutlich eingeſehen hatte, daß man zum handelnden Politiker juridiſche Kenntniſſe beſitzen müßte, welche mir Theologen fehlten, und daß ich nur Befriedigung finden könnte in einer künſtleriſchen Thätigkeit. In einer literariſch künſtleriſchen, da ich weder malen, noch bildhauen, noch muſiciren konnte.

Literariſches Studium alſo ſchien mir vorgeſchrieben, wie eine lange Brunnen- und Badecur. Dies begann ich ſyſtematiſch. Freilich ſtockte ich bald. Blos in mich aufzunehmen war meiner Natur nie angemeſſen, und paßte jetzt gar nicht mehr für mich, nachdem ich ſchon Jahre lang handelnd, will ſagen ſchriftſtellernd gelebt hatte.

Auch dafür fand ſich Rath. Leopold Schefer gab ihn mir. Er war ein Muskauer und lebte in Muskau. Lange Jahre war er oberſter Verwalter der Herrſchaft Muskau geweſen; jetzt lebte er im Penſionsſtande. Er hatte ſich am Ende des Städtchens ein originelles Häuschen gebaut, welches man für eine Kapelle halten konnte, etwa für eine griechiſche. Es ſtand in einem kleinen Gemüſegarten, und er hauſte da wie ein beſcheidener Bürger mit ſeiner Familie, welche ganz kleinbürgerlich geartet war. Alles an ihm, Schrift wie Weſen, erinnerte an Jean Paul, an einen Brahminen, welcher geduldig Sonnenſchein und Regen, Gedeihen und Vernichten hinnimmt, als Gaben der Weltſeele. Sie ſorgt am

Beſten für Alles; der Menſch hat zu danken für Alles, auch für das, was ihm nicht gefällt. Jedenfalls lernt er fortwährend, und wenn er der Weisheit zuſchreitet, ſo kann er ſich hochbeglückt nennen. Frau Schefer, die Gattin, war anderer Meinung, und verlangte reellere Gaben zur Beglückung; er aber lächelte zu ihren begehrlichen Einwendungen, nahm eine Priſe, und ging zur Tagesordnung über, zum Schreiben an einem großen Tiſche, welcher mit vollgeſchriebenen Papierbogen bedeckt war.

Er war von kleiner Geſtalt, und ſah ſehr ſchlicht aus. Ein röthliches Antlitz, ein ziemlich kahles Haupt, eine ruhige, immer ſinnige Sprechweiſe kennzeichneten ihn. Große Toleranz für alle Meinungen war ihm eigen. Er wußte aber auch jede Meinung ſo zu deuten und weiter zu führen, daß ſie zum Guten gehören, oder doch wenigſtens zum Guten leiten konnte.

Mittelpunkt in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Welt war die Erinnerung an einen längeren Aufenthalt in Italien und Griechenland, welchen er ſich in jungen Jahren verſchafft hatte. An die antiken Denkmäler der Kunſt knüpfte er immer mit Vorliebe an, und dort ſuchte er immer eine gewiſſe Weihe für ſeine künſtleriſchen Gedanken.

Hierin war er reich an originellen Wendungen. Originell, weil ſein perſönliches Weſen eigentlich gar nicht zu den äſthetiſchen Linien der Antike ſtimmte. Es ſtimmte viel beſſer zu den behaglichen Umriſſen eines demokratiſchen Volksfreundes. Der klaſſiſche Stempel ſchien an den falſchen Mann gekommen. Er hielt aber viel darauf, und brachte Anwendungen zum Vorſcheine, welche frappant erſchienen.

Solch eine Art von Disharmonie beunruhigt viele ſeiner Darſtellungen. An Erfindung reich, wurde er in der Ausführung leicht überladen und durch Jean Paul'ſche Ueberſchwenglichkeit ſchwer genießbar. Vergaß er zuweilen die großen äſthetiſchen Abſichten, dann gelang ihm manche Erzählung ungemein, insbeſondere durch pſychologiſche Zergliederung. In dieſer war er unermüdlich wie ein Maulwurf, und da gerieth er nur oft in

Gefahr einer geſuchten Subtilität, welche den Eindruck der Wahrheit verdarb. Seine „Künſtlerehe“, das Leben Dürers mit ſeiner Frau ſchildernd, iſt in ihrer Art ein kleines pſychologiſches Meiſterwerk. Zu Grunde lag Scheſers eigene Ehe mit einer ſparſamen Hausfrau, einer übrigens ſehr braven Frau, welche ſeine künſtleriſchen Arbeiten vom Standpunkte der Hausfrau würdigte.

Sein Grundton war ein immerwährend reges Verhältniß zur Gottheit; er war ein Religionslehrer. Nicht Lehrer von Dogmen, ſondern von freien Gedanken und Empfindungen. Die ſtanden ihm ſtets bereit, und da Milde Alles in ihm ſänftigte — wenn auch nicht eben klärte — ſo gemahnte er mich immer an die Weiſen des Morgenlandes, welche umherziehen, wenig Eſſen und Trinken brauchen, und mit bedeutungsvollem Spruche Jedermann zu tröſten ſuchen. So zog er, wie oft! mit mir durch den weiten Park, und erklärte, verklärte mir Alles.

Darum begann auch ſeine Popularität im Leſepublicum erſt mit Herausgabe ſeines „Laienbreviers“. Da, in dieſen lehrſamen Sprüchen trat ſein Beſtes hervor, unverſtellt durch irgend welche äſthetiſche Gelehrſamkeit. Die äſthetiſche Schwäche darin, ſchlaffe, unſchöne Verſe, ſtörte den richtigen Leſer nicht. Und ſeine richtigen Leſer waren alle die beſſeren Menſchen, welche ihr Verhältniß zu Gott nicht befriedigt finden in enger Dogmatik, welche am ſtillen Abende oder Sonntags-Nachmittage eine freie Erbauung ſuchen für ihren Geiſt. Umſonſt warnte die Geiſtlichkeit vor Scheſers pantheiſtiſchen Neigungen, auch fromme Leſer befreundeten ſich damit, daß man Gott nicht zu verlieren brauchte, wenn man ihn auch überall fände.

Moritz Veit und Lehfeld, die Berliner Verleger des „Laienbreviers“, waren beide philoſophiſch gebildete, gute Männer; ſie haben dem Muskauer Leopold den Lebensabend liebevoll verſchönt.

Nun, dieſer freundliche Leopold Scheſer ſprach zu mir bald nach meiner Ankunft in Muskau, als ich meine literar-hiſtoriſchen

Studien begonnen, wie folgt: „Sie können nicht mehr blos ſtudiren; für uns Kriegsleute genügt das nicht. Sie müſſen aufſchreiben, was Sie da lernen, und daraus wird von ſelbſt ein Buch. Sie ſagen: das ginge nur von Leſſing an, in der altdeutſchen Literatur ſeien Sie zu ſehr Laie. Was heißt Laie? Mangel an Quellenſtudium? Das beſorgen Leute, welche nicht produciren. Die benützen wir in Kürze. Eine Einleitung bis zu Leſſing brauchen wir; benützen Sie die Quellenſtudenten zu einer bloßen Ueberſicht, und von Leſſing an erſt ſchreiben Sie ſelbſt mit eignen Gedanken und Anſchauungen. Sela!“

Pläne! Pläne! So lange wir Pläne machen leben wir. Gründen wir ſie darauf — und das thun wir gewöhnlich — unſere Schwächen zu verbergen, ſo beglücken ſie uns zunächſt am Stärkſten und führen ganz ſicher zu Enttäuſchung und Leid. Gründen wir ſie auf ſchwere Opfer von unſerer Seite, ſo leiden wir zunächſt, und wachſen und gedeihen allmälig von ſelbſt ins Glück hinein.

Aber ſei der Plan gut oder ſchlecht, wir brauchen ihn zum Leben. Wir wollen wenigſtens kleine Götter ſein, und uns das Schickſal ſelbſt bereiten. Wir fühlen uns der Menſchenhöhe entrückt, wenn wir keinen Lebensplan vor uns haben, wenn wir uns ganz dem Zufalle preisgegeben ſehen.

Ich war ganz zufrieden mit meiner Situation, da ich ein weites Feld literariſcher Thätigkeit vor mir ſah, und der Aufenthalt in dieſem alten Schloſſe mir freundlich zunickte von dem Waſſerſpiegel herauf, von den alten, prächtigen Bäumen, den grünen Wieſen, den fernen Hügellehnen des Parks herüber. Schönheit und Friede lächelten mir in die Fenſter eines alten Saales mit vielen Fenſtern und wenig Möbeln, in welchem ich ſitzen, ſchreiben, herumlaufen und weithin auf hölzernen Bänken Bücher ohne Zahl ausbreiten konnte. Der Polizeimeiſter im unteren Stocke, ein dicker aſthmatiſcher Mann, hatte mich verſichert, daß er nichts von Politik verſtehe, daß ihm alſo auch mein Verbrechen unverſtändlich wäre. „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß,“ ſchloß er; ich dürfte

alſo ſeiner Unaufmerkſamkeit ſicher ſein, und ſpaziren gehn, ſo viel ich wollte.

Das that ich denn redlich. Der Park empfing mich wie eine Kirche, obwol oder weil ein Menſchengeiſt ihn durchwehte. Ein ſolcher Park iſt eine künſtleriſch geſchaffene Natur, und der beruhigende Hauch eines Kunſtwerkes ſtrömt von ihm aus. Er wirkte alſo auf mich ſo günſtig, weil ein künſtleriſcher Menſchengeiſt ihn durchwehte. Dies iſt durchaus nicht Phraſe; hundert und hundertmal hab' ich's empfunden. Wie der Maler mit Figur und Farbe, der Dichter mit Begebenheit, Charakteren und Handlung wirkt, und günſtig wirkt, ſobald er Harmonie erreicht, ſo wirkt Pückler in ſeiner Landſchaftskunſt mit Strauch, Baum, Raſen, Waſſer, Höhe und Tiefe, Ausſicht und Verhüllung in ſeinem landſchaftlichen Kunſtwerke. Ich wußte damals noch nicht, nach welchen Geſetzen, aber ich empfand die Wohlthat dieſer Geſetze ſogleich.

Es war Sommer, die Natur ſtand in Fülle, die Frau Fürſtin wohnte im Schloſſe und die Abende boten Geſelligkeit. Die Gefangenſchaft hatte das Ausſehen eines Geſchenkes.

Aber des Menſchen Sinn wechſelt wie die Jahreszeit. Als die Tage kürzer wurden, empfand ich doch bereits die geringe Verkürzung meiner Freiheit. Der Park war groß, faſt eine Meile im Umfange zu beiden Seiten des Fluſſes Neiſſe, zu beiden Seiten des Städtchens; aber er war meine Grenze. Gebt dem Menſchen ein ganzes Land zum Aufenthalt, aber ſagt ihm: die Grenze dieſes Landes darfſt Du durchaus nicht überſchreiten — und er wird ſich eingeſchränkt fühlen. Wir wollen abſolut das Verbotene, ſagten die Römer.

Die Fürſtin, eine kluge, zum Humor geneigte Frau, ſah mir's an und ſagte eines Tages: Wohlan denn, Doctor, riskiren wir die mögliche Ankunft Tzſchoppe's, ſchieben wir die Schuld auf mich, wenn Ungelegenheit entſteht, kurz: gehen Sie auf die Jagd! Das bloße Spazirengehen verſagt ſeine Kraft, die Jagd bringt einen Zweck hinzu und dieſer Zweck füllt bald den ganzen

Menſchen an. Denken wir dabei an mögliche Steigerung, begnügen Sie ſich alſo zunächſt mit der Jagd im Parke. Da gibt es Haſen, da gibt es Faſanen, da gibt es ſogar Rehe, und an den Feldrändern auch Rebhühner, der Raubvögel nicht zu gedenken, die überall ihre Beute ſuchen, und deren Abſchuß eine Wohlthat iſt für den Wildſtand. — Ein Jäger wurde mir zugetheilt, ſowie ein Gewehr und Schießbedarf.

Konnte man gütiger ſein?! Aber die Güte bedeutete leider nicht viel für mich — ich war kein Jäger, und die Jagd iſt ein Nichts für den, welcher ſie nicht zu üben und alſo auch nicht zu genießen verſteht. Was nützt der Kuh Muskat!

Ich war wol als junger Burſch in meinem heimatlichen Landſtädtchen, wo man zu allen ländlichen Beſchäftigungen gelangt, auch zum Verkehr mit einer Schießwaffe gekommen, ich hatte beim Pfingſtſchießen auch nach der Scheibe geſchoſſen, aber das Jagdſchießen war mir fremd geblieben. Es entwickelt ſich nur mit der Neigung zur Jagd, und die war für mich ausgeblieben, vielleicht weil ich in eine Feſtungsſtadt auf's Gymnaſium gerathen war. Einmal — ich war zu den Ferien daheim — war mir die Verſuchung nahe getreten, aber der kundige Verführer hatte gefehlt, der mir die Verſuchung zu deuten gewußt. Wir werden ja meiſt zu Leidenſchaften verführt durch kundige Praktiker. Ich war mit des Vaters Flinte in's nahe Wäldchen gegangen und da war ein Haſe vor mir aufgeſprungen. Statt raſch zu ſchießen war ich ihm raſch nachgelaufen auf's Feld hinaus. Jung und behend nahm ich's eben auch mit einem Läufer auf, wie der Haſe einer iſt. Dieſer Haſe hatte denn das ſeltene Geſchick erlebt, daß ein Menſch immer wieder bei ihm erſchien, wenn er ſich niedergeſetzt, und daß dieſer Menſch dies anſtrengende Geſchäft für Jagd hielt. Immerhin lag in dieſem komiſchen Beginnen doch jener Trieb des Erlangens, des Kriegens, welcher die Grundlage jeder Paſſion iſt, auch der Jagdpaſſion. Aber es war Niemand da, der mich auslachte und der eine Anleitung gegeben hätte: wie man den Haſen kriegen könnte. Der Trieb war

untergeſunken. — In der Hauslehrerei auf dem Lande hatte ich dann die beſte Gelegenheit gehabt, Jagd zu üben. Ich war auch mitgegangen, aber ich hatte nichts getroffen, und Niemand hatte mich unterrichtet: wie man treffen könnte. So war mir's langweilig geworden, und ich war der Jagd fern geblieben. Ich hatte weder damals gewußt, noch wußte ichs jetzt, daß die Luſt an der Jagd dann erſt entſteht, wenn man eine Wirkung von ſich ausgehen ſieht, wenn man trifft und kriegt.

So ging ich denn auch jetzt ganz hoffnungslos mit meinem Jäger hinaus auf die Jagd. Da ereignete ſich's gleich beim erſten Male, daß ich einen Haſen traf. Er flog zuſammen wie vom beſten Schützen. Das machte mir einen außerordentlichen Effect. Von dem Momente an war ich denn auch für meinen Jäger eine reſpectable Standesperſon, und wir waren beide ſehr erſtaunt, als ich ſpäter nichts mehr traf. Es war eben nur ein Freiſchuß geweſen. Die Wirkung aber, die er in mir gemacht, war unauslöſchlich, die Paſſion war erweckt. Ich wollte und mußte nun die erforderliche Fertigkeit gewinnen. Ich entdeckte dem Jäger meine Schwäche, und bat um Unterricht und Belehrung. Die erfolgten denn. Ich exercirte wie ein Rekrut, allmälig errang ich eine ziemliche Fähigkeit, und die Jagdpaſſion loderte auf wie ein unlöſchbares Feuer.

Sie iſt mir treu geblieben, jetzt mehr denn dreißig Jahre, und hat mein Leben ſehr bereichert. Wie alle Paſſionen iſt ſie argen Fehlern ausgeſetzt und wird von all denen verurtheilt, welche ſie nicht kennen. Wie kann ein trockenes Herz Romeo und Julie verſtehen! Was weiß ein Stubenhocker von den Reizen in Wald und Feld! Wie mag ein Blinder über Farbe abſprechen!

Arger Fehler entſteht eben immer, wenn Leidenſchaft gebietet. Man muß ſie zu mäßigen ſuchen, und wird froh ſein, ihres mächtigen Dranges theilhaftig und fähig zu bleiben. Wer ohne mächtige Triebe lebt und leben muß, der vegetirt eben nur; wer aus Furcht vor Uebertreibung Alles vermeidet, der verliert eben auch Alles.

Nichts auf dieſer Erde iſt ohne Gefahr zu haben, und das Reizendſte iſt das Gefährlichſte.

Mir ſind die Reize der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit erſt aufgegangen, ſeit ich Jäger geworden. Da entdeckt man Zuſammenhänge zwiſchen dem was lebt und dem was für todt gilt und doch Leben bietet, da findet man Zutritt in geheime Werkſtätten der Natur, an welche man gar nicht denkt innerhalb der Städte.

Und all Das verdankte ich dem Herrn v. Tzſchoppe, der mich zum Demagogen geſtempelt! Jetzt freilich im erſten Ueberdrang der Paſſion war er wieder ſehr hinderlich. Seinetwegen durfte ich nicht hinaus in die Wälder, welche Muskau in meilenweitem Kreiſe völlig umſäumen und voller Jagdgethiere ſind. Hirſche, Wildſchweine, Auerhähne, Birkhähne, Füchſe — ach, der mir zugetheilte Jäger fand kein Ende in ſeiner verführeriſchen Schilderung. Neun Quadratmeilen, faſt lauter Wald, hat die Herrſchaft Muskau im Umfange, und ſtreckenweiſe meilenweit wohnt außer dem einſamen Förſter kein Menſch darin, nur das Wild iſt hier zu Hauſe. Ich aber hatte von der Frau Fürſtin die Erlaubniß, ſämmtliche neun Quadratmeilen als mein Revier zu betrachten — wenn Herr v. Tzſchoppe es zuließe.

Da lag das Paradies — von den Höhen des Parks ſah man ringsum den dunklen Waldſaum — und ich durfte nicht hinein. Was war natürlicher, als daß ich mit meinem Jäger Entweichungspläne ſchmiedete. Die Nebel ſtellten ſich ein, der Herbſt war da, die Fürſtin überſiedelte nach Berlin — jetzt bei unfreundlichem Wetter wird Niemand hergereiſt kommen, um einem Gefangenem nachzufragen, jetzt wird die Entweichung gewagt! Ehe der Tag graut wandern wir beide, mit Gewehr und Schießbedarf und Mundvorrath verſehen, über den Feldſtreifen hinüber in den Wald und da hinein, wo auch kein Holzweg einen wendiſchen Bauer herbeiführen kann. Der Morgennebel war dicht und bald meinte ich, wirklich im Urwalde zu ſein. Ein breiter Graben voll ſchwarzbrauuen Waſſers war unſer Wegweiſer. Er

ſprach freilich gegen den Begriff eines Urwaldes, aber er ſicherte uns den möglichen Rückweg aus dem bahnloſen Forſte. „Hier am ſchwarzen Graben“ — ſagte mein Jäger — „wechſeln immer ſtarke Hirſche!“ Der Boden war feucht, wir gingen lautlos dahin, „ſchleichen“ nennt's der Hirſchjäger. Da lag ein umgefallener Baum quer über den Graben, eine natürliche Brücke. Wir wollten hinüber; drüben ſollten die Hirſche noch lieber ſich aufhalten; aber es ging nicht: der runde Baum war von Nebelnäſſe glatt wie Eis. Vorwärts! lautlos auf dieſer Seite! Geſpenſterhaft ſahen die hohen Kiefern- und Fichtenbäume uns zu in ihren Nebelmänteln, kein Laut regte ſich — halt! Niemand rief halt, aber wir ſtanden beide wie die Mauern, denn wir hatten jenſeits des Grabens, und gar nicht weit von ihm einen Hirſch entdeckt. Die Büchſe lag am Backen, mein Schuß krachte in die Waldesſtille hinaus, der überraſchte Hirſch floh auf uns zu, und verſchwand im Dickicht. Im Nu waren wir zurück beim eisglatten Baumſtamm, im Nu waren wir über ihn hinweg, was eine Minute vorher unmöglich ſchien, ein paar Secunden ſpäter ſtanden wir vor dem erlegten Hirſch, der bereits verendet war — welche Aufregung, welche Genugthuung! man hat nur zerſtört, man hat getödtet; aber man iſt erfüllt davon, mit reſpektabelſter Geſchicklichkeit etwas Außerordentliches vollbracht zu haben. Die That, die Handlung, das glückliche Vollbringen belebt und erhöht uns. Das Handeln, das raſche, treffende Handeln iſt der Charakterzug, welcher zum Jäger ſtempelt. Das Wild wird ſichtbar, oft nur einen Augenblick ſichtbar, und in dieſem Augenblicke muß der Entſchluß gefaßt, muß die Handlung ausgeführt werden mit dem Aufgebote aller erreichten Fertigkeit. Das ſpannt, das ſtählt. Träumeriſches Hinwandeln gibt's da nicht, man vergißt die ganze Welt, nur der nächſten Schußmöglichkeit iſt man gewärtig, und nur für ſie hält man alle Kräfte in Bereitſchaft. Das iſt eben etwas ganz Anderes als das gewöhnliche Leben, und deshalb ſpannt es und ſtählt es, und bildet in uns eine neue Seite der Lebensfähigkeit aus.

Der Hirſch wurde mit Pulver beſtreut, damit der Fuchs nicht an ihn käme. Denn Pulver iſt Menſchenfabricat. Hinter ihm wittert Reinecke Menſchenliſt.

Der Hirſch blieb liegen; dem nächſten Förſter ſollte zur Nacht ſein Platz gemeldet werden; wir pirſchten weiter. Der Tag wurde nun auch licht, und wir kamen auf niedrige Hügel, die nur von Unterwuchs beſtanden waren, und Ausſicht gewährten. Da ziehen Rehe! Der Bock ſieht uns und ſchreckt. Das heißt er ſtößt eine Art Stoßbellen aus. Dort wird ein altes Thier, das Leitthier — eine alte Hirſchkuh, welche den ganzen Trupp anführt — aufmerkſam durch den „ſchreckenden" Rehbock; und ſo weiter, und ſo weiter! den ganzen Tag hindurch. Mühſam fanden wir im Abenddämmer das dürftige Förſterhäuschen an einſamer Wieſe, wo unſere Beute angemeldet und auf hölzerner Bank die Nacht verbracht wurde. Am anderen Morgen weiter. Heut gegen Oſten, wie geſtern gen Weſten. Das Jagdhaus, ein altes verfallenes Schlößchen im älteſten, dichteſt beſtandenen Theile des Forſtes war das Ziel für den Abend.

Ehe der Abend kam, kam mein Gewiſſen auf: wenn drin im Amthauſe gefragt wird nach dem Staatsgefangenen! Ich kann's nicht erfahren hier auf Jagdwegen, die das Wild vorſchreibt. Und richtig! Als wir beim Förſter im Jagdhauſe eintraten, erfuhren wir: ein Bote iſt da geweſen nach dem fremden Herrn. Selbiger ſollte eiligſt nach Muskau kommen!

O Tzſchoppe! rief ich. Der Jäger hatte ein Pferd und einen Leiterwagen. Auf einem Bunde Stroh ſitzend fuhr ich nächtlings durch den finſtern Wald heimwärts meinem Verhängniſſe zu. Was iſt's für eins? Die Phantaſie malt ein ganzes Höllenbild aus Dante.

31.

Es war richtig wieder Tzſchoppe, welcher am Horizonte aufgetaucht war und mich ins Amthaus zurückgeſprengt hatte. Mein Gefängnißpathe Juſtizrath Paſchke hatte die Nachricht erhalten: der kleine Großinquiſitor ſei in Görlitz und kehre über Muskau nach Berlin zurück.

Noch war er freilich nicht da, und — er kam auch nicht. Aber er wirkte peinigend auch wo er nicht war und nicht hinkam.

Ich wurde bei dieſer Gelegenheit ermahnt, beſcheidener zu ſein und meinen wohlwollenden Pathen nicht bloßzuſtellen. Ich ſollte lieber fein häuslich an meiner Literaturgeſchichte arbeiten!

Das that ich denn. Ich that's immer in dem Gedanken, daß ich mehr für mich arbeitete als für andere Leute. Gewiß nicht für die gelehrte Kritik. Am wenigſten für die „Halliſchen Jahrbücher". Juſt die gelehrten Literaturgeſchichten hatten mir von früh auf die ſchönſten Dichtungen verleidet.

Mein Buch erwuchs alſo allerdings nicht aus den ſchätzenswerthen Speichern der mittelhochdeutſchen Gelehrſamkeit. Die hatte mich nie intereſſirt. Ich machte mir für meinen vorliegenden Zweck nicht aus den Quellen, ſondern nur aus modernen Berichterſtattern, namentlich aus Roſenkranz, eine ſummariſche Ueberſicht zu eigen, welche für mich und meine mittelhochdeutſchnaiven Leſer genügen möchte. Mein Buch entſtand aus dem Drange nach Orientirung und Bildung. Zunächſt für mich, vielleicht auch für manchen andern Laien, ſoweit es uralte Literatur anging. Erſt von Leſſing an machte ich Anſpruch auf ſelbſtſtändiges Urtheil.

Auf Schefers Rath hatte ich ſolchergeſtalt im erſten Viertheile des Buchs auch die älteſte und alte Literatur in äußerlichen Linien zuſammengeſtellt, um anzudeuten, wie wir zu literariſcher That des letzten Jahrhunderts gelangt ſeien. Dies ward denn,

wie ich Scheſer vorausgeſagt, der Schopf, an welchen ein Couthon ſpäter in den Halliſchen Jahrbüchern mich packte, um mich unter das Fallbeil zu bringen. Die andern drei Viertheile des Buches wurden nicht angehört. Um was es mir zu thun geweſen: Anſchauung und Kritik der jungen Welt wurde mit keiner Sylbe erwähnt.

Niemand hat mich ſo angenehm dafür entſchädigt, ja weit über Verdienſt entſchädigt wie Heine. Er pries ſolche Form einer Literargeſchichte und erwählte ſie ſelbſt in ſpäteren Tagen und führte ſie aus. Allerdings viel glänzender und erfolgreicher, weil er es mit viel größerem Talente that. Es war ihm ſo einleuchtend wie mir, daß es doch recht wünſcheuswerth ſei, die Welt der Dichtungen nicht immer blos von Gelehrten ſchildern zu laſſen, ſondern auch von Dichtern, ſeien dieſe Dichter groß oder klein. Auch die kleinen athmeten doch mit dichteriſchen Lungen, oder hätten doch wenigſtens dichteriſche Beſtandtheile in ihrem Blute, ſtünden alſo in verwandtſchaftlichem Verhältniſſe zu den Dichtungen, und hätten alſo wol auch ein leichteres und tieferes Verſtändniß für die Dichtungen als blos gelehrte Leute. Ein ſchreiendes Beiſpiel lag ja vor uns: Die Literaturgeſchichte von Gervinus, eingeführt und begleitet von Poſaunenſtößeu, welche aus der gelehrten Welt heraus widerhallten durch alle Kreiſe. Und ich armer Schlucker konnte ſie eigentlich gar nicht leſen, dieſe außerordentliche Literaturgeſchichte. Mir widerſtrebte dieſer völlig unplaſtiſche Styl dermaßen, daß ich immer nach einer halben Stunde das Buch weglegen mußte. Ich mußte mir Alles erſt überſetzen was ich geleſen. Solch ein Styl formuloſeſter Abſtraction, der ſich über Kunſt verbreitet und doch jedes künſtleriſche Behagen im Leſer vernichtet, iſt er denn nicht wirklich ſchon allein ein Zeichen, daß der Schreiber an falſcher Stelle ſchreibe? Und ſind die wichtigſten Urtheile nicht ganz entſprechend dieſer falſchen Stelle? Goethe ſchmählich heruntergeſetzt, weil völlig unverſtanden! Solche gelehrte Literaturgeſchichte mag für äußerliche Daten und Dinge, welche ein fleißiger Forſcher auf-

geſucht und zuſammengeſtellt hat, von löblichem Werthe ſein, für die Seele der Literatur iſt ſie es gewiß nicht. Ja, ſie iſt gar oft ſchädlich. Was hat Gervinus zum Beiſpiele über Shakeſpeare zuſammengeſchraubt, und Verworrenes wie Irrthümliches heraufbeſchworen! Da ſpricht er denn auch über Theater und Theaterwirkungen, und das dritte Wort iſt falſch. Kurz, Erfahrung und Geſchmack können ja doch nicht entbehrt werden, wenn über Dichtungen geurtheilt werden ſoll, und deshalb werden immer wieder Literargeſchichten nöthig ſein von berufenen Schriftſtellern, damit die Literaturgeſchichten von bloßen Gelehrten in die äußerlichen Schranken verwieſen werden.

Meine literargeſchichtliche Beſchäftigung wurde übrigens eine Zeitlang unterbrochen durch ein politiſches Ereigniß, welches ſelbſt die gefangenen Demagogen verblüffte: der Erzbiſchof von Köln wurde durch die preußiſche Regierung verhaftet!

Solch ein College für uns! Und von dieſer Regierung! Ja, der katholiſche Prälat hatte den einſamen Punkt getroffen, an welchem auch dieſe Regierung eine freiheitliche Erinnerung tief verborgen im geheimſten Inneren trug.

Friedrich Wilhelm III. war in Betreff der proteſtantiſchen Kirche — Verzeihung! ſo durfte man nicht ſagen, das war bloße Verneinung, „evangeliſch“ mußte es heißen — der nur auf Ruhe bedachte alte König war für die evangeliſche Kirche aufmerkſamen Sinnes und ſogar zum Handeln geneigt. Luther hatte ſeinen ſächſiſchen Kurfürſten an die Spitze der neuen evangeliſchen Kirche geſtellt, und das war für den König von Preußen ein hiſtoriſches Recht, welches er ſtreng in Anſpruch nahm. Sonſt allen Neuerungen abhold, und das ſogenannte Conſtituiren ärgerlich zur Seite ſchiebend, hatte er doch die evangeliſche Kirche neu conſtituiren gewollt. Das lutheriſche und calviniſche Glaubensbekenntniß hatte er vereinigen gewollt. Man nannte dies eben — wie ſchon erwähnt — „die Union“. In dieſer lobenswerthen Richtung zeigte er einen ſtetigen Eifer. Es erhoben ſich gegen die Union immer und immer wieder Schwierigkeiten, wie dies unvermeidlich

iſt bei Glaubensangelegenheiten, denn da will jedes Individuum ſeine Gedanken und ſeine Grillen zur Geltung bringen, und die Herren Paſtoren alle unter einen Hut bringen zu wollen, heißt die Sterne am Himmel zählen wollen. Das gab ein ununterbrochenes Gemurmel, und aus dieſem murmelnden Gewirre heraus erhebt ſich plötzlich laut und dreiſt die Stimme eines katholiſchen Prälaten. Der König hat mir nichts zu befehlen! ruft dieſe Stimme. Man traut ſeinen Ohren nicht. Es iſt aber ſo: der katholiſche Prälat behauptet rundweg: der weltliche Landesherr habe in Dinge der Kirche gar nichts dreinzureden, ſondern das ſei lediglich Sache des Papſtes, des heiligen Vaters in Rom.

Unerhört! Welch contraſtirender Mißton, während in der evangeliſchen Kirche der Landesherr ſogar Glaubensartikel anordnete. Da war eine Bewegung unerläßlich für den König: der alſo ſprechende Prälat, wie hoch er auch ſtand als Erzbiſchof, wurde ins Gefängniß geführt.

Die Gedanken in Staat und Kirche haben eben ihre unvermeidlichen Conſequenzen. Sogar der Ruhe befehlende Friedrich Wilhelm III. konnte einer Conſequenz nicht entgehen, welche Handlung befahl und große Unruhe. Wundert man ſich nun, daß einige dreißig Jahre ſpäter Wilhelm I. Bismarck geſtattet, die Auseinanderſetzung zwiſchen Staat und Kirche nachdrücklich aufzunehmen?

So war's denn auch nicht zu verwundern, daß die im Gefängniß liegenden preußiſchen Demagogen mit einem Male die Fahne derſelben Regierung ergriffen, welche ſie ins Gefängniß geworfen. Aus allen Winkeln kamen Broſchüren zum Vorſchein gegen die römiſche Anmaßung. Gutzkow ſchrieb eine, und ich warf ſogleich meine Literargeſchichte zur Seite, und ſchrieb auch eine. Meiſt waren ſie gegen den alten Fanatiker Görres gerichtet, welcher nach den Befreiungskriegen — man hatte ſie vorgreifend Freiheitskriege genannt — ultradeutſch aufgetreten war mit großem Talente zündender Rede. Dadurch hatte er auch beim liberalen Publikum einen großen Stein im Brette, und die Ver-

wirrung war einen Augenblick pikant genug, als er jetzt ultrarömisch auftrat, ganz wie ein Kapuziner. „Athanasius“ hieß seine Broschüre für die päpstliche Allmächtigkeit. „Görres und Athanasius“ war meine Broschüre betitelt. Ich bemerkte zum ersten Male wieder, daß ich Theologie studirt hätte, und daß die Welt am Ende doch noch einen Ausweg finden könnte zur vernünftigen Freiheit.

Im inneren Verhältnisse zwischen uns sogenannten Demagogen und der preußischen Regierung wurde übrigens gar nichts geändert durch diese Vorgänge. Die Regierung ließ sich unsere Parteinahme gegen den gemeinschaftlichen Feind schweigend gefallen. Er wurde wie ein auswärtiger Feind angesehen, was er denn auch im Grunde war und ist, damals wie heute.

Aufgeregt durch diesen lauten Streit um Freiheit des Staates gegenüber der fremden Kirche, empfand ich den Verlust meiner persönlichen Freiheit von Tag zu Tage immer peinlicher. Meine Beschränkung war nicht groß, aber es war doch eine Beschränkung. Sei es ein Seidenfaden, welcher den Vogel festhält, er hält ihn doch fest. Es wurde mir doch immer wieder eingeschärft, daß ich nicht über den Park hinaus spaziren dürfe, und anderthalb Jahre sind doch achtzehn Monate, sind doch achtundsiebenzig Wochen, sind doch, oh! fünfhundertsechsundvierzig Tage! Und es fielen zwei Winter in diese anderthalb Jahre. Da war die Fürstin in Berlin, und wir saßen allein in den öden Räumen des alten Amthauses. Die Abende wurden so lang, wenn die Knaben schliefen. Meine Frau hatte mir einen dreijährigen aus ihrer ersten Ehe zugebracht, der jetzt im deutschen Reichstage bei der Fortschrittspartei unsere Erziehung bethätigt, und hatte mir einen in diesem Amthause geboren. Da flüchteten wir denn bisweilen zu den Hilfsmitteln, welche auf dem Lande und in kleinen Städten still angewendet werden gegen den träge rückenden Zeiger der Uhr: wir spielten Karten mit einem Muskauer Bürgersmann, und lernten Schach spielen.

Schach iſt in der That ein Spiel aus dem Oriente, wo die Zeit keinen Werth hat, und l'hombre oder Whiſt hat auch ſonſt keinen Zweck als, wie man geiſtreich ſagt, „die Zeit zu vertreiben“. Vertreiben! Wie dankbar gegen den Schöpfer, wie dankbar für die Gaben, mit denen er uns ausgerüſtet!

Ich hatte als Student alle Kartenſpiele erlernt und geübt, auch dafür ſtudirte man! Jetzt nahm ich endlich Abſchied von dieſem koſtſpieligen Zeitvertreib, und wie es ſcheint für immer, denn — denn endlich, endlich kam der Kalender an den letzten Tag des Jahres 1838, der Neujahrstag 1839 war der Tag der Freiheit, und mit Aufgang der Winterſonne fuhren wir von dannen. Ich hatte mir vier Poſtpferde dazu beſtellt.

Wohin? In die weite Welt. Jedenfalls aus einem Staate hinaus, welcher die Demagogen erfunden hatte, und ſo ſorgfältig bewahrte. Frankreich war damals die Zuflucht aller Ungeduldigen, Paris war das Lager der unzufriedenen Deutſchen. Börne's „Briefe aus Paris“ waren ſo lange die Kriegsrufe geweſen für uns alle, und Heine ließ ſeine prächtigen Feuerwerke von da aufſteigen. Börne war in dieſer ſchlimmen Zeit geſtorben, Heine aber lebte in Fülle der Geſundheit und des poetiſchen Witzes. Dahin, dahin, laß uns Verworfne flieh'n!

Der Sanct-Simonismus, welcher mich vor ſieben Jahren gelockt hatte, war zwar verſchwunden; es war keine neue Religion aus ihm entſtanden. Seine Männer, Enfantin an der Spitze, hatten neue Bahnen realiſtiſchen Charakters eingeſchlagen, und wir wußten damals noch nicht, daß im Realismus eine neue Phaſe der Entwickelung aufkeime. Die Freiheitsfrage hatte auch keine Löſung in Paris gefunden, welche der jungen Ueberſchwenglichkeit genügt hätte: es herrſchte ein Orleans mit gemäßigtem Conſtitutionalismus. Aber ich ſelbſt war als eingeſargter Jungdeutſcher kein Jüngling verblieben, meine Anſprüche waren mannigfaltiger und dadurch mäßiger geworden, ich erwartete doch, hinreichende Nahrung im fremden Lande zu finden. Was weiter mit uns geſchehen würde, wir wußten es nicht. Wir

ſorgten auch nicht. Zunächſt waren wir frei, und waren friſch genug, in fremdes Leben hinaus zu ſchreiten, und alles Mögliche zu hoffen.

Das letzte neue Buch, welches damals erſchienen war, erheiterte mich unterwegs vortrefflich: es waren „Die Pickwickier“ von Dickens, der damals Boz geſchrieben wurde. Es gibt alſo noch heitere Talente ſtarker Kraft, rief ich, die Welt iſt nicht verſauert, wie's hinter uns ausſah.

So ging's dahin, nachdem die Knaben in Pflege gegeben waren, durch die deutſchen Reichsländer nach dem Rheine. Mein gutmüthiger Kerkermeiſter, der Polizeiinſpector im Amthauſe, welcher die Politik ſummariſch verachtete, hatte mir einen Paß ausgeſtellt. Der brave dicke Mann fragte aus Grundſatz nicht, ob er das dürfte. „Wer viel fragt, kriegt viel Bericht“ war ſeine Parole, und ſo ſchrieb er denn tapfer in den Paß hinein „nach Dresden und Leipzig“. Juſt weil er die Politik verachtete, brauchte er ja nicht zu wiſſen, daß ich immer noch aus Sachſen verbannt war. Nur als ich noch den Zuſatz wünſchte „nach Paris“, da ſtutzte er doch. Das ſei zu weit für ein bloßes Polizeiamt. Aber lächelnd ſetzte er hinzu „die Polizei weiß ſich zu helfen“, und ſchrieb hinter „Dresden und Leipzig“ ein p. p. Triumphirend wies er mir dies p. p. und ſprach: dies hilft bis nach Amerika.

Das war für damalige Zeit eine unglaubliche Kühnheit, und die Folge wird zeigen, daß damals keine Kühnheit ohne Ahndung blieb. Aber ich mußte froh ſein, ſo viel zu haben. An höherer Stelle hätte ich wahrſcheinlich gar keinen Reiſepaß erhalten. Demagogen, auch wenn ſie durch Gericht und Gefängniß abſolvirt ſchienen, waren thatſächlich dadurch keineswegs abſolvirt, und brauchten jedenfalls nicht auf Reiſen zu gehen. Man mußte ſie im Auge behalten.

Wir raſteten ein paar Wochen in Kiſſingen. Dieſer Geſundbrunnen war damals im erſten Aufblühen. Ein erfindungsreicher Pächter Namens Bolzano betrieb die Propaganda des

jungen Kiſſinger Ruhmes in bewundernswerther und in verdienſtlichſter Weiſe, und König Ludwig, welcher Gelegenheiten ſuchte für monumentale Bauten, hatte ſo eben eine Kolonnade in der Nähe des Rakoczy errichtet. Es war hier nur von heiterer Zukunft die Rede, für uns ganz was Neues und Erquickendes. Dazu ein Arzt von großer Bildung, der mich aufklärte über Geiſt und Stimmung des Frankenlandes. Es ſähe der preußiſchen wie baieriſchen Politik mißbilligend zu, ein Troſt für Unſereinen, daß man nicht allein ſtehe und nicht faſele. Die Kundigen waren ſchon damals keinen Augenblick in Zweifel über den Werth oder Unwerth des Königs Ludwig. Seine künſtleriſchen Schöpfungen wurden dankbar anerkannt, ſeine politiſchen Thaten verurtheilt, trotz einzelner liberaler Velleitäten. Die Frohnfeſten, in denen edle Männer wie Behr und Eiſenſtein ſchmachteten, galten für Zeichen eines harten abſolutiſtiſchen Sinnes.

Dann ging's den Rhein hinab. Wir wollten über Holland und Belgien nach Frankreich, und unſer p. p. hatte bis jetzt genügt. Zuletzt raſteten wir in Düſſeldorf, um Immermann aufzuſuchen. Bei Gelegenheit ſeines Romans „die Epigonen", welcher ihn zuerſt an's große Publikum brachte, war ich mit ihm in Verbindung gekommen. Er gehörte, ein preußiſcher Juſtizbeamter, nicht eigentlich zur jungen literariſchen Welt, aber er bildete einen Uebergang von uns zur geſetzteren Klaſſe. Er ſollte der letzte Deutſche ſein, welchem ich die Hand drücken wollte.

In einer Schwurgerichtsſitzung fand ich ihn. Das war für mich ganz was Neues. Die preußiſchen Rheinprovinzen hatten im Rechtsleben Mancherlei aus dem Code Napoléon behalten aus der Zeit franzöſiſcher Herrſchaft, und galten für nicht gut preußiſch. „Der Prüß" war ihnen ein fremdes, unſympathiſches Weſen. Düſſeldorf war davon ausgenommen, es war älter und beſſer preußiſch. Schon durch ſeine Maler-Akademie war es in wärmerem Verkehre mit dem Oſten. „Zu blau, zu blau!" hieß es zwar immer von den Düſſeldorfer Bildern, aber ſie bildeten doch damals in Berlin einen künſtleriſchen Mittelpunkt. Die

Namen Leſſing, Bendemann und Hübner waren berühmte Namen. Von den Münchnern wußte und ſah man zu jener Zeit in Berlin wenig oder gar nichts. Leſſing galt für beſonders intereſſant und poetiſch. Bei aller Gemeinſamkeit unterſchied er ſich aber doch ſehr von den Romanzen- und Balladen-Malern des damaligen Düſſeldorf, welche ſo ſtandhaft nach Dichtungen Bilder componirten. Er that das wol auch, aber er that es doch anders. Sein „trauerndes Königspaar“ nach Uhland und ſeine „Lenore“ nach Bürger hatten doch einen eignen Proceß in ihm durchgemacht, ehe ſie Bilder geworden. Und vor Allem unterſchied er ſich durch ſeine Landſchaften. Stille und Einſamkeit in der Natur aufſuchend, athmeten ſie einen poetiſchen Zauber aus. Er hatte das poetiſche Publicum für ſich. Und das große Publicum hatte er gewonnen durch ſeine Huſſitenpredigt. Der ſchleſiſche Proteſtant wurde erſichtlich, und der iſt auch lebendig geblieben in ihm. Die ſpäteren Huß- und Lutherbilder haben ſeine Popularität aufrecht erhalten, und es iſt auch charakteriſtiſch, daß eine Bürgerſtadt wie Frankfurt am Main dieſe proteſtantiſchen Bilder für ſich, für ihr werthvolles Städel'ſches Muſeum angekauft hat.

Ich meinte, den ſchleſiſchen Landsmann — er ſtammt aus reizloſer ſchleſiſcher Gegend — aufſuchen und begrüßen zu dürfen, obwol man mir ſagte, daß er nicht leicht Jemand empfange. Er liebe die Einſamkeit ſeiner Landſchaften, und ſei faſt menſchenſcheu. Trotzdem gelang mir's, und ich fand einen ruhigen, allerdings ziemlich verſchloſſenen Mann, der von außen nichts wollte, und ganz in der Sammlung für ſeine Kunſt lebte.

Immermann hatte mich im Gerichtsſaale ähnlich angemuthet in ſeiner richterlichen Amtstracht. Er trug einen langen ſchwarzen Talar, und ſah aus wie ein evangeliſcher Paſtor. Sein Geſichtsausdruck war ſehr ernſt, faſt trübe. Das wurde aber ganz anders, als er das ſchwarze Kleid ausgezogen. Es kam nun ein ſtattlicher, wohlgenährter und lebensluſtiger Herr zum Vorſchein, welcher lächelnd von den Freuden der Welt ſprach, uns zur Tafel einlud nach einem benachbarten Städtchen,

wo eine erfahrene Gaſtwirthin den beſten Rheinfiſch auf das Schmackhafteſte zu bereiten verſtehe, und zu der er uns führen werde.

Das that er denn auch, und erzählte uns des Breiteren und ſehr verſtändig von ſeiner Theaterleitung in Düſſeldorf und vom Münchhauſen, welchen er unter der Feder habe. Den werde er mir und Heine nach Paris ſchicken. Politik konnte nicht ausbleiben in unſeren Geſprächen, und da zeigte ſich denn wol, daß er ſich ganz anders zu unſerm Liberalismus verhielte als die uns im Stillen zuſtimmende öffentliche Meinung. Er war zwar Romantiker in literariſchen Dingen, aber in bürgerlichen Dingen war er Juriſt, war er preußiſcher Beamter, und that ſich auf pragmatiſche Ausführung der freien Ideen viel zu Gute. Nicht mit Unrecht. Es war Alles reifer und beſchränkender in ihm als in mir, und Manches hatte wol auch einen ſtark doctrinären Beigeſchmack. Aber Alles trat ſehr ernſthaft und nachdrücklich auf die Scene, und ich war meinerſeits ſehr geneigt, mich unterrichten und verbeſſern zu laſſen. Der ganze Eindruck war für mich ein wohlthätiger. Sterbliche Menſchen! Wer mir geſagt hätte, daß dieſem kräftigen Manne nur noch wenige Jahre zugemeſſen wären in dieſem Leben! Wie herzhaft ſchüttelte er mir die Hand beim Abſchiede! und er trug mir viel Grüße auf an Heine.

Er war recht verſchieden von Heine. Aber als junge Dichter, welche ihre erſten Producte in obſcuren Zeitungen abdrucken ließen, hatten ſie einander gelobt und vertheidigt, und waren ſo in literariſche Freundſchaft gerathen. Beide waren darin ſehr treu, auch Heine war das. Und was noch wichtiger: ſie hatten einen gemeinſchaftlichen Feind gefunden, den auf klaſſiſche Schrift pochenden Grafen Platen von Hallermünde. Ein gemeinſchaftlicher Feind iſt ein Freundſchaftsband. Ade! Wir ſtiegen auf's Schiff, und — haben ihn nie wiedergeſehen. Er ſtarb gar bald im ſchönſten Mannesalter.

Den Rhein hinab ging's auf breiter und tiefer Waſſerfläche über die deutſche Grenze hinaus nach Holland. Der Rhein iſt hier eine impoſante Waſſermaſſe. Um ſo empfindlicher war mir's, von den Schiffsleuten hören zu müſſen, daß dies gar nicht mehr der Rhein wäre. Vielleicht zur Erleichterung für Zollverhandlungen hat man hier dem Hauptarme einen neuen Namen gegeben, und einem Seitenarme, welcher zu ſchlechter Seemündung führt, den Namen Rhein verliehen. Ob das einſt die Holländer mit klarer Abſicht gethan?

Jetzt kümmerten ſich dieſe Holländer herzlich wenig um Deutſchland. Es war nicht zu fürchten als deutſcher Bund voll Demagogenhorden, welche die Kraft des Bundes untergraben ſollten. Man hielt alle Aufmerkſamkeit auf Belgien gerichtet, welches ſich kürzlich vom Königreich der Niederlande losgeriſſen, und dieſen Begriff vereinigter Niederlande zerriſſen hatte. Das war eine Losreißung, welche nur den Franzoſen und Ultramontanen zu Gute gekommen iſt. Die braven Vlamingen, der Norden Belgiens, welche urdeutſchen Stammes ſind, und intime Beziehungen zu uns hegen, ſind ſolchergeſtalt von uns abgeſchnitten, und ins franzöſiſche Sprachgebiet eingeſpannt worden. Die Holländer ſelbſt aber ſind uns dadurch ferner gerückt worden, weil ſie ſchwächer geworden ſind. Abzweigungen einer großen Nationalität fürchten immer Unterjochungen unter den großen Stamm, und fürchten ſie doppelt, wenn ihre Wehrkraft geſchwächt wird. Als vereinigte Niederlande waren ſie weniger beſorgt, und wären mit geringerem Mißtrauen in näheren Verkehr mit uns getreten, ein Vortheil für beide Theile. Nur für die Franzoſen und den Papſt wäre das kein Vortheil geweſen.

So ſah man es damals bei uns nicht an. Man nahm in Deutſchland überall Partei für Belgien, im Grunde gar für ein franzöſiſches Belgien. Einmal weil die Holländer uns immer geärgert hatten mit kleinlicher Kaufmannspolitik in der Rheinfrage, insbeſondere aber, weil damals die Freiheitsfrage alle andern Fragen beherrſchte. Da ſollten zwei verſchiedene Völker-

ſchaften, die holländiſche und die belgiſche nicht zuſammengeſchmiedet werden. Als ob die vlämiſche Bevölkerung in dieſem Sinne nicht zu Holland gehört hätte! Der walloniſch-franzöſiſche Theil Belgiens, lange nicht der dritte Theil des Königreichs der Niederlande, wurde alſo zur geſetzgebenden Majorität geſtempelt. Alles im Namen der Freiheit und aus Haß gegen den Wiener Congreß, welcher das Königreich der Niederlande geſchaffen.

Auch ich wußte damals den tiefen Zorn der Holländer nicht zu würdigen, ich ſteckte auch noch in den Schlingen der liberalen Stichworte. Wir verkennen die Holländer überhaupt leicht, indem wir nur von ihrem Phlegma ſprechen, und nur ihr Phlegma ſehen wollen. Sie ſind nicht nur überaus eigenſinnig, ſie ſind auch ſehr leidenſchaftlich. Nicht nur in ihrem Eigenſinn, ſondern in Allem was ſie für ihr Recht und ihre Beſtimmung erachten. Das ſind alle kleinen Nationalitäten, welche Bruchſtücke größerer ſind. Mit den Dänen iſt's eben ſo.

Leidenſchaftlich? Die phlegmatiſchen Holländer? ruft man lachend. Ja wol. Die Holländer ſind ſehr feſte Leute, und wo ſie ihre Eigenart angegriffen fühlen ſehr leidenſchaftliche Leute. Ich habe damals in Amſterdam ein Trauerſpiel aufführen ſehen im Theater, und bin höchlichſt erſtaunt geweſen über das leidenſchaftliche Feuer der Schauſpieler und über die ſtürmiſche Theilnahme der Zuſchauer. Erſtaunt, ja geradezu verblüfft, da ich im Laufe des Abends oft gelacht hatte über die Sprache. Unſere edelſten Ausdrücke, deren deutſcher Urſprung gar nicht zu verkennen war, klangen in der niederländiſchen Breite und Ausgerecktheit geradezu komiſch für mich. Für das holländiſche Publicum natürlich nicht, und als ich bemerkte, wie echt und ſtark das Publicum den Sinn auffaßte und ihm huldigte, da ſtockte mein Lachen, und verſchwand bald völlig.

Mit der holländiſchen Sprache ging's uns überhaupt wie in einem Vexirſpiele: weil ſie halbdeutſch klang meinten wir ſie auch halb zu verſtehen, und entdeckten endlich, daß wir ſie gar nicht verſtanden. Weiter drinnen im Lande verſtand man auch ſehr ſelten unſer Deutſch.

Nach einigen Wochen kamen wir uns wie ausgewechſelt vor. Die deutſchen Sorgen waren zurückgedrängt, und ein neuer Inhalt blieb aus. Stadt auf Stadt hatten wir geſehen, eine wie die andere! Landſchaft auf Landſchaft, eine wie die andere mit Canal, Pappelallee, Wieſe und Windmühle, Gemäldeſammlung auf Gemäldeſammlung, eine wie die andere! Wir ſtritten uns jeden Augenblick mit einander, wo wir dies, wo wir jenes geſehen oder erfahren, ob in Leyden oder in Haarlem, oder in Utrecht, oder in Amſterdam — Alles hatte dieſelbe Phyſiognomie, das Haus, die Stadt, die Gegend.

Nur der Haag ſonderte ſich uns ab, die Reſidenzſtadt des Königs. Da iſt es ſtiller, da iſt ein Buſch vor dem Thore mit Dammwild, da war die preußiſche Geſandtſchaft, auf welcher unſer Paß viſirt werden mußte. Da gab's eine ängſtliche Mahnung an die Heimat.

Der Geſandte, ein herber Graf, fand den Paß mit ſeinem p. p. unglaublich. Ach was unglaublich?! Lächerlich, frech fand er ihn. Dies gemeine p. p. ſollte auch „nach Frankreich" bedeuten können?! Solch eine reglementswidrige Philologie ſei noch gar nicht dageweſen! Wird nicht viſirt. Inhaber zurückverweiſen an den Heimatsort. Punctum.

Mit dieſem vernichtenden Beſcheide ging der geradezu beleidigte Graf von dannen, mich im Fortgehen von oben bis unten meſſend.

Da ſtand ich wie das Milchmädchen, dem der Topf zerſchlagen worden. In dem Topfe hatte das erſehnte Frankreich geſteckt mit all ſeiner freien Herrlichkeit. Da ſtand ich, der ſüßen, ewig polizeilichen Heimat gedenkend, welche ich leichtſinnig ein paar Wochen vergeſſen hatte. „Kann man das Vaterland an den Fußſohlen mit ſich nehmen?!" hat Danton ausgerufen. In mir rief es: Ja! im Paſſe kann man es mitnehmen.

Ich ſtand unbeweglich, mit gläſernem Auge den Secretär anſchauend und nicht ſehend; denn ich erwog blos, ob und wie ich

auch ohne Visum durch Belgien nach Frankreich kommen könnte. Unter den damaligen Verhältnissen kaum möglich.

Der Secretär war jung; das hatte ich nicht bemerkt in meiner Bestürzung. Er fragte mich endlich nach einem neuen Buche, welches in Leipzig erschienen wäre. Ich verstand ihn gar nicht. Dabei streckte er seinen Arm aus nach dem Passe, welchen ich in der Hand hielt. Ich wollte ihn nicht fahren lassen, denn am Ende war's doch ein Paß und einer mit p. p. Der junge Secretär lächelte aber, nickte mit dem Kopfe, und sagte halblaut: „es wird schon gehen!" — Kurz, er visirte ihn rundweg, gab mir ihn wieder, und wünschte mir glückliche Reise.

Ich war dem jungen Deutschland in Holland begegnet. Das Tzschoppe'sche Regiment hatte gar keinen Boden in der neuen Generation.

Nun ging's nach Belgien. Ein breiter, öder Strich Haideland trennt die beiden Staaten Holland und Belgien. Man fragt sich, ob die Natur die Trennung dieser beiden Staaten vorhergesehen und dazu die Haide hergelegt habe? Oder hat man sie zur Grenze gemacht, weil sie einmal da war?

Nun kommen wieder Städte auf Städte in so großer Anzahl, und in so kurzen Zwischenräumen immer wieder große Städte, eine neue Anslage Hollands. Die Leute hier an der Nordsee haben sich offenbar auf's angrenzende Meer verlassen. Von da würden alle Nahrungsmittel zugeführt werden, und man brauchte deshalb weniger Ackerland, man brauchte nur Geld und Schiffe. Und was für Städte hier in Belgien! Alle mit zahlreichen historischen Erinnerungen, mit großen Bildwerken — unter ihnen in der Kirche zu Antwerpen die Kreuzesabnahme von Rubens — und mit großen Baudenkmälern, namentlich in Stadthäusern. Man wird wiederum überhäuft mit einer gewissen Gleichförmigkeit wie in Holland. Nur sind hier die Gegenstände noch stattlicher. Dem deutschen Besitze ist das Alles entwendet worden bis auf die Namen. Wir kennen Antwerpen, Mecheln, Gent, Brügge, Löwen, Lüttich; an Ort und Stelle

ſagt man aber Anvers, Malines, Gand, Bruge, Louvain, Liège. Ja, auch das uns ſo nahe liegende Lüttich wird nur Liège genannt. Und doch hat wie in Aachen der Stifter des deutſchen Reiches Carl der Große auch in Lüttich gern reſidirt. Ja ſo! Die Franzoſen nennen ja auch Charle magne als ihren Stifter. So viel hiſtoriſche Erinnerung gibt's hier wie hiſtoriſche Verwirrung. Julius Cäſar war ſchon hier, und nennt zuerſt den belgiſchen Stamm, von da hat man jetzt mit Stolz den Namen geholt. Dieſe Länder hier haben große Anfänge geſehen, große Uebergänge und erſichtlich auch große Wechſel der Bevölkerungen. Was ſind für die jetzige Politik Orte wie Lüttich, Trier und die ſüdlich und weſtlich davon liegenden Landſchaften! Einſt waren ſie Ausgangspunkte großer Reiche. Jetzt ſind's Wallonen-Bezirke. Wallonen, die wir nur aus Schiller's Wallenſtein kennen, wo ſie rauhe Soldaten-Contingente bilden. Auch Tilly war ein Wallone. Und in Wien ſind noch Wallonen-Familien übrig aus der Zeit, da die habsburgiſchen Kaiſer auch in Brüſſel herrſchten. Dieſe Wallonen ſprechen eine Sprache, welche uns anmuthete wie das Holländiſche. Will ſagen: Walloniſch klingt gerade ſo franzöſiſch wie das Holländiſche deutſch klingt. Man verſteht mit ſeinem Deutſch den Holländer nicht, und man verſteht mit ſeinem Franzöſiſch den Wallonen nicht.

Eine rechte Sammlung all dieſer anheimelnden und doch fremdartigen Eindrücke iſt die Hauptſtadt Brüſſel. Ich mußte mich immer beſinnen: wo biſt du denn eigentlich? Iſt es die erſte größere franzöſiſche Stadt? So ſcheint es, wenn man ins Theater kommt, oder in den Gerichtsſaal. Es gab gerade einen großen politiſchen Proceß, zu welchem ich natürlich eilte. Solch öffentliches Widerſpiel zu den geheimen Proceſſen Tzſchoppe's und Dambach's war ja für mich eine erwünſchte Speiſe. Nun, da meinte ich eben mitten in Frankreich zu ſein. Kam ich aber aus dem Gerichtshauſe und wandelte ich durch die untere Stadt aufwärts in mein Hotel, welches in der oberen Stadt lag, da paßte das Volksweſen, aus belgiſcher Mannigfaltigkeit zuſammengeſetzt,

wieder gar nicht zum Franzoſenthume. In der obern Stadt wieder, die neu und regelmäßig gebaut, ſtill und vornehm iſt, war's ganz anders als unten. Die zahlreichen Schildwachen vor den officiellen Gebäuden, welche ich franzöſiſch um den Weg fragte, antworteten mir immer „tout droit“! Es klang, als ob ſie damit ihr franzöſiſches Lexikon erſchöpft hätten.

Was Cäſar „Belgien“ nennt, das war ein feſter einiger Stamm. Wie viel oder wie wenig mag davon übrig geblieben ſein unter dem Zudrange der Germanen, welche ſchon zu Cäſars Zeit überall, und beſonders hier nach Weſten hinüberdrängten? Jedenfalls wußte ich hier in meinem Hôtel des Flandres immer nicht recht, wo ich mich hiſtoriſch und politiſch befände, und ich glaube heute, fünfunddreißig Jahre ſpäter, immer noch nicht, daß dieſe zerſplitterten, buntfarbigen Niederlande ihre dauernde Staatsform gefunden haben. Die Prieſterherrſchaft, welche ſich in Belgien übermäſſig ausgebildet hat, wird wol über Kurz oder Lang den Anlaß bieten zu neuer Bildung und Geſtaltung.

Wir machten natürlich eine Partie nach dem Schlachtfelde von Waterloo, wie die Franzoſen und Engländer es nennen. Wir in Preußen nannten es Bellealliance von dem Pachthofe, bei welchem ſich Blücher und Wellington begegneten. Ein ſo bezeichnender Name für den Moment, welcher über eine Weltherrſchaft entſchied! Durch die glücklich gelungene Vereinigung zweier einzeln geſchlagener Kriegsheere wird der Kriegsfürſt jener Zeit beſiegt und vernichtet. Beſiegt durch Blüchers rechtzeitiges Eintreffen. Dieſes Mecklenburgers ganze Energie war nöthig, mit ſeiner bei Ligny geworfenen Armee herbeizueilen, und noch rechtzeitig anzukommen, um die erſchöpften Engländer zu erretten. Belle alliance! Und nicht einmal dieſen glücklichen Namen der Schlacht haben wir wenigſtens in Deutſchland durchgeſetzt, weil auch unſere deutſchen Schriftſteller vorherrſchend zum Namen Waterloo übergehen.

Von den Gegenſätzen aus jenem Kriege war jetzt, 1839, nichts mehr zu ſpüren in Belgien. Ludwig Philipp hatte eine franzöſiſche Armee in Bewegung geſetzt, um dieſe ſüdlichen Niederlande gegen die nördlichen zu beſchützen, was nach den belgiſchen Niederlagen bei Haſſelt und Löwen ſehr nöthig war, und es war ſogar ſein Sohn Némours zum Könige der Belgier vorgeſchlagen worden, kurz, es beherrſchte jetzt eine große franzöſiſche Partei das mannigfaltig zuſammengeſchweißte neue, kleine Königreich. Wie bis zum Rhein gegen uns, ſo wollte und ſollte Frankreich bis an den öden Grenzſtrich im Norden Belgiens ſeine Herrſchaft ausdehnen. Das war ſo Zeitgeiſt in damaliger Zeit. Lediglich weil Frankreich eine neue Freiheit beſaß oder beſäße, Deutſchland aber nur den Bundestag und Herrn von Tzſchoppe. Und das hat ſich ſeitdem in Wahrheit nur darum zu unſerm deutſchen Vortheil geändert, weil die damals hart beſtraften Gedanken der Demagogen Dauer und Weiterbildung gefunden haben in den deutſchen Köpfen und Gemüthern. Die Wege des Schickſals ſind eben die Wege des Geiſtes, nicht die Wege der Polizei.

Auch das reiſende Demagogen-Paar, meine Frau und ich, ſah damals nicht ſo weit, ſondern war im Franzoſenthume befangen. Nach Paris! riefen wir, fort aus der bloßen Vorſtadt von Paris!

Nur ein Brief war noch abzugeben, ein geheimnißvoller. Er war auf der Reiſe meiner Frau aufgedrängt worden, und ſollte an den polniſchen Flüchtling Skrynecki abgegeben werden, den Generaliſſimus der polniſchen Revolutionsarmee bis zur Schlacht bei Oſtrolenka. Er wohnte jetzt in Brüſſel, in der ſtillen oberen Stadt, wie wir vorſichtig erkundet hatten, und war kürzlich wieder von politiſcher Bedeutung geworden. In dem Hin und Her zwiſchen Belgien und Holland, welches die Conferenz der Großmächte in London zu beſchwichtigen und auszugleichen trachtete, war neuerdings ein Ausbruch des Krieges nahe geweſen zwiſchen Belgien und Holland, und für dieſen

Krieg hatte die belgiſche Regierung den General Skrzynecki zum Generaliſſimus der belgiſchen Armee erwählt. Dagegen, und ganz beſonders gegen dieſe Wahl eines polniſchen Feldherrn, hatte die Londoner Conferenz energiſch proteſtirt. Belgien hatte nachgeben und auch ſeinen erwählten Feldherrn aufgeben müſſen. Er weilte aber noch in Brüſſel.

Bei einbrechender Dunkelheit gingen wir in ſeine Wohnung, welche da oben am großen Platze gelegen war. Wir fanden ihn nicht zu Hauſe. Perſönlich aber ſollte der Brief abgegeben werden. Unſchlüſſig verließen wir das Haus. Alles was mit politiſchen Perſonen zuſammenhing erſchien damals gefährlich und wurde ins Geheimniß eingehüllt. Am Ende ſtand in dem Briefe, daß Skrzynecki doch commandiren, und — was wußten wir! Warten wollten wir jedenfalls, denn es ſollte unſer letzter Abend in Brüſſel ſein, und der Diener hatte geſagt, ſein Herr werde bald kommen. Da hallten Schritte über den menſchenleeren Platz, ein langer Mann kam näher — das iſt er! flüſterte ich. In Karlsbad hatte ich ihn 1832 geſehen. Wir redeten ihn an. Als wir das Wort „Brief“ ausgeſprochen, winkte er mit der Hand zum Stillſchweigen, und führte uns ins Haus.

Sein gehaltenes, vornehmes Weſen, das ich Wochen lang in Karlsbad täglich beobachtet, paßte ganz zu der Atmoſſphäre, welche 1839 noch ſo dick und ſchwer war, daß man überall vor Verdächtigung und Polizei zitterte. Er trug den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, als wollte er recht vorſichtig hören und ſprach mit nicht gar lauter, wohlthuender Stimme, ein blanker Gegenſatz zu dem ſtrammen älteren Chlopicki, welcher in Karlsbad neben ihm frei und unbefangen einherging. Auch galt Skrzynecki ſchon zur Kriegszeit in Polen für fromm, und achſelzuckend erzählten ſich die dreiſteren Officiere, daß er von den franzöſiſchen Blättern vorzugsweiſe den „Avenir“ läſe, das geiſtlich raiſonnirende Blatt des Abbé Lamennais. Geiſtlich! während ſie die feurigen Reden des Generals Lamarque und des Advocaten Mauguin aufſuchten in den franzöſiſchen Zeitungen. Geiſtlich und fromm!

Das paßte zum clericalen Belgien. Deshalb mochte man ihn hier gewählt haben. Dachte ich nicht auch daran, als ich ihn jetzt wieder in so ergebener Haltung vor mir sah? Nein. Es war damals durchaus nicht bekannt, daß die Pfaffen allmächtige Führer in Belgien wären. Auch ich wußte nichts davon. Die kirchliche Theilnahme an dem System der vor neun Jahren gestürzten älteren Bourbonen war ziemlich vergessen, und von den unterirdischen clericalen Gewässern in Belgien mochten nur die Eingeweihten wissen. Skrzynecki wußte sicher davon. Er war übrigens im Zimmer mit seinem angenehmen Antlitze, seinen treuherzigen Augen und seinem sanft verbindlichen Wesen derselbe sinnige, fast tiefsinnige Mann, wie ich ihn früher kennen gelernt. Die Unterhaltung mit uns beschränkte sich auf höfliche Redensarten; der Brief blieb unbesprochen.

Nach Paris! wiederholten wir, als wir ihn verlassen hatten, und am andern Morgen ging's mit dem großen Postwagen hinab in die Ebenen des alten Artois, durch reizloses Land, Tag und Nacht dahin, bis bei Tagesanbruch der Conducteur rief: Voilà le Panthéon! — Der dicke Thurm des Pantheon, der Kirche Géneviève stieg am Horizonte auf, Paris lag vor uns, das damalige Mekka der gläubigen Liberalen.

32.

Ich kann nicht sagen, daß mich etwas in Paris überrascht hätte. Alles Dortige war fortwährend in Deutschland so gepriesen worden, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn ich irgend etwas noch herrlicher gefunden hätte.

Im Gegentheile: ich fand vieles geringer. Vor allen Dingen fand ich die Schilderungen französischer Romanschreiber in ihren Pariser Romanen arg übertrieben. Sie verfügen über ein

luxuriöſes Material an Wohnungen, Wagen, Dienern und vielen äußerlichen Dingen, welche mir ſämmtlich hier in der Wirklichkeit dürftiger vorkamen. Die Wohnungen zum Beiſpiele enttäuſchen arg. Der Pariſer muß ſich durchſchnittlich in kleinen Räumen einrichten. Er thut das geſchickt, aber von breitem Comfort nach unſern Begriffen iſt da wenig oder nichts zu finden. Die Romanſchreiber ſehen da Alles durch ein Vergrößerungsglas.

Dazu kam, daß mich die Sprache ſehr im Stiche ließ. Wenn man ſie nicht von Jugend auf praktiſch gelernt hat, das heißt, wenn man nicht von Jugend auf ins Sprechen der fremden Sprache eingeführt worden iſt, dann wird man die Hemmniſſe des theoretiſch Erlernten nie wieder los, und ihr Gebrauch bleibt immer eine Anſtrengung. Ich hatte ſie ſchulmäßig gelernt, will ſagen auf dem Wege der Grammatik. Auf dem Gymnaſium wurde ſie gar nicht gelehrt, ich hatte alſo Privatunterricht genommen. Auf der Univerſität dachte kein Menſch ans Franzöſiſchſprechen, wir waren als Burſchenſchafter ja principiell deutſch und insbeſondere antifranzöſiſch. Lateiniſch ſprechen konnten wir geläufig, aber eine moderne fremde Sprache kam nie in Rede. Erſt in der Hauslehrerzeit kam für mich das Franzöſiſche wieder an die Reihe. In Wahrheit lernte ich da von meinen Schülern und Schülerinnen, wenigſtens was den Wortſchatz betraf. Ich erinnere an den coq d'Inde, den „indiſchen Hahn", welcher ſich als „Truthahn" entpuppte. Ich konnte mein Anſehen nur behaupten in der Grammatik, und die Bonnen und Gouvernanten waren mir unſchätzbare Kunden. Mit ihnen mußte man franzöſiſch ſprechen, es mochte gehen wie es wollte. Es ging auch darnach, aber am Ende ging es. Worte wie „l'homme" brachten nur zuweilen bedenkliche Mißverſtändniſſe zu Wege. Für mich war l'homme „der Menſch", für die Gouvernante bedeutete er „der Mann", und da hörte ſie oft Liebeserklärungen, wo ich philoſophiſche Betrachtungen entwickelt zu haben glaubte. — Stete franzöſiſche Lectüre dazu, Umgang mit Polen, welche nicht Deutſch konnten, häufiges Vorleſen hatten mich denn

allmälig ſo weit gebracht, daß ich meinte, unter Franzoſen beſtehen zu können. Ich beſtand aber nicht. Die Schildwacht in Brüſſel ſchon bewies mir das mit ihrem „tout droit“, als ich ſie nach dem Wege fragte. Auf den erſten Eindruck bedeutete mir tout droit „ganz rechts“, und dann erſt erinnerte ich mich, daß es „geradeaus“ heiße. Wenn man aber beiſpielsweiſe im Theater ſitzt, und ſich immer erſt erinnern muß an die gebräuchlichen Bedeutungen, da wird das ein heilloſer Zuſtand. Der Schauſpieler da oben auf der Scene wartet nicht, ſondern ſpricht weiter, und nach der erſten Vorſtellung muß man ſich ärgerlich eingeſtehen, daß man das Stück kaum in ſeinen Umriſſen verſtanden habe. Erſt nach Wochen, ja erſt nach Monaten wird es licht in unſerm Verſtändniſſe.

So ging es mir in Paris während der erſten Wochen, und das allein ſchon dämpfte meinen Enthuſiasmus. Ich mußte mich entſchließen, auch mit meiner Frau franzöſiſch zu ſprechen, denn nichts hält den Fortſchritt in fremder Sprache ſo auf, als wenn man dazwiſchen die Mutterſprache braucht. Wer eine Krücke haben kann, der lernt nicht laufen. Erſt als ich allein weite Touren ins Land hinein, namentlich eine längere nach der Normandie gemacht, kam ich mit ſo gelöſter franzöſiſcher Zunge nach Paris zurück, daß meine Frau vor mir erſchrak.

Um dieſe Zeit ſchon kam ich aber auf den Gedanken, und nach einem halben Jahre kam ich zu der klaren Einſicht, daß mir das fließende Franzöſiſchſprechen gefährlich würde. Die Lecture neuer Schriften von Heine beſtätigte mir dieſe Einſicht. Man wird unſicher über kleine Wendungen der Mutterſprache, man vermiſcht franzöſiſche und deutſche Wendungen. Heine's Schriften aus Paris ſtrotzen davon. Das iſt doch am Ende für einen deutſchen Schriftſteller ein gefährlicher Uebelſtand. Seine Macht, wenn er eine beſitzt, ruht doch in der Sicherheit, welche er dem Leſer einflößt, daß er die echte heimatliche Seele ausathme in jeder Kleinigkeit der Rede. Ueberraſcht er mit fremden Wendungen — nicht mit Ausdrücken, die verzeiht man — welche der

Mutterſprache widerſtreben, dann verliert er das Zutrauen. Verlieren ſchon Ueberſetzungen die Hälfte der Originalmacht, weil man die innere Steife der Uebertragung merkt, ſo verliert der Original-Schriftſteller noch mehr, wenn er „mantſcht“. Dies von Tieck eingeführte Wort iſt das bezeichnende. Ein ſolcher „Mantſcher“ erſcheint wie ein Renegat, der ſeinen Glauben abgeſchworen, und dem man deswegen auch keinen Glauben mehr ſchenkt.

Ich blieb alſo auf der Hut vor fließendem Franzöſiſch, und meine Frau hat mich oft lachend verſichert, daß mir das gelungen ſei.

Heine war verreiſt. Weitere Anknüpfung ſuchte ich nicht gleich, ich wollte mich allein und ſelbſtſtändig orientiren, ich wollte keine Ueberſetzung leſen. Bald merkte ich indeß, daß ein bloßes Anſchauen der Merkwürdigkeiten mich ermüdete, weil es mir nicht genügte. Dies ewige Anſchauen und Aufnehmen iſt für Menſchen, die nicht ſelber ſprechen, die nicht aus ſich ſelber ſprechen wollen, es iſt aber nicht für einen Menſchen, der etwas Eigenes hervorbringen will. Ich fing an zu addiren. Das heißt ich ſuchte zuſammenzurechnen was Notre-Dame, Louvre, Hôtel de Ville, Place de la Concorde, la Sainte-Chapelle und ſo weiter für eine Summe ausmachten, und warum? Auf die Rechnung folgte der Reim: ich ſuchte zuſammen zu reimen, ich ſuchte Geſchichte aufzubauen. Geſchichte hat für mich einen großen Reiz, und ich empfand ſofort das Bedürfniß, die franzöſiſche Geſchichte gründlich kennen zu lernen, an Ort und Stelle kennen zu lernen, und zu dem Ende — —

Da kam eine dramatiſche Unterbrechung, ein politiſcher Proceß auf Leben und Tod. Barbès und Conſorten — Blanqui und Martin Bernard in erſter Linie — hatten einen Sturz des Juli-Königthums verſucht, um die Republik einzuführen. Der Aufſtand war niedergeſchlagen, die Führer waren verhaftet worden, und ſtanden jetzt, oder richtiger ſaßen jetzt vor dem Gerichte des Pairshofes. Man erwartete Todesurtheile und auch

Vollziehung dieſer Todesurtheile. Da wollte ich zuſchauen. Drüben am linken Seine-Ufer, im Palais Luxemburg, wurde der Proceß öffentlich verhandelt, und es hatte keine Schwierigkeit, als Zuſchauer eingelaſſen zu werden, der Zudrang war gering, ein Zeichen, daß die Saiſon noch nicht gekommen war für republikaniſche Aufſtände. Das Juli-Königthum galt für ganz feſt. Die Herrſchaften in Frankreich haben einen Miethtermin für ihre Herrlichkeit. Der dauert eine gewiſſe Anzahl von Jahren. Fünfzehn bis zwanzig im Durchſchnitt. Jetzt nach neun Jahren dachte man noch nicht ernſtlich an die Kündigung der Juli-Monarchie.

Das konnte man auch den Pairs anſehen, welche hier in einem kleinen Saale des Luxemburg-Palaſtes als Richter ſaßen. Aeltere Herren ſind ſonſt leicht ängſtlich über die Sicherheit ihrer Exiſtenz, dieſe Pairs hier aber, alle in geſtickter Uniform, ſahen recht ruhig aus, ſogar gleichgiltig, ja wol gar gelangweilt. Mancher las ſein Journal, und blickte nur zuweilen auf, wenn der Präſident Pasquier einmal ſcharf ſprach, oder wenn ein Angeklagter ungewöhnlich laut wurde. Die Angeklagten ſaßen erhöht, in einer breiten Niſche, an ihrer Spitze links Barbès, ein bildſchöner junger Mann mit dunklem Vollbarte. Er war ein Südfranzoſe, von der ſpaniſchen Grenze her, und ich dachte an Barbaroux aus der erſten Revolution. Er vertheidigte ſich eigentlich nicht, er klagte an. Die beſtehende Regierung ſei illegitim, die Republik ſei legitim. Präſident Pasquier, ein kleiner hagerer Mann, in wunderlicher Amtstracht, mit farbigem Mäntelchen und mit einer aufgeſtülpten Haartour, welche ſich leicht verſchob, fuhr bei ſolchen Aeußerungen ſchwertſcharf dazwiſchen mit ſchneidenden Worten. Keiner machte auf den Gegner irgend einen Eindruck, Barbès nicht auf Pasquier, Pasquier nicht auf Barbès. Nur wenn auf die Ermordung eines Lieutenants die Rede kam, da erhitzte ſich Barbès, welchem perſönlich dieſe Ermordung ſchuldgegeben wurde. Barbès war erſichtlich ein zweifelloſer Fanatiker, und der alte Pasquier war erſichtlich eben ſo

außer Zweifel, daß er ſammt der ganzen Pairskammer guillotinirt würde, wenn ſolche Republikaner einen Fußbreit Leben behielten.

Neben Barbès ſaß ein ſchmächtiges, blaſſes, blondbraunes Menſchenkind — ich weiß nicht mehr, ob es Blanqui oder Martin Bernard war, der Name Martin iſt mir im Gedächtniſſe haften geblieben — das unterſchied ſich gründlich von Barbès. Barbès war der herzliche Fanatismus, Martin der raffinirte. Er lächelte eigentlich zu dieſem Gericht um Leben und Tod, und ſprach nachläſſig, ſo wie er ausſah. Nur ſo beiläufig ſprach er und antwortete er, weil dies hergebracht ſei vor Gericht. Es verſtünde ſich von ſelbſt, hörte man aus den Reden heraus, daß die Republik die einzig geſetzliche und richtige Staatsform, und der Pairsplunder da unten im Saale ein uſurpirter Kram ſei, welchen man gelegentlich in die Seine hinab kehren müſſe mit einem ordinären Beſen. Wozu ihn dieſe erſchwindelte Pairsgeſellſchaft verurtheilen werde, das ſchien ihm äußerſt gleichgiltig zu ſein. Dieſer ſaloppe junge Menſch gehörte zu den Verſchwörern von Profeſſion, wie ſie Frankreich ſeit den Julitagen bis zum Kaiſerreich in ziemlicher Anzahl beſeſſen. Sie werden deportirt, und kommen wieder, um ins Gefängniß zu wandern. Sie haben nur auf kürzeſte Zeit eine Privatwohnung.

Barbès wurde zum Tode verurtheilt, und es hieß: er weigere ſich, ein Gnadengeſuch zu ſtellen. Nun ſchien es doch in Paris einigen Eindruck zu machen, daß am nächſten Morgen eine politiſche Hinrichtung ſtattfinden ſollte. Sie paßte nicht in die Stimmung der Zeit. Aber die Miniſter, ſagte man des Abends, verlangten ſie, und der König werde ihnen nachgeben. Am andern Morgen erfuhr man, daß Verwandte des Barbès doch in der Nacht ein Gnadengeſuch in die Tuilerien gebracht, und daß der Kronprinz, der Herzog von Orleans und deſſen Frau, die mecklenburgiſche Prinzeſſin Helene, es dringend befürwortet hätten. Der König habe es bewilligt, und Barbès ſei zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt. Als dies früh Morgens

ſtatt des Befehls ſich für die Guillotine anzukleiden Barbès verkündet worden, da habe er mit tiefem Athemzuge geſagt: C'était une rude leçon.

Die Februar-Revolution 1848 hat ihn befreit. Aber im Mai 1848 war er ſchon wieder thätig in dem Aufſtande gegen die republikaniſche National-Verſammlung, und die Deportation wurde ſein Loos.

Welche Gedanken mußte dieſer Barbès'ſche Proceß einem deutſchen Burſchenſchafter erwecken! Hier in Paris ein blutiger Aufſtand und Begnadigung, daheim aber für manchen Cameraden, welcher nur poetiſche Träume gehegt für ein deutſches Reich, lebenslängliche Gefangenſchaft ohne Gnade.

Louis Philipp war 1839 auf der Höhe ſeiner Stellung. Die Sorge um Popularität mit dem Regenſchirme in der Hand war vorüber, er war König, und war es mehr, als die conſtitutionellen Führer wollten, weil er ein überlegener Kopf war, welcher die conſtitutionellen Formen mit Gewandtheit handhabte. „Der König herrſcht, aber regiert nicht!" wurde ihm zugerufen, und er lächelte dazu. Ein erfahrungsreiches Leben, ein geübter Verſtand machte es ihm möglich, wie es dem Höchſtgeſtellten unter jeder Staatsform möglich iſt, überall die Entſcheidung herbeizuführen und zu treffen. Mit ſeiner Menſchenkenntniß wählte er dazu ſeine Miniſter. Er hatte ſich eine Auswahl derſelben zurechtgelegt für das verſchiedenartige Wetter: der brave Banquier Laffitte war nur brauchbar geweſen bei den heißen Juliwinden, welche Popularität erforderten bis in den abkühlenden Winter hinein; der zweite ſtrengere Banquier Caſimir Périer für ſtrenge kalte Tage, welche Vorrath an wärmenden Monarchiegeſetzen anhäufen müſſen; dann wurde für milde Zeit der noble Gentleman Molé erwählt; und als wieder Regenzeit kam und man ſich gründlicher ſchützen mußte in den Tuilerien, da kam der Profeſſor, der ſtarr dogmatiſche Proteſtant Guizot an die Reihe mit den ſteinernen Zügen und dem felſenfeſten Glauben an ſich und ſeine Weisheitsdoctrin. Erſt als ſolch Miniſterium

drohendes Wetter veranlaßte, fand der König die erleichternde Abwechslung nöthig mit dem kleinen behenden Manne, welcher Thiers heißt, und welcher erfinderiſch iſt, neue Hoffnungen in den Franzoſen aufzuwecken. Der König liebte dieſen kleinen Mann, den Geſchichtsſchreiber der großen Revolution, gar nicht, und dieſer ſtets auf neue Thaten bedachte Thiers liebte auch den König nicht, wie das zu gehen pflegt, wenn zwei ſtarke Fähigkeiten neben einander gehen ſollen und doch nach verſchiedenen Zielen hin trachten wollen. Es war ein immerwährendes Duell zwiſchen ihnen, und zwar ein ſehr ernſthaftes. Ludwig Philipp hatte die Königsmacht voraus, und ſomit den Sieg in der Hand. So warf er ihn bei Seite, nachdem Thiers im nächſten Jahre — 1840 — durch kriegeriſche Fanfaren gegen Deutſchland die Stimmung in Frankreich wieder belebt hatte für das Haus Orleans. Der Kleine hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Kleine kann gehen. Thiers knirſchte über dieſe Ungleichheit der Waffen dergeſtalt, daß er ſich immer nach ſolchem Sturze hinreißen ließ zu den rückſichtsloſeſten Aeußerungen über den König. Ich habe dies ſpäter ſelbſt einmal angehört, als ich einmal die Ehre hatte, bei Thiers zu ſpeiſen, und an der Tafel neben ihm zu ſitzen. An einen unbedeutenden Fremden, wie ich einer war, richtete er, die Suppe ſchlürfend, die ſchlimmſten Bezeichnungen des Königs, Falſchheit und Treuloſigkeit in erſter Linie.

Daß ſich Ludwig Philipp 1848 einmal im Wetter irrte, und Guizot behielt, wo Thiers nöthig geweſen wäre, das brachte ihn um den Thron. Er war alt geworden und eigenſinnig, und bei Ausbruch des Kampfes unentſchloſſen. General Bugeaud machte ihm die richtigen militäriſchen Vorſchläge — er zögerte. Das iſt in Frankreich, wo man Abwechslung braucht, immer entſcheidend. Ein Gelingen beim Beginn einer Unternehmung bringt ſogleich Vergrößerung, bringt die Vergrößerung lawinenartig.

Seine Regierung war die glücklichſte und fruchtbarſte, welche Frankreich beſeſſen. Alles, Literatur, Kunſt, Handel und

Induſtrie blühte damals und war in fortſchreitender Bewegung. Der König war 1839 wol nicht mehr abſonderlich populär, und die Caricaturen, welche ſpäter ſeinen Kopf als Birne darſtellten — Philippon erfand die Birne — wurden nicht als reſpectwidrig abgelehnt, aber er war auch nicht unpopulär. Ich ſah ihn zum erſten Male im Tuilerienhofe, wo er eine kleine Revue abhielt. Er ritt im Schulgalopp an der Front entlang, und grüßte dankend den mäßig zahlreichen Hochrufen der Zuſchauer. Ein ziemlich großer fleiſchiger Körper, ein Kopf mit ſtarken Formen, ganz ein Bourbonenkopf. Er brachte Einem ins Gedächtniß, daß die Orleans ja doch auch Bourbonen ſind. Störend war mir das lichtbraune Haar, welchem man anſah, daß es eine Perücke war. Er grüßte nicht militäriſch wie bei uns, ſondern als Bürgerkönig mit Hutabnehmen, und ich hatte dabei immer Sorge um die Perücke. Der Geſichtsausdruck hatte für mich nichts Vertrauen Erweckendes, denn dieſe Freundlichkeit, wol in langer Erziehung eingeübt, erſchien mir gemacht. Wie lange hat auch dieſer Mann an ſich erziehen müſſen! Im herben Exile mußte er ſeinen Lebensunterhalt erwerben, und nach der Rückkehr der Bourbonen 1815 mußte er, neben dem Louvre im Palais Royal wohnend, fünfzehn Jahre warten und vorbereiten, bis die fallende Krone des Vetter Charles raſch aufgefangen werden konnte. Das koſtet Uebung im Geſichtsausdrucke. Raſch mußte die Krone aufgefangen werden und nicht ohne demüthigende Bücklinge vor der Volksmaſſe. Dieſe ſchmeichelnden Bücklinge und das feixende Lächeln, welches ſie begleitete, ſind ihm nie vergeſſen worden. Man ſah ſie ihm auch jetzt noch an. Das iſt ein Kaufpreis wie ein anderer! Ja doch, aber es gibt höhere Kaufpreiſe, welche doch günſtiger für den Charakter ſprechen, und dieſe Bemerkung iſt Ludwig Philipp bei ruhigen Beobachtern, nicht blos bei Gegnern nie erſpart worden. Seinem Ahnherrn Heinrich IV. muß die Bonhomie ehrlicher zu Geſicht geſtanden ſein. Er hatte noch mehr zu leiſten als Bücklinge, da er ausrief „Paris iſt eine Meſſe werth“, aber er leiſtete es mit beſſerem

Erfolge. Vielleicht, ja wahrſcheinlich iſt Ludwig Philipp eben ſo klug geweſen als der verſchmitzte Bearner, aber er war weniger „ingénu“. Der Bearner hatte bei ſeiner Klugheit ein freieres Naturell, und dies gibt den Ausſchlag, wenn es ſich um dauernde Popularität handelt.

Ueber die Klugheit Ludwig Philipps wurde 1839 viel geſtritten und geforſcht. Sehr viele wollten ſie mehr oder minder ſeiner Schweſter Adelaide zuſchreiben. Sie ſei ihm überlegen, ſie berathe ihn, und er folge ſtets ihrem Rathe. Bemerkenswerth bleibt es, daß nach ihrem Tode viele Schritte des Königs unweiſer erſchienen.

Das Familienleben dieſer Orleans war übrigens an ſich bemerkenswerth. Für Unſereinen wenigſtens, und es war mir auffallend, daß außer dem paſſiven Kleinbürger die Pariſer ſo wenig daraus machten, obwol ſie ganz gut wußten, wie patriarchaliſch es da oben in den Tuilerien herging mit einer ſo großen Anzahl von Söhnen und Töchtern, welche alle höchſt ſorgfältig erzogen wurden, und unter denen ſo begabte Menſchen waren. Eine Tochter, die Bildhauerin, war ein ſchönes Kunſttalent; der Kronprinz war ein ſchöner junger Mann, deſſen ruhige Faſſung, deſſen edles Weſen das Allerbeſte verſprach. Ich hab ihn im Spätherbſt 1839 einmal in der Nähe geſehen und ihn beobachten können, und ich muß ſagen: er hat mir den günſtigſten Eindruck eines Prinzen gemacht, den ich je erfahren. Daß er ſo hundsföttiſch zu Grunde gehen und aus dem durchgehenden Wagen ſpringend ſein Leben verlieren mußte, das war wol das größte Unglück, welches die Familie Orleans, vielleicht auch Frankreich treffen konnte. Wenn er 1848 dageweſen wäre, die Kataſtrophe hätte wol nicht ſtattgefunden, oder doch eine andere Wendung genommen, denn alle Welt traute ihm Gutes zu. — Daß Némours, ſein nächſter Bruder, legitimiſtiſch geſinnt wurde und ſeinen Vater als einen Uſurpator anſah, iſt doch auch achtungswerth, inſofern es Opferbereitwilligkeit darſtellt für die innere Ueberzeugung. Der folgende Bruder Joinville, eine

kräftige Natur, wurde ein tüchtiger Seemann, und vielleicht nur durch seine Schwerhörigkeit an weiterer Entwickelung gehindert. Der nächstfolgende, Aumale, hat sich in neuerer Zeit als eine unzweifelhafte Capacität, nicht blos im Processe Bazaine, hervorgethan — ist das nicht ein seltener Reichthum in einer Familie?! Sie ist auch von der nahe liegenden Schwäche der Bourbonen, von der Ergebenheit an die Clerisei, eigentlich ganz frei geblieben, heutigen Tages eine sehr wichtige Freiheit. Wie kommt es, daß solche Familie dennoch nicht populär bleiben konnte? Man sagt: des Geizes wegen. Allerdings spotteten 1839 schon die Pariser über schmutzige Sparsamkeit der Prinzen. Sie ließen ihre Handschuhe putzen und trügen sie als frische! war eine höhnische Notiz, welche man achselzuckend herumtrug. Es kam nicht dagegen auf, daß Ludwig Philipp Bauten auf Bauten aufführte aus eigenen Mitteln und dafür kein Geld sparte. Er ist doch zu ökonomisch! hieß es. Die Franzosen verlangen Luxus, von oben erst recht. Zum Theil darum hat das Kaiserthum so viel Anhang, weil es großen Styl mit sich bringt, sei's in Eroberung, sei's in Verschwendung, sei's selbst in Lastern und in Erfindung derselben. Es erfindet doch! rufen die lüderlichen Genies, wie die lüderlichen Nichtigkeiten, und diese Leute rufen laut und werden weit gehört, und wenden sich an die Phantasie, ein mächtig Ding bei der Mode-Nation. Einer oder der Andere nennt's sogar Poesie, was im Kaiserthume pulsire. Sie sind eben Gallier, bei denen Cäsar seine Studien gemacht hat zum Cäsarismus.

Den Geiz wirft man auch heute noch den Prinzen von Orleans vor. Wahrscheinlich ist's nur Sparsamkeit. Aber auffallend ist es, daß sich diesem notorischen Vorwurfe gegenüber nicht ein einziger ermannt zu einer erfreulichen Luxusthat, welche den Argwohn widerlegte. Auch Aumale nicht, der reiche Erbe der Condé's!

Ich persönlich war auch wunderlich genug: die Freiheitsfrage hatte mich nach Paris getrieben, und schon in der ersten

Woche meines Aufenthaltes trat mir dieſe Frage in den Hintergrund. Oder vielmehr es trat mir in den Vordergrund, zu erfahren: wie iſt dies Frankreich zu der Rolle gekommen, uns in Europa die Freiheitsmuſik vorzuſpielen, während doch England in der Staatsfreiheit zu viel ſichererm Reſultate gelangt iſt? Der Hinweis auf England kam damals ſelten vor, und er kam nur vor bei ſtockernſthaften Leuten, welche kein aufmerkſames, kein verbreitetes Gehör fanden. Wie iſt dieſe ſo populäre franzöſiſche Muſik entſtanden? Mit einem Worte: ich empfand allem Uebrigen voraus das Bedürfniß, die franzöſiſche Geſchichte näher kennen zu lernen, ſie da kennen zu lernen, wo man ſie am Echteſten finden könnte, in Frankreich ſelbſt.

Ich ging in die große Bibliothek der Rue Richelieu, wo man ohne irgend einen Ausweis Zutritt findet und Bücher. Es iſt überaus lobenswerth, wie man da aufgenommen und behandelt wird; ich glaube, mancher unſerer heimiſchen Bibliotheksherren könnte da vortheilhafte Studien machen. Ein älterer Beamter hörte mich aufmerkſam an, als ich ihm auseinanderſetzte, zu welchem Zwecke ich Lecture ſuchte. Er war gar nicht verwundert, daß ich ihm nicht die Bücher nannte, welche ich zu haben wünſchte, ſondern daß ich ihn bat, ſie mir anzugeben. Er ging bereitwilligſt auf meine Wünſche ein und machte mir Vorſchläge, indem er dabei immer genau meinen Zweck in Rede zog. Ich fand dies idealiſch. Und dies Entgegenkommen hat der treffliche Mann Wochen lang, Monate lang mit mir eingehalten, immer freundlich, immer lehrſam. Das Buch, welches er mir vorſchlug, mochte noch ſo hoch in einem Winkel ſtehen, er ſtieg die Leiter hinauf und brachte mir's. Und ich konnte Alles mit nach Hauſe nehmen, ich ein Wildfremder, ohne irgend eine Caution!

So ſchleppte ich denn Woche um Woche alte und neue Bücher in meine Höhle. Unſere Wohnung hatte ſolch ein Anſehen; ſie lag in einer ſogenannten Cité. Dies iſt zumeiſt ein Schlupf zwiſchen andern Häuſern. Ein Gitter am Boulevard

St. Denis ſchloß einen nach dem Boulevard hin offenen Hofraum ab von der Straße, und weit hinten, dem Straßenlärme fern, lag die Wohnung, in der wir uns häuslich eingerichtet hatten. Wir hielten uns wie ruhige, gebildete Einwohner von Paris unſer Journal, und lebten betrachtſam. Ich hatte das Journal des Débats gewählt, für welches ich immer eine Vorliebe gehabt. Le National wäre eigentlich entſprechend geweſen für einen Demagogen. Er vertrat unter dem tüchtigen Armand Carrel, welchen ſpäter Emil Girardin, der Projectenmacher, im Duell tödtete, die beſonnene Republik. Aber mein Demagogenthum hatte nicht auf Republik geſteuert, meine politiſche Neigung ging auf freiſinnige Formen im Allgemeinen, ging auf reifliche Bildung im Beſonderen. Die „Débats“ vertraten das gebildete, gemäßigte Frankreich, und hatten unter den Gebrüdern Bertin einen großen Aufſchwung genommen. Nicht gerade in der Abonnentenzahl — dazu waren ſie nie populär genug — aber in der Mitarbeiterſchaft ausgezeichneter Schriftſteller. Auch die letzten Reſte der St. Simoniſten, meiſt Nationalökonomen, waren dort eingekehrt. Auffallend war mir nur immer das unwandelbare Feſthalten der Bertins an dem Montags-Feuilletoniſten Jules Janin. Er ſchwatzte doch gar zu breit, und ich habe nie einſtimmen können in das beſondere Lob, welches ihm auch von vielen meiner Landsleute geſpendet wurde. Später hab ich ihn perſönlich kennen gelernt, und ihn allerdings auch liebenswürdig gefunden, dieſen Repräſentanten literariſcher Bonhomie in Frankreich, aber ſeine Breite und Quabblichkeit — ich weiß keinen bezeichnenderen Ausdruck als dieſen nicht ſchriftfähigen — iſt mir doch nie ſchmackhaft geworden.

Damals ſchrieb er hübſch über das Verſchwinden der „feuillage“ in Paris. Die Bäume verſchwänden zum Erſchrecken vor den vielen neuen Häuſern. Und doch war Paris damals noch reich an Bäumen, beſonders am linken Ufer „drüben hinter den ariſtokratiſchen Hôtels entre cour et jardin“. An Hausmann, den Häuſermann unter dem dritten Napoleon, war noch nicht zu

denken, und doch wurde ſchon bitterlich geklagt. Jede Zeit hat eben andere Maßſtäbe, und ſie wechſeln wie hier binnen einigen Jahrzehnten.

Dies leſend ſaß ich eines Vormittags, und wollte eben zu meinen Schätzen der Rue Richelieu übergehen, da trat ein kleiner Mann in unſer Zimmer. Er war einfach, aber ſehr fauber angezogen, und neigte den Kopf ſeitwärts ein wenig vorn über. Mit halblauter Stimme fragte er, ob ich ich wäre? — Ja wol. — Dann ſprach er deutſch. Es war Meyerbeer, Giacomo Meyerbeer auf dem Operntheaterzettel. Giacomo! Gewiß aus mehreren Gründen. Er war lange in Italien geweſen und hatte italieniſche Opern geſchrieben, die wir nicht kennen. Nur von dem „Crociati“ haben wir läuten gehört. Auf die Bühne hat er ſie weder bei uns noch in Paris gebracht, weil er ſehr ſtreng gegen ſich war und nur das aufführen ließ, was den wahrſcheinlichen Erfolg deutlich auf der Stirne trug. Aus Italien war er nach Paris gekommen, um ſich hier als Opern-Componiſt dauernd aufzuthun, nicht in Berlin, ſeiner Vaterſtadt. Er hatte in Berlin eine reiche, angeſehene Familie, und die großen Mittel waren ihm erreichbar, einen Opernerfolg zu ſichern, aber er ſpeculirte in großem Style. Ein Berliner Opernerfolg, auch der größte, blieb auf Deutſchland beſchränkt, Paris folgte nicht nach. Die große Oper in Paris verlangte den Vortritt und, ſoweit es irgend möglich, franzöſiſche Originalarbeit. Berlin hingegen folgte nach, wenn die Oper in Paris gefallen hatte. So wählte er mit Bedacht einen kosmopolitiſchen Standpunkt mit italieniſchem Vornamen, mit franzöſiſchem Texte und deutſchem Zunamen.

Ein Böhme, des Namens Lauska, war in Berlin ſein Clavierlehrer geweſen, Zelter ſein Compoſitionslehrer. Dann hatte er in Darmſtadt beim Abt Vogler weiter ſtudirt neben Carl Maria von Weber, und war zuerſt als Clavierſpieler in die Oeffentlichkeit getreten. Mit großem Erfolge. Man ſtellte ihn ſofort dem damaligen Clavierhelden Hummel an die Seite. Aber das genügte ihm nicht, er wollte Oper componiren. Er

that's und brachte in München einen „Jephtha", in Stuttgart und Wien ſogar eine komiſche Oper „Die beiden Khalifen" zur Aufführung. Ziemlich erfolglos. Da eilte er nach Italien, wo Roſſini die Welt entzückte und auch ihn. In deſſen Bahnen einlenkend, ſchrieb er ſieben Jahre lang ſechs Opern, von denen nur der „Crociato" einigen Erfolg hatte, und ging dann nach Paris. Hier, nach Jahre langer reiflichſter Vorbereitung, war er 1830 mit „Robert der Teufel" aufgetreten, und hatte glänzend geſiegt. Wiederum erſt ſechs Jahre ſpäter hatte er „Die Hugenotten" gebracht, und den zweiten großen Sieg erfochten, der auch Deutſchland eroberte, welches ſeinen vielleicht genialeren Robert nicht ſo hoch geſchätzt hatte, und jetzt wartete alle Welt: was er Neues bringen werde. Ich fragte ihn natürlich auch. Er ſchüttelte lächelnd das Haupt. So naiv war er nicht, ſeine Pläne auf den Markt zu bringen, ſo lange ſie nicht Hand und Fuß hatten.

Er war ein ſehr kluger Mann. Und er war von unglaublichem Fleiße, von unglaublicher Sorgfalt in ſeiner Kunſt, und in Veröffentlichung derſelben. Das Wort Sorgfalt iſt wie für ihn erfunden.

Künſtleriſch war er ganz im Klaren darüber, daß eine Oper als dramatiſcher Vorgang intereſſiren müſſe — alſo kein „Japhet" mehr! — und daß die Unbekümmertheit deutſcher Opern-Componiſten um die theatraliſche Wirkung des Textbuches tödtliche Folgen habe. Er hatte das Theater ſtudirt wie ein dramatiſcher Dichter, und ſuchte ſich den begabteſten Franzoſen aus für ſeine Texte, Eugen Scribe. Wie viel mochte das gekoſtet haben! Denn Scribe's Zeit war ſehr theuer, und der Componiſt eines „Crociato" bot keine Gewähr. Sorgfältig arbeitete er nun mit Scribe am Textbuche. Selbſt ein ſo alter Praktiker wie Scribe mußte ſich die minutiöſe Sorgfalt gefallen laſſen, welche der Muſiker für jede Scene verlangte. Scribe hat ſpäter kläglich verſichert, daß ihm Niemand ſo zugeſetzt habe mit Vorſchlägen und Aenderungen wie Meyerbeer, und, was noch mehr ſagen

will, daß Meyerbeer all ſeine Vorſchläge und Aenderungen durchgeſetzt habe.

Meyerbeer war reich, und benützte ſeinen Reichthum wiederum ſorgfältig für das Gelingen ſeiner künſtleriſchen wie ſeiner praktiſchen Abſichten; er ſparte da niemals. Auch die Zeit ſparte er nicht. Die künſtleriſche Form mußte ganz ausgetragen, ganz ausgearbeitet ſein, wenn auch noch ſo viel umgeändert, oder neu componirt werden mußte. Sorgfältig! ſorgfältig auch in der eigentlichen Kunſt. Und erſt recht ſorgfältig, wenn's an die Praktik geht, wenn die Aufführung nahe rückt, wenn ſie wirklich erfolgt, und gar erſt, wenn ſie vorüber iſt. Da darf Niemand unbeachtet bleiben, welcher dem Erfolge ſchaden oder nützen könnte, Niemand, auch nicht der kleinſte Scribent. Was wußte er von mir! Wenig oder nichts. Heine hätte ihm von meiner Ankunft geſagt, und hätte uns miteinander bekannt machen wollen, aber es dauere doch gar zu lange bis zu Heine's Rückkehr, und ſo beläſtige er den notabeln Landsmann mit ſeiner Viſite. Ueberſchwengliche Sorgfalt der Höflichkeit. Und dabei hatte er augenblicklich nicht einmal die Einführung einer neuen Oper vor, und hatte auch nicht die Heimkehr vor ins Vaterland. Es war nur Sorgfalt für eine doch mögliche Zukunft. Erſt als im nächſten Jahre Friedrich Wilhelm III. ſtarb, und ein romantiſcher Herr, Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, welcher einen berühmten Künſtler zu würdigen wußte, erſt da ging er nach Berlin zurück, um ſein „Feldlager" zu ſchreiben, und General-Muſikdirector zu werden.

Meyerbeer hatte geradezu eine Kanzlei zur regelmäßigen Beſorgung der öffentlichen Stimmen. Leiſe wurde in Paris, in London, in Berlin, in Leipzig präludirt, wenn etwas von ihm kommen ſollte, auch wenn's nur eine Wiederaufnahme ſeiner Oper war, und von Woche zu Woche wuchs das Präludium zu ſtärkerem Tone, und die Zahl der Städte und ihrer Zeitungen wurde immer größer, und die Fragen und die Notizen erhoben ſich zum Forte, ja zum Fortiſſimo, bis der Paukenſchlag eintrat mit

der wirklichen Aufführung. Es war ein wohlgeleitetes Preßbureau, ein Vorbild für Bismarck. — Da der Gegenstand künstlerisch wichtig und tüchtig, da seine Opern in der That von großer Macht waren, so wirkte das Alles wie ein Naturereigniß, und Niemand ahnte, daß es ein Ergebniß der Sorgfalt war. Sorgen und Falten war sein Leben. Das Sorgen betrieb sein Verstand, das Falten sein Talent. Auch die Widersacher konnten nicht in Abrede stellen, daß er seine Opern mit großem Talente faltete.

Er ist der Höhepunkt der Opernrichtung geworden, welche französisch-dramatische Oper heißt. Richard Wagner, welcher um jene Zeit ebenfalls in Paris war und in völliger Dürftigkeit lebte, erkannte diese erfüllte Form sehr genau, und ging damals mit seinem „Rienzi" in diesen Spuren. Ich kannte ihn von Leipzig aus, wo ich ihm einen Operntext „Kosciusko" angelegt hatte, und hörte hier schon aus seinen Reden, daß er über das Beiwort „französisch" hinaus, und eine deutsch-dramatische Oper erfinden möchte. Es war ein merkwürdiger Contrast, als ich von der langen Unterredung mit Meyerbeer hinüber ging in die ärmliche Wohnung Wagner's, und nun diesen rhapsodiren hörte über die Zukunft der Opernmusik. Dort wohl ausgeglichene Glätte des melodischen Meeres, hier Sturm und Ungewitter in den Wogen; dort mühsam erworbene Ruhe, hier Unruhe; dort Reichthum der äußerlichen Mittel, hier gänzliche Armuth.

Meyerbeer war ein so feiner Weltmann, daß er's nicht mit einer Sylbe berührte: ich könnte einmal über ihn schreiben. Wol aber sagte er lächelnd: Sie werden mir vielleicht auch noch einen Operntext verfassen! Daran glaubte er nicht im Geringsten. Er lächelte so schlau! Und sprach so rücksichtsvoll wie ein Diplomat. Von Nebenbuhlern besonders mit bestrickender Hingebung. Er war wie ein Regent, welcher die gewöhnlichen Lebensfreuden fraglos hinopfert, um seiner Regentschaft zu dienen.

Was er vom Leben hielt, und von dem seinigen voller Sorgen bei allem Reichthume? Das ist schwer zu sagen. Er war

ein denkender Menſch, er hatte ſeine ausgebildeten Gedanken über Alles. Am letzten Ende war er Jude, welcher als Jude mißtrauiſch blieb, ob die Emancipation wirklich halten werde, und welcher ſich ſchon deshalb den Franzoſen hingab. Ihnen iſt der Jude unverdächtig, ihnen iſt ein Menſch wie der andere, meinte er. So nahm er immer Antheil an allen großen und kleinen Fragen des Liberalismus, hielt ſich aber vorſichtig wie ein Dachs in ſeinem Bau und fragte viel lieber, als daß er geredet hätte.

Was er im Grunde war? Ein Künſtler, und zwar mit großen Fähigkeiten. Welchen Weſens? Welchen Urſprungs? Seine Abſtammung, ſeine Erziehung, der Gottesdienſt ſeiner Väter ſind in den Herzpunkten ſeiner Opern deutlich ſichtbar. Die Synagoge mit ihren ins Mark dringenden Geſängen iſt klar zu hören, ſobald es ſich um tiefere Dinge handelt. Die Orcheſterbegleitung des böſen Bertrand im „Robert“, der Marcel und der vierte Act der „Hugenotten“, der Geſang der Wiedertäufer im „Propheten“, ſie ſtammen alle aus der Synagoge. Was man proteſtantiſch nennt im Marcel, das widerſpricht dem nicht; denn das lutheriſche Weſen klammert ſich an die Bibel, und die Bibel iſt ja jüdiſchen Urſprungs. Im Uebrigen, im Nebenſächlichen hatte er ſich die muſikaliſchen Formen jeglicher Richtung künſtleriſch angeeignet bis auf die Balletmuſik, welche er ſelbſt bei trivialen Themen geſchmackvoll zu veredeln wußte. Kurzum, er war ein muſikaliſches Talent höherer Gattung, der mit vollendetſter Syſtematik der literariſchen Induſtrie ſeine Werke einzuführen und aufrecht zu erhalten verſtand.

Wie außerordentlich er das induſtrielle Geſchäft in der Literatur verſtand, hab ich einige Jahre ſpäter an mir ſelbſt erfahren, und zwar in Berlin, wohin er, wie geſagt, zurückgekehrt war. Ich hatte ein Drama „Struenſee“ geſchrieben, und es Herrn von Küſtner, dem Intendanten des königlichen Hoftheaters in Berlin eingereicht. Dieſer nahm es an, und ſchrieb mir: die Aufführung wird vorbereitet. Ich wartete geduldig; endlich

dauerte mir die Vorbereitung doch zu lange, und ich fragte nach der Urſache ſolcher Verzögerung. Da erfuhr ich denn, daß der Name Struenſee Todte erweckt habe. Meyerbeer's Bruder, Michael Beer, hatte früher auch ein Drama Struenſee geſchrieben, und das ſei jetzt aus der Vergeſſenheit hervorgezogen, und mit einer begleitenden Muſik des Bruders dringend zur Aufführung empfohlen. Nicht nur dringend, nein, auf das Dringendſte von hundert Seiten. Der in Berlin mächtige Meyerbeer betreibe das, die Muſik von ihm ſei nicht blos eine begleitende, es ſei eine große Muſik, gegen welche mein mageres Stück ohne Muſik nicht werde aufkommen können. Es helfe nichts, daß mein Stück an mehreren Bühnen ſtarken Erfolg gehabt, das Michael Beer'ſche aber nicht, es helfe nichts, daß Küſtner für mein Stück ſei, daß er es früher angenommen, daß wichtige Perſonen ihm beiſtimmten — es ſei Alles umſonſt, denn Meyerbeer entwickle eine force majeure, welcher auch der Intendant des Hoftheaters nicht zu widerſtehen vermöge. Und ſo geſchah es denn auch: das Beer'ſche Stück wurde aufgeführt, und die öffentlichen Stimmen floſſen über von Lob, zum Theil dieſelben Stimmen, welche früher, als es nur Michael gehörte, kurzen Proceß mit demſelben gemacht hatten. Ich mußte mich in Geſellſchaft des Intendanten ergeben und bat nur noch, das meinige hinterher auch aufzuführen. Küſtner ſtimmte zu. Aber auch das fand unermeßliche Schwierigkeiten, obwol der Intendant es wollte, obwol einige Leute in der Nähe des Königs es wollten, ja, obwol am Ende der König ſelbſt es wollte. Es fand ſich, daß der Hauptſchauſpieler für den Beer'ſchen gewonnen war und die Achſeln zuckte zur Erlernung eines neuen Struenſee. Küſtner war außer ſich über die unterirdiſche Macht, welcher er unmächtig gegenüber ſtand. Das war die Pariſer Schule, welche ich oben angedeutet. Erſt nach langer, langer Noth zwang er jenen Schauſpieler. Mein Stück wurde gegeben, und hatte den glücklichſten Erfolg. Nach einigen Vorſtellungen aber erkrankte jener Schauſpieler, und wurde erſt

wieder geſund, als er den Beer'ſchen Struenſee wieder ſpielen durfte.

Jetzt in Paris ahnten wir Beide nichts von dieſer Zukunft, in welcher er mich ſo vollſtändig beſiegen ſollte. Er lud mich zum Diner ein ins Hôtel de Paris, wo er in der Rue Richelieu wohnte, ſobald Heine zurückgekehrt wäre, und blieb in der Thür noch einmal ſtehen unter den verbindlichſten Redensarten — er war über die Maßen höflich — und um mich zu fragen: ob ich den neuen Stern in der Tragédie, ob ich die Rachel ſchon geſehen? — Nein. — Nun ſchilderte er dieſen Stern mit den beſten Kennerworten, und bot uns zwei „stalles“ an für ihr nächſtes Auftreten, weil Plätze ſchwer zu haben wären.

Dieſer neue Stern war ein Stolz Iſraels, denn die Rachel, welche mit dem Bänkelſängerthume hatte anfangen müſſen wie ein armer Jude mit dem Wanderkrame, war von jüdiſcher Herkunft. Ricourt, der Director des Odeon-Theaters hatte ſie entdeckt und unterrichten laſſen. Und ſie war ein Stolz Jules Janin's, denn er hatte ſie empfohlen.

Ich ſah ſie nicht ſogleich, weil mein hiſtoriſches Studium mich drängte, hinauszufahren nach Verſailles und Fontainebleau, um an Ort und Stelle der franzöſiſchen Königsgeſchichte nachzugehen. Frankreichs Geſchichte war ja bis zur großen Revolution eine Königsgeſchichte, und es hatte ſich die Idee in mir ausgebildet, ganz Frankreich zu bereiſen, und an die königlichen Luſtſchlöſſer anzuknüpfen in der Schilderung des Franzoſenthums, welche ich ſchreiben wollte.

Das Theater intereſſirte mich in geringem Maße. Nur in ein Boulevard-Theater waren wir einige Male gerathen, weil es an unſerem Wege lag — das Vaudeville-Theater war zu jener Zeit dort — und weil uns ein Komiker, des Namens Arnal, ungemein erheiterte. Er wurde auch bald ein berühmter Komiker. Damals ſpielte er allabendlich in einer kurzen Poſſe „Passé minuit“, und ſpielte vortrefflich. Ich fragte die Logenſchließerin, ob das Stückchen ſchon gedruckt ſei? — Nein, es iſt ganz neu.

— Nach einigen Tagen überreichte ſie mir's aber, und zum Spott meiner Frau überſetzte ich's in unſerer „Cité d'Orleans“, obwol ich mit dem deutſchen Theater gar nichts zu thun hatte. „Für Beckmann, für meinen luſtigen Landsmann!“ ſagte ich zu meiner Entſchuldigung; und ihm habe ich's denn auch geſchickt. Unter dem Titel „Mitten in der Nacht“ hat es lange gelebt, und Beckmann hat mir's zehn Jahre ſpäter noch im Burgtheater vorgeſpielt.

In der dramatiſchen Literatur Frankreichs herrſchte zu jener Zeit ein flauer Stillſtand. Der Kampf der Romantiker unter ihrem Heerführer Victor Hugo war ziemlich ausgekämpft. Die Romantik hatte geſiegt über die Claſſik. Die Franzoſen verſtanden unter Romantik ungezügelte Erfindung phantaſtiſcher Vorgänge und Perſonen unter freier Behandlung der geheiligten drei Einheiten des Ariſtoteles, der Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung. Shakeſpeare, hieß es, habe den Anſtoß gegeben zu dieſer Revolution, Shakeſpeare, welchen trotzdem die Franzoſen nicht ſchmecken können, auch heute noch nicht. Was die Einheiten anbelangt, ſo waren die Romantiker auch darin nicht juſt revolutionär, ſondern nur beſcheiden reformirend. Meines Erachtens mit gutem Grunde. Sie hielten ſich nicht mehr an die äußerliche Einheit; die innere bewahrten ſie. Im Grunde war's von der claſſiſchen Seite nur ein Kampf der Kritik geweſen, denn die Claſſiker hatten keine hinreichenden Vertreter in der Production. Caſimir Delavigne, welcher einer ſein ſollte, und es auch nur halb war, blieb unter allen Geſichtspunkten nur ein verſtändiges und recht mattes Talent. Die Schauſpielerin Rachel war viel wichtiger, inſoferne ſie die alte claſſiſche Form wieder zu Macht und Ehre brachte auf der Bühne. Sie enthuſiasmirte mit den alten Stücken von Corneille und Racine; alle Welt ſprach von Polyeucte, von Andromaque, von Bajazet, und die epigrammatiſchen Schlagworte — jetzt nennt man ſie geflügelte Worte — der claſſiſchen Dramen, ähnlich dem bekannten „qu'il mourut“, ſpielten wieder eine Rolle.

Erſt einige Zeit nach der Unterredung mit Meyerbeer ſah ich die Rachel einige Male ſpielen. Später hab ich ſie öfters geſehen. Sie hat mich nie ſo enthuſiasmirt wie die Franzoſen. Wahrſcheinlich, weil ihre Vorzüge ſpeciell franzöſiſche waren: eine Auswahl franzöſiſcher Nachdrucksphraſen, welche ſie vortrefflich ſprach und mit dem ganzen Einſatze einer concentrirten Perſönlichkeit ausrüſtete. Alles Uebrige der Rolle behandelte ſie mit vornehmer Nachläſſigkeit, welcher eine geiſtige Kenntniß des Zweckes nicht abzuſprechen war, des Zweckes der Charakteriſirung. Aber ihr Zweck hatte immer nur die Stufenleiter vor Augen, welche zum Gipfel obiger Nachdrucksphraſe führt, er hatte nicht vor Augen: ein volles Menſchenthum zu entwickeln. Der Witz des Pathos war ihr höchſtes Ziel. Das hat für mich etwas Dürres und Unvollſtändiges.

Die magere Erſcheinung mit dem glühenden Auge, welches am Zielpunkte brennend ſticht, war dieſer Kunſtleiſtung ganz entſprechend, und ſo entſtand ein Ganzes, welches imponirte.

Demgemäß entfaltete ſie ihr Beſtes denn auch nur in einer Rollengattung, welche das Scharfe zur Hauptſache macht, und war am Wirkſamſten, wenn ſie das Böſe darſtellte. Ihre Athalie, die böſe Hebräerfürſtin Racine's, war das Vollendetſte, was ich von ihr geſehen.

Freundlich und wohlwollend konnte ſie wol auch nebenher ſein, aber nur nebenher. Gütig, aber nicht gut. Wenn ſie gut ſein ſollte, dann merkte man die Abſicht, man empfand, daß es der Verſtand war, welcher den guten Ausdruck anordnete.

Sie brachte es auch bis zur Liebenswürdigkeit, aber ſie brachte es dahin; man ſpürte, daß ihr ein warmer Theil des menſchlichen Weſens fehlte. Ich will nicht ſagen: des germaniſchen Weſens, weil ich ſpäter in Paris eine andere Künſtlerin erſten Ranges geſehen, welche auch keine Germanin war, ſondern ebenfalls aus dem Süden ſtammte, und doch dieſen warmen Theil in reizender Fülle beſaß. Aber das Wort „germaniſch“ wird es für Manchen klar machen, was ich meine.

Jene andere erſte Künſtlerin war eine Italienerin, Frau Riſtori. In viel ſpäterer Zeit ſah ich auch ſie zuerſt in Paris, und was ich bei Fräulein Rachel nicht gethan hätte, bei Frau Riſtori that ich's ſogleich: ich ſchrieb an die oberſte Hoftheater-Direction in Wien, ſie möge dieſe große Schauſpielerin zu einem Gaſtſpiele in Wien einladen.

Bei Fräulein Rachel entſtand die Kunſt im Kopfe, bei Frau Riſtori im Herzen, und der Kopf leitete nur.

Frau Riſtori iſt eine vollere Natur, und dadurch eine vollere Künſtlerin. Da iſt ein reicheres, ein ganzes, ein vollſtändiges Menſchenweſen. In dem ſchönen Körper wohnt und wallt eine Seele, welche nach allen Richtungen, nach dem Guten wie nach dem Böſen ausgiebige Accente verleiht. Nach dem Guten vielleicht ſtärkere und das laſſen wir uns gern gefallen. Aber der ſchlimme Dämon fehlt nicht, er iſt nur von etwas edlerer Herkunft. Von ihr habe ich die ſchönſten Leiſtungen der Schauſpielkunſt genoſſen.

Damals indeß war uns die Schauſpielkunſt ein fern liegendes Gebiet, und wir ſprachen über die vorſichtigen Manieren Meyerbeer's, da brachte der Garçon ein kleines Brieflein von — Heine. Er war da; wir konnten uns endlich ſehen.

33.

Wunderlich! Jude auf Jude kam uns in Paris entgegen: Meyerbeer, die Jüdin Rachel, Heine —

Iſt er nicht auch Jude? fragte meine Frau. — „Ich weiß es nicht genau, wie weit er's iſt," lautete meine Antwort. „Seine Mutter könnte eine Chriſtin geweſen ſein, er nennt ſie, gewiß mit Abſicht, von Geldern. Seine Familie,

an deren Spitze der reiche und als vortrefflich geſchilderte Salomon Heine in Hamburg ſteht, iſt eine jüdiſche."

Seit wann ſind denn die Juden in Europa ſo wichtig geworden, daß man ihnen bei allen Fragen und Thätigkeiten begegnet? Seit der franzöſiſchen Revolution? — „Den Spinoza hatten ſie ſchon früher!"

Eine überraſchende Auskunft gibt Theodor Mommſen, dieſer deutſche Gelehrte mit der ſtupenden Gelehrſamkeit, welche er doch ganz anders zu verwerthen weiß, als es bei den andern Gelehrten Mode iſt. Er weiß nicht nur Alles, und noch etwas mehr, er weiß es auch mit überlegenem Geiſte anzuwenden, und an richtige Punkte zu ſtellen im Staate, ja er hat ſogar poetiſchen Geſchmack. Und doch weiß das Publikum von ſeiner „Römiſchen Geſchichte" ſo wenig, weil man ſie nicht zur Unterhaltung leſen kann, ſondern zur Bildung leſen muß, und in dieſem außerordentlichen Werke bringt er bei der Geſchichte Cäſars auch folgende Auskunft über die Juden:

„In gewiſſem Sinne könnte man allerdings neben Römern und Griechen noch eine dritte Nationalität nennen, die mit denſelben in der damaligen Welt an Ubiquität (Ueberallſein) wetteiferte, und auch in dem neuen Staate Cäſar's eine nicht unweſentliche Rolle zu ſpielen beſtimmt war. Es ſind dies die Juden. Das merkwürdige, nachgiebig zähe Volk war in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimiſch, und überall und nirgends mächtig. Die Diadochen David's und Salomo's bedeuteten für die Juden jener Zeit kaum mehr als heutzutage Jeruſalem für ſie bedeutet; die Nation fand wol für ihre religiöſe und geiſtige Einheit einen ſichtbaren Anhalt im Königreiche Jeruſalem, aber ſie ſelbſt beſtand keineswegs in der Unterthanenſchaft der Hasmonäer, ſondern in der unermeßlichen durch das ganze parthiſche und römiſche Reich zerſtreuten Judenwelt. In Alexandria namentlich und in Kyrene bildeten die Juden innerhalb dieſer Städte eigene adminiſtrativ und ſelbſt local abgegrenzte Gemeinweſen, den Judenvierteln

unſerer Städte nicht ungleich, aber freier geſtellt, und von einem „Volksherrn“ als oberſtem Richter und Verwalter geleitet. Wie zahlreich ſelbſt in Rom die jüdiſche Bevölkerung bereits vor Cäſar war, und zugleich wie landsmannſchaftlich die Juden auch damals zuſammenhielten, beweiſt die Bemerkung eines Schriftſtellers dieſer Zeit, daß es für den Statthalter bedenklich ſei, den Juden ſeiner Provinz zu nahe zu treten, weil er dann ſicher darauf zählen dürfe, nach ſeiner Rückkehr von dem jüdiſchen Pöbel (in Rom) ausgepfiffen zu werden. Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geſchäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römiſchen Kaufmann zog damals der jüdiſche Händler ebenſo überallhin wie ſpäter mit dem genueſiſchen und venetianiſchen, und neben dem römiſchen ſtrömte das Capital allerorts bei der jüdiſchen Kaufmannſchaft zuſammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen dieſe ſo gründlich orientaliſche Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judenthum, obwol nicht der erfreulichſte Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichtsdeſtoweniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge ſich entwickelndes geſchichtliches Moment, das der Staatsmann weder ſich ableugnen noch bekämpfen durfte, und dem Cäſar vielmehr, eben wie ſein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntniß der Verhältniſſe, möglichſt Vorſchub that. Wenn Alexander, der Stifter des alexandriniſchen Judenthums, damit nicht viel weniger that wie ihr eigener David durch die Gründung von Jeruſalem, ſo förderte auch Cäſar die Juden in Alexandria wie in Rom durch beſondere Begünſtigungen und Vorrechte, und ſchützte namentlich ihren eigenthümlichen Cult gegen die römiſchen wie gegen die griechiſchen Localpfaffen. Die beiden großen Männer dachten natürlich nicht daran, der helleniſchen oder italiſch-helleniſchen Nationalität die jüdiſche ebenbürtig zur Seite zu ſtellen. Aber der Jude, der nicht wie der Occidentale die Pandora-Gabe politiſcher Organiſation empfangen hat und gegen den Staat ſich

Digitized by Google

weſentlich gleichgiltig verhält; der ferner ebenſo ſchwer den Kern ſeiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgibt als bereitwillig denſelben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt, und bis zu einem gewiſſen Grade die fremde Nationalität ſich aneignet — der Jude war eben darum wie geſchaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert Politien erbaut und mit einer gewiſſermaßen abſtracten und von vornherein verſchliffenen Nationalität ausgeſtattet werden ſollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirkſames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decompoſition und inſofern ein vorzugsweiſe berechtigtes Mitglied in dem cäſariſchen Staate, deſſen Politik doch eigentlich nichts als Weltbürgerthum, deſſen Volksthümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war.“ —

Iſt das nicht neu?! Alſo lange bevor, ungefähr hundert Jahre bevor Kaiſer Titus Jeruſalem zerſtörte, wanderten die Juden ſchon. Sie hatten daheim noch einen Staat und die heilige Hauptſtadt, und dennoch wanderten ſie wie heute! Es liegt alſo wol in ihrem Blute? Das kann man doch kaum ſagen, denn ſie ſind ja ſeparatiſtiſch-national wie kaum ein anderer Volksſtamm, ſie beſtehen auf ihrem nationalen Judenthume jetzt noch nach faſt zweitauſend Jahren der Verfolgung und Pein. Aber vielleicht nicht auf ihrem nationalen, ſondern auf ihrem religiöſen Judenthume. Das mag es ſein, was ſie erhält und doch ewig theilt. Sie haben keinen Heimatsſinn, und es iſt doch ein kosmopolitiſches Element in ihnen, in ihrem Geiſte.

Dieſer Geiſt iſt von unermeßlicher Regſamkeit, er treibt ſie ins Weite, er treibt ſie zu Speculationen aller Art. Die Philoſophie, in welcher ſie ſich immer hervorgethan bis zu dem Höhepunkte Spinoza's iſt ja auch eine Speculation, wie der Handel mit alten Kleidern und den Wechſelbriefen auf Millionen. Es würde gar nichts ändern, wenn man ihnen Jeruſalem und Paläſtina wiedergäbe zu eigener Staatlichkeit — ihr ſpeculativer Geiſt würde die neue Schale ſofort wieder ſprengen, denn ſie würde ihnen zu eng werden. Sie

würden nicht blos als Juden unter Juden leben wollen und leben können.

Sie ſind eben ein Sauerteig in der neueren Weltgeſchichte. Das heißt: ſeit die heidniſchen Götter ins Ausſterben gerathen ſind, und ſeit das Chriſtenthum aus ihrer Mitte hervorgegangen iſt.

Dies Chriſtenthum, vielleicht eben weil es von ihnen ſtammt, hat die ſchwerſte Zeit über ſie gebracht. Ihre eigentliche Verfolgung beginnt mit der Herrſchaft des Chriſtenthums, und erreicht ihre Höhe mit der Höhe des Chriſtenthums. Dieſe wurde im Mittelalter erreicht. „Liebet Eure Feinde“, predigte man, und peinigte die Feinde bis auf's Blut. Schopenhauer, glaub ich, ſagt einmal, daß von allen Religionen das Chriſtenthum am meiſten Blut vergoſſen habe.

Erſt ſeit das Chriſtenthum durch moderne Denker in Zweifel geſtellt, will ſagen discutirt worden iſt, erſt ſeit dieſer Epoche iſt die Zeit Cäſar's für ſie wiedergekehrt, und ſind ſie wieder geduldet worden.

Die franzöſiſche Revolution bedeutet den völligen Untergang des Mittelalters, und bedeutete für ſie Erlöſung. So haben ſie ſich in Frankreich einbürgern können. Dergeſtalt, daß man unter den Franzoſen ſelten oder gar nicht fragen hört: ob Der oder Jener ein Jude ſei? Sie ſind bürgerlich verſchmolzen. Allerdings nur bis zu einem gewiſſen Grade. Die vornehmeren Stände fragen auch dort heute noch nach der Herkunft und Abſtammung, und man fragt auch ſonſtwo darnach, wenn es ſich um eine Heirat handelt. Aber im geſelligen Alltagsleben ſind ſie verſchmolzen.

In Folge der Revolutionsgrundſätze iſt denn auch bei uns — langſam genug! — die Emancipation der Juden entſtanden, und der Sauerteig, als welcher ſie wirken, iſt immer wirkſamer geworden, weil er viel mehr Platz zur Wirkſamkeit gewonnen hat, und ſo iſt's ganz begreiflich, daß man an ausgezeichneter Stelle immer fragt: der iſt alſo auch ein Jude?

Starke geiſtige Potenz macht ſich überall geltend, und kein ruhiger Beobachter kann den Juden abſprechen, daß ſie eine ſtarke geiſtige Potenz, die wir Sauerteig nennen, in ſich tragen.

Mir war's immer ziemlich gleichgiltig, ob ein hervorragender Menſch Chriſt oder Jude, oder Moslem oder Heide wäre. Ich meinte nur immer, gewiſſe Aufgaben der Kunſt erforderten gewiſſe nationale Eigenſchaften, um unſerem Kunſtſinne zu genügen. Deshalb werde uns der Jude ein Schiller'ſches Drama nicht ſchaffen, und er werde im althebräiſchen Widerwillen gegen Gottesbilder nicht leicht ein beſonderer Bildhauer werden. Lyrik und Muſik ſtehe ihnen vorzugsweiſe nahe. Aber auch dieſes Vorurtheil erlebt jetzt manche Ueberraſchung, und wer mag wiſſen, in welchen Fällen allen der hiſtoriſche Sauerteig noch Neues und Brauchbares hervorbringt!

Heine ſelbſt reicht in ſeinen Thaten nicht weit über das hinaus, was man den Juden immer zugetraut hat. Geiſt und ſpeciell Witz iſt die Haupteigenſchaft in ihm. Und doch hab ich ſtutzen müſſen, als ich erfuhr, daß Männer wie Metternich großes Vergnügen fänden an Heine's Schriften. In der Geſinnung ein barer Gegenſatz des Dichters, was konnte er Feſſelndes finden in den Ketzereien Heine's? Da muß doch wol ein Etwas in Heine ſein, was ganz neu war. Vielleicht nur eine Miſchung, welche ein neues Talent poetiſch zu Wege gebracht hat.

Ueber ſeine bürgerliche Beziehung zu Juden- oder Chriſtenthum hat Heine nie zu mir geſprochen. Auch nicht in vertrauteſtem Geſpräche. Er liebte dafür einen romantiſchen Schleier. So hat er mir nie erzählt, daß er ſich in Langenſalza habe taufen laſſen. Und dabei ſprach er doch hundertmal über Eigenthümlichkeiten der Juden und Chriſten. Das that er immer wie ein Neutraler, als ob es ihn perſönlich gar nicht anginge. Er pries plötzlich einen Vorzug des jüdiſchen Weſens, und er verſpottete eben ſo plötzlich einen Fehler desſelben. Eben ſo lobte und verſpottete er nach verſchiedenen Seiten das Weſen des Chriſtenthumes. Man konnte allenfalls daraus entnehmen, daß er weder

dem Judenthume, noch dem Chriſtenthume angehören wollte. Dabei konnte man nicht einmal an ſeinen Jugenderinnerungen merken, daß ſie jüdiſche wären und daß ſie wärmer athmeten.

Wir hatten ſeit meinem Eintritt in die Schriftſtellerwelt, ſeit 1832, alſo ſeit ſieben Jahren mit einander Briefe gewechſelt, und waren uns freundſchaftlich nahe gekommen. Ich hatte kaum daran gedacht, daß er vom Judenthume abſtammte, das war mir, wie geſagt, gleichgiltig. Jetzt erſt in Paris durch Meyerbeer und die Rachel wurde mir die Frage beachtenswerth.

Sein Aeußeres hatte gar nichts vom jüdiſchen Nationaltypus. Er war jetzt vierzig Jahre alt und ſtand in voller Kraft der Entwickelung, körperlich wie geiſtig. Ganz wie ein franzöſiſcher Abbé muthete er uns an. Eine Mittelfigur, fleiſchig und von feiner roſig angehauchter Haut. Sehr wohl geſchnittenes Antlitz mit zierlicher Naſe, mit nicht großen, ſchalkhaften Augen, mit graciöſem, ſehr ausdrucksvollem Munde, und braunem Haare, welches er halblang trug. Er ſprach raſch, meiſt in kurzen, vielfach witzigen Wendungen, welche ein ſarkaſtiſches Lächeln, zuweilen auch ein kurzes, helles Lachen begleitete. Der Stimmton war Tenor, ein faſt hoher Tenor, wenn er in längeren Reden etwas beweiſen oder vertheidigen wollte, und dabei ſteigernd die Stimme anſtrengte. Sie wurde indeß nie zu hoch, nie zu dünn, wenn auch in ärgerlichem Affecte etwas ſcharf. Gewöhnlich zwang er ſie dann ſelbſt nach der Tiefe, weil er auch in erhöhter Stimmung gern abtönend mit einem unerwarteten Sarkasmus ſchloß. Seine ſchöne Hand — er war überhaupt ſauber — ſpielte dabei immer mit, und gerade in ſeinen geſelligen Manieren hatte er etwas von einem franzöſiſchen Weltgeiſtlichen, welcher ſich mitten in der Lebhaftigkeit zurückhielt, innerlich aber zu lachen ſchien über ſeine Zurückhaltung.

Er war ganz Epikuräer aus der erſten Kaiſerzeit Roms, den Stoicismus höhnend durch ſehr menſchliche Bemerkungen, und doch augenblicklich bereit, den ſchlimm lächelnden Mund ernſthaft feſtzuhalten, ſobald eine Weltfrage berührt wurde,

welche poetiſch aufgefaßt werden konnte. Augenblicklich war dann der jüdiſche Denker in ihm erweckt, und bei allem Epikuräismus ſprach er dann wie ein Geiſtlicher über die Geiſtesfreuden peinlicher Enthaltſamkeit. Die Opferluſt mit ihren geiſtigen Reizen erſchien dann wie eine raffinirte Erweiterung epikuräiſcher Grundſätze. Dieſe Opferluſt hielt ſich nur nicht lange auf in ſeiner Seele, das lebensluſtige Naturel vertrieb ſie raſch. Beim Disputiren und beim Schreiben wußte er ſie jedoch anzubringen als einen magiſchen Hintergrund.

So ſteht er mir in der Erinnerung halb Jude, halb Heide zur Zeit Cäſars, als keine Religion mehr Stich hielt, und man ſich doch ſehnte nach dem geheimnißvollen Reize irgend eines Cultus, ſtammte dieſer auch von den wilden Parthern jenſeits des Euphrat.

Bei einem ſolchen Manne war es durchaus irre führend, wenn man ihn nach politiſchen Grundſätzen beurtheilte. In der Politik lag ſein Schwerpunkt gar nicht. Wie ſein Napoleon-Cultus zeigt, welcher ganz unzeitgemäß war, hätte ihm wol ein geniales Kaiſerthum à la Cäſar am Beſten zugeſagt, unter welchem alle Tage ein Genieſtreich ins Leben treten könnte, ohne von Kammern und Grundgeſetzen behindert zu werden. Er ſtimmte freilich dem herrſchenden Liberalismus bei in allen weſentlichen Punkten, aber den Conſequenzen dieſer Punkte entzog er ſich vielfach. Theils aus Schwäche, theils aus Stärke. Aus Schwäche, weil er eben ein Epikuräer war, welcher ſich vom Genuſſe nicht abhalten ließ durch ein Geſetz. Das Geſetz hab ich ſelbſt gemacht, rief er dann lachend, ich kann's auch abändern, oder wie er im franzöſiſchen Jargon zu ſagen pflegte: ich kann's ſuspendiren, ſuspendiren! — Aus Stärke, weil er eine poetiſche Potenz war, welche über alle Schranken hinaus drängte, um Eigenes, um Neues, um Unerhörtes zu veranlaſſen.

Ich hielt es deshalb immer für ein Irreführen, daß man ſtets Börne und Heine nebeneinander nannte, als gehörten ſie eng zu einander. Das war gar nicht der Fall; ſie waren grund-

verſchiedene Leute. Für Börne war die Politik wirklich die Lebensfrage, das Ein und Alles, und der weiter ſchweifende Heine mußte ihm bei näherer Bekanntſchaft gründlich mißfallen. Das war denn auch eingetreten, nachdem ſie eine Zeitlang neben einander gelebt hatten in Paris. Der redliche Parteimann Börne hatte ſich entſetzt über den leichtfliegenden Heine, und der poetiſch trachtende Heine hatte ſich gelangweilt und geärgert über den eng einher ſchreitenden Börne. Der Verkehr zwiſchen ihnen hatte völlig aufgehört, und mit Groll über Heine war Börne geſtorben.

Jetzt, 1839, wollte nun Heine ein Buch ſchreiben über Börne. Davon ſprach er mir. Ich fand das falſch, und rieth ihm dringend davon ab. Der liberalen Sache konnte das nur ſchaden, und Heine's Schilderung des Börne'ſchen Weſens kam der Welt zurecht, wenn ſie in ſpäteren Jahren erſchien. Sie würde dann auch reifer und gerechter auftreten. Das war denn bald ein Gegenſtand täglichen Streites zwiſchen uns.

Heine war in ſolchem Streite niemals gröblich, niemals unangenehm. Er erfand immer große Geſichtspunkte. Riß man ſie ihm nieder unter der Bemerkung, daß er ja ſelbſt nicht an ſie glaube, da lachte er wol, beharrte aber doch zäh auf ſeiner Anſicht, auf ſeinem Willen. Er hatte ſich das Thema einmal aufgebaut, und an vielen Stellen geiſtreiche Wendungen hinein gezeichnet, ſogar gute Witze — wie kannſt Du verlangen, ſchrie er, daß ich das Alles aufgeben ſoll vor Deiner Parteiweisheit! Ich gehöre zu keiner Partei, oder doch nur — ſchloß er lachend — zu meiner Partei.

Im Laufe des Jahres ſchrieb er bekanntlich das Buch dennoch und brachte mir triumphirend das Manuſcript mit den Worten: Lies, und bleibe Deiner Sinne Meiſter! Es iſt außerordentlich.

Ich blieb meiner Sinne Meiſter und nannte das Buch leer und blos ärgerlich. Leer?! ſagte er erſtaunt. Ja, leer und ärgerlich, weil es ſich in bloßer Polemik herumtummelt, und

keine eigentlich Heine'ſche Welt aufrichtet. In der Mitte wenigſtens, ſchloß ich, müßte ein Berg ſtehen Heine'ſcher Weltanſchauung, welcher die Börne'ſche Welt überragt.

Zu dieſer Kritik ſchwieg er verdrießlich und ging fort.

Wir ſahen uns dann lange nicht mehr, weil ich Paris verließ. Ich ging auf die Reiſe durch Frankreich, um die Luſtſchlöſſer aufzuſuchen, von denen aus die Könige Frankreichs Geſchichte dictirt hatten ſeit Franz dem Erſten. Die Reiſe dauerte ein halbes Jahr, und hat den Inhalt geliefert zu meinem Buche „Franzöſiſche Luſtſchlöſſer".

Erſt im Winter kam ich nach Paris zurück, und das erſte Wort, welches mir Heine entgegenrief, war: „der Berg iſt errichtet!"

Er hatte die Dithyrambe von Helgoland in die Mitte hineingeſchrieben.

Mir genügte das nicht. Er aber machte ſich nichts aus meiner Ungenügſamkeit, und war heiter und guter Dinge. Dieſen ganzen Winter 39 und 40 war er's, wie ich ihn nie wieder geſehen. Verliebtheit ſpielte dabei eine Rolle. Verliebtheit iſt immer bei ihm daheim geweſen, und jetzt hatte er eine junge feiſte Franzöſin von der belgiſchen Grenze her in den Sinnen, ſogar im Herzen, wie es ſchien. Die beſchäftigte und beluſtigte ihn vollauf. Sie beſaß den großen Vorzug einer gleichmäßigen, angenehmen Heiterkeit, für jeden Liebhaber ein Schatz, für Heine ein doppelter; denn Kopfſchmerz und arge Empfindlichkeit des Gemüthes verſtimmten ihn nur zu oft. — Eines Tages kam er ſtrahlend und ſagte: ich habe das große Frauenzimmer in eine Mädchen-Penſion gegeben draußen in der Vorſtadt; heute iſt dort Ball, Ihr müßt mitkommen, und meine Mathilde tanzen ſehen! — Das geſchah denn, und es war wirklich unterhaltend, das kindliche Vergnügen Heine's zu beobachten. Ganz der Dichter eines Märchens trippelte er umher. Wie ein ausgelaſſener Knabe, der fröhlich Witze reißt über ſich ſelbſt, erklärte er uns ſtets im Vorüberhuſchen den Grund ſeines Wohlbehagens.

Bezeichnend für ihn ist es immerhin, daß er dieser Mathilde über fünfzehn Jahre lang ergeben und treu geblieben ist bis an sein Ende. Sie war, wie es mit der Heiterkeit verbunden zu sein pflegt, ein gutmüthiges Naturell, welches kaum ein paar Worte deutsch erlernte, von seinen Poesien nichts verstand und ganz naiv bemerkte: die Leute sagen, daß mein Henri ein großer Poet sei; ist es nicht schnurrig, daß ich gar nichts davon verstehe? — Und gerade das fand Heine reizend, denn sie liebe ihn also nur um seiner Person willen, nicht um seiner Talente, seines Ruhmes halber. „So triumphirt trotz der deutschen Philister meine persönlichste Liebenswürdigkeit, die unwiderstehlich ist!“ rief er lachend.

Als später seine Krankheit ihn ergriff, hat er sich auch vor dem Maire mit ihr trauen lassen, um ihre Zukunft nach seinem Tode zu sichern. Er war mit ihr der sorgfältigste Familienvater, auch ohne Kinder. Denn Kinder hatten sie nicht.

Mir schmeichelte er in diesem Winter gröblich mit meiner Literatur-Geschichte, deren Form und Tendenz ihm zusagte. „Ich werde nächstens auch literarische Charakteristiken schreiben,“ sagte er, und er hat's ja auch gethan. Mein Buch wollte er durchaus ins Französische übersetzt haben. Er warb denn auch wirklich einen armen Franzosen, welcher zur Noth deutsch verstand, und brachte mir ihn mit dem ersten übersetzten Bogen, der mit Lessing begann. Ich fand indeß das Unternehmen gar nicht rathsam, weil die Ausdehnung auf drei Bände doch eine zu große Zumuthung wäre für die Franzosen, und ich suchte, es ihm auszureden. Es dauerte lange, ehe ich ihn davon abbringen konnte; denn er war in seinen Vorsätzen überaus hartnäckig. Die literarische Vermittelung mit den Franzosen war ihm an's Herz gewachsen, seit die Uebersetzung seiner Gedichte so überraschend günstigen Eingang gefunden hatte in Paris.

Es war auch in der That erstaunlich, welche geachtete Stellung er dadurch bei den französischen Schriftstellern erworben hatte. Der witzig poetische Reiz seiner Schreibweise fesselte

ſie in hohem Grade. Sie reſpectirten ihn höchlich, ja ſie fürchteten ihn ſogar, wie ſie Jedermann fürchten, der mit Geiſt lächerlich machen kann.

Ich konnte das genau beobachten, weil er in dieſem Winter eine wahre Paſſion hatte, mich mit allen literariſchen Notabilitäten in perſönliche Bekanntſchaft zu bringen. Alle, auch die ſonſt verſchloſſenſten Thüren öffneten ſich ihm, und die George Sand, Balzac, de Vigny, Victor Hugo, Janin und wie ſie weiter hießen, behandelten ihn wie einen Pair.

Eines Abends kam er in ſeiner braunrothen Sammtweſte, auf welche er ſtolz war, und weißer Cravate, und ſchleppte mich zu einem Marquis de Cuſtine, der eine große Soirée gab. Da würde ich, lachte er, den ganzen „Krempel“ von Berühmtheiten finden. Denn der Marquis, welcher ein Buch über Rußland geſchrieben, ſei nur ein halber Literat, müſſe alſo für vollen Beſuch ſorgen, um ſelber voll auszuſehen.

Ich ſah da auch wirklich Balzac, Lamartine, Herr und Frau von Girardin und tutti quanti, und mit allen ſcherzte er wie ein eingeborener Franzos. Namentlich mit Balzac, der etwas Behagliches, um Eleganz Unbekümmertes, alſo auch nicht einmal eine ſo ſchöne braunrothe Weſte hatte. Ich glaube, er trug ſogar einen blauen Shlip ſtatt der weißen Kravate, und es war ihm deutlich abzumerken, daß dieſer geputzte Plunder von Geſelligkeit ihn gar nicht intereſſirte. Er war eine unterſetzte Geſtalt, ein dicker Kopf — tête carrée — aus welchem feſte Augen ſchauten, und deſſen Mund gutmüthig lächeln konnte. Ich ſah ihn erſtaunt an, hörte ihm erſtaunt zu, wie er im bequemſten Geſchwätz mit Heine tändelte, dieſer unerſchöpfliche Beobachter der Menſchen, welcher ſo unerbittlich alle Hüllen wegzieht vom Menſchenſchimmer, welcher ſo unermeßlich viel zu ſchreiben verſteht und immer mit überlegenem Geiſte ſchreibt. — Auch Frau von Girardin hatte ich mir anders gedacht: nicht ſo hoch gewachſen und ſtattlich. Neben ihr ſaß der ebenfalls hoch gewachſene, vornehm wie ein engliſcher Lord ausſehende Lamartine,

und ſie ſprachen — offenbar Literatur! — mit einer Ausdauer, als ob ſie allein wären. Sie ſaßen auch im letzten einſamen Zimmer, ſich um die große Geſellſchaft gar nicht kümmernd.

Unvergleichlich war Heine in ſeinen Schilderungen der geſehenen Perſonen, wenn wir aus ſolchen Geſellſchaften nach Hauſe fuhren. Er ſah die Leute durch und durch, wenn er ſich auch gewöhnlich nur mit einer Seite derſelben beſchäftigte. Allerdings meiſt, um ſie zu geißeln. Mitunter jedoch auch, um ſie zu preiſen. Im Geſpräch war er billiger als in der Schrift.

Mich förderte er in Allem wie ein Bruder. Er war Gefälligkeit und Güte durchweg. — Man traut ihm wol die Güte nicht zu? Ganz irrthümlich! Er hatte ſogar einen weichen, wohlthätigen Sinn. Oft entſchuldigte er ihn vor ſich ſelbſt, indem er ſich ſelber deshalb ſchalt, und ſich „ein albernes altes Weib“ nannte. Aber mit dem Munde ſchalt er, mit der Hand gab er.

So wie er der treueſte Feind war, ſo war er auch der treueſte Freund. Wodurch unſere Freundſchaft ſo feſt hielt? Das mag ſchwer zu ſagen ſein. Sie hat über zwanzig Jahre bis zu ſeinem Tode unverbrüchlich gehalten, und faſt möcht ich ſagen: ſein Verdienſt an dieſer Dauer war größer als das meine. Ich hab ihm manches Leid angethan, er mir nie das geringſte. Es trennten uns doch eigentlich ſo verſchiedene Eigenſchaften. Zuerſt und zuletzt unſer Verhältniß zum Vaterlande. Er war kein Patriot, wie exaltirt er auch mitunter ſchrieb über Deutſchland. Das war lediglich Erinnerung an Jugendeindrücke. Im Grunde hatte er kein Vaterland. Ich aber hatte eins, und der Streit darüber hätte uns ja entzweien können, da ich ihm die Vorwürfe nicht erſparte. Durchaus nicht! Vielleicht blieb er mir juſt deshalb zugethan, weil ich ihm nicht ſchmeichelte und er doch wußte, wie werth ich ihn hielt. Er hielt mich für ehrlich. Das gelang ihm bei herzlich wenig Menſchen. Durch ſeine Schuld. Bei mir glaubte er ſagen zu dürfen: auf Dich verlaß ich mich in Noth und Tod. Das ſagte er auch manchmal ohne eine hinten angehängte

hmmoriſtiſche Beſchränkung. Solche Beſchränkung zu unterlaſſen wurde ihm ſehr ſchwer. Der Geiſt war eben alleinherrſchend in ihm, und ließ dem Herzen nicht leicht das letzte Wort.

Das Wort Laune ſpielte eine Hauptrolle in ihm. Er war nicht nur launig, er war auch ſehr launiſch, ein wahres Aprilwetter in ſeiner Stimmung, und ſchob das — wie wir alle thun — auf körperliches Befinden. In der That war er viel geplagt von Kopfſchmerz. Wenn er körperlich ganz frei war, da konnte er auch in Geſellſchaft — ſonſt nicht ſeine Vorliebe! — ſouverän mächtig erſcheinen. Ich hab dies eines Mittags erfahren, als er mich zu George Sand führte.

Sie war eben erſt aufgeſtanden, damals körperlich eine noch üppige Dame mittler Größe mit vollem Munde und vollen Augen, und ſie lud uns ein zu ihrer Chocolade. Heine war ſie ſehr zugethan. Obwol ſelbſt nicht witzig, hat ſie doch ein leichtes Verſtändniß für graziös heitere Wendungen des Gedankens. Im Grunde war ſie ganz anders als Heine. Sie war und iſt conſtitutiv, deutſch geſagt erbauend; ſie wollte gründen, die Geſellſchaft auf neuen Grundlagen aufrichten, und war in dieſem Sinne fromm. Die Gottheit und die Menſchengüte ſollten gleichmäßig helfen bei dem neuen Schöpfungswerke. Da ſtörten ſie eigentlich Heine's Sarkasmen. Dennoch reſpectirte ſie dieſe Sarkasmen als eine eigenthümliche Kraft, welche ihr abging. — Chopin, der Clavierſpieler, eine ſchmächtige, liebenswürdig ſentimental erſcheinende Figur, war damals ihr Liebhaber, und er fand ſich ein zu ihrem Lever in Begleitung eines noch ſchmächtigeren, bejahrten Männchens. Dies war der damalige katholiſche Reformer, war der berühmte Lamennais. Bis in ſein Mannesalter war dieſer Bretone ein Vorfechter des allmächtigen Papſtthums geweſen, und Leo XII. hatte ihm den Cardinalshut angeboten. Erſt ſeit der Juli-Revolution war er zur Volkspartei übergetreten, und hatte in ſeinem Journale „L'Avenir" den Staat und die Kirche gleichzeitig herausgefordert, „Gott und Freiheit" zum Motto wählend. Der Papſt verdammte ausdrücklich dieſe Lehren

Lamennais', und dieſer ſchien 1832 reuig in ſich zu gehen, ja, er ſchrieb eine Erklärung, daß er fernerhin die orthodoxen Lehren der katholiſchen Kirche ſtreng befolgen werde. Es war ihm nicht möglich geworden, und zwei Jahre ſpäter gab er eine Schrift heraus, welche ganz Europa in Bewegung ſetzte. In alle Sprachen wurde ſie überſetzt — Börne ſelbſt überſetzte ſie für uns — und hundert Auflagen wurden von ihr gemacht. Sie hieß „Paroles d'un croyant". Man nannte ſie das hohe Lied der Revolution, weil ſie auch im edelſten Franzöſiſch, im Style Boſſuets geſchrieben war. Und als ſie wiederum vom Papſte verdammt wurde, gab er „Affaires de Rome" heraus, worin die Tendenzen des Papſtthums dargeſtellt wurden als widerſtreitend jedem natürlichen und chriſtlichen Rechte.

Auf dieſem Standpunkte des theologiſchen und politiſchen Radicalismus befand er ſich damals, als er bei der Sand eintrat, und ſich mit leiſen Bewegungen und Aeußerungen unter uns niederließ. Es herrſchte eine Seelenfreundſchaft zwiſchen ihm und George Sand, und Niemand paßte ungeſchickter zu dieſem Verhältniſſe als Henri Heine, welcher gerade heute von ausgelaſſener Stimmung und Geiſtesfriſche war. Die Hauswirthin erkannte auch ſogleich die Gefahr, und ſuchte das Geſpräch zu vereinzeln. Heine aber ließ nicht ab, ſich an den ſanft und wohlwollend ausweichenden Prieſter zu wenden und dem Geſpräche allgemeine Grundſätze zuzuführen. Es war nicht zu verkennen: er hatte die freche Neigung, Lamennais aufzuziehen, was die Franzoſen „railler" nennen. Der Begriff „Pfaff" war ihm ſtets antipathiſch. Um mein Vergnügen zu erhöhen, flüſterte er mir ins Ohr: „Dieſer ſentimentale Pfaff war einmal nahe daran, Papſt zu werden; hör' zu!" Und nun rückte er hervor mit immer ſchärferen Fragen, Behauptungen und ſo witzigen Wendungen, daß er die Lacher auf ſeiner Seite hatte. Die Geſellſchaft war nämlich noch zahlreicher geworden: ein literariſcher Rochefoucauld und der geiſtreiche Schauſpieler Bocage hatten ſich eingefunden und ſtimmten Heine luſtig zu. Die Sand war in größter Ver-

legenheit, wenn ſie auch ſüßſauer lächelte zu den ſpitzkomiſchen Worten, und bat ihn immer wieder mit den Augen, er möchte doch aufhören! Lamennais ſelbſt lächelte ebenſo, und ließ ſich Alles gefallen von dem unbequemen Weltkinde.

Nie habe ich Heine ſo mächtig geſehen in geſellſchaftlichem Verkehre. Oft ſprach er ſein Franzöſiſch — das er übrigens fein cultivirte — zähe und ſtockend, hier floß es ihm wie die Welle des Sturzbaches von den Lippen, und er fand, ohne zu ſuchen, die ſchlagendſten Ausdrücke wie ein überlegener Franzoſe; er herrſchte bei dieſem Lever wie ein Imperator des Geiſtes.

Ach, ich ſollte ihn nie wieder ſo erblicken! Wir gingen im Frühjahre nach Deutſchland zurück, und erſt ſieben Jahre ſpäter, 1847, kam ich wieder nach Paris und fand Heine — zerſtört! Durch eine unheimliche Krankheit zerſtört, die wol im Rückenmarke niſtete. Ein ſchmerzlicher Anblick, wie er taſtend am Stabe einherging, weil ihm die Augenlider von ſelbſt zufielen, und er ſie mit den Fingern aufheben mußte, um ſehen zu können. Futter für Pulver! ob wir Geiſt haben oder nicht.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 15 Bänden.

2. Band.

Gräfin Chateaubriant.

1. Band.

Wien, 1876.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

1. Band.

Wien, 1876.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

I.

I.

I.

„Ihr ſeid doch die wunderlichſten Leute, Ihr Gelehrten! Quält Euch Tag und Nacht um Dinge, die unerreichbar ſind, bildet Euch ein, durch künſtliche Formeln ausrechnen zu können, was den Menſchen verſagt iſt, und verliert darüber den ſonnigen Tag und die warme Nacht, kurz Alles, was der geſunde Menſch haben und genießen kann!“

— Woher wißt Ihr denn, daß es den Menſchen verſagt iſt, über die Erde hinaus zu ſehen und zu reichen? —

„Woher ich es weiß? Aus mir ſelber weiß ich's! Bin ich denn etwa verwahrloſt von der Natur, bin ich ſchwächer ausgerüſtet als Ihr? das hat noch Niemand behauptet, Herr Kanzellar, und ganz Frankreich würde den auslachen, welcher dergleichen von mir behaupten wollte.“ —

— Von Euch, dem begabteſten, gewandteſten und glücklichſten Manne des Königreichs, der Admiral werden konnte, ohne den Seedienſt zu verſtehen. —

„Spottet! Ich habe unter vier Augen nichts dagegen, daß Ihr meine Admiralfähigkeit in Zweifel zieht. Könnt' Ihr aber auch meine Verſtandesfähigkeit in Zweifel ziehen?“

— Wie käme mir ſolche Verblendung, ja ſolche Beleidigung gegen König Franz, der Euch auszeichnet! —

„Nun, Budé, ich wäre alſo der Mann, über Dinge, welche die Möglichkeit des Menſchengeiſtes betreffen, eine Stimme zu

haben nicht wahr? Und ich verſichere Euch, ich habe niemals, wie ſehr ich all' meine Kräfte anſtrengte, jenſeits dieſes Lebens etwas Anderes ſehen können als undurchdringliche Finſterniß! Unterbrecht mich nicht! Ich habe all' Euere Formeln und Argumente und Schlüſſe vor Augen, ich habe ſie alle zur Hand, Ihr habt oft genug in langen Winterabenden den König und uns damit regalirt, ich handhabe ſie, ſtelle und ordne ſie trotz einer Weberfrau, welche hundert Fäden ordnend durch einander wirrt, ich erweiſe und beweiſe Euch Eure Reſultate und noch andere ſo augenſcheinlich wie das fertige Gewebe die Weberkunſt erweiſt, und — ſag's Euch immer wieder: es wird nichts damit gewonnen, was nur eine Handbreit über die Erde hinaus reichte, und was ein einfacher Verſtand nicht ohne Eure Formeln wiſſen kann, 's iſt müßiger Plunder!"

— Warum reitet Ihr Eure Pferde zu? Werden Sie nicht vollkommener dadurch, auch wenn ſie Pferde bleiben nach wie vor? —

„Horch! Klang das nicht wie Jagdgetöſe?"

Er hielt ſein Pferd an, und horchte nach der linken Seite hinüber. Das Roß, von feuriger andaluſiſcher Race, ſchüttelte den Zaum und hieb mit dem Fuße an eine Baumwurzel, ſo daß es ihn ſtörte und ungeduldig machte. Das Thier des andern Reiters dagegen, einem Maulthiere ähnlich, verhielt ſich ſtill und geduldig. So verſchieden wie die Thiere, erſchienen auch die Reiter: der Unphiloſophiſche auf dem Andaluſier war ein hochgewachſener ſehr ſchöner Mann mit kurzgeſchorenem braunem Haar und vollem Kinnbarte, wie ihn damals die franzöſiſchen Edelleute nach dem Vorbilde ihres Königs zu tragen pflegten. Sein Anzug, obwol beſtäubt und befleckt von der Reiſe zu Roß, war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Contraſt zu dem braunſchwarzen Tuchgewande und dem über der Croupe des Maulthieres hängenden grob härenen braunſchwarzen Mantel des anderen Reiters, welcher in ſeinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie waren ſeit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde daher geritten, wie er heutigen Tags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er ſelbſt in der noch am reichlichſten damit verſehenen Normandie von ſolcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen iſt. Auch gab es damals noch wenig große Heerſtraßen, am wenigſten in einer einſam abliegenden Küſtenprovinz, und zu einer ſolchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieſer Wald. Auf Raſenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemoosten Boden der alten Buchenſtämme verſchwanden, einher reitend, ſchienen ſie ſich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Dieſe bewies ſich ihnen denn auch gefällig, und ſchien hell und klar, nach des älteren Herrn Verſicherung ein ſeltenes Glück in der nebligen Bretagne, wo man wie in England die Sonne meiſt nur verſchleiert erblicke. Sie neigte ſich in dieſem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und ſchimmerte in rothgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabſehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitſcherten noch einzeln, denn es war nicht nur ſpät am Tage, ſondern auch ſpät im Sommer, und minutenlang herrſchte jene Waldesſtille, welche in leiſem Flüſtern und Säuſeln dem Horchenden ſo Viel und ſo Ungewöhnliches zu verrathen ſcheint.

Ich habe nichts gehört! unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pauſe.

„Aber ich!“ entgegnete der andere, ein wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr ſeid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört ſie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Scene mit einem einzigen Hauche ſchildern.“

— Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forſchung. Die Denker erfahren auch mehr als Leute, die nicht im Denken geübt ſind. —

„Meinethalben! Nur bringt uns damit nicht neue Verwirrung ins Land; wir haben bereits genug damit zu thun, den

widerſpenſtigen Adel zu regieren, bringt uns nicht auch die Prieſter auf den Hals, und macht uns nicht gar die einfältigen Bürgers- und Landleute kopfſcheu. Dies Element wollen wir den grübelnden, kopfhängeriſchen Deutſchen vom Herzen gönnen; je mehr ſie ſich darüber die Haare zerzauſen, und dem unreifen Spanier, ihrem blaſſen Kaiſer zu ſchaffen machen, deſto lieber ſoll's uns ſein. Finden oder erfinden Sie was Apartes, ſo wollen wir's uns anſehen, wenn's fertig iſt; es wird uns zurecht kommen, wenn's was Gutes iſt, was ein ſächſiſcher Mönch ausbrütet."

— Es iſt aber nicht zu kaufen, wie auf dem Jahrmarkte, Jeder, der's haben will muß es in ſich erleben und durchleben. —

„Nehmt Euch in Acht, Kanzellar, den König zu ſolchen Dingen zu verleiten! Er hört auf Euch und hört Euch gern, und iſt Euch leidlich zu Willen für ein Wageſtück, denn das Wagen lockt ihn. Aber geht es ſo ins Weite und Unabſehbare, verſchleppt ſich das Ende, dann wehe Euch, wenn Ihr nicht auf die bitterlichſte und gelegentlich furchtbar dreingreifende Ungeduld des Königs gefaßt ſeid."

— Habt keine Sorge, Admiral, wir ſind nicht ungeſtüm, und wenn man geneigt iſt, zu prüfen und zu wägen, ſo iſt man deshalb noch nicht geneigt, ins Werk zu ſetzen. Zwiſchen Wiſſen und Thun liegen tiefe Klüfte, welche nur das Genie rückſichtslos überfliegt. —

„Und ſeid Ihr kein Genie?"

Der Kanzler machte eine halb verneinende Bewegung mit dem Haupte. Sie waren unterdeß langſamen Schrittes weiter geritten, und die Sorge um Weg und Obdach verdrängte allmälig ein ſolches Geſpräch. Sie kamen von der Küſte und wollten nach der Loire hinab. Ihre Diener hatten ſich von ihnen verirrt, und Diener wie Herren waren in der damals noch ſehr unwegſamen Bretagne der wenigen Wege nicht kundig. Wenn nicht in Nantes, doch in Tours oder Blois hofften ſie den König zu finden.

„Das iſt eine Jagd, ſo wahr ich lebe!“ rief der jüngere Reiter, indem er von Neuem ſein Pferd anhielt, „ich höre den keifenden Laut eines Hundes, und es iſt nicht der gewöhnliche Bracken-Laut, der hinter dem Hirſche herjohlt, es iſt ein anderer, ſtärkerer, als ob Saupacker Angeſichts eines Ebers jagten!“

Der Abhang, an welchem ſie hinritten, wendete ſich plötzlich in einen ſcharfen Winkel, und ſie ſahen etwa tauſend Schritte abwärts zwiſchen den hohen Bäumen einen Waſſerſpiegel ſchimmern. Nur einzelne Sonnenſtreifen drängten ſich durch die dichtbelaubten Buchen hinab auf die ſchwarze Waſſerfläche, und dieſe gewann dadurch einen geheimnißvollen Reiz.

Die alten Celten, ſagte der Kanzellar, welche ſich am Längſten und Mächtigſten hier in der melancholiſchen Bretagne gehalten haben, begruben ihre Götter in ſolchen Waldſeen, wenn die profane Macht der Eindringlinge überdrängte, wahrſcheinlich ſchlummert auch da unten eine geſtürzte Gottheit. —

„Sie regt ſich, ſie erhebt ſich, horcht!“ —

Wirklich wurde die Waldesſtille durch ein plötzliches Plätſchern des Waſſers unterbrochen, und zwar ward das Plätſchern immer heftiger und ſtärker, und kam wie vom Sturmwinde getrieben den Reitern immer näher; die Pferde ſtutzten und ſpitzten die Ohren, der Kanzler ſchlug ein Kreuz vor ſeiner Bruſt, und der andere Reiter ſah geſpannten Auges nach dem halb verdeckten, in Grün und rothes Gold verhüllten Waſſer hinab. Das Geräuſch im Waſſer hörte an einer Stelle des Ufers auf, die undurchblickbar mit jungem Gebüſch verwachſen war, und verwandelte ſich in ein Trampeln und Knicken und Knacken, als ob ein Reiterregiment im Anzuge ſei. Der jüngere Reiter zog ſein Schwert, eine freudige Spannung lag auf ſeinem Antlitze, er ſchien errathen zu haben, was ſich nahe — es war ein Trupp hochgeweihter Hirſche, welche den Abhang herauf gerade auf die Reiter zu trollten, alte, ſchwere Hirſche mit dunklen, ſtarkbemähnten Hälſen und bemoosten Kronen-

geweihen. Er hielt das Schwert ihnen dergeſtalt entgegen, daß die Sonne darauf fiel, und ein Strahl aufblitzte mit überraſchendem Schimmer. Die Hirſche ſtutzten, und betrachteten die regungslos harrenden Reiter. Hoi ho! rief auf einmal der jüngere Reiter und ſchwenkte die blitzende Waffe, und als ob eine Windsbraut unter ſie gefahren wäre, prallten die Hirſche auseinander, und jagten links und rechts an den Reitern vorüber, ſie ſolcherweiſe einen Augenblick einhüllend wie in ein Schlachtgetümmel. Dieſem Schrecken widerſtand das Maulthier des Kanzlers nicht, es machte einen unvermutheten Seitenſprung, entledigte ſich damit des Reiters, der auf Moos und Wurzeln unſanft niederflog, und jagte von dannen. Der jüngere Reiter aber wurde deſſen kaum inne, da der Laut von Hunden deutlich näher gekommen, neuer Lärm im Waſſer entſtanden, und ein mächtiger Keiler aus dem See hervorgebrochen war in derſelben Richtung, welche die Hirſche eingeſchlagen hatten, gerade auf den Kanzler los, welcher am Boden lag. Raſch war der Reiter von dem unruhigen Pferde herab und dem heranſchnaubenden Thiere einige Schritte entgegengeſprungen, hatte das rechte Knie auf dem mooſigen Boden, und ſein Schwert, ſchief nach vorwärts geneigt, auf dies rechte Knie geſtemmt, um ſolchergeſtalt das wilde Thier ſich aufſpießen zu laſſen. Wie ſchnell dies auch geſchah, noch ſchneller war all' dieſe Anſtalt der Vertheidigung über den Haufen geworfen. Die Waffe war zum ſicheren Aufſpießen zu lang geweſen, war abgeglitten von der harzigen Bruſt des ungeſtümen Thieres, und ſtatt ſich tödtlich aufzurennen, hatte der Keiler unſern Reiter um und um gerannt. Der Moment war bedrohlich genug: das Thier, aus mehreren Wunden blutend, und in jener vollen Wuth, welche dieſen Thieren, ſobald ſie ſchmerzlich verwundet ſind, eigen iſt, ſchien einen Augenblick zu ſtutzen und zu wählen, ob es den ſeitwärts geſchleuderten jüngern oder dem vor ihm liegenden älteren Herrn ſeine Hauzähne einbohren ſolle. Der Jüngere zog es auf ſich: er hatte ſich ſchnell wieder aufgerichtet, und obwol er ſein Schwert eingebüßt, ſo ſchrie er doch den übermüthigen Jagdruf

ihm entgegen „hier Sau! hier Sau!“ Der Keiler ſtürzte ſogleich auf ihn ein, der gewandte Mann aber ſprang zur Seite, und das leidenſchaftliche Thier ſchoß vorüber. Der Umkehr ſicher, wollte er dieſen Augenblick benutzen, das niedergeworfene Schwert aufzuheben; aber das Herumſuchen mit den Augen, wie eifrig es auch geſchah, das Gehen und Greifen nach der Waffe dauerte doch länger, als der Eber zum Umkehren und Wiederangriff Zeit gebraucht hatte, und die von Neuem ausweichende Bewegung des gewandten Mannes gelang nicht zum zweiten Male, er ſtürzte auf den Rücken, die unglücklichſte Art des Falles, welche ihm begegnen konnte, und das grimmige Thier trat ſogleich auf ihn und ſchlug ihn mit jenen entſetzlichen Zähnen, welche der Jäger Gewehr und Waffen nennt, und welche überaus gefährlich verwunden. Obwol dies Alles im Laufe einer halben Minute vorgegangen war, ſo hatte dieſe kurze Zeit doch hingereicht, die verfolgenden Hunde heran zu laſſen, und zwei große Saupacker von ſchmutzig gelber Farbe ſtürzten ſich plötzlich mit voller Wucht und von beiden Seiten auf den Kopf des Ebers, ihre ſcharfen Fänge an den Gehören des Thieres tief einſchlagend. Der Eber ſtieß einen grunzenden Ton aus, der furchtbar klang, da er Schmerz und Wuth zugleich bezeichnete. Der Schmerz ſchien ſo groß zu ſein, und die Hunde ſchienen ſo feſt zu halten, daß das Schwein mit erhobenem Kopfe bewegungslos ſtehen blieb, nur mitunter klappte es ohnmächtigen Grimmes Ober- und Unterkiefer auf einander, gleichſam ein Zeichen, daß der Grimm in ihm noch Herr werden könne über den Schmerz. Neue Hunde kamen an, und griffen es feſt an den Hinterläufen, ſo daß es nach dem Jagdausdruck vollkommen gedeckt war, ein Krieger, der in voller Kraft und Waffenrüſtung ohnmächtig erſchien.

Der jüngere Reiter arbeitete ſich nun hervor, und ſtand bald, wenn auch übel zugerichtet, auf den Beinen. Sein Wams war zerſchlitzt, ſein Angeſicht mit Koth und Blut beſprengt, ſein Muth aber ſchien ungebrochen, denn nachdem er ſich mit einem Ausdrucke von Genugthuung das gefeſſelte Thier betrachtet hatte,

raffte er das Schwert wieder auf, und ſchickte ſich an, es dem Eber durch Lunge und Herz zu ſtoßen.

Haltet ein! rief der Kanzler, hört und ſeht Ihr nicht, Admiral, daß der Jagdherr geraden Weges daher kommt! Wir bedürfen ſeiner Gunſt, denn wir ſind beide verwundet, und unſere Thiere ſind entflohen; wollt Ihr ihn muthwillig aufs Aeußerſte erzürnen, daß Ihr das mühſam erjagte Thier vor ſeinen Augen tödtet? —

„Das will ich, Kanzellar! Ich habe die Noth der Eberjagd empfunden, nun ſei auch die Freude mein, ſolchem Hauptſchweine den Fang zu geben. Dem Trotze eines bretoniſchen Lehensherrn iſt ſolcher Aerger heilſam, und der König ſoll darüber lachen!“

Unter dieſen Worten war die reitende Jagd bis auf hundert Schritte heran gekommen, die Hüfthörner bliesen das jubelnde Signal, welches den Anblick des gefangenen Jagdthieres verkündet, und der Jagdherr ſprengte voraus, um ſein Vorrecht eigenhändig auszuüben. Er ſah zu äußerſtem Erſtaunen, daß ihm ein Fremder vorgriff, und daß der gewaltige Eber zuſammenbrach unter dem wohlgeführten Fangſtoße desſelben.

Verwegener Menſch, was thuſt Du? rief er entrüſtet. Hundejungen, von den Pferden herunter, entreißt ihm das Schwert und gebt ihm die Peitſche!

Der Admiral war im Nu von einer Schaar Jagdburſchen umringt, und hatte Eile ſich den Rücken an einer Buche zu decken, und die zudringlichen Buben ſich mit dem Schwerte vom Leibe zu halten.

„Seid Ihr ſo unbekannt mit der Welt,“ rief er, die Waffe wie ein fliegendes Rad ſchwingend, dem Jagdherrn entgegen, „daß Ihr mir nicht anſehen könnt, ich ſei kein Hinterſaſſe, ſondern ein Edelmann?“

Und wenn Ihr der König ſeid, Ihr ſollt mir nicht ins Jagdrecht eingreifen, bevor ich's geſtattet!

„Der König ſoll Euch empfindliche Antwort geben auf dieſe unziemliche Aeußerung!“

Der König muß wiſſen, und wenn er's nicht weiß, ſo ſoll er's lernen, daß dieſe Aeußerung nicht unziemlich iſt im Munde eines bretoniſchen Seigneur, der auf ſeinem Grund und Boden ſteht, und der alleiniger Herr iſt auf ſeinem Grund und Boden. Jungens, thut Euere Schuldigkeit und entreißt ihm das Schwert!

Die Zahl der Jagdleute, welche herbeigekommen und von den Pferden geſtiegen war, hatte ſich unterdeß ſo vermehrt, daß der Jagdfrevler von den Seiten bedrängt, an den Armen gefaßt und entwaffnet werden konnte. Es miſchten ſich auch die Hunde darein und es entſtand ein Gewirr und Gelärm betäubender Art, in welchem der dreiſte Fremde nicht eben zart behandelt wurde. Während deſſen war eine Dame auf munterem Zelter neben dem Jagdherrn angekommen, und hatte neugierig und beſorgt ſich erkundigt, was dieſer Auftritt zu bedeuten habe, und wer dieſer von den Jagdleuten umher geſtoßene Fremdling ſei.

Ein Valois-Affe ſcheint's zu ſein, ſagte der Gebieter, und wandte kein Auge von dem bedrängten Admiral. Es ſchien, als ob ſein blaſſes, verlebtes Geſicht von einer beſonderen Genugthuung belebt werde, und als ob ihm die Gegenwart der jungen ſchönen Dame dieſe Genugthuung noch erhöhe. Er hörte nicht darauf, als ſie ihn dringend bat, dem Auftritte ein Ende zu machen, ja es lag eine gewiſſe rohe Lüſternheit in dem Ausdrucke der ſchwarzen Augen, die er einen Augenblick auf ſie richtete, indem ſeine ſchmalen Lippen langſam die Worte betonten: Das iſt dem Schranzen heilſam, und ich kann ihm die Lection nicht angedeihen laſſen, ſobald ich ſeinen Namen gehört habe. —

Dies geſchah denn auch ſo eben: Wie es ſchien mit großem Schmerze hatte ſich der Kanzler aufgerichtet, und er ſchrie aus Leibeskräften über das Getümmel hinweg: Im Namen des Königs von Frankreich, Friede!

Mehr neugierig als gehorſam hielten die Jagdleute inne, und gaben ihm Raum, allgemein verſtändlich fortzufahren: Admiral Bonnivet iſt's, ein naher Diener und Freund des

Königs, den ein bretoniſcher Edelmann dahier unedel behandeln läßt!

Hierauf machte der Jagdherr eine leichte Handbewegung gegen ſeine Leute, und wandte das ſchwarzbärtige Geſicht halb verächtlichen Ausdrucks nach dem Kanzler: Wer ſeid Ihr ſelbſt, der ſo Unwahrſcheinliches ungebührlich vorbringt? Admiral Bonnivet iſt zwar von äußerſt jungem Seigneur-Blute, aber er hat neben dem Könige ſo viel Jagdbrauch und Jagdrecht gelernt, daß er ſich nimmermehr alſo vergehen wird, wie dieſer Mann. Auch iſt er, ſo viel wir hier zu Lande wiſſen, im Dienſte des Königs nach England geſendet mit Kanzellarius Budé, kann alſo nicht in Frankreich betroffen werden auf fremder Wildbahn. Wer biſt Du alſo, braunkuttiger Mann, der Du mir ins Angeſicht lügſt?

Ich bin der Kanzler Budé, von welchem Ihr ſprecht, und dies mag Euch beweiſen, wie voreilig Ihr Lügen ſtraft.

Ich bin untröſtlich, wenn Ihr Recht habt! ſprach hierauf der Seigneur, und die Augen zuſammenkneifend, als ob er ſchärfer ſehen wollte, ritt er dem Kanzler einige Schritte näher, ohne den verächtlich lächelnden Ausdruck ſeines Geſichtes zu verändern. Wahrhaftig! ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, jetzt erkenne ich Euch! Seid mir gegrüßt auf Chateaubriant's Boden, der Euch ſo garſtig bewillkommt hat.

Nun veränderte er in allen Stücken ſein Benehmen gegen die Fremden, ließ nach den Thieren ausſenden, welche entlaufen waren, ſorgte dafür, daß dem Kanzler, welcher beim Falle auf eine Wurzel ſich ſchmerzhaft am Fuße verletzt hatte, eine Tragbahre bereitet wurde, und drückte dem Admiral in wohlgeſetzten Worten ſein Bedauern aus, daß er ihn in ſo unangenehme Berührung mit den Fäuſten ſeiner Jäger verſetzt habe. Bei alle dem verſchwand indeſſen vom bleichen Antlitze dieſes Grafen Chateaubriant jenes ſchlimme Lächeln nicht, welches deutlich genug verrieth, er freue ſich recht ſehr, daß dem ſchönen Admiral Bonnivet ſolche Mißhandlung widerfahren ſei. Beſonders

deutlich zeigte ſich dies, als er ihn ſeiner Gemahlin vorſtellte, und ſeine Entſchuldigungen mit großer Weitläufigkeit wiederholte.

Bonnivet ſchien alle üble Abſicht in voller Ausdehnung zu überſehen, mußte aber gute Miene zum böſen Spiel machen, und der Anblick der jungen Gräfin ſchien ihm dies zu erleichtern. Sie war eine nicht blendende, aber ſehr anziehende Erſcheinung in dunklem Gewande auf weißem Roſſe. Ihr Antlitz, obwol es nicht blühend und friſch und nur leicht geröthet war von der Bewegung in freier Luft, zeugte von Jugend und hatte jene weichen, verſchwimmenden Züge, welchen noch keinerlei Erfahrung Schärfe aufgeprägt hat. Dennoch ſchwebte um die braunen Augen und um die feſt geſchloſſenen Lippen ein Schatten von Melancholie, welchen man für Anlage zu Schwärmerei gehalten hätte, wäre er nicht jeweilig von einem raſchen Eintreten geiſtiger Geſpanntheit, prüfender Schärfe verjagt worden. Er zeigte ſich in dem Augenblicke, da der Graf ihr Bonnivet vorſtellte, und ſchien zu fragen: war es nicht etwa Deine Abſicht, bleicher Gemal, mir die Bekanntſchaft dieſes ſchönen Mannes und den Eindruck desſelben zu verleiden, dadurch, daß Du ihn zerzauſt und erniedrigt von Dienerfäuſten zum erſten Male vor mir erſcheinen ließeſt?

Bonnivet dagegen vergaß bei ihrem Anblick für die nächſte Weile ſeinen Groll, und gab ſich raſch den Aeußerungen einer befliſſenen Galanterie hin, wie ſie damals durch König Franz unter den höheren Ständen in Frankreich Mode wurde. Die Gräfin nahm ſie zurückhaltend und vornehm, aber mit Freundlichkeit auf; unter den rauhen Seigneurs der Bretagne, in deren Mitte ſie ſchon fünf Jahre lebte, war ſie an ſolchen Styl des Umgangs, welcher für jede Frau gefällig iſt, nicht gewöhnt worden, und in ihrer Heimat, dem Pyrenäenländchen Foix, war er ihr ebenfalls nicht begegnet, denn ſie hatte es mit vierzehn Jahren verlaſſen, um Gattin des ihr noch unbekannten Grafen von Chateaubriant

zu werden. Die Galanterie hatte alſo für ſie allen Reiz der Neuheit.

Nachdem die Geſellſchaft des Kanzlers wegen langſam eine Viertelſtunde abwärts durch den Buchenwald geritten war, ſah ſie in einer rings von Wald umſchloſſenen und nur von niedrigen Hügeln unterbrochenen Ebene das Schloß Chateaubriant auf einer kleinen Anhöhe liegen. Die Abendſonne beleuchtete es eben vollen Glanzes und hob die Contraſte, welche es auszeichneten, grell hervor. Es beſtand nämlich aus einem alten und einem neuen Schloſſe, welche nur im oberen Stockwerke durch eine ſchmale Brücke verbunden waren. Das alte Schloß, faſt nur aus einem weiten runden Thurme beſtehend, an den ſich unregelmäßig einige niedrige Gebäude klammerten, ſah vermooſt, verwittert und ſchwarz aus. Das neue dagegen, in halb antikem, halb romantiſchem Style, eine Ehe, welche damals die ſogenannte Renaiſſance hervorzubringen begann, vor Kurzem erbaut, ſchimmerte heiter in friſchem Geſteine. Plattes Dach, Arcaden, Gallerien und zierliche Thürme gaben ihm ein lockendes Anſehen. Eine breite Wieſe, über welche man weglos hinritt, zog ſich ununterbrochen aufwärts bis ans Portal des Gebäudes, und der Fluß Chère, welcher links aus dem Forſte hervorkam, wendete ſich hier dergeſtalt, daß er ſich hinter dem neuen Schloſſe hinab ſchlängelte, und erſt zwiſchen ihm und dem alten Schloſſe unter jener Luſtbrücke nach Nordweſt wieder hervorkam, um nun in voller Breite den Ankömmlingen ſichtbar an dem ſchwarzen Thurme des alten Feudalhauſes hinabzugleiten zu einzelnen dürftigen Häuſern, aus denen ſpäter die Stadt Chateaubriant ſich gebildet hat.

Ah, rief Bonnivet, als er deſſen anſichtig wurde, da iſt ja das ſtattliche Haus, von deſſen Beendigung Ihr uns vor fünf Jahren in Paris ſo Viel erzähltet, Graf Chateaubriant! Ihr ſpottetet damals über den alten Louvre-Thurm, um welchen her ein Schloß entſtehen ſolle und wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht entſtehen könne, ſo daß der König mitten unter

Gerichtsleuten und Bürgerpack in winkligem Palais wohnen müſſe. Ein bretoniſcher Herr, ſagtet ihr luſtig, wohnt beſſer als der ſogenannte Herr von Frankreich, beſſer als der junge Herr von Valois!

„Iſt denn dieſer Ausdruck ſo gar auffallend, Herr Admiral, daß Ihr ihn nach fünf Jahren noch nicht vergeſſen habt? Wenn der junge Herr von Valois vom Hauſe aus nicht reich und mächtig war, und unſerer Herzogin von Bretagne Brautgabe bedurfte für häusliche Einrichtung, iſt's da verwunderlich, daß er als König von Frankreich ſchlechter wohnt als hundert andere Seigneurs des Landes? Ihr bemüht Euch umſonſt, den König auf Koſten der Seigneurie in die Höhe zu ſchrauben, er iſt oberſter Lehnsherr und nichts weiter, und Ihr macht ihm nur böſes Blut mit Euren Prätenſionen."

Ihr geht nicht mit der Zeit fort in der abgelegenen Provinz, Graf. Der Kanzler dort trägt einen Brief des Königs von England in ſeinem Gewande, welcher in ſeiner Ueberſchrift das Zeichen trägt, daß das Königthum in Europa zu größerer Macht kommt, als Euch Seigneurs von Schwert und Sporn begreiflich iſt. —

„Wir ſind Seigneurs von Land und Leuten, und gehen um mit denen von Schwert und Sporn, wenn wir gaſtfrei ſind gegen Diener des Königs."

Und ſeid Ihr nicht ſelber Diener des Königs?

„Ich diene Gott, meiner Ehre und meiner Dame; dem Könige des Reiches aber folg' ich nur, wenn er als Oberlehnsherr mein Schwert und meine Reiter fordern darf gegen die Feinde des Reiches — und was iſt's für eine neumodiſche Ueberſchrift im Briefe des Königs von England an den von Frankreich?"

Er nennt ihn „Majeſtät"!

„Was iſt das? Iſt dies dasſelbe Wort, welches der Prieſter gebraucht, wenn er von Gottes Größe und Allmacht redet?"

Dasſelbe Wort.

„Gott ſchütz Euch im Hochmuth! Was würde der Graf von Tremouille ſagen, wenn ich morgen an ihm ſchriebe ‚Eure Seligkeit, Graf von Tremouille'?"

Er würde Euch die ‚Seligkeit' ebenfalls geben.

„Schwerlich, und thäte er's, ſo hätten wir doch beide um kein Haar Seligkeit mehr als vorher, und der Valois ſoll um kein Haar Majeſtät mehr haben, weil ihn der Tudor jenſeits des Aermels ſo nennt, verlaßt Euch drauf, in den abgelegenen Provinzen ſind die Herren des Landes noch nicht geſtorben!"

Der König will ſich davon überzeugen, und reitet deshalb die Loire abwärts, die Touraine, das Saumurland, Anjou und die Bretagne zu beſuchen. — Ihr ludet ihn damals ein, Euer Schloß ſich anzuſehen für den Fall, daß er einmal ſelbſt eins bauen wolle. Ich glaube, er iſt jetzt in dem Falle, und wenn Ihr erlaubt, wiederhole ich ihm jetzt Eure damalige Einladung.

Bei dieſen Worten ſahen der Graf und Bonnivet gleichzeitig auf einander und auf die Gräfin, als ob man von dieſer eine Aeußerung erwartete. Vielleicht verhinderte der zornige Blick des Grafen eine ſolche, wenigſtens ſchwieg die Dame, und er ſelbſt erwiderte nach kurzer Pauſe: Der Geſchmack für Architektur iſt ſeit fünf Jahren ſo verbreitet und vervollkommnet worden, daß das Schloß Chateaubriant nicht mehr ſo viel Anſprüche machen kann wie damals.

Man war unterdeſſen am Portal des Schloſſes angekommen, und ein Mädchen von etwa vier Jahren, welches mit großer Dreiſtigkeit den Reitern entgegen lief, nahm die Aufmerkſamkeit des Grafen und der Gräfin ausſchließlich in Anſpruch. Es war deren einziges Kind, ein ſehr wohlgebildetes anmuthiges Geſchöpf Namens Conſtance, an welches der Graf alle Zärtlichkeit, deren er überhaupt fähig war, zu verſchwenden ſchien. Er hob das Kind zu ſich auf's Pferd, und ritt mit ihm auf der Wieſe herum. Eine ſolche Abwechſelung war aber auch ſeinem Sinne vonnöthen, wenn er die Pflicht der Gaſtfreundſchaft mit nur einigermaßen

erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäſte ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tiſche ſaß, wiederum nicht an herben Gegenreden und Bonnivet entſchloß ſich, am nächſten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Ausſicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Abſicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder ſchönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Weſen dieſer jungen Frau ſchien ihm verſagt zu ſein, denn ein ſolcher hätte ihm vielleicht beſſere Hoffnungen eröffnet. Sie ſaß im weißen Gewande lange ſchweigſam, zwiſchen den Männern, konnte aber wol durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder verſchwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos in verſtecktem Thale ſtehen, aber Ton und Antwort lieblichſter Art haben für jeden ſtärkeren Lufthauch, der ſie auffindet. Der Kanzler Budé fand dies beſſer aus, und es gelang ihm auch um ſo mehr, ſie ins Geſpräch zu ziehen, je weniger der offenbar eiferſüchtige Graf ihn, den älteren unſcheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin ſtörte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutſchland erhielt über die von einem Mönche angeſtiftete Kirchenrevolution, von den italieniſchen Künſtlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige ſelbſt, von der geiſtreichen Schweſter, der lebensluſtigen Mutter desſelben, von den intereſſanten Geſprächen an der Tafel des Königs, und ſie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerkſamkeit; ſie ſchlug ein Kreuz, wenn ſie nach dem inneren Weſen der deutſchen Ketzer fragte, aber ſie fragte darnach, und horchte geſpannt auf Budé's Erklärung, und ſchien nicht abgeneigt, der Oppoſition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde," ſagte ſie naiv, als ob es das zunächſt liegende Beiſpiel wäre, „wer anders könnte mich entſündigen, als ich ſelbſt! Gibt es nicht Dinge, die kein Menſch vergeben,

und die nur der ſchuldige Thäter in ſich ſelbſt erledigen kann?“

Bei dieſen Worten erhöhte ſich die feine Röthe, welche ihrem Antlitze eigen war, und welche der überaus reinen und zarten Haut desſelben jene Anziehungskraft der matten, ſogenannt ſchmachtenden Farben gab. Denn dies leichte Roth ſchimmerte nicht auf dem blendenden Weiß, wie es die bleichende Luft des Nordens den Frauen verleiht, ſondern auf einem dunkleren Tone der Hautfarbe. Was an durchſichtiger Lichtheit dadurch für uns verloren zu gehen ſcheint, das wird dem geübten Auge hierbei durch Kraft des Tones erſetzt, ja übertroffen, beſonders da dieſe junge Gräfin in Form und Bewegung alle Fülle und Lieblichkeit der Jungfrau und jungen Frau noch in ſich vereinigte. Nacken, Schultern und Arme waren voll, und doch nur voll in länglich geſchweiften Linien, wie ſie der jungfräulichen Schönheit, nicht in runden Umriſſen, wie ſie der reiferen Frauen-Schönheit eigen ſind. Nur Hals und Oberbruſt — la gorge, worauf die ſonſt nicht eben ſchönen Franzöſinnen ſo ſtolz ſind — verriethen in Kraft und Fülle das ausgebildete ſüdliche Weib, deren hohe Geſtalt von kräftigen Hüften getragen wurde. All dieſe Vermittelung zwiſchen Jungfrau und Frau zeigte ſich geſammelt in dem zugleich fragenden und ſchmelzenden Blicke des lebhaften und doch ſinnigen Auges, in dem keuſchen Schluſſe der Lippen, welche ſich zuweilen raſch öffneten, und eben ſo raſch wieder ſchloſſen, als ob das Wort der Frage, welches auf ihnen geſchwebt hatte, ihrem Sinne plötzlich zu dreiſt erſchienen wäre. Dies geſchah namentlich, wenn ſie den Kanzler nach der Lebensweiſe und den Hauptperſonen des Hofes — eines Begriffs, der damals erſt in Frankreich entſtand — wenn ſie nach den Aeußerungen des Königs, des Connetables von Bourbon und ähnlicher durch Schönheit und Kraft ausgezeichneter Männer fragte. Ihr Gemal hatte ihr ungünſtige Schilderungen davon gemacht, aber obwol ſie deſſen Anſichten auf Treu und Glauben hinnahm, ſo ſchien ſie doch auch nach Anderer Meinung über dieſe Perſonen und

Gegenſtände begierig zu ſein. Dieſer ernſthafte Kanzler ließ ja auch keine unbedachte Schilderung erwarten, und ſie glaubte, ſich ſeinem Urtheile und ſeiner Beſchreibung hingeben zu dürfen.

So dachte indeſſen der Graf nicht, dem das ſtockende Geſpräch mit Bonnivet Muße ließ, der Unterhaltung zwiſchen Budé und der Gräfin zu folgen. Er miſchte ſich plötzlich hinein, und verwies dem Kanzler ziemlich herbe die einſeitige Schilderung des neuen Hoflebens. „Wir ſind," ſprach er, „Gott ſei Dank in der Provinz noch nicht ſo weit, die Sittenreinheit und anſpruchsloſe Welt des verſtorbenen Königs Ludwig vergeſſen zu haben", und je weiter der Todestag desſelben zurücktrete, deſto allgemeiner werde das Beiwort „Volksvater" für König Ludwig.

Sind denn — unterbrach ihn Bonnivet — die Seigneurs in der Bretagne zu den Wünſchen und Anſichten der gemeinen Leute herabgeſtiegen, daß ein ſolcher Beiname ihnen beſſer gefällt, als der Beiname des „ritterlichen Königs", wie er unſerm Könige Franz aus allen Enden Europa's entgegenfliegt? Bei was ſchwört unſer König und Herr? Bei Edelmanns Treu und Glauben! Foi de gentilhomme! iſt ſeine höchſte Betheuerung! Und dafür ſollte ihm nicht der Adel des Landes dankbar und ergeben ſein? Jetzt beſonders, da die gemeinen Leute ſich aller Orten und Enden breit zu machen anfangen?

„Wie ſieht jenes Hofleben," fuhr der Graf fort, als ob Bonnivet gar nicht geſprochen, „im Innern aus? Dergeſtalt, daß jeder auf Zucht und Sitte haltende Seigneur Weib und Tochter davor ſchützen muß wie vor Unrath und Verderbniß. Oder iſt des Königs Mutter, die luſtige Louiſe, jene Savoyardin, die gegen unſern Wunſch zur Herzogin von Angoulême erhoben worden, iſt jene Dame, welche den Staat hinter des Königs Rücken zu Grunde richtet, iſt ſie etwa eine Heilige mit ihrem Schweif von Ehrenfräuleins? Freudenfräuleins würden ſie wahrhaftig paſſender genannt!"

Nun in der That, rief Bonnivet lachend, es wird den Pariſern ſchwer werden, den noch vor fünf Jahren ſo luſtigen

Grafen Chateaubriant wieder zu erkennen! Ihr geltet im Hôtel des Tournelles noch für einen der Seigneurs vom heiterſten Grundſatze, und man wird Euch dort über die Maßen verändert finden. —

„Das ſoll man auch. Ich mißbillige durchaus das dortige raffinirte Leben, ich mißbillige des neuen Regimentes Richtung, das ganze Leben auf bloße Anmuth und Zierlichkeit zu ſtellen, malen und bauen zu laſſen, als ob dieſe Nebenſache der Mittelpunkt des Lebens ſein müſſe, an Trachten und Meubles verſchwenderiſch zu ändern, als ob es ſich um Puppen ſtatt um Edelleute handle, das Künſtlervolk in den Kreis der Edelſten des Landes zu ziehen, es mitreden zu laſſen, als wäre es unter ſeines Gleichen, ja wol gar die aufgeputzten Phraſen desſelben dem ſchlichten Ausdrucke eines Seigneurs vorzuziehen!“

Verzeiht mir, Graf, erwiderte hierauf die Gräfin, und die leichte Röthe ihres Antlitzes erhöhte ſich, verzeiht mir einen beſcheidenen Widerſpruch: Iſt es nicht eben Aufgabe des Königthums, das zu ſchützen und zu fördern, was nicht auf den alltäglichen Erwerb angelegt iſt, was von den alltäglichen Erwerbe nicht beſtehen könnte, und was doch durch ſeine Gedanken und Thaten den menſchlichen Sinn zu veredeln und zu erhöhen berufen iſt? So verhält es ſich ja wol mit Kunſt und Künſtlern, und deshalb ſollte ich glauben, es ſei dem Könige angemeſſen. —

„Sieh da, Frau Gräfin, wie dieſe aufgebauſchten Redensarten Euch ſchon geläufig ſind! Stammen ſie noch aus der ſtrengen Erziehung vom Schloſſe Foix, oder ſind ſie ganz friſch Gebäck? Der Kreis einer Ehefrau iſt abgeſchloſſen von der Mauer ihres Hauſes; der Gott über den Wolken und Gatte und Kind auf Erden bilden ihre Welt! Was darüber hinausgeht, iſt für ſie vom Uebel, und ich werde ſorgen, daß Euch der Vorwitz nicht gefährlich werde.“

Hier wurde Graf Chateaubriant in ſeiner Rede unterbrochen, welche die Gräfin ſchmerzlich zu treffen ſchien, vielleicht doppelt ſchmerzlich, weil ſie in Gegenwart ſolcher Fremden und

mit beleidigend höhniſchem Tone an ſie gerichtet wurde. Die Unterbrechung rührte von einem Diener her, welcher eiligſt eintrat, und dem Grafen berichtete, es kämen auf der Straße von Nantes Reiter mit brennenden Fackeln auf das Schloß zu geſprengt.

Wär' es der König? rief Bonnivet und ſprang ans Fenſter. Aufgeregten Anſehens folgte ihm der Graf. Wahrhaftig, rief Bonnivet, ich erkenne beim ſchwankendem Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es ſind die goldenen Lilien, welche ſo weit leuchten!

Madame, ſprach der Graf, ſich raſch umwendend, Sie ſind krank, ziehen Sie ſich auf Ihr Zimmer zurück!

„Sie irren ſich, Graf, ich befinde mich wohl!"

Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rathe — gehorchen Sie mir!

Und mit dieſen Worten nahm er ſie bei der Hand und führte ſie hinaus, ihr ſanfter zuſprechend während des Gehens, als die barſche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrthum geweſen ſein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erſt noch am Morgen über die Loire hinüber reiten ſehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am Liebſten den Hirſch jagte und dem Wolfe nachſtellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landſtrich, welcher am linken Loire-Ufer öſtlich von Blois begann, und welcher ſich zwiſchen dem Beuvron- und

Coſſon-Fluſſe und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erſtreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen ſeiner zärtlichen Mutter Louiſe von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch deſſen ſtrenge Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Theil ſeiner Jugend zugebracht, und von daher ſchrieb ſich vielleicht ſeine Vorliebe für dieſe Gegend. Ueberhaupt aber lebten die damaligen Könige von Frankreich noch nicht ſo ausſchließlich in Paris, wie dies ſpäter geſchah, obwol „die gute Stadt“ Paris ſchon Jahrhunderte lang unzweifelhafte Hauptſtadt des Landes war. Der Vorſchlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptſtadt zu machen, war wol zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten ſich vorzugsweiſe gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schloſſe Pleſſis les Tours, einen Kanonenſchuß ſüdlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schloſſe von Blois, aber Paris hatte ſein Recht und ſeine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor ſie auch ſpäter nicht, obwol ein Valois, Heinrich III., Paris principieumäßig von der wichtigen Stellung entſetzen, und von Blois aus die aufrühreriſche Hauptſtadt, die Stadt der Guiſen, ſeiner Feinde, regieren wollte.

Es iſt dies wichtig gewordene Blois amphitheatraliſch am rechten Loire-Ufer an ziemlich ſteilem Abhange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schloſſe der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von terraſſenförmigen Gärten umgeben iſt, ein lieblicher Ort der Roſen und der Fernſicht, ein anmuthiges Stelldicheiu der Liebenden im ſechszehnten wie im neunzehnten Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals ſchon nur noch einen ſchwarzen Thurm aus der gothiſchen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenſeite des Hauſes, welche man, von der unteren Stadt aufſteigend, zuerſt betritt, neu erbauen laſſen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppenthürme zwiſchen beide Flügel

zu lehnen, welcher mit ſeiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßtheile bildete. Maurer und Steinmetze waren in großer Anzahl daran beſchäftigt, und es gab auf dem Hofe, deſſen eine Seite frei auf die Stadt, und deſſen weſtliche Seite frei auf den gen Amboiſe und Tours hinablaufenden Strom hinabſah, ein klapperndes Geräuſch der Handwerker. Dieſes einen Triangel bildende Schloß war um die Zeit, welche wir vergegenwärtigen, mit den Leuten des königlichen Hoflagers angefüllt. In dem älteren öſtlichen Flügel wohnte Margaretha, die Schweſter des Königs, welche gegen ihre Neigung mit dem unbedeutenden Herzoge von Alençon vermält war; in dem nördlichen neuen Flügel aber wohnte der König und deſſen Mutter Louiſe, die ſtatt ihres Geburtsnamens den einer Herzogin von Angoulême führte. Der Luxus begann damals erſt in Frankreich, und man war noch nicht ſo verwöhnt, um das Geräuſch der am Dache und an dem Thurme arbeitenden Handwerker allzu beſchwerlich zu finden. Ja, die Herzogin Louiſe trat zu wiederholten Malen auf den Corridor heraus, und blickte auf den lärmenden Hof hinab, als ob ſie beſonderen Antheil an den Bauleuten nähme. Das war es indeſſen nicht, was ſie aus dem Zimmer trieb, ſondern ſie erwartete Jemand, und wie es ſchien mit großer Ungeduld, denn ſie war auch in ihrem Zimmer ſehr unruhig. Die Ausſicht, welche das große Fenſter dieſes Zimmers bot, bildete einen Gegenſatz zu dieſer Unruhe. Das Plateau des Schloßplatzes zieht ſich hinter dem Schloſſe noch einige hundert Schritte in den Uferberg hinein, und hatte gegen die zerſtreuende Ausſicht und das Getreibe auf der Vorderſeite etwas traulich Heimliches. Ein Raſenplatz mit alten Nußbäumen zog ſich bis zu dem Kirchlein hinüber, welches in den Winkel des von dort wieder jäh aufſteigenden Berges gebaut und mit Ahorn- und Platanen-Bäumen beſchattet, ja halb verdeckt war. Das Gebüſch ging über dem Kirchlein weiter in die Höhe, und ein Chriſtus-Bild ſah traurig aus dem Gezweige hernieder auf Kirchlein, Raſenplatz und Schloß. Die Nordſeite des Schloſſes warf

tiefen Schatten hieher, und wenn nicht einige Kinder gespielt hätten, so wäre auf dieser Seite die vollkommenste Stille gewesen.

Herzogin Louise aber warf keinen Blick da hinaus; von Viertelstunde zu Viertelstunde rief sie ihren Diener und fragte, ob jenseits der Loire von Romorantin her noch keine Reiter zu sehen seien oben vom neuen Thurme. Der Diener mußte es immer verneinen, und so kam der Abend herbei, und die Sonne ging unter, ohne daß sich Reiter gezeigt hätten.

Herzogin Louise war eine volle, stattliche Frau, welche noch einige Ansprüche auf Schönheit hatte, und noch alle Ansprüche darauf machte, obwol sie schon über vierzig Jahre alt und ein wenig stark geworden war. Scharfe Formen des Gesichtes, schwarzes Haar, brennende Augen, rascher Gang und rasche Bewegung der Arme gaben ihr etwas Herausforderndes und Herrisches, welches allerdings durch einen einschmeichelnden Ausdruck des Mundes, der hinter vollen Lippen schöne Zähne wies, gemildert wurde, sobald sie schmeicheln wollte. — Sie liebte den Luxus, und hatte noch bei Lebzeiten des verstorbenen Königs Ludwig, eines bürgerlich bescheidenen Mannes, und zu großem Mißvergnügen der wirthschaftlichen Königin Anna Sammt und Seide getragen ohne festliche Veranlassung; wie denn aller äußere Schimmer und Glanz und der leichte vergnügliche Sinn des französischen Adels von italienischen Prinzessinen besonders geweckt und gefördert wurde, so daß erst diese savoyardische Prinzessin und später die beiden Medicäerinnen Katharina und Maria, die Gemalinnen Heinrichs des Zweiten und des Vierten, in diesem Betrachte einen unberechenbaren Einfluß auf die französische Nation geübt haben. Man kann sagen, daß vor dem jungen Frankreich, welches unter König Franz aus italienischen Einflüssen sich emporbildete, das fränkisch-germanische Element bei weitem das vorherrschende in Frankreich war, und daß erst von der unter Franz allgemein, nicht blos in einzelnen Kunsttheilen bewirkten Re-

naiſſance die franzöſiſche Nation eine vorherrſchend romaniſche wurde.

Louiſe war in ſchwarzen Sammt gekleidet und trug die Schultern und Arme gegen altfranzöſiſche Sitte entblößt. Ihre vollen Leibesformen boten ſich dafür ganz gefällig, und als der wieder eintretende Diener melden mußte, die Dunkelheit geſtatte ihm nicht ferner auszuſchauen vom Thurme, und Kerzen auf den Tiſch ſetzte, da machte die übrigens ſchlimm ausſehende Frau bei dem röthlichen Kerzenlichte wol noch den Eindruck, welchen das Tageslicht vermindern mochte, den Eindruck einer gebieteriſchen Schönheit.

„Rufe den Herrn Kanzler Duprat!“ ſprach ſie hierauf zum abgehenden Diener und ſetzte ſich haſtig auf einen jener hohen Stühle mit ſteifer Lehne, wie ſie in neuerer Zeit wieder in Mode gekommen ſind, und blieb unbeweglich ſitzen, bis Duprat, der Kanzler des Parlamentes, die erſte juriſtiſche Perſon des Landes, eintrat.

„Er kommt nicht, Duprat!“

Er wird kommen! entgegnete dieſer, ein kleiner blaſſer Mann, mit braunrothem Haar und Barte, auf deſſen Antlitze eine unangenehme verächtliche Gleichgültigkeit und unwandelbare Selbſtgenügſamkeit ausgeprägt waren, dergeſtalt, daß das Antlitz wie eine ſtehende Maske durch keinerlei Wendung des Geſprächs oder deſſen, was ſich ereignete, verändert wurde — er wird kommen, denn er fühlt die Schlinge um den Hals, und er fühlt, daß ſie ſich enger und enger zieht, je weiter er ſich von Blois entfernt.

„Er iſt zu vornehm, um an die Kraft einer juriſtiſchen Schlinge zu glauben.“

Ich habe ſchon lange genug das Parlament geleitet, um den vornehmen Seigneurs den Glauben einzuprägen, es ſeien die Formen des Rechts von Eiſen, das wir ſchmieden, und gegen welches kein Hochmuth aufkomme, ſei er noch ſo herrlich.

„Wird denn auch Chabot de Brion den Staud des Proceſſes ihm überzeugend genug entwickelt haben? Brion iſt leichtſinnig.“ —

Ich habe ihm zu deutlich gemacht, daß des Connetables Erbe verloren ſei, wenn er ſich nicht mit Euch verbünde, und ſolchergeſtalt der Proceß niedergeſchlagen werde. Desgleichen hab' ich Matignon, den bretoniſchen Herrn und des Connetables vertrauteſten Freund unterrichtet, er muß überzeugt ſein, und iſt ſicherlich bereits auf dem Wege hierher.

„Ach was! Er hat einen Kopf von Buchenholz dieſer Connetable, juriſtiſche Ueberzeugung dringt nicht hinein — und das Recht auf die Erbſchaft, welche wir ihm nehmen wollen, es iſt ſpitzfindig und zweifelhaft.“ —

Je ſpitzer es iſt, deſto ſchärfer verwunden wir damit, je zweifelhafter, deſto mehr iſt es in unſerer Gewalt. Wenn Sie, gnädigſte Frau, ſich nicht zutrauen, ihn zu —

„Was, Antoine Duprat?“

Ihn zu Ihren Füßen zu ſehen vermittelſt bloßer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Drohung, ſo gedulden Sie ſich vier Wochen; ich verſpreche, in dieſer Zeit den Spruch heraus zu bringen. Dann iſt dem Counetable kein Zweifel mehr übrig, und mit Eurer Hand gewinnt er den verlorenen Proceß und die verlorenen Güter wieder.

„Ihr verſteht Euch ſchlecht auf Lebensformen und Charaktere, Duprat. Der Connetable empört ſich eher, als daß er ſich geſchmeidig einem ſo harten Spruche unterwerfe und — ein erzwungener Mann, mein Freund, iſt nicht mein Mann!“

Bei dieſer Rede trat ein beſtäubter Reitersmann auf die Schwelle des Zimmers. Es war Chabot de Briou, ein Liebling des Königs, welcher von der Herzogin Louiſe nach dem Bourbonnais geſchickt worden war, um den Connetable Carl vou Bourbon, deſſen Hand und Liebe ſie erzwingen wollte, nach Blois zu nöthigen. Er verkündigte ihr jetzt lächelnd, daß der

Connetable eben vom Pferde ſteige und binnen einer Viertelſtunde bei ihr ſein werde.

Sie verabſchiedete ſogleich die beiden Männer, nachdem ſie ſich noch von Duprat eine Pergamentrolle hatte einhändigen laſſen. Darauf ſtand in kurzen Worten verzeichnet, unter welchen Rechtstiteln ſie und der König die Hauptbeſitzungen Carls von Bourbon in Anſpruch nahmen. Carl von Bourbon nämlich war von Hauſe aus nur Graf von Bourbon-Montpenſier, und war als ſolcher keineswegs im Beſitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne geweſen, welche einen großen, gebirgigen Theil des ſüdlichen Frankreich einnahmen und eine der mächtigſten Seigneurien des Landes bildeten. Aber das ſaliſche Geſetz, welches nur männlichen Nachkommen die Erbſchaft geſtattet, war in der Familie herkömmlich, und da Peter, der letzte Herzog von Bourbon, nur eine Tochter, Suſanne, hinterlaſſen hatte, ſo trat Graf Carl als nächſter Vetter nach Peters Tode in deſſen Rechte. Dieſes Beſitzrecht war noch feſter dadurch genietet worden, daß Carl Suſanna heiratete, und blieb denn auch unangetaſtet, ſo lange die Heirat beſtand. Aber Suſanne ſtarb, und obwol ſie ein Teſtament hinterließ, in welchem ſie all ihre Rechte und außer dieſen auch alle Beſitzthümer, welche anderen Urſprungs und nicht dem ſaliſchen Geſetze unterworfen waren, ihrem Gatten zuſchrieb, ſo war doch mit dieſem Tode allen Widerſachern Bourbons das Signal zum Angriffe gegeben. Unter dieſen Widerſachern ſtand obenan Louiſe von Angoulême, welche vor zwanzig Jahren wol eine Zeitlang auf vertrautem Fuße mit ihm geſtanden, dieſe Vertraulichkeit aber völlig eingebüßt hatte durch ihren leichtſinnig wechſelhaften Lebenswandel und durch die Verheiratung Bourbon's. Bourbon war ein ſtrenger, herber Mann, welcher den munteren Sinn der Jugend zeitig ablegte, und ſich zum öfteren nachtheilig über die Vergnügungsluſt der Madame von Angoulême äußerte. Dieſe nun machte ſelbſt Anſpruch auf die Erbſchaft, da ſie eine leibliche Couſine Suſannas, und deshalb von näherer Verwandtſchaft mit den Bourbon'ſchen Herzogshauſe

war als Carl von Bourbon. Die Nebenbesitzungen waren ihr auch schwer zu bestreiten, nur für die Hauptbesitzungen stand ihr das salische Gesetz im Wege, und gegen dies Hinderniß hatte ihr der juristisch überaus verschmitzte und im Wesentlichen gewissenlose Duprat Verfahren und Beweisgründe aufgezeichnet, welche sie jetzt in der Hand hielt und betrachtete. Sie wünschte nicht, daß es zu den äußersten Formen des Processes kommen möchte, und hoffte einerseits durch Schrecken, andererseits durch Hinweis auf sicheren Gewinn und auf frühere Neigung den Connetable zu der vorgeschlagenen Ausgleichung durch Heirat zu bewegen. Zum Erschrecken nämlich diente ihr ein vages Gerücht, welches bereits entstanden war, und welches dahin lautete, der Connetable sei, mißvergnügt über das französische Regiment, in Unterhandlung getreten mit Kaiser Carl, dem Erbfeinde Frankreichs. Eine Hindeutung, daß der König dies Gerücht kenne, und bereits näher erforsche, mußte dem Connetable die größte Gefahr zeigen, denn er war des Landesverraths schuldig, sobald es sich bestätigte.

Der stämmige, bärtige Mann, welcher in unscheinbaren Kleidern bei der Herzogin als Connetable, Herzog von Bourbon eingeführt wurde, sah indessen nicht aus wie ein Mann, der so leicht etwas fürchtete, oder leicht sich einschüchtern ließe, oder auch den Verführungen der Liebe leicht zugänglich sei. Er war von mittlerer Größe und von jenem Wuchse, welchen die Franzosen viereckig und welchen wir vierkantig nennen. Das verbrannte, halb im Barte versteckte Gesicht hatte grobe Züge, und drängte sich über den Augen finster zusammen; als der Diener die Thür öffnete, zog der Connetable langsam den breitkrämpigen Filzhut, den er gegen die Gewohnheit der damals modernen Art selten und ungern mit dem Barett vertauschte, vom buschigen Haar, und trat langsam und ohne besonders zu grüßen sporenklirrend bis in die Mitte Zimmers, welches der wohlunterrichtete Diener auf einen Wink der Herrin sorgfältig hinter ihm geschlossen hatte.

Carl von Bourbon war nicht geiſtreich, aber er beſaß die Kraft des Schweigens. Die Herzogin hatte viele Wendungen und Worte zu verſchwenden, ehe ſie ihn zu näherem Eingehen bewegen konnte, und es wurde dies Eingehen nicht ein freundliches, vertrauliches oder gar zärtliches, wie dies eine Jugendgeliebte, welche noch ſchön in Formen, und welche im einſamen Zimmer allein iſt mit dem Manne früherer, wenn auch nur flüchtiger und ſinnlicher Neigung, erwarten konnte, nein, es wurde ein heftiges und zorniges, welches endlich aus dem Connetable hervorbrach wie ein verhaltenes Gewitter.

Es wird Euch nimmermehr gelingen, Madame von Angoulême — rief er aus — das Parlament zu juriſtiſchen Kniffen und ſchreiender Ungerechtigkeit herabzuwürdigen.

„Gott bewahre uns auch vor ſolchem Verſuche!“ entgegnete ſie.

Nun, auf was hofft Ihr denn ſonſt? Könnt Ihr das ſaliſche Geſetz, welches von den fränkiſchen Zeiten her in unſerer Familie herrſcht, könnt Ihr's aus dem Gedächtniſſe des Parlaments und der Franzoſen wiſchen, wie man mit einem Schwamm geſchriebene Worte von einer Tafel wiſcht?

„Im Gegentheile, wir wollen das ſaliſche Geſetz zu Ehren bringen.“

Das heißt? —

„Der König, mein Sohn, wird als ſaliſcher Herr auftreten. Herzog Peter, Suſannas Vater, war ja doch vermält mit Anna von Frankreich aus dem königlichen Hauſe, mit ihr zeugte er Suſanna, nachdem im Ehecontracte verſprochen war“ —

Was?

„Die bourboniſchen Domainen ſollten ans königliche Haus fallen, wenn aus dieſer Ehe keine männliche Nachkommenſchaft erwüchſe. Iſt es nicht ſaliſch, wenn morgen der General-Advokat im Namen des Königs vom Parlamente das Herzogthum in Anſpruch nimmt?“

Bei dieſen Worten ſtand der Connetable heftig von ſeinem Stuhle auf, und die Hand ausſtreckend, die Lippen öffnend, als wollte er etwas Arges ſprechen, blieb er vor der ſitzenden Herzogin ſtehen, und ſeine flammenden Augen ruhten verzehrend auf ihr. Aber er ſprach die Worte nicht aus, die auf der Lippe ſchwebten, und die Herzogin ergriff ſanft ſeine Hand, und bat ihn, ſich wieder zu ſetzen, ruhig zu ſein, ruhig zu prüfen; man werde jetzt nicht härter ſein gegen das Haus Bourbon als Ludwig XII. es geweſen, wenn der Chef des Hauſes ſich nicht in feindſeligem Widerwillen vom königlichen Hauſe zurückziehe. — Die ſchöne, volle Hand der Dame übte noch etwas von ihrer früheren elektriſchen Kraft auf den Connetable, der Zorn entwich ihm, und er küßte die ſtreichelnde Hand. In der That ſtand das Gedeihen oder Nichtgedeihen ſeines ganzen übrigen Lebens auf dem Spiele, bei dieſer Zuſammenkunft. Mehr grollend als zornig warf er dem Könige vor, daß er ihn vernachläſſige, daß er junge unerfahrene Emporkömmlinge wie Bonnivet und Brion mit den wichtigſten Aufträgen und Unternehmungen betraue, daß er ihn, die erſte militäriſche Würde Frankreichs, daneben in Unthätigkeit und Nichtachtung laſſe, ja, daß es im ganzen Reiche nicht einen geringen Diener gebe, dem der Sold ſo unregelmäßig ausgezahlt, ſo hartnäckig vorenthalten werde wie ihm, dem Connetable von Frankreich!

„Und doch hat Euch mein Sohn zum Connetable ernannt! Stellt Euch doch nicht ſelbſt ſo herunter, Carl, daß Ihr um Sold fragt und klagt. Dem Diener eben zahlt man, mit dem Freunde des Hauſes rechnet man nicht.“ —

Freund des Hauſes? — Nimmt der Freund dem Freunde Hab und Gut?

„Er nimmt es, um das Genommene dem Freunde zu ſchenken — — hat Euch Brion nicht davon geſprochen, wie wir unſere Herzogthümer vereinigen wollen unzertrennbar, gleich wie jetzt unſere Hände vereinigt ſind? Erſchwert es mir nicht dergeſtalt, Carl, Euch Hand und Gut entgegen zu tragen!“

Madame —

Das Taſchentuch glitt ihr bei dieſen Worten vom Schooße hinab, und fiel ihr auf den vorgeſtreckten Fuß. Der Connetable war kein galanter Mann, er gehörte nicht zur Renaiſſance der anmuthigen Formen in Ritterſitte, aber er war doch in den Ueberlieferungen des untergehenden mittelalterlichen Ritterthumes erzogen, und bückte ſich nach dem Tuche. Die großen Reiterſtiefel, welche er, unhöflich genug, zu dem Beſuche nicht abgelegt, erſchwerten ihm das Bücken, und er mußte ſich auf ein Knie niederlaſſen. Die gewandte Dame nahm dieſe Huldigung ſogleich wichtiger auf als ſie gemeint war, legte ihm die Hände auf die Schultern, ſo daß ihre Arme ſein Haar berührten, ſagte ihm einige ſüß dankende Worte, und hielt ihn dergeſtalt länger in ſolcher Stellung feſt, als ſeiner urſprünglichen Abſicht gemäß und als ſeinem unzärtlichen Blute förderlich war. „Ihr wißt es, Carl“ — ſetzte ſie ihr Haupt zu ihm niederbeugend hinzu — „daß mich mein Sohn der König wie ein guter Sohn gewähren läßt auch in den großen Fragen der Regierung, wir werden zuſammen ein glückliches Kleeblatt, das Land beherrſchen, unſere Freunde fördern, unſere Feinde züchtigen!“

Aber Eure Freunde ſind meine Feinde!

„Das wird ſich ändern; Leute wie Bonnivet werden ſich Euch in anderem Lichte zeugen.“ —

Nimmermehr verkehr' ich in Gutem mit dieſen geleckten Emporkömmlingen! rief der Connetable aufſpringend. Der Name Bonnivet's, den er grimmig haßte, zerriß mit einem Male das Netz, welches ſich zu ſeinem Vortheile leiſe um ihn ſchlang.

Hiermit war alle beginnende günſtige Stimmung zerſtört. Die Herzogin, welche Bonnivet ebenfalls als einen ihr ſtets gefälligen Liebling und ſchönſten Mann des Hofes lebhaft beſchützte, war auch aufgeſprungen bei dieſem barſchen Ausdrucke, und erwiderte in der erſten Wallung des Unmuthes dem Herzoge nicht minder empfindliche Worte. Rede und Gegenrede wurde

immer heftiger: ſie warf ihm vor, daß er durch Aufwand in Gefolge und Schmuck, den er an ſeinen Leuten ins Hoflager bringe, den König zu überbieten trachte, daß er einen zweiten König ſpielen wolle, und damit gerechten Zorn und gerechte Strafe herausfordere. Er erwiderte ungeſtüm, daß ihm Niemand darein zu reden habe, daß der König ſein Lehnsherr, nicht ſein Souverän ſei, daß die gerechte Strafe, von der zu reden ſie ſich erlaube, nichts ſei als niedrige Rache für beleidigte Eitelkeit, und daß es ihm nicht im Entfernteſten zu Sinn ſtehe, durch Kuppelei ſeinem guten Rechte etwas zu vergeben.

Dies letzte gröbliche Wort entſchied für immer: es trieb der Herzogin die Zornesgluth ins Antlitz, und ſie befahl ihm, auf der Stelle aus ihren Augen zu gehen.

Möge die Lection Euch beſſern! ſagte der übel berathene Mann noch im Hinausgehen, und befahl dem Ritter ſeines Gefolges, welcher auf dem Korridor ſeiner harrte, die Pferde ſogleich wieder vorführen zu laſſen. Das Gerücht über Unterhandlungen, in welche er mit Kaiſer Carl getreten ſei, trieb ihn, ein Zuſammentreffen mit dem Könige, der von der Jagd zurück erwartet wurde, zu vermeiden; denn er wußte nur zu gut, wie begründet dieſes Gerücht war, und wie er hier mitten im Hoflager einer heftigen Wallung des Königs, welche die Herzogin Louiſe zu erregen nicht ermangeln würde, preisgegeben ſei.

Es gelang ihm nicht, hinwegzukommen, ſchon hatte er den Fuß im Steigbügel, da ſchmetterten die Jagdhörner durch den Thorweg herein, und in der rothen Beleuchtung von Kienfackeln erſchien auf hohem Roſſe König Franz.

Sieh da, Vetter — rief er — Ihr in Blois! Und wollt ſchon wieder fort? Nicht doch? Seid mir willkommen!

Und bei dieſen Worten war er vom Pferde geſprungen, und hatte dem ſich verbeugenden Connetable die Hand entgegen geſtreckt.

Er ließ die Hand nicht wieder los, und ſprach lachend: Ihr ſollt ſogleich dafür beſtraft werden, daß Ihr ſo ſelten kommt und bei ſeltenem Beſuche ſo eilig entweichen wollt, Ihr ſollt die Spiele, welche meine Schweſter veranſtaltet und welche Euch herbem Kriegsmanne von keinem Reize ſind, Ihr ſollt ſie auf der Stelle mitmachen. Dies ſei Euere Strafe, ſchlimmer Vetter und Lehnsmann! 's iſt eben die Zeit, in welcher meine Margarethe ihre Zunft verſammelt, der Abend iſt windſtill und warm, wir werden ſie im Freien hinter dem Schloſſe finden; gebt mir Eueren Arm!

So führte er den widerſtandsloſen Connetable, der dieſe theils ironiſche, theils gutmüthige Sorgloſigkeit halb zum Teufel wünſchte und halb rührend fand, zum Thore hinaus und links um die Schloßecke nach jenem heimlichen Plateau hinter dem Schloſſe, welches vom Fenſter der Herzogin Louiſe geſehen wurde. Er war ſehr guter Laune, der König, und ſtand damals in voller Blüthe jugendlicher Kraft und Pracht, ein hoher, ſchöner Mann voll Lebens- und Thatendrang, voll Sinn für Alles, was Geiſt und Herz beſchäftigen kann. Die vortrefflichen Bilder, welche von ihm auf uns gekommen, und welche alle dem Meiſter-Porträt Titian's nachgebildet ſind, ſchildern keineswegs den Franz damaliger Zeit, welcher noch in aufſteigender Jugend und Königsherrlichkeit begriffen war. Im Titian'ſchen Bilde ſchmeckt ſich ſchon das Anſäuerliche ſpäterer Sorge hindurch, die erlebten Täuſchungen haben ſchon einen leiſen Hohn über die Züge gebreitet, die ſchöne Naſe iſt ſchon ſchärfer und größer, wie trotzend, hervorgetreten, und die Sinnlichkeit um Augen und Mund, früher nur dreiſt, hat im Bilde bereits etwas Freches und Faunenhaftes.

Der ſtille Platz unter den Nuß- und Ahornbäumen hatte ſich artig verwandelt mit der einbrechenden Nacht: Pechpfannen erleuchteten ihn über und über, Teppiche bedeckten den Erdboden und ein rothſeidenes Zelt, in deſſen Hintergrunde Erfriſchungen aufgeſtellt waren für das Belieben eines jeglichen hinzutretenden Gaſtes, lockte in den Winkel unter dem Kirchlein. Neben dem

Zelte ſtand oder ſaß eine Gruppe Damen und Herren, und die Sitzenden, welche nicht auf Stühlen, ſondern auf Kiſſen mehr ruhten als ſaßen, gemahnten den Fremdling an die Märchen-Geſellſchaften des Morgenlandes. Wirklich hatte auch dieſe Geſellſchaft einen Zweck, wie Scheherzade's Kreis der Tauſend und einen Nacht. Margaretha, des Königs Schweſter, eine hochgewachſene, wohlgebildete Dame, ſaß in der Mitte, und war die Herrin und Seele dieſer Zuſammenkünfte. Sie war eine Frau von gebieteriſchem und doch lieblichem Ernſte, welche die munterſten Dinge lächelnd gewähren ließ, obwol ſie ſelbſt den ernſthafteſten und ſtrengſten Dingen nachtrachtete. Sie war um einige Jahre älter als ihr Bruder, und war durch eine ihr unerwünſchte Vermälung und durch ein gedankenvolles Naturell frühzeitig zum Verkehr mit Gelehrten und Künſtlern und zur vorherrſchenden Theilnahme an deren Intereſſe gedrängt worden. Damals ſchon wurde ihr ſcherzhaft nachgeſagt, ſie ſei auf Seiten der in Deutſchland und der Schweiz begonnenen Reformation, und der oberflächliche Sinn wußte es nur nicht zu reimen, wie ein und dieſelbe Dame die Reize des ſinnlichen Lebens und der daraus entſtehenden Künſte mit Vorliebe ſchildern und doch einer religiöſen Richtung zugethan ſein könne, welche all jenen Lebensreizen den Untergang drohte. Darin aber beſtand eben ihr reiches Naturell, daß ſie, ihrem Bruder überlegen, ſolche Gegenſätze friedlich in ſich verbinden konnte. Sie begrüßte anmuthig die Hinzutretenden und lud ſie zum Sitzen ein. „Unſer würdiger Freund Duchatel“ — ſagte ſie, auf einen alten Herrn deutend, welcher ſich verneigte — „hat heute zuerſt das Wort, um uns eine Erzählung vorzutragen.“

Es geht alſo heute ernſthaft zu — ſagte hierauf König Franz — denn Freund Pierre befaßt ſich nicht mit luſtiger Waare. Ich hoffe, Meiſter Clément, Du wirſt uns ſpäter Deine leichtfertigen Dinge nicht vorenthalten!

Dieſe Worte waren an einen kleinen, verſchloſſen und liſtig ausſehenden Mann gerichtet, dem der Schalk hinter den leicht

beweglichen Naſenflügeln ſitzen mochte, und der ſich bei der Anrede des Königs außerordentlich tief verbeugte.

Der Connetable, welcher in dieſen Kreis, ganz dem Alltagsausdruck gemäß, wie die Fauſt auf's Auge paßte, und welchen in dieſem Augenblicke nichts in der Welt weniger intereſſirte, als ein Geiſtes-Turnier mit Erzählungen und Phraſen, er war in peinlicher Stimmung. Er kannte König Franz von deſſen Jugend auf, er wußte ſehr wohl, daß dieſes jungen Königs Manieren äußerſt ſchwer zu durchſchauen, äußerſt ſchwer zu berechnen waren. Niemand in der Welt konnte ſagen: dies iſt jetzt des Königs eigentlichſte Stimmung und Laune und Abſicht; obwol frank und frei in ritterlicher Geradheit, war König Franz doch ein immerwährender Künſtler ſeiner ſelbſt, wie er im Allgemeinen eine Künſtlernatur war durch und durch. Nicht daß er falſch und verſtellt geweſen, nein, aber das einfache und gedankenloſe Benehmen war außer ſeiner Natur, er genügte ſich ſelbſt nicht, wenn ſein Verhältniß zu Freund und Feind nicht fortwährend eine mannigfach bedeutungsvolle Form hatte, es gehörte zu ſeiner künſtleriſchen Exiſtenz, nach allen Seiten und fortwährend eine neue, unerwartete Bedeutung für ſich ſelbſt zu erſchaffen. In dieſer unberechenbar ſchöpferiſchen Laune ſeines Naturells lag der Widerſpruch gegen eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Ritterthums, die er zu bezwecken glaubte. Er hegte irrthümlich ſolchen Glauben, weil er reicher war als die Vorſtellung, die er von ſich ſelbſt und von der Welt zu faſſen wußte.

Und wie mußte des Connetables Beſorgniß geſteigert werden, als Peter Duchatel im Beginn ſeiner Erzählung unterbrochen wurde durch die Ankunft eines Mannes, den der König zu heimlichem Geſpräch ſogleich bei Seite führte, und der Niemand anders war als des Connetables Todfeind, der Admiral Bonnivet.

Bonnivet kam ſpornſtreichs aus der Bretagne, wo ihn auf Chateaubriant einer der entgegen geſchickten Boten des Königs

aufgefunden und eiligſt nach Blois beſchieden hatte. Bourbon war unterrichtet, daß Bonnivet in der Bretagne geweſen ſei, er hatte, ganz wie die Herzogin Louiſe angedeutet, ein übles Gewiſſen in Betreff einiger bretoniſchen Edelleute, die mit ihm unter einer Decke gegen den König ſpielten, er durfte vermuthen, daß Alles in einem genauen Zuſammenhange zu ſeiner Lage und Perſon ſtehe, und daß er nur durch Höflichkeit zurückgehalten werde, bis der König den Verrath klar überſehe, um alsdann ſtracks gegen die Perſon des aufrühreriſchen Vaſallen zu verfahren. Er blickte einen Augenblick forſchend umher, ob es möglich ſei, ſich ungeſehen aus dem läſtigen Kreiſe zu entfernen. Aber ſein ſtolz-trotziger Sinn hätte dies ohnehin nicht geſtattet, wenn auch die Pechpfannen weniger hell geleuchtet hätten. Zudem redete ihn die Herzogin Margaretha bereits zum zweiten Male an; er war ſo mit ſeiner Lage beſchäftigt, daß er ohne die Vermittelung Meiſter Clément auch dieſe zweite Anſprache überhört haben würde, und daß er unpaſſend genug antwortete, aufs Neue verſtört durch die Rückkehr des Königs und Bonnivet's zur Geſellſchaft.

Kennt Jemand die junge Gräfin Chateaubriant? ſagte der König. Bonnivet rühmt ſie als ein Ideal von Anmuth und Liebenswürdigkeit. Uebertreibt er?

Gewiß nicht! erwiederte raſch Meiſter Clément.

Du kennſt ſie? Was Du nicht Alles kennſt! Und ich weiß nichts von dieſer ſchönen Blume in meinem Reiche? Graf Chateaubriant gehört wol zu den mißvergnügten kleinen Königen Frankreichs?

Alles ſchwieg.

Ich hab ihn ſeit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder geſehen. — Ihr werdet ihn wol kennen, Vetter Bourbon?

Nein! erwiderte der Connetable barſch.

Nicht? — Und bei dieſem Worte ruhte des Königs Blick forſchend auf dem Antlitze des Connetables, während ſein Mund die gleichgiltigen Worte ſprach: Wir hören, lieber Duchatel!

Peter Duchatel begann auf dieſes Zeichen ſogleich ſeine Erzählung folgendermaßen:

„Es handelt ſich um die abſonderliche Art von Erfindung eines Edelmannes, ſeine Liebe einer Königin zu erklären und wie dies ablief.

Am Hofe von Caſtilien war ein Edelmann, ſo vollkommen an Schönheit und guter Beſchaffenheit, daß man in ganz Spanien ſeines Gleichen nicht finden konnte. Jedermann bewunderte ſeine Vorzüge, und noch mehr die abſonderliche Faſſung derſelben. Denn man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem Hofe ſolche, vor denen Eis ſchmolz. Eliſor hieß jener Mann. Die Königin, eine Dame von großer Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausgenommen, die um ſo ärger brennt, je weniger ſie ſich zeigt, verwunderte ſich ſehr über Eliſor, und fragte ihn eines Tages, ob er wirklich ſo lieblos wäre, wie es den Anſchein habe.

Könntet Ihr, erwiderte er hierauf, mein Herz ſehen, wie Ihr meine Haltung ſehet, Ihr würdet mich nicht alſo fragen.

Nun wünſchte ſie zu wiſſen, wie er das meine, und drängte ihn ſo lange, bis er geſtand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar ſeines Erachtens die tugendhafteſte der ganzen Chriſtenheit. Aber alle Bitten und Befehle vermochten es nicht über ihn, daß er den Namen dieſer Dame genannt hätte, ſo daß die Königin that, als ob ſie höchlich erzürnt ſei gegen ihn, und ihm ſchwor, ſie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriethe. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er ſagte nicht ohne Beſorgniß: Madame, wenn Ihr das erſte nächſte Mal auf die Jagd geht, werde ich ſie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr ſie für die ſchönſte und vollendetſte Frau der Welt halten werdet.

Auf dieſe Antwort hin ging die Königin ſo bald als möglich auf die Jagd, und Eliſor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte ſich einen großen Stahlſpiegel machen laſſen in Form eines Küraſſes, ſchnallte ihn vor ſeine Bruſt und bedeckte ihn ſorgfältig

mit einem Mantel von ſchwarzem Fries, welcher äußerſt reich verbrämt war mit Silber- und Goldtuch. Er ritt ein mauriſch Pferd mit vergoldetem Geſchirr, und zog alle Blicke auf ſich, denn er ritt mit unglaublicher Geſchicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, ſtieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieſer Gelegenheit, da ſie ihm die Arme entgegenſtreckte, öffnete er ſeinen Mantel und ſprach: Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken! Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er ſie ſanft auf die Erde.

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte ins Schloß zurück, ohne daß ſie etwas zu Eliſor geſagt hätte. Aber nach dem Abendeſſen rief ſie ihn und ſprach, er ſei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen verſprochen hätte. Deshalb werde ſie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Eliſor, fürchtend, die Königin habe nicht verſtanden, was er angedeutet, erwiderte feſt: es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am meiſten liebe.

Die Königin ſpielte die Unverſtändige weiter, und er mußte ſie fragen, was ſie denn in dem Stahlſpiegel erblickt habe? — „Nichts als mich ſelbſt!“ entgegnete die Königin. — Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben, als das, welches Ihr auf meiner Bruſt geſehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, ſondern wie Gott auf Erden, in deſſen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, ſo lange ich ſie verborgen trug, nicht meinen Tod ſein, da ich ſie enthüllt.—

Die Königin, ſei's um ſich zu verſtellen, ſei's um ihn zu prüfen, oder ſei's, daß ſie eben noch eine andere Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt ausſah, Folgendes: Eliſor, ich will nicht fragen, welche Thorheit Euch bewogen hat, eine ſo hohe und ſchwierige Zuverſicht zu faſſen — ich möchte nur wiſſen, wie lange Ihr dieſe Neigung ſchon in Euch tragt?

Eliſor durfte von ihrer ernſten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen, und ſagte ſchüchtern, daß ſchon von früher Jugend auf dieſe Liebe in ihm Wurzel geſchlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit ſieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, ſondern eine Krankheit ſo reich an Genüge, daß er die Geneſung für den Tod erachten müßte.

Da dem alſo iſt, ſagte die Königin, und Ihr ſchon eine ſo große Feſtigkeit bewieſen habt, ſo darf ich nicht leichtſinniger im Glauben ſein, als Ihr im Geſtändniſſe geweſen ſeid. Ich will alſo eine Wahrheits-Probe verſuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach beſtandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch ſelbſt ausgebt. Finde ich Euch alſo ſo wie Ihr ſagt, ſo werdet ihr mich finden, wie Ihr begehrt.

Eliſor bat ſehr um die Beſtimmung dieſer Probe, denn es ſei ſeiner Liebe nichts zu ſchwer!

Alſo, ſprach ſie, ſollt Ihr von morgen an dieſen Ort und dieſe Geſellſchaft verlaſſen und an einen abgelegenen Ort gehen, der in keinerlei Verbindung iſt mit meinem Aufenthaltsorte, ſo daß Keines Nachricht von dem Andern haben kann ſieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch ſchon die Probe von ſieben Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt, wenn ich nun auch ſieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wiſſen, was ich zu wiſſen und zu glauben habe.

Eliſor, im Begriff, ſich darein zu ergeben, ſetzte nur hinzu: Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der ſieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?

Hier, ſagte die Königin, indem ſie ihm einen Ring reichte, brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andere bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtniß brächte — ich Euch an dieſer Ringhälfte erkenne.

Eliſor zerbrach den Ring, und ſchied mehr todt als lebendig, rüſtete ſeine Abreiſe, verabſchiedete all ſeine Leute, und ver-

ſchwand mit einem einzigen Diener dergeſtalt, daß Niemand ſieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermeſſen, welch ein Zeitraum dies iſt.

Und dieſe ſieben Jahre waren mit der Minute um, da ging die Königin zur Meſſe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küſſend überreichte er eine Bittſchrift, die ſie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie ſie war, dergleichen täglich zahlreich entgegen zu nehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete ſie dieſe inmitten der Meſſe, und fand darin die Hälfte des Eliſor'ſchen Ringes. Sie war ſehr erſtaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu leſen, was in dem Briefe ſtand, befahl ſie ſogleich ihrem Almoſenier, den Eremiten holen zu laſſen. Der Almoſenier ſuchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten ſei, es wiſſe Niemand wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almoſenier dieſe unerwünſchte Gewißheit zu berichten hatte, ſo las die Königin unterdeß, was neben der Ringhälfte geſchrieben ſtand, und dieſes klang denn folgender Weiſe:

„„Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft ſelbſt über Leidenſchaft;
Denn ſie nöthigt zur Prüfung der Dinge,
Und zeigt, was halte und was ſpringe.
So prüft' ich mein Herz im innerſten Triebe,
Was der Grund wol ſei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wol bald bekennen,
Euere Schönheit ſei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grauſamkeit nicht zu trennen!
Die Grauſamkeit aber ſei nicht böſe,
Denn ſie ſei's allein, die mich erlöſe:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr ſehen,
Und ſo war's um die Macht der Schönheit geſchehen.

Für die Schönheit ſind auch der Jahre ſieben,
Noch nirgends ohne Nachtheil geblieben;

Mir aber ſind ſie zu Statten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die ſich ſo wehrt,
Die ſo erprobet und verſchiebt,
Daß ſolche Frau, Madame — nicht liebt.

Nach ſiebenjähr'ger Prüfungsfriſt
Denn alſo nichts zu ſagen iſt,
Als dies: Auf Nimmerwiederſehen,
Madame, 's iſt Viel zu Viel geſchehen,
Ob wir uns meiden oder ſehen,
Madame, auf Nimmerwiederſehen!""

Dieſer Brief ward nicht ohne großen Thränenſtrom und großes Erſtaunen geleſen, dem ein unglaubliches Bedauern folgte, denn der Verluſt eines ſolchen Mannes ſchien ihr jetzt ſo außerordentlich groß, daß ſie ſich trotz ihrer Königskrone wie die ärmſte Frau des Reiches vorkam, weil ſie das Beſte verloren habe, und verloren durch eigene Thorheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Thal, keine Höhle, kein Buſch, kein Strauch blieb undurchſucht, um den Eremiten aufzufinden — es war umſonſt, und die ſchöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

Die Geſchichte ſpielt wol in früher Zeit, Duchatel? fragte der König.

Wegen der ſieben Jahre, ſchalt Meiſter Clément ein, und der König lachte ſehr. Clément, Clément, ſetzte er hinzu, Du wirſt alle Tage ſchlimmer, oder willſt Du nur die böſen Zungen, welche Dich ketzeriſcher Gedanken zeihen, Lügen ſtrafen?

Ich hoffe nicht — nahm die Herzogin Margareth das Wort — ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!

Aber, Margareth, ſieben Jahre! und nicht in wachſender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntniß, wenn der Termin verſtrichen, dann ſei auch unſere beſte Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein,

Schweſter, das iſt über die Ritterlichkeit hinaus, das iſt thöricht: Papa Lascaris, was ſagte man in Griechenland und Rom zu ſolcher Liebe?

Dasſelbe, was Du ſagſt, o König! erwiderte hierauf der ſchneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Alterthumskunde echt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derſelben in Frankreich, ſelbſt unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigſte gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um ſo ſorgfältiger hielt er dieſen griechiſchen Weiſen im Auge, ſeit ihm plötzlich vor einigen Jahren ſein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboiſe zum Tode erkrankt, ja in ſeinen Armen verſchieden war. Dieſer Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Bonnivet, ob dieſer ihm auch vollſtändige Abwartung ſeiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab ich zwar nicht, gnädiger König“ —

Du biſt und bleibſt doch der leichtſinnigſte Menſch —

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geiſt der jungen Gräfin ſchien ihn ſo zu feſſeln“ —

Alſo ſie hat auch ſolchen Geiſt?

„Sie unterhielt ſich mit ihm wenigſtens über eitel ſchwierige Dinge und fand kein Ende mit Fragen, ſo daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretoniſchen Grafen dabei Angſt werden kann.“

Das klingt immer beſſer; wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein paar Pferde dran ſetzen — ah, unſere Mutter, Margareth!

Der König und deſſen Schweſter und mit ihnen die ganze Geſellſchaft erhob ſich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranſchritt. König Franz umarmte ſie, und Bourbon ſah mit Entſetzen, daß ſie, den König feſthaltend, heftig, wenn auch leiſe in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit ſchießenden Blicken die Geſtalt des Connetable aus der

Gesellschaft herausſuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden ſei. Wirklich wandte ſich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

Und was meint Ihr, Connetable, zu ſieben Jahren echter Treue?

Der Connetable, nicht raſch von Gedanken, aber feſt von Muthe, antwortete nicht ſogleich, ſondern beſann ſich. —

Ich bin auch in dem Falle, fuhr der König fort, jetzt nach ſieben Jahren Rechnung abzuſchließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen.

Königlicher Vetter, ſprach langſam und deutlich Bourbon, wenn das Verhältniß richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt iſt, da dünken mir ſieben Jahre Treue nicht mehr zu ſein als ſiebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da iſt der ſchwächere Theil nicht ſieben Stunden ſicher, und er lebt nicht mehr in Zuverſicht, ſondern iſt bloßer Laune preisgegeben.

Bravo, Vetter, ſprach haſtig, Margareth, Ihr kommt als geſunder Krieger unſeren ſchwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meiſter Clément, der darauf zu harren ſcheint, ergreife das Wort.

Ohne Seitenſprünge, Clément, rief der König, den der Anblick Marots immer zu erheitern ſchien, laß eine Deiner nichtswürdigen Geſchichten heraus. Unmoraliſch ſind ſie doch alle, ſorge dafür, daß wir wenigſtens lachen können, denn es iſt ſchlechte Zeit.

„In der gascogniſchen Grafſchaft Aleth“ — begann Clément Marot mit großer Ernſthaftigkeit, „hatte Einer Namens Bornet eine anſtändige Frau geheiratet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigenthümlich ſein ſoll. Er ſelbſt indeſſen wünſchte ſein Nebenvergnügen; denn dafür bin ich der Mann, pflegte er zu ſagen, mir ſteht mehr zu. Dies Nebengelüſt richtete er auf das Kammermädchen ſeiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein

beſonderer Held. Er hatte zum Beiſpiel den ſehr ſchlimmen Fehler, daß er ſeinem Nachbar, der ein Schneider und ſein vertrauter Freund war, Alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies ſoll nie von Nutzen ſein, und dieſer Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ ſich von ihm verſprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkoſung ablaſſen müſſe, wenn er ſich hinreichend an dem ſchönen Mädchen gelezt habe. Das will ich wol thun, ſprach Bornet und ſie gaben ſich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz anderer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verrieth ihr, wie ſie von ſolchen unerlaubten Nachſtellungen des Hausherren gepeinigt werde! Madame Bornet war ſehr betreten, und wünſchte ihren Gemal zu heilen von ſolcher Verirrung. Sie ſagte alſo zu dem Mädchen: Du biſt ſehr brav, und es ſoll Dein Schade nicht ſein, aber mit der Gröblichkeit erſticken wir dergleichen nicht! Zeige Dich jezt von Tage zu Tage geneigter, und erlaube ihm endlich, Nachts in Dein Zimmer kommen zu dürfen. Aber ſag mir genau, an welchem Tage Du das gethan, und mache aus, daß er nicht ein Wort ſprechen dürfe, weil ich es hören könnte. So that das Mädchen und der beſtimmte Abend kam, und Bornet und ſein Freund der Schneider waren der beſten Dinge und thaten ſich gütlich. Die tugendhafte Hausfrau aber entließ, während die Männer zechten, das brave Mädchen aus der Hinterthür, damit ſie zu den Ihrigen aufs Land hinaus gehen könne, und erwartete ihren leichtſinnigen Gatten im Zimmer des Mädchens. Er kam denn auch, verhielt ſich der Vorſchrift gemäß ganz ſchweigſam, und ſchied inmitten der Nacht ſehr glücklich von ihr, ohne ein Wort zu ſagen. Er wußte, daß ſein Freund der Schneider mit Ungeduld wartete, und ließ dieſen ein. Die Frau war der Meinung, er kehre wieder, und widerſezte ſich nicht, als ihr dieſer beim Scheiden den Ring vom Finger ſtreifte, auf den die Ehefrauen dortiger Gegend ſehr viel halten, und woran ſich mächtiger Aberglaube knüpft. Sie dachte, juſt mit dem Ringe will ich ihn morgen ſchön aufziehen, den Böſewicht!

Als Bornet ſeinen Freund den Schneider mit dem Ringe kommen ſah, ging ihm ein ſchreckliches Licht auf, denn er hätte dieſen Ring aus tauſenden heraus erkannt, und er lief mit dem Kopfe gegen die Wand und ſchrie: O, ich unglaublicher Eſel!

Wie denn? ſagte ſein Freund der Schneider.

Was alle Welt wie den höchſten Schatz behütet, das hab ich ſelbſt — nein, es gibt keinen dümmern Menſchen auf Erden!

Aber wie denn, Bornet?

Wie denn! Wie denn! Gib her den Ring und pack Dich zum Teufel!

Hör' auf, Clément, rief unter ſchallendem Gelächter ſämmtlicher Männer König Franz, Du verdirbſt die Jugend — was iſt?

Ein Courier aus Italien, berichtete ein Secretär und überreichte dabei das Paket, iſt ſo eben mit Depeſchen angekommen, die als ſehr dringend bezeichnet ſind!

Der König riß ſie haſtig auf, und als er einige Zeilen davon geleſen hatte, ſtieß er einen unarticulirten Ruf aus, und ſtampfte mit dem Fuße, ſo ſchmerzlich wie grimmig ausrufend: O Lautrec! Lautrec!

So rief Auguſtus: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! flüſterte Marot zu Duchatel.

Der König, auch für ſich künſtleriſch mächtigen Sinnes, und wol im Stande ſich zuſammen zu halten, hatte die Worte gehört, und blickte auf Marot, halb zerſtreut, halb im fortgährenden Grimme über die Nachricht, ſo daß dem vorlauten Dichter übel zu Muthe wurde. —

Was iſt, mein Sohn? rief die Herzogin von Angoulême.

Was iſt? Italien iſt verloren, weil Lautrec keine Unterſtützungen geworden ſind; die Aufgabe meines Lebens iſt geſcheitert. Wehe dem, der kein gut Gewiſſen, und Lautrec im Stich gelaſſen hat, ich werde ein unerbittlich Gericht halten und Niemand ſchonen, träfe die Strafe auch meine eigene Mutter!

Die Herzogin Louiſe erbebte ſichtlich, und wollte ſprechen, der König machte aber eine ſo entſcheidende Bewegung, daß Alles ſich auf der Stelle entfernte, und er allein blieb an dem zu luſtiger Rede erleuchteten und geſchmückten Orte. —

Connetable von Frankreich! rief er plötzlich, und dieſer, welcher ſich eilig in der beſtürzten Menge fortdrängte, war genöthigt, zurückzukehren.

Der einen halben Kopf höher gewachſene König ſtand mit untergeſchlagenen Armen mehrere Minuten ſtumm vor dem der Anrede gewärtigen Kriegsmanne, und begann endlich mit langſamer Betonung folgende Worte:

Connetable, es liegen die übelſten Zeugniſſe gegen Euch vor — Ihr ſteht mit Kaiſer Carl in Verbindung —

Der Connetable ſchwieg.

So ſagen die Zeugniſſe. Als Connetable des Reiches, als Prinz des königlichen Hauſes hättet Ihr damit Ehre, Land und Leben verwirkt. Ihr thut nicht wohl, darauf zu antworten, denn ich hoffe, Ihr könnt nicht lügen —

Königlicher Herr —

Laſſen wir das! Ihr ſeid übel behandelt worden, Ihr ſeid gereizt worden, man hat gefehlt auch von königlicher Seite. Wir wollen einen Schleier werfen über die letzten Monate und Schritte, wir wollen Beide gut machen, was wir ſchlimm gemacht, die Ehre und Größe Frankreichs iſt in Gefahr, ſei ein würdiger Bourbon und zieh das Schwert des Connetables, um es nicht eher wieder einzuſtecken, bis wir am Po unſere ſiegreichen Lilien aufgepflanzt haben. Sammle Deine Truppen und erwarte mich mit ihnen in Lyon. Biſt Du bereit?

Zu Eurem Dienſt, mein König!

Der König reichte ihm die Hand, und ſie gingen nach dem Schloſſe, welches Bourbon fünf Minuten darauf mit ſeinem Gefolge verließ.

3.

Dieſe Verſöhnung war bereits nicht mehr möglich geweſen: Bourbon fand auf ſeinem Schloſſe Chantelle ſchon zum zweiten Male den deutſchen Grafen Reuß mit Vollmacht, die gereiften Unterhandlungen zu einem feſten Vertrage abzuſchließen. Er verließ ſich nicht auf die großmüthigen Wallungen ſeines Königs, er hatte zu tief hineingeſehen in den böſen Willen der Valois, und glaubte einer dauernden ſichern Exiſtenz im Bunde mit ihnen nicht mehr verſichert ſein zu dürfen, er ſchloß den Vertrag mit dem Grafen Reuß. Darin verſprach er, im Bourbonnais, in der Auvergne, in der Marche, im Forez, Beaujolais, den Domänen, welche ihm der König beſtritt, und in allen Provinzen, in welche er reichen könne, Vorbereitungen zum Kriege gegen den König zu treffen, während eine ſpaniſche Armee nach der Gascogne und dem Languedoc, eine engliſche und niederländiſche nach der Picardie, eine deutſche nach Burgund dringen ſollte. Die bourboniſchen Domänen ſollten mit dem Lyonnais, Dauphiné und der Provence zu einem Königreiche für ihn errichtet, und das übrige Frankreich ſollte getheilt werden zwiſchen Kaiſer Carl und König Heinrich VIII. von England, welchem der Titel eines Königs von Frankreich zufiele.

Franz hatte ſchon in Blois einige vage Andeutungen von dieſem gefährlichen Pact gehabt, und ſeine Mutter hatte ihm an jenem Abende mitgetheilt, daß der Großſeneſchal der Normandie, Herr von Brezé ihr geſchrieben, zwei Seigneurs hätten in der Beichte ausgeſagt, ein wichtiger Mann von königlichem Blute habe ſie angeworben gegen den jetzigen Beſtand des Staates. Aber Franz hielt es ſeinem Naturell gemäß für beſſer, dergleichen durch ritterliches Vertrauen im Keime ſelbſt zu erſticken, und hatte vor ſeiner Abreiſe nach Lyon nur den Befehl hinterlaſſen, jene Seigneurs zu fangen und an ſeine Mutter zu ſenden. Er ſelbſt aber ging mit gutem Geleite nach dem Bourbonnais,

und überraſchte den Connetable in Moulins. Hier wiederholte ſich die Scene von Blois, nur mit dem Unterſchiede, daß der König freier mit der Sprache herausging, und ihm für den Fall des Unrechts Verzeihung und, der Proceß möge vom Parlamente entſchieden werden wie er wolle, das ſichere Eigenthum der bourboniſchen Herrſchaft zuſicherte. Es war zu ſpät; Bourbon konnte nicht mehr zurück, und konnte auch verſichert ſein, daß kein Verſprechen im Voraus ihn vor ärgſter Strafe des Königs retten könne, wenn der Vertrag ſelbſt jemals aufgedeckt würde. Er that alſo ſeinem harten Charakter alle mögliche Gewalt an, ſich eingehend zu beweiſen, geſtand, daß ihn der Kaiſer *geſucht* habe, daß er aber auf nichts eingegangen ſei, entſchuldigte ſich mit augenblicklichem Unwohlſein, welches allein ihn hindere, auf der Stelle mit dem Könige nach Lyon aufzubrechen, verſicherte aber, in einigen Tagen bei ihm einzutreffen in Lyon. So ſchieden ſie. Der König ließ einen Edelmann zur Aufſicht und zum Antreiben zurück, und Bourbon machte ſich wirklich langſam auf den Weg. In la Paliſſe aber riß er das Netz, und kehrte ſtracks über den Allier zurück nach ſeinem Schloß Chantelle, dem Könige ſagen laſſend: er werde ihm dienen bis an den Tod, wenn er flugs ihm die bourboniſchen Domänen wieder gebe und den Proceß niederſchlage. —

Es war die höchſte Zeit für ihn geweſen: eben hatten die Boten der Herzogin Louiſe und des Kanzlers Duprat dem Könige die ausführlichen Geſtändniſſe jener Seigneurs Matignon und Argouges, welche in Blois auf Leib und Leben verhört worden waren, nach Lyon gebracht, und der König ließ bereits Truppen gegen Bourbon marſchiren, eh' deſſen Brief von Chantelle nach Lyon kam. Der Connetable war im Handumkehren daran, auf ſeinem Schloſſe belagert zu werden, mußte über Hals über Kopf ſeine Anhänger entlaſſen und nach entfernten Rendezvous-Plätzen vertheilen, und ſelbſt mit einem Begleiter, dem Seigneur von Pomperant, und zwar als deſſen Diener, hinauf in die Berge der Auvergne entfliehen, um ſpäter unter tauſendfacher

Gefahr wieder zurück über den Rhone durch's Dauphiné nach Savoyen zu entweichen.

War nun auch vor dem Anſehen und der Nähe königlicher Macht dieſer furchtbar angelegte Aufruhr wunderbar ſchnell unmächtig geworden, ſo war doch dies Gelingen damals nicht ſogleich zu überſehen, und die ſcheinbar noch unſichere Lage nöthigte den König, vom perſönlichen Zuge nach Italien abzuſtehen. Von außen ferner hatte der angelegte Aufruhr rings herum die drohendſten Wetterwolken für Frankreich zuſammen gezogen, und kein Menſch mochte damals beſtimmen, bis zu welchem Grade dies ohne Schaden für das Königreich abzuwenden ſein werde. Eins aber bekümmerte König Franz über Alles: die Untreue und der Verrath des mächtigſten Pairs der Krone, des Vetters, des Waffenbruders, des ſchlichten Mannes, der ſchon inmitten des Truges ihm Anhänglichkeit geheuchelt! Dieſer ſchreiende Widerſpruch gegen die Wiedergeburt einer Ritterswelt, wie ſie Leben und Seele des Königs beſchäftigte, dieſe Felonie beſtürzte ihn außerordentlich. Er war kein ſo zergliedernder Denker, daß er ſich jemals das ihm ſelbſt inwohnende moderne Element, das Element des Wechſelluſtigen, in allen möglichen Folgerungen vorgeſtellt hätte; dies würde ihm die Idee ſeiner eigenen ganzen Lebensexiſtenz ſehr erſchwert, dieſen vorliegenden Fall aber ſehr erleichtert haben.

Ohne dieſe Ueberſicht zu gewinnen, war er melancholiſch nach Blois zurückgekommen, und hatte ſich gegen Gewohnheit allein in ſein Gemach zurückgezogen. Der Diener hielt ihn für krank, und da ihm der Septemberabend ohnedies ein wenig kühl vorkam, ſo machte er ein knatternd Feuer in dem Kamine, welcher nach damaliger Sitte eine große, den Eintritt geſtattende Niſche des Zimmers bildete. Der König ſaß lange einſam im Schimmer dieſer Flamme, und ſtarrte trübſinnig hinein. —

Als endlich der Diener fragte, ob der König zur Abendtafel größere oder kleinere oder gar keine Gesellschaft befehle, fragte nach einigen Besinnen der König zurück: Wer ist hier in Blois von meinen gelehrten Herrn? Ist Kanzler Budé gekommen, und noch nicht nach Paris?

Zu Befehl, Majestät, er ist heut gekommen und noch hier.

Ah, schön. Also er — wer ist sonst noch da?

Se. Hochwürden der Herr Bischof von Tulle und Macon, Herr Pierre Duchatel, der mit Ew. Majestät zurückgekommen. —

Natürlich!

Herr Jean Juste, der Sculpteur, und Herr Jean Cousin, der Maler, die morgen nach Paris gehen, und zusammen mit Herrn Primatice reisen wollten, der nach Fontainebleau will. —

Primatice ist noch da? Schön! Und —

Herr Lascaris, Herr Marot —

Marot laß weg, bin heute nicht lustig, doch nein, warum nicht! und vorher bestelle mir den Kanzler des Parlaments, Herrn Duprat hierher!

So wie er dies gesagt, nahm er Papiere, welche auf dem Tische lagen, und ging sie sorgfältig durch. Es war eigenthümlich an ihm, daß er eine große Kunst des Ueberblicks in allen Geschäften hatte, und daß er sich ununterbrochen beschäftigt hielt, wenn auch keineswegs immer mit Staatsangelegenheiten. Langeweile kannte er nicht; etwas lernen, oder etwas thun, oder etwas genießen zu jeder Stunde, war ihm Bedürfniß, deshalb waren immer Künstler und Gelehrte um ihn, er mochte treiben was er wollte, und wenn er auf der Jagd umher ritt. Man ritt doch hie und da langsam, und da knüpfte er ein Gespräch an, oder es gab einen Halt, da wurde es verbreitet und erschöpft. Und gar beim Mahle! Das würzten ihm seine Gelehrten, wie er sie kurzweg alle nannte. Er verbrauchte deren außerordentlich viele, weil er jeden neuen so lange ausfragte und gleichsam preßte, bis er nichts mehr von ihm zu gewinnen glaubte. In diesem Betrachte hielt er Duchatel sehr hoch, den er lange Zeit als Vorleser

benutzte und von dem er zu ſagen pflegte, es ſei der Einzige, deſſen Wiſſen er nicht in zwei Jahren erſchöpft habe. — Allerdings verwendete er auch gar viel Zeit auf ſeine Neigungen, aber dieſe Zeit hielt er am allerwenigſten für verloren. Leb ich nicht dann erſt ganz, wenn ich genieße! rief er aus; alles Uebrige hilft mir dazu, je mehr ich kenne, je mehr ich weiß, deſto mehr hab ich Anknüpfung und Mittel zum Genuſſe, deſto eher erhalte ich mir die Geſundheit an Leib und Seele, dies unerläßliche erſte Bedürfniß zum Genuſſe. — Bei alle dem war der Verkehr mit ihm nicht leicht, weil er raſches oder doch charaktervolles Eingehen auf ſeine Anregungen heiſchte, und ſchwankende Unſicherheit oder Halbwahrheit gröblich bei Seite ſtieß, und weil er Richtungen, die ſeinem Geſchmacke abſeits lagen, leicht mit gleichgiltiger Geringſchätzung behandelte. In ſolcher Gefahr, welche Duchatel immer abzuwenden ſuchte, war von den oben Genannten Jean Couſin, ein ſehr mannigfaltiger Künſtler, in Mannigfaltigkeit der einzige Franzoſe, welcher dem genialen Italiener Primatice die Wage zu halten begann, denn er war wie dieſer Maler, Baumeiſter und Geometer in einer Perſon, und nur die Sculptur und den feineren Geſchmack hatte der Fremde vor ihm voraus. Couſin, der von der Glas- zur Oelmalerei überging, war von überkräftigen Vorſtellungen im Geiſte Michel Angelo's, und dies Ungeheuerliche war dem Sinne des Königs, der Raphael thurmhoch über Alles ſtellte, nicht genehm. „Der Menſch iſt das größte Kunſtwerk, Jean," ſagte er öfters zu ihm, „verlaß nicht deſſen Ausdehnungen und Kreiſe." Couſin malte bei den Minimen in Vincennes das jüngſte Gericht, und beſchwerte ſich, daß ihn der König ſeltener als Andere beſuche. „Warum malſt du Höllenfratzen, die mir die Phantaſie verunreinigen ſtatt zu läutern!" erwiderte er ihm darauf.

Ungefähr ſo viel Zeit, als dieſe Worte einnehmen, mochten vergangen ſein, da trat Duprat unter tiefer Verbeugung ins Zimmer. Der König ſah auf, und las dann weiter, bis die Schrift ganz zu Ende war.

Deine Darſtellung der Verſchwörung, Duprat, iſt ſehr klar gefaßt, und Deine Maßregeln, Dich ihrer zu bemächtigen, ſind ſehr geſchickt geweſen. Ich danke Dir. 's iſt abſcheulich, daß ſo tiefe Nichtswürdigkeit möglich iſt, und unſere Zeit und Thätigkeit in Anſpruch nimmt. Um ſo weniger Umſtände will ich damit machen, es muß den Seigneurs dergleichen auf ewige Zeit verleidet werden. Die ſolcher Felonie überführt ſind, ſollen ſchmählichen Todes ſterben. Du haſt ihrer hier in Blois?

Zu Befehl, Majeſtät, und ich müßte unterthänigſt bemerken, daß ich zweien, die ich als Werkzeuge der Entdeckung benutzt, denen von Matignon und von Argouges des Königs Gnade verſprechen mußte, um ſie redſelig zu machen.

Das Verſprechen iſt Deine Sache, die Gnade oder Ungnade iſt mein. Wer iſt der dritte?

Jean von Poitiers, dem nichts verſprochen iſt. Eure Majeſtät wiſſen, daß ich nicht weich und milde bin, aber es iſt wegen der Zukunft —

Man wird in Zukunft nicht mehr dergleichen wagen, wenn man die raſchen bittern Folgen einmal geſehen.

Und thäten Ew. Majeſtät nicht beſſer, um aller Verantwortung baar zu ſein, Verhandlung und Urtheil, wie es der Sache angemeſſen iſt und vom Lande erwartet wird, dem Parlamente zu überweiſen.

Damit ſie verſchleppt werde ins Nachdruckloſe, denn dies Parlament hat mir bis jetzt nur Hinderniſſe bereitet, und man muß das Land daran gewöhnen, daß der König entſcheidet und nicht das Parlament.

Ew. Majeſtät entſchieden denn am Ende doch über Leben und Tod, auch nachdem das Parlament geſprochen, und ich möchte vorausſagen, daß das Parlament in dieſem Falle nicht wie in manchem andern hinter den Wünſchen des Königs zurückbleiben wird; denn in dieſem Falle haben wir, Eurer Majeſtät ergebene Leiter desſelben, feſteren Boden als in anderer Frage, hier iſt der Hochverrath offenbar.

Ich brauche die Wirkung raſch!

Ich werde den Spruch nach Kräften beeilen, und das Vertrauen, welches wir hier dem Parlamente gewähren, trägt uns bei anderer Gelegenheit Früchte. —

Sind die Großſeigneurs der Normandie und Bretagne hierher beſchieden, wie ich von Lyon aus befohlen?

Sie ſind großentheils bereits angekommen. Mögen Ew. Majeſtät eine Form finden für die Remonſtranz, welche Sie ihnen zugedacht um der wenigen Schuldigen, die bis jetzt aus dieſen Provinzen entdeckt worden ſind. —

Sei unbekümmert um die Form, was der König thut, iſt Form. Auf morgen!

Hiermit war der Kanzler entlaſſen. Es gelang dieſem Manne nie, und doch war es die raſtloſe Abſicht desſelben, mit dem Könige auf vertraulichen Fuß und Ton zu kommen: er that Alles für ihn, drehte und peinigte Recht und Form ihm zu Gefallen, und ward allerdings dafür von der Herzogin Louiſe in allen Dingen gefördert, aber vom Könige unwandelbar behandelt wie ein Mitglied jener verhaßten Oppoſition im Parlamente, welche dem despotiſchen Gelüſte des Königs bald hier, bald dort entgegen trat. Ein ſolcher Parlamentsrath war er nun gar nicht, das konnte der König ſehr gut wiſſen, aber der König wollte es vielleicht nicht wiſſen, und wollte wahrſcheinlich einem Manne nicht dankbar ſein, den er innerlich verachtete. Franz ſchätzte den Unabhängigkeits- und Rechtsſinn an Anderen wenig, er dachte ſich überhaupt nicht in Andere, er war gleichgiltiger Egoiſt, aber wer ihm zu Allem feil diente, den behandelte er eiskalt, und für all ſolche und ähnliche Verhältniſſe hatte er eine demüthigende Herren-Manier des Betragens. Wie er denn überhaupt, eben weil er ſo gleichgiltig egoiſtiſch und eine prächtige äußere Erſcheinung war, durch ſtolze Majeſtät den Franzoſen imponirte, wie nie vorher ein König, und wie nach ihm nur Ludwig XIV., deſſen imponirende Majeſtät aber viel mehr ein Ergebniß von Grundſätzen als wie bei Franz die Frucht eines rückſichtsloſen Naturells war.

Holla! rief plötzlich der König noch hinterdrein, als der Kanzler ſchon aus der Thür geſchritten — Herr Kanzler! Die Seigneurs der Bretagne und Normandie ſollen ſich augenblicks in der Kirche verſammeln und meines Befehls harren! Es kann ihnen zur Vorbereitung eine Meſſe geleſen werden!

Und auf einen Wink öffnete der Diener eine zweite Thür, welche in den neu gebauten Flügel des Schloſſes führte und einen quadratförmigen, hell erleuchteten Saal zeigte, in deſſen Mitte eine gedeckte Tafel ſtand, und in welchem die geladenen Gelehrten und Künſtler umher gingen. Der König trat ein, und grüßte ohne ſie anzuſehen mit der Hand, ſeine Augen gingen prüfend an den Wänden und an der Decke umher, deren Farben und Schmuck ganz neu und Gegenſtand ſeiner Prüfung waren.

Iſt Primatice da? fragte er, ohne den Augen eine andere Richtung zu geben.

Zu Befehl, Majeſtät, ſagte ein wohlgebauter Mann von edlem, ſchönbärtigem Antlitze, und trat zum Könige.

Immer noch in den Anblick der Wände verſunken reichte er ihm die Hand, und ſagte leuchtenden Antlitzes: Du haſt das wieder ſehr ſchön gemacht, Meiſter! Weißt Du, daß die Narren ſagen, wir trieben unſere Künſte unchriſtlich ſinnlich? Die Sirenen und Faune in Simſen und Verzierungen ſeien allzu heidniſch!

Aber die Kunſt, ſprach Primatice in gebrochenem Franzöſiſch, iſt ja Gott in ſinnlichen Formen!

Nicht wahr? Gott erhalte uns ſcharfe Sinne!

Daß wir uns wieder den volleren Formen eines fleiſchigen Körpers zugewendet in Bild und Bau, daß wir die langgereckten ſchmalen Linien, die mageren Kreuzesecken des Mittelalters verlaſſen, dies bildet ja eben ſeit Brunelleſchi das Weſen unſerer Renaiſſance, und Eure Majeſtät werden aus dem Plane Bramante's von Urbino zur neuen Peterskirche erſehen haben, daß es ſich in dieſer außerordentlichen Compoſition überall um volle Rundungen, um heidniſche Fleiſchesform

handelt: die Kuppel des griechiſchen Pantheon ſoll das Ganze krönen.

Ich möchte das Werk beendigt ſehen, Primatice! Aber es ſchwebt mir eine andere Miſchung der Style vor, die mich noch mehr intereſſirt. Du magſt mich morgen früh hinüber begleiten nach der Sologne in den Wald von Chambord, da liegt von den alten bleſiſchen Grafen ein dürftig gothiſches Schlößlein am Saum eines unabſehbaren Eichenwaldes. Vom ſchmutzigen Thurme desſelben ſah ich zuweilen hinaus in das grüne Waldmeer, es gibt nichts Schöneres, Primatice, als meilenweit über lauter Baumkronen, über die ſchwarzgrüne See von ſchwerer Sammtmaſſe zu blicken! Dorthin wollen wir ein Schloß bauen mit ſchlanken mauriſchen Zinnen, mit breiten, fleiſchigen Flächen und armrunden Schwingungen des wohlthuenden Geſchmacks, mit lockend aufſteigenden, offen gehaltenen Thurmtreppen — noch weiter, noch freier, Meiſter, als die, welche Du mir hier angelegt haſt! — mit ſüdlichem Dache zum Luſtwandeln, zum Waldgenuſſe hoch in der Luft; laß Deine Phantaſie kreiſen, Meiſter, und zeig mir morgen einen Entwurf! — Sieh da, Guillaume, da biſt du ja! Iſt Dein Fuß heil, und Deine ſchöne Wirthin mit Dir in Blois?

Mein Fuß iſt heil, antwortete Budé, und folgte dem Könige in eine Fenſtervertiefung, aber meine ſchöne Wirthin iſt in der Bretagne geblieben.

Pfui doch! Iſt Chateaubriant hier?

Ja, Euerem Aufrufe an die Barone gemäß; aber er hütet die Gattin vor Aller Blicken wie einen Juwel, und er hat Recht, ſie iſt ein Juwel.

Den ich ſehen will, foi de gentilhomme! mich dürſtet nach dem Anblicke eines ſchönen Weibes wie den Hirſch an dürrem Tage nach einer friſchen Quelle. Wir wollen in der Nacht aufbrechen, und die ſchöne Schloßherrin überraſchen.

Thut das nicht, königlicher Herr! Laßt die Zeit bilden, vielleicht bildet ſie ein edles, dauerndes Verhältniß.

Aber reißt nicht dies ſchöne und edle Geſchöpf in wilde Kreiſe!

Ich ſehe, Du haſt Deine theologiſchen Aufträge für England noch im Kopfe! Du biſt zu gewiſſenhaft, Budé, das haſt Du in Rom erfahren, als Du Dich jahrelang wegen des Concordats von den heiligen Leuten täuſchen ließeſt!

Beſſer getäuſcht als täuſchend mit dem Edelſten! Meine Nachforſchungen in England, königlicher Herr, haben übrigens dahin geführt, daß über den Gang des Kirchenlebens, das täglich verworrener wird, keine Gemeinſchaft mit König Heinrich zu finden ſein dürfte. Es ſind unlautere Elemente in ihm: die Päpſte möchte er wol allenfalls los ſein, aber die Kirche will er nicht beſſern. Und in unſeren Schul- und Lehrplänen ſind wir ihm voraus, haltet nur feſt, Herr, an unſeren neuen Einrichtungen in Paris, ſo wollen wir die Wiſſenſchaft wol aufbringen. Schafft mir nur die Mittel, noch zehn Lehrer zu beſolden. —

Die Mittel, die Mittel! Ich habe ſelbſt kein Geld, und Alles hat ſich bedrohlich, und neue Summen in Anſpruch nehmend verändert. Deshalb jagte ich Euch Boten nach der Bretagne entgegen, weil die Pläne, um derentwillen ich Euch nach England geſchickt, über Nacht veraltet waren. Rathen und helfen ſollt Ihr! Du magſt morgen nach Tours hinabgehen und prüfen, ob es ohne allzu großen Scandal möglich iſt, das ſilberne Gitter vom Grabmale des heiligen Martin wegzunehmen. Ludwig XI. verſtand ſich auf Politik und nicht auf Kunſt, und Du mußt den Leuten von Tours begreiflich machen, daß ein ſchönes Gitter für ihren Heiligen nöthig und in Arbeit ſei — Jean Juſte, reite morgen früh mit dem Kanzler nach Tours, vermiß das Grabmal des heiligen Martin, und entwirf mir eine Skizze, wie ein Geländer von gutem Marmor anzubringen ſei! — Komm mit hinaus, Guillaume, ich habe noch Anderes mit Dir zu berathen.

Er nahm ihn an der Hand und führte ihn ins Freie an den Abhang der nach der Loire hinab ſieht. Die Diener waren hier-

durch genöthigt, die Speiſen wieder abzutragen, damit ſie nicht kalt würden; ſie waren's am Könige gewohnt, daß er keine Stunde, nicht die eigen befohlene, hielt, und wehe ihnen doch, wenn dann die Speiſen weniger gut und friſch erſchienen. Er war ein gar ſchwer zu befriedigender Herr. Und nicht etwa weil heute nur Gelehrte und Künſtler des Mahles harrten, zeigte er ſich darin ſo gleichgiltig, o nein, alle Großen des Reiches mochten geladen ſein und vor Hunger und Harren vergehen, er nahm darauf keine Rückſicht, wenn ihn zur feſtgeſetzten Stunde irgend etwas Anderes intereſſirte. Drang der Geſchäfte war es ſelten, war es eigentlich nie, was ihn dazu vermochte; auch die Geſchäfte ließ er warten, ſchob er bei Seite, wenn ſeinem Sinne ein Reiz entgegen trat. Noch weniger war es Abſicht, den Herrn zu ſpielen, die ihn zur Rückſichtsloſigkeit jeder Art bewogen hätte, nein, immer und überall war es der fragloſe Egoismus ſeines Weſens, dem nur eben lebendig anzugehören, was ihn eben am lebendigſten ergriff. So verzögerte er oft hundert Menſchen und hunderterlei Anſtalt um eine Stunde, damit er ein Geſpräch, welches ihn ſpannte, zu Ende brächte.

Es war eine finſtere Nacht und der Wind ſtrich hohl aber warm das Loirethal herauf. Der König ſetzte ſich auf einen Bauſtein und ſchwieg lange. — Ich halte Dir's hoch, Guillaume, daß Du der Königin Claude ſtets das Wort redeteſt, wenn ich haſtig war. Jetzt fehlt ſie mir mit ihrem ſtillen, richtigen Maße, und ihrem beſchwichtigenden ſanften Auge. Sie konnte ſchöner ſein, wie oft hab ich's bitterlich ausgeſprochen; aber ſie liebte mich feſt und war ſtets lieb, ich mochte kommen, wann ich wollte, ich mochte ſein, wie ich wollte. Ich ſpreche von ihr wie von einer todten Frau, Budé, denn die Aerzte ſehen täglich ihrer Auflöſung entgegen, ſie ſoll kaum noch einem menſchlichen Weſen ähnlich ſehen. — Ich bedarf wieder eines Weibes. Eines Weibes, das mich gewähren läßt und doch mich liebt. — Und jetzt iſt doch dies Frankreich wie ausgeſtorben, ich begegne keinem ſchönen Geſchöpfe mehr. Mein Gott, wenn ich an meinen Aufenthalt und

mein Zuſammenſein mit dem Papſte in Bologna denke nach der Marignano-Schlacht, in welchem Ueberfluſſe ſchwelgte ich da! es war, als ob ich nicht Augen und Hände genug hätte, die Schönheitsblumen, welche die Erde bot, zu pflücken!

Ihr wart mehr denn ſieben Jahre jünger, mein König!

Sage nicht, daß es dies allein war, die Schönheit iſt in Frankreich dünne geſät, und ſchon deshalb wäre ich gern wieder nach Italien gezogen, und verwünſche dieſen Connetable, deſſen Umtriebe mich hier feſtbannen, und Ihr Alle wollt nun einen ſeltenen Schatz in der jungen Foix entdeckt haben, und wollt ihn mir verſchließen, was habt Ihr?

Wie glücklich wäre ich, mein König, könnte ich Brautführer ſein für dieſe liebliche Françoiſe, könnt ich ſie für die Dauer des Lebens meinem Könige entgegenbringen! Ach, es hat mich dieſer Gedanke auf Chateaubriant fortwährend beſchäftigt, denn nie iſt mir noch ein Naturell begegnet, welches dergeſtalt wie für Euer Weſen angelegt und ausgebildet worden wäre: heiter und doch innig, ſchwärmeriſch und doch witzig, talentvoll in Allem, was ihre Hand berührt, was ihre Seele nur einen Augenblick aufnimmt, ſinnvoll für alles Gedanken-, für alles Formenleben, und ſchön wie ein Engel —

Budé, höre auf, dies Weib muß mein ſein, ſo wahr die Loire zu ihr hinabfließt nach der Bretagne!

Ich würde der Stunde fluchen, in welcher ich Euch alſo von ihr geſprochen, wenn Ihr nach ihr trachtetet in leichter, galanter Weiſe!

Und kann ich nicht ernſthaft nach ihr trachten? Bin ich nicht heut oder morgen Witwer? Wird nicht der Papſt um ein Wort ein Weib für mich ſcheiden?

Mein König!

Ich heirate nicht mehr aus Politik, ſeit die politiſche Heirat mich auf den Thron gebracht. —

O mein König, könnte es jemals alſo werden zwiſchen Euch und ihr! Ach nein, Ihr ſeid ein zu raſcher, viel

verbrauchender Herr, Ihr ſeid nicht zu feſſeln, Ihr ſeid nicht —

Nun, was bin ich nicht?

Nicht treu!

Budé, Du wirſt dreiſt.

Das werd ich, mein Gebieter, ich weiß es.

Und Du irrſt Dich! Iſt nicht Treue der Mittelpunkt alles Ritterthums, und bin ich nicht ein Ritter von ganzem Herzen?

Das ſeid Ihr, Herr!

Alſo! — Gehen wir näher auf die Sache ein, es iſt mir hoher Ernſt, und ich will ſie ſehen, ſo wahr ich ein Ritter bin. Den Grafen Chateaubriant liebt ſie ſchwerlich. —

Nein, ſie ward, ein noch nicht fünfzehnjährig Mädchen, dem verlebten wüſten Grafen zugeführt; doch ſie iſt ihm ſtrenge Gattin.

Wie bewegen wir ihn, ſie daher nach Blois zu rufen?

Das bedürfte wunderbarer Künſte. Er verſieht ſich ſchlimmer und frecher Maßregeln von Bonnivet, und hat ſie unter ſtrenger Hut zurückgelaſſen und unter dem abſonderlichen Gebote, das Schloß nur zu verlaſſen, wenn er ihr das verabredete Zeichen ſendete. —

Was iſt das für ein Zeichen?

Es iſt die Hälfte eines Ringes, der zur andern Hälfte, welche er ihr gegeben, ganz genau paſſen muß.

Er führt alſo die eine Hälfte bei ſich! Wenn man ſie nur auf vierundzwanzig Stunden haben könnte, meine Künſtler ſollten ſie ſchon zu Stande bringen — genug davon, ich werde hungrig, komm zur Tafel Guillaume.

Die Kirche drüben iſt ja erleuchtet, königlicher Herr!

Der König lachte und rief: Faſt hätt' ich's vergeſſen, die Normänner und Bretonen beten dort, bis ich komme, unſer Ringherr iſt darunter, was iſt?

Die letzte Frage galt einem ihm auf der Schwelle des Schloſſes entgegentretenden Edelmann des Hofhaltes, der zu

berichten hatte, die Meſſe drüben wäre lang zu Ende, und die Seigneurs —

Die Seigneurs werden warten, bis ich geſpeiſt habe!

Und in den Saal der Garden tretend ſchwenkte er die Hand, und die Trompeten bliesen ſchmetternd das Signal, der König ſetzte ſich zur Tafel, und die Diener flogen, als habe der Blitz ins Haus geſchlagen.

4.

Gleich bei Beginn der Tafel war Bonnivet, der geübteſte Mann in galanten Unternehmungen, vom Könige, welcher Budé's Worte trotz alles Gegenſcheins nicht einen Moment aus den Augen verloren, unterrichtet, um welche Aufgabe es ſich handle; und die Diener griffen noch nicht an den Abhub des erſten Ganges, da war Bonnivet's Diener ſchon auf dem Wege, der ſchwierigen Aufgabe nahe zu treten. Dieſer Diener, Namens Florio, war eine Eroberung, welche ſich Bonnivet aus dem Kriege in Italien mit heim gebracht hatte. Italien war damals was heute Frankreich iſt: das raffinirte Leben war dort unvergleichlich weiter ausgebildet als in einem Lande Europa's, die Anſtelligkeit der Italiener zur Intrigue war und iſt die größte, und Florio, aus Rom ſtammend, war einer der abgeſeimteſten Italiener. Die innerlichen Fragen, welche die europäiſche Welt bewegten, waren ihm vom Mittelpunkte der damaligen Welt her, oberflächlich geläufig, und in der Wahl der Mittel war er durchaus nicht blöde. Er hatte einem Prälaten gedient, und in welchen Gedankenkreiſen ſich damals die hohe Geiſtlichkeit bewegte, mag daraus erſichtlich werden, daß die Päpſte ſchon vor zehn Jahren auf einem Laterau-Concilium für nöthig befunden

hatten, die „ketzeriſche Lehre von Sterblichkeit der Seele“ zu bekämpfen. Der Platonismus, der frühere Schöpfer ſo mancher intereſſanten logiſchen Schwärmerei, war bereits ganz aus dem Trachten der Geiſtlichkeit verdrängt, und hatte ſkeptiſchen und epikuräiſchen Syſtemen Platz gemacht. Jagd, Concerte, Dichtkunſt und Theater beſchäftigten außer den bildenden Künſten den genialen Papſt Leo, und man ſpielte vor ihm im Vatican Machiavelli's Luſtſpiel „la Mondragore“, worin das Mönchthum verlacht, und Leichtfertigkeit in ausgelaſſenſter Art vorgeſtellt wurde. Wie der Herr, ſo die Diener: die Prälaten eiferten dem Papſte nach und die Diener der Prälaten waren die raffinirteſten Burſchen der Welt. Zu Bologna bei der berühmten Zuſammenkunft des Königs mit dem Papſte, welche den König mitten unter Künſte und Künſtler gebracht hatte, war Bonnivet zur Werbung Florio's gekommen, und er hatte ihn ſeitdem häufig genug zur Betreibung von Abenteuern des Königs benutzt.

Florio ſtieg in die dunkle Stadt hinab, um die Dienerſchaft Chateaubriants kennen zu lernen. Alle Schenken waren mit Trabanten der Seigneurs angefüllt, denn ein Seigneur damaliger Zeit war ein kleiner König, und reiſte mit großem Troß. Alles war noch lebendig, da die Pairs in der Kirche noch immer des Königs harrten, und auszufinden wußte ſich Florio in dem kleinen Orte Blois gar bald. Er wußte nach Verlauf einer Viertelſtunde, daß ein ſtämmiger Bretone Nameus Baptiſte, ein ſchon bejahrter Burſche mit röthlichem Haar und finſterer Miene der Hauptdiener Chateaubriants ſei, und nachdem die erſten Uebelſtände des ſchwer verſtändlichen Patois, welches Baptiſte redete — denn ein allgemeines Hochfranzöſiſch lag auch bei dem höheren Stande noch gar ſehr im Argen — überwunden waren, ſaß er ihm bei der Kanne Wein vertraulich gegenüber. Er kannte bereits durch zehnjährigen Aufenthalt die Eigenthümlichkeit jeder einzelnen franzöſiſchen Völkerſchaft, und wußte vortrefflich, wie insbeſondere ein Bretone zu behandeln ſei. Dieſe Völkerſchaft hat am meiſten germaniſche Art, und iſt wol am dauerndſten

und allgemeinſten von engliſchen Volkstheilen genährt worden. Ihr nebliges Land macht ſie zur Melancholie, zu grübelndem Nachdenken und zum Trunke geneigt. Baptiſte horchte mit Theilnahme Florio's Schilderungen des römiſchen Prälatenlebens, das dieſer, der ſich des Zutrauens halber für einen geborenen Franzoſen ausgab, in der Kriegsgefangenſchaft kennen gelernt haben wollte, und ſprach im eifrigen Zuhören eifrig dem burgundiſchen Weine zu, welchen Florio an die Stelle des leichten Touraine-Weines geſchoben hatte. Bald glühte der Zuhörer und folgte bereitwillig dem Vorſchlage Florio's, ſich aus der lärmenden und ſtörenden Geſellſchaft zurückzuziehen, um freier über Gott und Kirche ſprechen zu können. Frei genug waren zwar ringsum die Aeußerungen der Fremden, aber nur auf Koſten des Königs, den ſie in Schatten ſtellten neben ihren, wie ſie zweifellos meinten, eben ſo königlichen Gebietern. Aber Florio hatte für Baptiſte eine Schilderung der deutſchen Ketzer und eine offene Beſprechung ſolcher Lehren begonnen, und Baptiſte, darauf ſehr begierig, ſchlug das Erwünſchte ſelbſt vor, und führte Florio in das Haus, welches Graf Chateaubriant zu ſeinem Abſteigequartier erwählt hatte. Prüfend warf dieſer ſeine Blicke unter den umherliegenden Mantelſäcken umher, und zehnmal verſuchte er es auf andere Weiſe, Baptiſte für einige Zeit aus den Zimmern zu entfernen. Dies gelang nicht, wol aber wirkte bei vorrückender Nacht der Burgunderwein, und der bretoniſche Diener, die Arme auf den Tiſch, den Kopf auf die Arme ſtützend, entſchlief, und ſchlief mit allen Zeichen ſchwer gebundener Kräfte, Stirn und Augen immer tiefer hineinwühlend in die ledernen Aermel des Wamſes.

Die Wohnung des Grafen beſtand aus zwei kleinen Zimmern, deren Verbindungsthür offen ſtand, und die eine Treppe hoch nach dem Hofe hinaus gelegen waren. Es blieb den Seigneurs keine beſondere Wahl in Blois, da ihre Anzahl den Ort überfüllte. Unten im Hofe ſtanden die Pferde des Grafen, wol zehn an der Zahl, und es ſchliefen die übrigen Leute ſeines

Gefolges theils im freien Hofraume, theils in den Ställen. Man machte damals keine Umstände mit der Dienerschaft: sie bekam reichlich zu essen und mochte sich übrigens nach einem Kopfkissen umthun. Wer nicht Herr war, freier Seigneur auf seinem Erbe sitzend, oder auf sein Schwert pochend, der war kein Gegenstand irgend welcher Beachtung. Nur der Leibdiener ward zu größerer Sicherheit und Bequemlichkeit des Herrn näher und deshalb auch besser gehalten. So hatte Baptiste in dem einen Zimmer ein Lager von Decken an der Erde. — Habseligkeiten des Grafen waren wol auch hier umhergestreut, Wäsche, Kleidungsstücke, Sporen, Waffengeräth, aber ein Schmuckstück wie den halben Ring, nach welchem Florio aus war, suchte er hier nicht, sondern darnach richtete er sogleich seine Schritte in des Grafen Zimmer, nachdem er sich prüfend durch einige laute Tritte über Baptiste's festen Schlaf vergewissert hatte. Auf Flur und Treppe war es ruhig, vom Hofe herauf war ein gleichmäßig Geräusch der Reitknechte zu hören, die nicht zur Ruhe durften, bevor der Herr daheim sei, und so durchstöberte Florio beim Schein der Lampe, welche er Baptiste entführt, die offenen Mantelsäcke, die Schubladen und Schränke. Er fand nichts verschlossen, denn der damalige Seigneur war vertrauensvoll und führte wenig Geld bei sich; aber er fand auch nicht, was er suchte, und wiederholte sich, verdießlich vor einem Kästchen mit Ketten und Waffenschmuck des Grafen stehend, was er sich schon bei Einleitung des Unternehmens immer im Stillen vorgesagt hatte: der Graf werde solch ein werthvolles Kleinod am eigenen Leibe verwahrt tragen. Dieser ihm nicht tröstliche Gedankengang ward obenein durch das bedenklichste Geräusch unterbrochen: er hörte die Hausthür öffnen und sporenklirrende Tritte die Stiege heraufkommen. Das war allem Vermuthen nach der Graf. Florio eilte hastigen leisen Schrittes zu Baptiste zurück, schüttelte diesen heftig und löschte die Lampe. Während dieser im Dunkeln sich nur unvollständig ermunterte, schlüpfte Florio unter die Decken von Baptiste's Lager — denn er wollte nicht nur ungesehen sein, sondern

er wollte auch da bleiben — und der Graf trat ein, gröblich ſcheltend, daß er kein Licht fände. Es war noch ein anderer Seigneur bei ihm, und er führte dieſen ſo gut es ging im Dunkeln nach ſeinem Zimmer hindurch, während Baptiſte ſchwerfällige Verſuche machte, Licht zu entzünden. Glücklicherweiſe ſchienen die Seigneurs in vorherrſchender anderer Aufregung zu ſein, und deshalb wenig Acht auf die Umgebung zu haben. Sie ſprachen in den härteſten Ausdrücken vom Betragen des Königs, der ſie bis Mitternacht in der Kirche hatte warten und ihnen dann erſt durch den verhaßten Emporkömmling Bonnivet hatte anzeigen laſſen, er würde ſie nicht eher ſprechen, als bis ſie jeden Theilnehmer an der bourboniſchen Verſchwörung in ihren Provinzen ausfindig gemacht und ausgeliefert hätten. —

„Sind wir denn," rief Graf Chateaubriant in großer Entrüſtung, „Diener und Unterthanen dieſes übermüthigen Valois geworden. Verdient er nicht, daß wir den Lehnseid ihm kündigen, da er als ſo übergreifender Lehnsherr ſich beträgt!? Ich beharre dabei, daß wir bei Anbruch des Tages heim reiten, wir alle nach Rennes, Ihr alle nach Rouen, und ihm vom Seneſchal jedes unſerer Reiche ſagen laſſen, er habe ſich übler Dienſte von uns zu verſehen, wenn er ſeinen formloſen Uebermuth nicht herabſtimme."

Ich kann leider für die Normandie nicht dazu rathen, ſprach der andere Seigneur, den man, einen kleinen zierlichen Mann, bei endlich angezündeter Lampe mit dem Grafen auf und nieder ſchreiten ſah — denn mein Schwiegervater iſt in Lebensgefahr, und unterliegt, wenn ich zum Trotze der Provinz helfe, und mich dadurch der Fürſprache beim Könige begebe.

„Habt Ihr ihm nicht zur Kenntniß des bourbon'ſchen Unternehmens verholfen — Gott gebe, daß Ihr's nie bereuen mögt! — iſt er Euch nicht zu Dank verpflichtet?"

Er ſcheint's für bloße Lehnspflicht anzuſchlagen, und es ward mir nicht einmal der Zutritt zum Gefängniß des Grafen von Vallier geſtattet; meine Frau wird außer ſich ſein. Sorget,

daß der Eurigen nicht ähnliches Herzeleid bevorſteht, ich höre, ihr Bruder Lautrec iſt auf dem Wege daher, und höre, daß er zu ſchonungsloſer Verantwortung gezogen werden ſoll. Unſere Schritte müſſen wohl erwogen ſein, denn der König hat weit ausſehende Pläne, ſcheut wie Ludwig XI. keine Mittel, und wird wahrſcheinlich durch den ſchlimmen Duprat Herr des Pariſer Parlamentes, das in juriſtiſchen Wendungen unſern Landesherrlichkeiten am Liebſten überall abzwackt!

„Ach was! haben wir nicht auch Parlamente! Was ſchiert uns das Pariſer, aber die Spitze müſſen wir ihnen bieten, ſonſt wachſen uns dieſe hörigen Menſchen zu Kopfe. Ihr thut Unrecht, Brezé, durch Anſchluß an dies Regiment der Valois irgend eine günſtigere Wendung, irgend ein Heil zu erwarten! Wer ſind ſie? Arme Ritter durch glückliches Ausſterben auf den Thron gebracht! O Anna, Anna, wie thöricht war's, König Ludwig zu heiraten, und uns Bretonen an dies falſche Königshaus zu bringen, Deine liebliche Claude, unſeres Landes Blume an dieſen frechen Valois zu opfern, der Dich und Deine Erbſchaft Bretagne nicht zu ſchätzen wußte. Wie viel beſſer wäre uns, wir wären allein geblieben, oder hätten uns an England geſchloſſen!“

Nicht doch, Chateaubriant, das iſt unfranzöſiſch!

„Franzöſiſch! Was iſt franzöſich! Es iſt eben der Kram, den ſie aufbringen möchten, um uns unterzubringen; denn Alles unter dieſem Namen geht auf Beeinträchtigung unſerer Herrenrechte hinaus. Was Franzos! Ich bin Bretone! Seid Ihr Normann! Nur wenn wir auf uns halten, hält man auf uns und achtet unſere Rechte. — Lautrec! Lautrec! Es wäre abſcheulich, wenn er an ihn griffe!“

Er hat ihm ein Heer und ein Land verloren!

„Das Unglück hat ihm beides verloren, Lautrec iſt brav und von Foix'ſchem Blute, ich denke, er ſoll ihm die Zähne weiſen! Aber wir müſſen uns rüſten, Brezé, es thut bitterlich Noth.“

Wir ſprechen noch darüber, gute Nacht, Graf.

Während dieſes Geſpräches hatte Baptiſte, welcher ſeines Beſuches völlig vergeſſen zu haben ſchien, den Nachttrunk des Grafen, einen ſtarken Pokal mit Wein zurecht gemacht, und auf den Tiſch geſtellt, und hatte ſich, der eigenen Nachtruhe eingedenk, ſeinem Lager genähert, um die Decken aufzuſchütteln. Dabei entdeckte er natürlich Florio, und da er deſſen gar nicht gewärtig und nicht ſchnell von Begriffen war, ſo ereignete ſich dieſe Entdeckung nicht ohne Ruf des Erſtaunens und nicht ohne hervorgeſtoßene Fragworte. Unglücklicherweiſe geſchah dies gerade, als der Graf den Herrn von Brezé in Baptiſte's Zimmer geleitete, um ihn durch dieſen einzigen Ausgang nach Vorſaal und Treppe zu führen, und Florio's Anweſenheit wurde dabei entdeckt. Bei des Grafen heftigem Dreinfahren ſprang Florio in die Höhe, und verſuchte es, in eiligen Worten ſein Daſein der Wahrheit gemäß zu erklären und zu entſchuldigen; ehe er aber damit zu Ende kommen und die Ungeduld des Grafen es anhören konnte, ſagte Herr von Brezé mit halber Stimme zum Grafen: Er hat uns behorcht! — „Ach was!“ entgegnete dieſer, „was wir ſprechen, kann die ganze Welt hören!“ — Es iſt aber, ſetzte Brezé hinzu, ich kenne ihn, der Diener Bonnivet's! — „Was?“ ſchrie bei dieſen Worten der Graf laut auf, und ſprang nach einem mit Geräthſchaften angefüllten Tiſche, „wo iſt die Peitſche!?“

Ehe er ſie indeſſen hervorziehen konnte, war Florio wie der Blitz an der Ausgangsthür, war hinaus und war verſchwunden, bevor die einander hindernden Männer mit Licht ihm folgen konnten. — Es war dieſer Italiener in Verfolgung ſeiner Zwecke von erſtaunlicher Frechheit: er hatte im Nu überſehen, daß er, einmal erkannt, ſeinem Ziele nie wieder ſo nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorſatze, das Haus um keinen Preis zu verlaſſen, richtig vorausſetzend, daß man ihn am wenigſten jetzt in der Nähe vermuthen und ſuchen werde. Der Vorſaal beſtand, wie bei den meiſten Häuſern jener Zeit,

aus einer offenen Gallerie, welche um die Winkel des Hauſes umher lief. Statt alſo geradeaus nach der in Hof und Hausflur hinabführenden Treppe zu flüchten, wendete ſich Florio ſogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Gallerie keinen Ausgang bot, und drückte ſich hinter den nächſten Pfeiler. Wirklich ſtürmten auch die Verfolger geradeaus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. Sowie Florio inne wurde, daß ſie bis zur Treppenwendung vorüber waren, ſchlüpfte er behende durch die offen ſtehende Thür ins Zimmer zurück und eilte ſicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tiſche, auf welchen Baptiſte den Nachttrunk des Grafen geſtellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der andern holte er aus dem Wamſe ein Fläſchchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal. Dann taſtete er im Zimmer umher, einen Verſteck ſuchend, welchen er ſich ſchon vorher von Baptiſte's Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgeſpannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu ſchützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl und verlor das geleerte Fläſchchen aus der Hand. Darnach umher taſtend, hörte er, daß der Graf und Baptiſte die Treppe herauf zurück kamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläſchchen im Stiche zu laſſen, und eiligſt hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und verſetzte ſeinem Diener einen empfindlichen Peitſchenhieb. Baptiſte ertrug ihn ruhig und machte ſchweigend alles zurecht, was zur Nachtruhe ſeines Herrn gehörte. Dieſer, welcher ſich ſelbſt die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehen nach dem Pokale, und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiſte mit ſeiner ſchweren Sohle auf das Fläſchchen, daß es knirſchend zerſprang. — Was iſt da? rief der Graf, den Pokal abſetzend und hinzutretend. — Ich weiß nicht, murmelte Baptiſte, die Scherben zuſammen ſuchend. Der Graf riß ihm eine der Scherben aus der Hand, betrachtete

ſie bei der Lampe und entdeckte eine klebrige Feuchtigkeit darau. Er hielt ſie an die Naſe und roch dann in den Pokal hinein, als ob ihm ein Zuſammenhang auftauche. Dann rief er Baptiſte nahe zu ſich, und ſah ihm eine Minute lang ſtarr und forſchend ins Auge, gleich als ob er die Möglichkeit eines Falſch's in dem Diener ergründen wollte. Baptiſte zuckte nicht mit der Augenwimper. „Trink den Reſt!“ ſprach hierauf der Graf und hielt ihm den Pokal hin. Baptiſte verſtand nichts davon, trank aber ohne Zögern, ja behaglich den Becher leer bis auf den Grund.

Darauf legte ſich der Graf ſchweigend zur Ruhe, und Baptiſte, nachdem er die Lampe in des Grafen Zimmer getragen, und deren Schein durch einen vorgeſchobenen Seſſel vom Bette des Herrn abgewendet hatte, that desgleichen. Nach Verlauf einer Viertelſtunde ward Florio bei der eintretenden Todtenſtille inne, daß der römiſche Schlaftrunk auch auf die erregten Gemüther ſeine Wirkung nicht verſage, und als Baptiſte erſt leiſe, dann laut zu ſchnarchen begann, öffnete er den Vorhang, neſtelte behutſam ſeine Schuhe auf, ſtreifte ſie ab, trug ſie an die Ausgangsthür und ſchlich nun an die offene Thür des Gemachs, in welchem der Graf ſchlief. Wol eine Viertelſtunde lang blieb er regungslos an der Schwelle ſtehen, mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchend, ob die Athemzüge des Schläfers tief und regelmäßig ſeien. Als daran nicht mehr zu zweifeln war, trat er leiſe an den Fuß des Bettes, und betrachtete mehrere Minuten unverwandt den Grafen.

Je länger er hinſah, deſto mürriſcher wurde das Geſicht des Italieners; denn wie ſehr ſich ſein Auge an die trübe Beleuchtung gewöhnt und alle Blöße am Grafen betrachtet und geprüft hatte, es zeigte ſich keine Ringeshälfte. Florio hatte darauf gerechnet, ſie würde an einer Kette auf der Bruſt hängen, aber die ſchwarz behaarte Bruſt des Seigneurs war ziemlich unbedeckt vom Nachthemde, und zeigte doch nicht Kette noch Ring. Es bedurfte keines geringen Grades von Entſchloſſenheit, um noch näher zu treten, noch näher zu prüfen: das bleiche Geſicht, vom

ſchwarzen Barte und von tief hinter die hohe Stirn und die breiten Schläfe zurücktretendem ſchwarzem Haare dünnen Wuchſes umſäumt, die tiefliegenden Augen, die ſcharfe Adlernaſe, das ſtarre Zucken in den Zügen, die über die Decke heraus geſtreckte magere Hand, alles das wirkte wie eine drohende Macht. Zuweilen ſchwollen ſogar Adern und Muskeln des halb entblößten vorgeſtreckten Armes zuſehends an, und die Hand erhob und krümmte ſich, als ob ſie ſich ballen wollte. Aber Florio war verwegen, er wußte, daß es für den König galt, und daß Schutz wie Lohn groß ſein würden, er ſchritt vor am Bette, um das Hemd noch weiter zurückzuſchlagen von der Bruſt. Erſt hielt er die Hand eine Weile erhoben über jener, um zu prüfen, ob der Schläfer gegen ſolche Nähe irgendwie empfindlich ſein und zurückwirken werde. Er ſchlief in gleichen Zügen weiter; nun legte Florio die Hand an und ſchob das Hemd nach der rechten Seite des auf dem Rücken liegenden Schläfers zurück — es war kein Ring zu ſehen, wol aber kam von der Schulter herab ein ſeidenes Schnürchen zum Vorſchein! Haſtig ſchob er nun links das Gewand zurück, und da hing der halbe goldene Reif, juſt auf dem unruhig klopfenden Herzen ruhend. Da es nicht die erwartete Kette, ſondern nur eine ſeidene Schnur war, ſo ſtand es in ſeiner Macht, ſich durch einen Schnitt des Ringes ſelbſt zu bemächtigen, was von Hauſe aus nicht ſeine Abſicht geweſen war. Er überlegte auch einen Augenblick, ob er's nicht thun ſolle, entſchied ſich aber doch für den urſprünglichen Plan, richtig überlegend, daß der Graf ſchon am nächſten Morgen den Verluſt bemerken und gegen etwaigen Mißbrauch Vorkehrungen treffen werde. Florio zog alſo lieber, wie er's vorbereitet, ein rundes Stück Wachs aus ſeiner Taſche, hob langſam am Schnürchen den halben Ring von der Bruſt des Schläfers und drückte ihn ſorgfältig in das Wachs, bis er um keine Linie mehr über die Oberfläche desſelben hervorragte. Dieſe Verrichtung war die ſchwierigſte, denn er mußte ſich bis dicht an den Leib des Grafen beugen, und der Athem desſelben, der ihn getödtet, wenn er ihn betroffen hätte,

ſtreifte ihm die Stirn. Wirklich erſchrak er auch vor einem Zucken der Augenlider des Schläfers dergeſtalt — er ſah ſie mit Entſetzen ſchon offen — daß er an dem Ringe, den er eben wieder aus dem Wachſe gezogen, zuckte, und dadurch mit dem Schnürchen am Halſe des Grafen einen Ruck veranlaßte. Haſtig hob ſich die Hand des Grafen, griff nach der Bruſt, und ergriff krampfhaft die Hand Florio's und die geſchloſſenen Augen öffneten ſich zur Hälfte. Der verwegene Italiener bebte, aber beſtand dieſen Moment regungslos: der geringſte Widerſtand hätte wahrſcheinlich den Grafen völlig erweckt, der Mangel jeden Widerſtandes ließ ihn die noch nicht zum Sehen erwachten Augen wieder ſchließen, die Muskeln der Hand löſten ſich wieder, ſo daß die Hand auf die Decke zurückfiel und Florio, der ſeine Wachsform zufällig in der andern, der linken Hand gehalten, alſo unverletzt erhalten hatte, war ſomit frei, und zog ſich auf den Zehen in Baptiſte's Stube und nach der Ausgangsthür zurück. Hier ſteckte er erſt ſorgfältig ſeine Wachsform ein, trocknete ſich dann den Angſtſchweiß, welcher ihm die Stirne bedeckte, und glitt vorſichtig in ſeine Schuhe. Die Thür knarrte zwar, aber jetzt war er ſchon zu ſehr im Vorſprunge, als daß ein Mißlingen noch wahrſcheinlich geweſen wäre — nur durfte die Hausthür nicht verſchloſſen ſein. Dies war indeß damals noch ſelten der Fall: man war nicht ſo verſchwenderiſch mit Schlöſſern und begnügte ſich mit Riegeln. So fand's auch Florio, ſchob leiſe die Riegel zurück, horchte noch einmal nach der Treppe, vernahm nichts, ſchlug ein Kreuz nach rückwärts, und entſchlüpfte.

König Franz erfuhr von dergleichen gewaltſamen Hilfsmitteln nichts. Er war leidenſchaftlich und despotiſch genug, ohne näheres Zuſehen Alles für erlaubt zu halten, was ſeinem Willen dienlich ſei, und doch hatte er im Widerſpruche damit ſo viel ritterliche Scham, den gröblichen Mitteln nicht ins Auge

blicken zu mögen, ein Widerſpruch, dem wir überall bei begehrſamen, moraliſch nicht durchgebildeten Herrſchernaturen begegnen. Bonnivet, eine echte Günſtlingsnatur, welche nicht auf guten, ſondern nur auf gefälligen Rath bedacht iſt, kannte das Weſen ſeines Herren ganz und gar, und erwähnte bei ſolchen halb ertheilten Aufträgen des Gegenſtandes nicht eher wieder, als bis er ihn als reife Frucht dem Könige zum Pflücken bieten konnte. Ins große reizende Sündennetz, genannt „gutes Glück“, ſchlug dann lachend König Franz die mühſam und oft verbrecheriſch gereiſte Aventure, und genoß ihrer leichtſinnig, und würdigte ohne wörtlich ausgeſprochenen Dank ſeinen Glücksritter Bonnivet.

Dieſer, mit Florio berathſchlagend, erkannte wol, daß mit Gewinn der Ringform, welche binnen vierundzwanzig Stunden den halben Goldreif zu Stande bringen half, noch weiter nichts als der erſte Schritt gewonnen, und daß es ſehr ſchwierig ſei, dies Berufungszeichen auf unverdächtige Art nach Chateaubriant zu bringen, den Grafen ferner, ſobald die Gräfin Blois ſich nähere, aus dieſer Stadt zu entfernen, dieſer ein unverfängliches Abſteigequartier zu bieten, und ſie wenigſtens eine kurze Zeit in der Täuſchung, es ſei Alles von ihrem Gatten veranlaßt, zu erhalten.

Zu ſolchem Ende mußte Florio mit Baptiſte wieder in Verbindung treten; denn es war wahrſcheinlich, daß der Graf ſeiner Gemalin Nachricht ſenden werde über die bedrohte Lage ihres Bruders Lautrec, und der desfallſige Bote mußte den falſchen Halbreif mitnehmen. Lautrec ſelbſt konnte auch den natürlichſten Anhalt für die eintreffende Schweſter bieten. Aber freilich war Lautrec, gegen welchen der König furchtbar aufgebracht war, bis zum Tode gefährdet, und inſofern ein gar mißlicher Anhalt für die Schweſter. Auch wünſchte Bonnivet, nach erſter Kriegsſtelle lüſtern, gar ſehr einen üblen Ausgang der Anklage, welche auf Lautrec laſtete, und ſah keineswegs voraus, wie ſo widerſtreitende Aufgaben zu vereinigen ſein würden.

Ein Glücksritter indeſſen verläßt ſich auf den Zufall und verlangt nicht, die Dinge bis ins Einzelne vor ſich ausgerechnet zu ſehen. Zunächſt hatte Florio den halben Reif paſſend an Ort und Stelle zu beſorgen, und zu dem Ende zechte er vierundzwanzig Stunden nach dem vollführten Raube wieder mit Baptiſte, und erfuhr, daß am frühen Morgen ein Reiter mit Briefſchaften nach Chateaubriant abgehen werde. Dieſes Reiters habhaft zu werden, war ihm eine leichte Aufgabe. Ein paar Meilen unterhalb Blois auf halbem Wege nach Amboiſe, war ein durch Räubereien berüchtigter Wald: dort ließ er den armen Teufel durch drei Leute Bonnivet's überfallen, ausplündern und knebeln. Während der unſchuldige Bote gefeſſelt mit dem Antlitze am Boden lag, brachte der Leibdiener Bonnivet's, welcher dabei thätig und allein von der Abſicht unterrichtet war, dem im nahen Dickicht harrenden Florio den Brief des Boten. Er war zwar verſiegelt, und mit ſeidenem Faden zugeſchnürt, aber ſo kunſtlos, daß es dem geſchickten Florio ohne Mühe gelang, ohne Verletzung des Siegels eine Ritze zu gewinnen, den halben Ring hinein zu ſchieben, und mit dem gelockerten ſeidenen Faden das Ganze wieder feſt zu verſchließen. Darauf machte er ſich ſelbſt das Vergnügen, nach der Landſtraße zu reiten, und nachdem er den Brief beiſeite an die Erde geworfen hatte, den Boten anzureden und der Feſſeln zu entledigen. Dieſer erwies ſich ſehr dankbar, fand bei Durchſuchung ſeiner Taſchen, daß ihm eigentlich nichts fehle, entdeckte den großen Brief, verwahrte ihn auf Florio's Rath ſorgfältig auf der Bruſt, entdeckte ſogar, daß ſein Pferd in der Nähe an einen Baum gebunden war, und theilte vollkommen des nach Blois zu reitenden Florio Meinung, der Angriff müſſe eine Verwechſelung geweſen und er müſſe ſtatt eines Anderen durchgehauen worden ſein. So ritt er, ſein Geſchick preiſend, vorſichtig weiter nach der Bretagne hinab.

Während dies geſchah traf auf dem Schloſſe von Blois die beſtimmte Nachricht ein, Lautrec ſei mit mehreren Kriegsoberſten bereits in Romorantin eingetroffen, ſei in einer verzweifelten,

aber keineswegs furchtſamen Laune, und drohe mit Eröffnung von Dingen, welche ſeine Niederlage erklären, und hoffentlich einige der gewiſſenloſen Diener des Königs ans Meſſer liefern würden. Eine Perſon in Blois verſtand dieſe Drohung vollkommen. Dies war die Mutter des Königs. Sie ließ auf der Stelle den Oberintendanten der Finanzen, Jacques de Beaune, Seigneur von Semblançay, rufen, und fragte ihn, ob er die Quittung noch beſitze, welche ſie ihm Ausgang vorigen Jahres über 400.000 Ecus ausgeſtellt. —

Königliche Hoheit meinen die Summe, welche für die italieniſche Armee beſtimmt war? fragte Semblançay, ein ſchlichter, aber pünktlicher Geſchäftsmann, langen, ſchmalen Wuchſes und unbeholfener Manieren, ergraut und gebeugt im Dienſte.

Ja doch! zeigt mir die Quittung!

Die Quittung iſt vorhanden, königliche Hoheit.

Zeigt ſie mir!

Semblançay, mit den gefährlichen Manieren dieſer Dame wohl bekannt, trug Bedenken, ein für ihn ſo wichtiges Document dergeſtalt auszuſetzen, und war ein zu ehrlicher Mann, um auf Vorſchläge der Herzogin einzugehen, welche darauf hinausliefen, auf irgend eine unlautere Weiſe den Beweis vorzuſpiegeln, daß jene 400.000 Ecus nach Italien abgeſchickt worden ſeien. Die Herzogin hatte dieſe Summe unterſchlagen, und es ſtand zu erwarten, daß Lautrec das Mißlingen des Feldzuges auf den Mangel dieſes ihm verſprochenen Geldes wälzen, und daß eine ſtrenge Unterſuchung in Betreff dieſer Summe eintreten werde. Der arme Semblançay ahnte nicht, daß unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen Perſonen ehrlich Verfahren und gut Gewiſſen kein hinreichender Schutz ſei, und daß er unklug handle, im Gefühl ſeines Rechtes ein mit der Herzogin gemeinſchaftliches Verfahren zurückzuweiſen. Sie entließ ihn äußerſt ungnädig und ſchickte nach Duprat, welcher damals in höchſter Inſtanz das ganze innere Staatsweſen verwaltete, und der nie um einen

Ausweg verlegen war. Duprat war es auch, welcher um jene Zeit die Idee einer nicht auf Abzahlung ſondern auf die Dauer errichteten Staatsſchuld erfand, und von dem ſich die Herzogin wol eines genügenden Rathes in dieſer bedenklichen Lage verſehen durfte.

Sie blieben lange zuſammen, und der erſte Schritt, nachdem ſie ſich getrennt, beſtand darin, daß ſie zum Könige ging, und ſich über unregelmäßige Auszahlung ihrer Gelder Seitens Semblançay's beſchwerte. Auch Duprat, ſetzte ſie hinzu, iſt ſeit einiger Zeit ſehr unzufrieden mit ihm, der Himmel weiß, was dem alten Manne, deſſen Geiſtes- und Gedächtnißkräfte offenbar ſchwänden, begegnet ſein müſſe.

Nicht doch! erwiderte König Franz, Ihr irrt Euch wol: Vater Semblançay iſt mir ſtets ein braver und tüchtiger Diener geweſen.

Ich ſage Dir aber, mein Sohn, er iſt ſeit einiger Zeit wie umgewandelt, und hat mir eben eine Summe als ſchon gezahlt abſtreiten wollen, über welche er bei näherem Zufragen keine Quittung beſaß.

Da ging die Nachricht ein, Lautrec ſei in Blois angekommen, eingeholt bis kurz vor Cour Cheverny von bretoniſchen und normänniſchen Seigneurs, an deren Spitze ſich Graf Chateaubriant hervorgethan habe, und zwar hervorgethan habe durch Zuverſichtlichkeit gegen den wahrſcheinlichen Zorn des Königs. Es habe allen Anſchein, als wollten ſich die gereizten Stände der Bretagne und Normandie um dieſen vom Könige übel angeſehenen Kriegsoberſten wie um einen Mittelpunkt ſchaaren. —

Sie ſind nicht vom Pferde geſtiegen in der Stadt — hieß die neue Kunde — ſondern reiten in Wehr und Waffen und beſtaubten Reiſekleidern den Schloßberg herauf.

Das Ganze hatte in der That den Anſchein einer drohenden Oppoſition: der ganze offene Hof des Schloſſes wimmelte bald von Reitern und Pferden, und unter Voraustritt Lautrec's

wurde gleich darauf der Gardensaal in gleicher Weise angefüllt. Es schien auf eine absichtliche Verletzung der durch König Franz eingeführten Formen abgesehen zu sein: Niemand fragte darnach, gemeldet zu werden, und die fragend entgegen tretenden, den Leibdienst beim Könige versehenden Edelleute wurden ohne weitere Erklärung bei Seite geschoben. Lautrec selbst verhielt sich dabei am ruhigsten, und schritt schweigend und streng ernsthaften Ausdrucks unter den Seigneurs einher. Er war ein Mann von schlanker Mittelgröße, tief gebräuntem Antlitze und glänzend schwarzen, großen Augen. Jede Bewegung an ihm zeigte von kriegerischer Geschmeidigkeit und Festigkeit und von überlegener Fassung. Das Geschlecht der Foix, aus dem schönen Pyrenäenländchen gleichen Namens stammend, war damals ein ausgezeichnetes Heldengeschlecht: Gaston de Foix war zur Zeit König Ludwig's der erste Kriegsheld Frankreichs, das bewunderte Vorbild Königs Franz, und sein Todesfall bei Ravenna war wie ein Landesunglück beklagt worden. Das jetzt lebende Geschlecht der Foix hatte dem Könige drei Helden geboten, die miteinander an Tapferkeit und kriegerischer Umsicht wetteiferten. Der jüngste von ihnen, André de Foix, Sire de l'Esparre, war im Juni 1521 in Navarra den Heldentod für den König von Frankreich gestorben; der mittlere von ihnen, Lescun, Marschall von Foix hatte neben Lautrec, dem ältesten, mit untadelhafter Tüchtigkeit in Italien gefochten, und Lautrec selbst hatte sich bis zu dem letzten unglücklichen Feldzuge durch überlegenes Heerführertalent ausgezeichnet. Daß er in diesem Feldzuge ein dem französischen Heere ungewöhnliches Zaudern vor entscheidender Schlacht an den Tag gelegt, und damit mehrere günstige Gelegenheiten für entscheidende Schläge verabsäumt hatte, dies schrieb man bereits allgemein dem Mangel an nöthiger Unterstützung zu, welchem er von Frankreich aus preis gegeben worden sei, und eben deshalb war man überaus begierig, was Lautrec zu seiner Rechtfertigung vorbringen werde, ja man war unerwarteter Anklagen von Lautrec's Seite gewärtig. Es war also vielleicht

eben ſo viel Neugierde als Trotz gegen den despotiſchen König, was die Seigneurs die Treppen des Schloſſes hinauf drängte.

Am Ende der Treppe und vor dem Eingange in den großen Saal ſtellte ſich ihnen Chabot de Brion entgegen, und fragte im Namen des Königs, was dieſer ungemeldete Zudrang bedeuten ſolle?

Für die Seigneurs des Landes, junger Herr — rief Graf Chateaubriant — haben die Thüren des Königs und Lehnsherrn in Frankreich noch allezeit offen geſtanden und die Stände des Reiches haben ſich nie durch Bediente melden laſſen!

Seid Ihr — rief der aus dem Saal tretende Admiral Bonnivet — als Corporation der Stände von Bretagne und Normandie hier zugegen?

Auf dieſe Frage entſtand ein Murmeln der Unſchlüſſigkeit unter den Seigneurs.

Dann mögen die Seneſchals der beiden Provinzen — fuhr Bonnivet fort — vortreten, auf daß ich ſie vor den König führe!

Es trat Niemand vor, und Lautrec ergriff das Wort: Wenn dies Euer Dienſt iſt, Herr Admiral von Bonnivet, ſo meldet mich dem Könige, und ſagt ihm, daß Lautrec von Foix an der Thür ſtehe, um dem Könige von Frankreich Bericht zu erſtatten über das franzöſiſche Heer in Italien.

Du redeſt unwahr, Lautrec von Foix! ſprach plötzlich zu allgemeiner Ueberraſchung der König ſelbſt, vor dem die Flügelthüren des Saales aufgeflogen waren und der mit drohender Miene auf der Schwelle ſtand.

Kein Foix ſpricht unwahr, König von Frankreich! entgegnete unerſchrocken Lautrec.

Wo gibt's ein franzöſiſches Heer in Italien, Kriegsoberſt ohne Krieger? Du haſt mein Heer vernichten laſſen, es exiſtirt nicht mehr. Und jetzt erſcheinſt Du in meinem Hauſe, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu ſuchen haben, und deren Gegenwart Deine Rechtfertigung erſchwert, ſtatt ſie zu erleichtern.

Ich habe dieſe Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten. —

Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt, rief jähzornig Graf Chateaubriant, weil wir ringsum die edelſten Häupter des Landes bedroht, und namenloſe Emporkömmlinge in Macht ſehen. — Dadurch iſt ſchon Bourbon zu Aeußerſtem getrieben worden, dadurch ſehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgeſetzt —

Es ſoll Dir, bretoniſcher Graf, geziemend erwieſen werden, daß Du Dich in Blois ungeziemend gegen Deinen König und Herrn betragen haſt; denn Du wirſt ſpornſtreichs von hier nach unſerer Stadt Paris reiten, und vor dem Parlamente erſcheinen, um Dein Recht zu hören.

Das Parlament von Paris iſt nicht mein Gerichtshof, erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige ſprechend, der auf dieſe Erwiderung nicht achtete, ſondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: Und Du, Lautrec von Foix, wirſt in dieſer Stadt verharren, bis ich Dich rufen laſſe zur Rechenſchaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die Ihr Euch unwürdig gezeigt für Berathung mit Eurem Könige und Herrn, die Ihr Euch trotzig erwieſen habt in einem Augenblicke, da die abſcheulichſte Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden iſt, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert ſein ſollte, ſich betrübt und hingebend zu beweiſen, Ihr werdet dieſe Stadt verlaſſen, bevor die Sonne untergegangen iſt, und werdet auf Eueren Schlöſſern erwarten, was Euer König und Herr über Euch und nicht mehr mit Euch beſchließt!

Nach dieſen mit ſchallender Stimme geſprochenen Worten trat der König zurück, und die Saalthüren ſchloſſen ſich wieder.

Wahrhaftig, Budé, ſagte er am folgenden Tage, als ihm die Anzeige gemacht wurde, die Gräfin Chateaubriant ſei nur

noch eine Stunde von Blois entfernt und Lautrec werde in nächſter Stunde auf dem Schloſſe erſcheinen zu ſeinem Gericht — wahrhaftig, Guillaume, wir Menſchen bleiben uns ſelbſt, jeder ſich ſelbſt, die größten Räthſel! Sprich nicht ferner jenen deutſchen Mönchen das Wort, welche ſich anheiſchig machen, die religiöſen Schleier zu lüften. Die Vorwitzigen! Wo bliebe mir der Lebensreiz, wenn ich nur von den verborgenen Geiſtern in meiner eigenen Perſon die Hülle wegziehen könnte! Und ich kann es nimmermehr. Du mußt mir's glauben, Budé, denn ich weiß es ſelbſt nicht anders, daß ich ohne Calcul meinen geſtrigen Zorn zu meinem Vortheile ausgebeutet habe. Bei meinem Degen, ſag' ich Dir, ich habe ohne weitere Ueberlegung Chateaubriant gerade von hinnen gejagt, da die Ankunft ſeiner Frau nahe bevorſtand, und habe Lautrec's Gericht verſchoben ohne den Gedanken, es könne wol, wie es nun geſchehen wird, mit jener Ankunft zuſammenfallen und könne die Schweſter dem Bruder nach unmittelbar in mein Haus führen. Das Alles hat vielleicht wie ein nur mit ſchwachen Umriſſen angefangenes Gemälde in irgend einem verborgenen Winkel meines Inneren geſtanden, aber gekannt habe ich's nicht, auch wenn ich darnach gehandelt habe. Nun, was haſt Du mit Deinem trübſeligen Ernſte?

Königlicher Herr, ich fürchte, Ihr behandelt mir dies ſeltene Frauenbild im Style einer gewöhnlichen Liebſchaft, wie ſehr ich Euch —

An Dir iſt wirklich ein Beichtvater verdorben, Budé!

Es iſt mir, mein König, in dieſem Falle ſo ſtrenger Ernſt mit alle dem, was ich geſagt habe und ſage, daß ich getroſt Eure Ungnade auf mich nehmen und meiner Gräfin rathen werde, Augenblicks wieder umzukehren —

Thörichter Menſch, habe ich's denn zurückgenommen, daß ich der edelſten Eindrücke gewärtig bin, und daß ich, wenn mir ſolche Eindrücke werden, die ehrenhafteſten Schritte vorhabe? Hollah, Bonnivet, ich habe mir das anders überlegt, Du darfſt die Gräfin nicht empfangen, wenn ſie, erſchreckt über die Abreiſe

ihres Gemals, ihren Bruder ſucht, Du würdeſt das zu leichtfertig betreiben, und ſie würde nur noch ärger eingeſchüchtert. Budé mag es thun, und mag ſie zu meiner Schweſter führen.

Dies ward geſprochen im Saale von Blois um die Mittagsſtunde, und bei den letzten Worten wurden dem Könige Briefſchaften überreicht, welche Bezug hatten auf die mißlichen Kriegsverhältniſſe, und welche den König in eine ganz andere, nicht eben erfreuliche Stimmung verſetzten. Er ging mit großen Schritten im Saale umher, und ſchien es nicht zu beachten, als Lautrec eingeführt wurde von Chabot de Brion. Lautrec ſchritt vor bis in die Mitte des Saales, verbeugte ſich ſtumm und verharrte ſtumm, ernſthaften aber ruhigen Blickes dem umhergehenden Könige zuſehend. Dieſer ging mehrmals dicht an ihm vorüber, und blieb endlich dicht vor ihm ſtehen. —

Du biſt Lautrec von Foix, den ich mit einem prächtigen Heere nach Italien ſandte?

Der bin ich.

Wo haſt Du mein Heer?

Es iſt verloren.

Wo iſt meine Mailänder Erbſchaft?

Sie iſt verloren.

Wer hat ſie verloren, unglücklicher Mann?

Ich nicht!

Verwegener, wer ſonſt?

Du haſt ſie ſelbſt verloren, König, denn Du haſt uns im Stich gelaſſen —

Was?

Ein Heer braucht Sold, denn es beſteht nicht aus Edelleuten, ein Heer braucht Nahrung, und nicht für das Eine, nicht für das Andere wurde von Frankreich aus auch nur im Mindeſten geſorgt. Erinnere Dich, mein König, daß ich nicht abreiſen wollte, bevor ich die Mittel zur Kriegführung in Händen hätte. Reiſe getroſt, hieß es, man wird ſie Dir ſenden, ich reiſte und — was geſchah? Die Gendarmerie hat achtzehn

Monate gedient, ohne einen Denar zu erhalten, und die Schweizer desgleichen, die Schweizer, welche nur um Geld dienen. Sie verließen mich denn am Ende großentheils, und die noch blieben, zwangen mich zur ungünſtigſten Annahme der Schlacht an der Bicocca, denn ſie wollten wenigſtens Beute machen, und ſie verſagten, als der erſte Anlauf mißlang —

Wie kannſt Du Dich auf Mangel an Sold berufen, da ich Dir doch die verſprochenen 400.000 Ecus gewiſſenhaft geſendet?

Du haſt ſie nicht geſendet!

Frecher Lautrec!

Mäßige Dich, König von Frankreich! Ein Foix, der jahrelang Heere geführt, trägt Unglück groß wie das Alpengebirg, aber keinerlei Schimpf, ſei er nur ſo groß wie das Sandkorn am Meere, und ein Foix lügt nicht! Deinen königlichen Brief, welcher die Abſendung der Summe ankündigte, hab' ich erhalten, niemals aber die Summe ſelbſt. —

Lautrec!? — Brion, rufe Semblançay!

Bis dieſer erſchien, ging der König wieder umher, und zwar in noch größerer Aufregung als vor Beginn des Geſprächs. Als der alte Semblançay eintrat, rief er ihm heftig entgegen: Hab' ich Dir nicht befohlen, 400.000 Ecus ans italieniſche Heer zu ſenden?

Zu Befehl, Majeſtät.

Nun?

Die Summe war auch bereits zur Abſendung verpackt, als Ihre königliche Hoheit, Madame von Angoulême, zu mir trat, die Summe in Anſpruch nahm —

Biſt Du mein Diener im wichtigſten Geſchäfte, und weißt nicht, wer Dir befiehlt?

Doch, Majeſtät! Ich widerſtrebte, ſo weit es ſchicklich war, gegen die Mutter meines Königs; Eure Majeſtät waren abweſend, und es blieb mir nichts übrig, als gegen eine gute Quittung —

Es bleibt mir nichts übrig gegen ſolche Dummheit als Schwert und Strick, weißt Du, grauer Thor, was Du angerichtet? — Brion, die Frau Herzogin von Angoulême ſei gebeten — was hilft mir nun das Papier, das in Deiner Hand zittert wie das Gewiſſen in Deinem Buſen?

Mein Gewiſſen, königliche Majeſtät, iſt gut, denn dies Papier iſt die Quittung, welche mir die Frau Herzogin ausgeſtellt hat über Empfang der 400.000 Ecus —

Zeig her! — Der König las, und ein convulſiviſcher Schmerz fuhr wie ein zackiger Blitz durch ſein Angeſicht. Er betrachtete den unglücklichen Semblançay von unten bis oben, und ſchwieg und ſah nach der Thür, durch welche die Herzogin eintreten ſollte. Vielleicht bereute er's ſchon, daß er ſeine Mutter einem Verhöre vor ſolchen Zuhörern ausſetzte; wenigſtens ging er ihr, da ſie eintrat, höflich entgegen, führte ſie vor Semblançay, und ſprach mit ſchwächerer Stimme als vorher: Madame, dieſer Mann behauptet, Euch auf Euren Befehl eine Summe von 400.000 Ecus eingehändigt zu haben!

Und womit unterſtützt er dieſe Behauptung?

Hiermit! — Der König hielt ihr dabei die von ihr eigenhändig unterſchriebene Quittung vor die Augen. — Die Herzogin, vorbereitet auf dieſen kritiſchen Augenblick und wohl berathen durch Duprat, las aufmerkſam und ſagte gleichgiltig: Dies iſt in der Ordnung. Ich habe dies Geld erhalten, und habe den Empfang beſcheinigt, was iſt ſonſt dabei, mein Sohn?

Was ſonſt? Mein Heer, mein Italien haſt Du mir verloren durch Wegnahme dieſer Summe!

Das wolle Gott verhüten, mein Sohn! Warum hat man ſie nicht zu dieſem Ende von mir verlangt? Ich würde ſie gern geopfert haben, obwol ich ſie mit mancher Entbehrniß erſpart hatte —

Wie das? rief der König. Oh, Madame! rief Semblançay, dem große Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden, weil er wohl

einſah, wie gefährlich ihm dieſe Wendung werden konnte. Der König aber hielt dieſen Ausruf des alten Mannes für einen Ausruf der Bitte um Schonung, und drang auf nähere Erklärung. Die Herzogin gab ſie dahin ab, das Geld ſei ihr erſpartes geweſen, das Semblançay zur Aufbewahrung gehabt, und das alſo nichts als die gleiche Zahlenhöhe mit der für Italien beſtimmten Summe gemein habe. Semblançay! rief hierbei der König, alter grauer Sünder! Mit welcher Geſchicklichkeit haſt Du mich ſo viele Jahre über Deine Ehrlichkeit getäuſcht! — Semblançay, die Hand aufs Herz legend, wollte betheuern, ward aber von der Herzogin unterbrochen, welche ſagte: Wenn der König von Frankreich ſeine Mutter Lügen ſtrafen läßt, ſo ſollte er es doch in gemeſſener Form thun, dieſen Mann vor Gericht ſtellen und die Sache ſtreng unterſuchen laſſen; denn es iſt gegen meine Würde, einem Betrüger zu widerſprechen!

Oh, oh, wir waren unwürdig, ein Land ſchön wie Italien zu erobern! rief der König, zweifelnd bald die Mutter, bald Semblançay anſehend. In dieſem Augenblicke trat Bonnivet zu ihm, und machte ihm leiſe eine Mittheilung. Der König ging ſogleich ans Fenſter, riß es auf, und ſah aufmerkſam in den Hof hinab, rückwärts die Hand ausſtreckend und mit langſamer Betonung ſagend: Geh hinunter, Budé, und empfange den Gaſt, wie ich Dir befohlen!

Beſchäftigt Euch mit Lautrec, Majeſtät, flüſterte Bonnivet dem Könige zu — er ſteht unbeſchäftigt noch in der Mitte des Saales; ſobald er ans Fenſter tritt und ſeiner Schweſter anſichtig wird, ſo bemächtigt er ſich auch ihrer, und unſere Pläne werden erſchwert, wenn nicht gar vernichtet!

Der König aber war in den Anblick verſunken, der ſich ihm bot: die junge Gräfin auf weißem Zelter, erhitzt von der Reiſe, unſicher in der Fremde, ſah halb neugierig, halb zaghaft umher, und begrüßte mit großer Freude den aus dem Schloſſe tretenden Budé, ja ſie reichte ihm beide Hände, und auf die ſeinigen geſtützt ſprang ſie mit anmuthiger Geſchicklichkeit vom Pferde. — „Ihr

habt ganz recht gehabt“ — ſagte der König, immer noch hinabſehend, nicht eben leiſe zu Bounivet — „dies ſcheint ein reizendes Geſchöpf zu ſein“ —

Wenn aber Majeſtät Lautrec nicht beſchäftigen, ſo genießen Sie nichts davon als den jetzigen Anblick — die Frau Herzogin nähert ſich eben dieſem Fenſter und Lautrec dem andern, nur das gleichgiltige Schlachtopfer Semblançay bleibt unbeweglich in der Mitte. —

Da wendete ſich der König, winkte Lautrec, und ging mit ihm an die entgegengeſetzte Fenſterreihe des Saales, welche nach dem ſtillen Margarethen-Platze mit Nußbäumen und Kirchlein hinaus ging und ſprach mit halber Stimme zu ihm: Kannſt Du mir Deine Hand darauf geben, Lautrec, daß der Mangel des Geldes allein die Verluſte herbeigeführt hat?

Nein, mein König, das kann ich nicht; ich habe ein Syſtem vorſichtigen Krieges verſucht, welches den beſten Vorzug unſerer Edelleute und Gendarmen nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, ich meine den Ungeſtüm, welchen die Italiener furia francese nennen, dies Syſtem hat uns geſchadet, und der Mangel des Geldes hat nur den entſcheidend unglücklichen Ausſchlag gegeben.

Wir haben alſo doch gelernt, obwol wir verloren?

Das haben wir.

Beſſern wir uns alſo! Wir haben Gelegenheit, und Du mußt ſogleich wieder — wenn Du mir anders, lieber Lautrec, meine heftige Wallung verziehen haſt — in den Steigbügel! Gieb mir Deine Hand! Deine Aufrichtigkeit hat mein Herz erfreut; Fortſchritt iſt nur möglich, wenn man aufrichtig iſt gegen ſich ſelbſt. Wenn wir das nächſte Mal Mailand ſehen, ſo werden wir neben einander ſein, und Ungeſtüm und Vorſicht neben einander ſollen zum guten Ziele kommen, nicht wahr? — Herr Kanzler Duprat, dieſer unglückliche Semblançay wird ſich vor dem Gerichtshofe des Parlamentes in Paris um Hals und

Kragen verantworten, ob Unterſchlagung der 400.000 Ecus, ſorgt dafür!

Ich bin unſchuldig, Majeſtät!

Das wollen wir ſehen.

5.

So war denn die Intrigue gegen die Gräfin bereits inſoweit gelungen, daß ſie allein und dem Anſcheine nach ſchutzlos ins Haus des Königs gerathen war. Trotz dringender Nachfrage erfuhr ſie erſt nach und nach, daß ihr Gemal ſchon vor einigen Tagen, ihr Bruder vor einigen Stunden Blois verlaſſen habe. Aber ihr Gemal werde wahrſcheinlich binnen Kurzem zurückkehren, denn ſonſt hätte er Nachrichten für ſie, die ja auf ſein Geheiß ankam, hinterlaſſen, und die wenigen Tage werde ſie in dem Schutze der liebenswürdigen Margaretha beſtens aufgehoben ſein.

Die Gräfin zeigte ſich allerdings wie ein etwas verſchüchtertes Reh. Hätte ſie den Boden nur etwas feſter, hätte ſie nur irgend ein Zeichen von ihrem ſtrengen Gatten vorgefunden, ſie hätte ſich ja ſo gern gefreut, plötzlich einmal aus der unwandelbaren bretoniſchen Einſamkeit in ſo lebhafte Umgebungen gekommen zu ſein. So lange Budé, der ihr großes Vertrauen einflößte, bei ihr blieb, drang auch einige Male die helle Aeußerung des Vergnügens mitten durch ihre tauſend Fragen der Beſorgniß, wie ein Sonnenblick durch umwölkten Himmel. Aber Budé konnte nicht fortwährend bleiben, die Herzogin Margaretha überhäufte ſie mit Zuvorkommenheit, Bonnivet ließ fragen, ob er aufwarten könne, ja der König ließ ſie willkommen heißen, und die Angſt überwältigte ſie dergeſtalt, daß ſie in Thränen ausbrach, und unter dem nicht ungegründeten Vorwande des Krankſeins ſich auf ihre Zimmer zurückziehen mußte.

Sie wußte nicht, was ihr bevorſtand, denn ſie war in der Welt unerfahren, aber ſie begriff mit jenem den Frauen eigenthümlichen Inſtincte, der wie ein ſechſter Sinn ſie unterrichtet, daß ihrem Leben eine entſcheidende Kriſis nahe. Und jede Frau, auch die unzufriedene, auch die gelangweilte, ſcheut einen kritiſchen Wendepunkt. Sei es ihr angeboren — was die Emancipation Begehrenden läugnen — ſei es ihr anerzogen: die Frau entſcheidet ſich, auch wenn ihr die Wahl gelaſſen wird, viel eher für fernere Ertragung einer drückenden Exiſtenz als für das Waguiß einer Aenderung. Die junge Gräfin hatte in ihrem einſamen Schloſſe oft bitterlich geweint über die Rohheit eines Gatten, der all ihre feineren Gedanken nicht verſtand und mit den Füßen bei Seite ſtieß, der eben deshalb keine auf edlere Weiſe vermittelte, ſondern nur die gedankenloſe äußerliche Zärtlichkeit bieten konnte, eine Zärtlichkeit, welche immer zudringlich erſcheint und Widerwillen erweckt, ſobald ſie nicht Seitens der Frau mit dem unbegreiflichen Schauer der Neigung empfangen wird. Solche Neigung war der Gräfin bis dahin fremd geblieben; aber ſie war ſo weiblich erzogen und in der Ehe ſo unterwürfig gewöhnt worden, daß ſie ſelbſt nicht wußte, wie widerwärtig ihr der Gemahl war. Ertragen wir doch oft Jahre lang das Unangenehmſte, weil wir erſt durch einen plötzlich ſich bietenden Vergleich oder Gegenſatz entdecken, wie groß die uns aufgebürdete Unannehmlichkeit ſei. — Sie hatte alſo in den erſten Tagen auf Schloß Blois kein anderes Trachten deutlich vor ſich, als wie ſie aus dieſer ihrem Gemahl verhaßten Welt hinweg und nach Chateaubriant zurückkommen könnte. Daß ſie ſchon um ihres ſo unverſchuldeten Eintritts in dieſe Welt der herbſten Behandlung vom Grafen entgegenſehen durfte, das wußte ſie wohl, aber ſie wollte ſich lieber ſolcher Strafe unterwerfen, als der wachſenden Pein des Gewiſſens. Denn obwol ſie mit einem prüfenden und den banalen Moralphraſen, welche der Graf hören ließ, weit überlegenen Geiſte ausgerüſtet war, ſo bildeten doch all jene Phraſen ein Gewiſſen in ihr, neben welchem ihr Geiſt, ſchüchtern und ohne Erfahrung, bei Weitem

nicht aufkam. Hinweg! Hinweg! drängte alſo Alles in ihr. Aber ſie war eben auch in Blois nach wenig Tagen nicht blos durch äußere Bande gefeſſelt. Nicht etwa, daß ſie ihr ſchüchternes Auge zu einem der ſchönen und geiſtvollen Mäuner erhoben und einer raſchen Neigung ſich ergeben hätte, o nein, einem wie ſie gearteten Weſen war für den Uebergang in andere Lebenskreiſe eine Frauenmacht viel gefährlicher oder doch wirkſamer. Die Herzogin Margaretha war ganz dazu geeignet, das Vertrauen der bedrängten jungen Frau ſchnell zu gewinnen, und den zu bewerkſtelligenden Wechſel vortrefflich zu leiten; denn Margaretha hatte die Ehe mit der Mittelmäßigkeit ſelbſt zu ertragen und zu verbeſſern gehabt, ſie war lebhaft, ſie war geiſtig hochbegabt, ſie beſaß ein ſtarkes Bedürfniß wahrhaftiger Tugend neben dem ſtarken Bedürfniſſe genußreicher Exiſtenz, und ſie war vielleicht in allem, was die Wünſche ihres geliebten Bruders betraf, weniger gewiſſenhaft als ſonſt in irgend welchem Kreiſe. Und Galanterie war das junge Schooßkind jener Zeit! Es fand ſeine halbe Rechtfertigung im wiedererweckten Style der als würdig geprieſenen Ritterlichkeit, und wurde übrigens beſchützt von dem ſchmeichelnden Drange abenteuerlicher Erfindung, der mit einer Wiedergeburt ſchöner Künſte und Verhältniſſe Hand in Hand gehen müſſe. Es iſt alſo gar wohl erklärlich, daß die Verfaſſerin der „Geſchichte beglückter Liebhaber“, jener ſchalkhaften Novellen, es nicht verſchmähte, dieſe unerfahrene Gräfin ſyſtematiſch den Provinzial-Grundſätzen abwendig zu machen. Dieſe begabte Verführerin, ein äußerſt ſchwer zu beurtheilender Charakter, war übrigens niemals gemeint, die alltägliche Libertinage ihres Bruders zu unterſtützen, im Gegentheile verbarg ihr Franz die unſaubern Seitenwege, welche er gar oft wandelte, ſorgfältig, denn ſie nannte ſolche Abenteuer trivial und verzieh ſie nicht. Die alten Romane der Chevalerie waren ihre Lieblingslecture geweſen und hatten in ihr ein Syſtem zu Wege gebracht, von welchem viele Kenner den Geiſt und das Weſen der ſeit drei Jahrhunderten mannigfach ausgebildeten,

zuweilen entarteten, immer aber intereſſant ſich darſtellenden franzöſiſchen Geſellſchaft herleiten. Rückſichtsvolle und aufopferungsluſtige Freundſchaft ſollte Grund und Boden alles Verkehres ſein, auch des Verkehres zwiſchen den verſchiedenen Geſchlechtern, denen auf dieſem Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit geſtattet ſei. Margarethe erfand dafür jene ſogenannten „Alliancen“, welche Freund und Freundin wie Bruder und Schweſter angeſehen wiſſen wollten, und welche, auf geiſtiger Zuneigung beruhend, den öffentlichen Ausdruck gegenſeitiger Liebe geſtatteten, und ſolcherweiſe ſyſtematiſch Tadel und Verdacht entfernen ſollten. Schon an ihrem kleinen Hofe von Alençon hatte ſie ſolchen Lebensſtyl eingeführt, und neben ihrem Bruder konnte ſie ihm eine ſo große Ausdehnung geben, daß er Vorbild für Frankreich wurde. Natürlich blieben dieſe „Alliancen“ nicht ſo ſpirituell, wie ſie gemeint waren, ja Brantôme ſagt von der Stifterin ſelbſt, „ſie habe in Sachen der Vergnüglichkeiten und Galanterien gezeigt, daß ſie mehr davon verſtünde, als ihr tägliches Brot“; aber es bildeten ſich doch Formen und Verhältniſſe, welche Geiſt und zierlichen Anſtand zur Grundbedingung hatten und das Unvermeidliche vor Rohheit bewahrten. Hierin zeigt ſich ein intereſſanter Contraſt des ſechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich: im neunzehnten nämlich wurden dieſe Alliancen durch Simoniſten und Socialiſten dergeſtalt wieder aufgenommen, daß man ſie auf die ganze bürgerliche Geſellſchaft ausdehnen und das blos anmuthige Spiel mit Formen in ein ernſthaftes Grundgeſetz für freien Verkehr zwiſchen den Geſchlechtern umwandeln wollte. Margaretha, dem reformirenden Calvinismus mit großer Theilnahme, ja einige Jahre ſpäter mit Parteinahme zugehörend, hätte wahrſcheinlich, wenn der Simonismus neben ihr entſtanden wäre, einzelne Theile desſelben ſyſtematiſch aufgenommen und ins Werk geſetzt, und darin die Grundverſchiedenheit von ihrem ihr oft ſo ähnlich erſcheinenden Bruder an den Tag gelegt. Denn Franz, als entſchiedener Egoiſt,

war allem verbindlich machenden Syſteme abhold, und fand ſeinen Lebensreiz juſt im Gegentheile, im Willkürlichen und Augenblicklichen.

Es iſt nicht bekannt geworden, in wie weit Margaretha von ihrem Bruder eingeweiht worden ſei in die Abſicht, welche er damals vorhatte mit der Gräfin Chateaubriant. Wahrſcheinlich iſt die Verſtändigung nicht weiter gegangen, als bis zu den allgemeinen Redensarten, daß es ſich darum handle, ein liebenswürdiges und begabtes Geſchöpf den rohen Händen eines Seigneurs zu entwinden, der ſolchen Edelſtein nicht zu würdigen wiſſe. Und das war hinreichend, das Intereſſe und die Beiwirkung Margaretha's zu erwecken. König Franz konnte auch in den erſten Tagen guten Gewiſſens ſich ſolcher allgemeinen Ausdrücke bedienen, denn er hatte die Gräfin nur von Weitem geſehen, und erſt am dritten Tage verſchaffte ihm Margaretha, welche die Aufgabe als reizende pſychologiſche behandelte und um keinen Preis übereilt ſehen mochte, Gelegenheit, die ſchöne Françoiſe näher zu beobachten. Nicht daß ſie ihn zu ihr geführt hätte, ſo weit war die verſchüchterte Gräfin noch keineswegs ermuthigt ſondern dadurch, daß ſie ihm im offenen Nebenzimmer an einem Fenſter, welches in der Zwiſchenwand angebracht war, einen Platz anwies. Es war das Glas dieſes Fenſters eine Beute aus Italien, und hatte den damals in Frankreich noch unbekannten Spiegel-Vorzug, daß es nur von einer Seite, natürlich von der, welche der König einnahm, durchſichtig war, von der andern aber bis zur Undurchſichtigkeit blendete. Dort ſah und hörte König Franz die junge Frau in all ihrer lieblichen und reizenden Natürlichkeit, welche ſie der freundlichen Margaretha gegenüber bereits gewonnen hatte. Margaretha galt wirklich in ganz Frankreich für diejenige Perſon der königlichen Familie, welche ſittlich am höchſten zu achten ſei, und dieſer Ruf erleichterte ihr überaus die ſogenannte Bekehrung der Gräfin. — „Aber es iſt doch unerläßlich," ſagte die Letztere, „daß ich meinem Gemahle wenigſtens ausführliche Kunde abſtatte, wo ich mich befinde und wie ich lebe,

wenn Ihr denn durchaus unveränderlich darauf beharrt, meine Rückkehr nach Chateaubriant ſei ohne Weiteres unpaſſend.“ —

Und ich denke, erwiderte Margaretha, ihr gebt mir darin endlich Recht! Euer Gemahl befiehlt Euch, hieher zu kommen, und achtet Eurer, ich will nicht einmal ſagen Eures Rufes, ſondern nur Eurer Sicherheit und Bequemlichkeit ſo wenig, daß er unbekümmert um Eure Ankunft ſich von Blois entfernt und Euch dem Zufalle preis giebt. Verdient ſolche Unritterlichkeit Rückſicht von Eurer Seite? Strafe verdient ſie. Die Männer ſind das, wozu wir ſie machen. Sie ſind leidenſchaftlich, aber roh und gedankenlos uns gegenüber, denn in dem eingeriſſenen Wahne, dem erſten und allein wichtigen Geſchlechte anzugehören, ſind ſie eigenſüchtig bis zum Grade der Gedankenloſigkeit. Wir müſſen ſyſtematiſch Formen erfinden und aufrecht erhalten, wir müſſen die Männer täglich daran erinnern, wir müſſen darin zuſammenhalten wie für einen Cultus und jede Einzelne muß in ihren Verhältniſſen Wohl und Wehe ihres ganzen Geſchlechtes vor Augen haben, daß wir nichts Geringeres ſind, denn ſie. Glaubt nur, dies iſt auch zum Beſten der Männer: ohne ſtrenge Schranken und Bildungsmittel nützen ſie den Zauber ab, welchen weibliche Schönheit gewähren mag! Sie vernichten durch plumpen, eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glückes, das nur Glück iſt, ſo lange wir deſſen nicht ſicher ſind.

„Aber die Frau hat ja kein Recht zu ſolchen Maßregeln, welche die Herrſchaft des Mannes untergraben, denn es heißt ja ſelbſt in der Religion: Er ſoll Dein Herr ſein!“

O pfui doch, Gräfin, das iſt ein altmodiſches Mißverſtändniß. —

„Kann denn die Religion auch altmodiſch werden?“

Wenigſtens die Deutung derſelben.

„Das mag ſein. Aber heißt es nicht eine andere Gefahr heraufbeſchwören, wenn man uns räth, ein Syſtem zu errichten auch zwiſchen Ehegatten? Die Gefahr der Verſtellung und

Lüge? In meiner Erziehung iſt alles darauf hingeleitet worden, ich ſolle wahr und offen ſein, dies ſei die Grundbedingung aller Tugend und alles glücklichen Gewiſſens, und ich ſollte nun demjenigen Manne gegenüber, dem ich mit Leib und Seele zugeſprochen worden bin, wohl überlegt eine Kunſt der Verſtellung üben, ein Getriebe der Täuſchung! Wie reimt ſich das?“

Unſchuldig Mädchen, das Ihr geblieben ſeid! Habt Ihr noch nie zugeſehen, welchen Gang jegliche Erziehung nimmt? Bei groben Gegenſätzen beginnt ſie, um bis zu feinen und feineren Unterſchieden hinaufzuführen und dann den allmälig geübten Menſchen dem eigenen Urtheile zu überlaſſen. Der junge unerfahrene Menſch iſt wie ein Kranker in der Geſellſchaft, man gibt ihm Krücken, an denen er geht, bis er ſich ſelbſtſtändig fühlt und ſie hinter ſich wirft!

„Aber ich fühle mich noch nicht ſelbſtſtändig, und iſt es denn überhaupt Beſtimmung des Weibes, ſelbſtſtändig zu werden?“

Dieſer Zweifel iſt ein Frevel gegen Gott, der in uns ſo vollkommene Menſchen geſchaffen hat, wie in den Männern. —

„Erlaubt! Vollkommen in anderen Kreiſen, nicht aber in denen, welche Kraft und Muth und alle Vorzüge der Selbſtſtändigkeit erfordern. Wozu denn zwei Geſchlechter, wenn ein jedes ſelbſtſtändig, das heißt unabhängig vom andern leben könnte und ſollte? Und unabhängig von einander können wir nicht leben, unſere Sinne verbieten es, und der ſüße Zwang des Gebärens, der uns auferlegt iſt zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, ſpottet unſerer Unabhängigkeit; Selbſtſtändigkeit, meine ich, ſoll nicht die Deviſe des Weibes ſein!“

Sieh da, rief Margaretha und umarmte halb lächelnd, halb erſtaunt ihren Gaſt, der ſich eine ſchöne Röthe ins Antlitz geſprochen hatte, ſieh da, meine Liebe, Ihr ſeid ja geübter in Entwickelung von ſelbſtſtändigen Gedanken als all unſere Damen am Hofe es ſind! Ihr werdet ſie alle überſtrahlen durch ein lauteres und begabtes Naturell. Und was hat Euch ſo frühzeitig

zu ernſthaftem Gedankenleben gebracht? Das ſtille eheliche Glück auf behaglichem, einſamem Schloſſe?

„Ach, nein —“

Das Glück ſoll nicht zum Nachdenken führen.

„Das weiß ich nicht. Aus Euren Reden entnehme ich die Beſtätigung eines Wunſches, der ſich mir ſelber oft aufgedrängt hat, und der auch vielleicht unpaſſend für mich nach einem Syſteme ſchmeckt: Gäbe es nicht unſchuldige Mittel in unſerm, das heißt in der Frauen Vermögen, die Männer zarter und edler zu machen, ohne daß ihnen an Kraft und Stärke etwas geraubt würde?“

Arme Gräfin, wie gern möchtet ihr verbergen, daß Eure Jugend an rohe Hände preis gegeben iſt. — Widerſprecht nicht, und überzeugt Euch nach und nach, daß es das Weib preis geben heißt, wenn man ihre Abhängigkeit vom Manne hingehen läßt, wie es der großen Mehrzahl gleichgiltiger und des ſinnigen Weibes unwürdiger Männer beliebt.

„Und doch geht auch ſo viel feines und zartes Werk von den Männern aus, es iſt doch wol nur einzelnes Unglück, nicht gerade ſolchen Männern begegnet zu ſein! Welch eine wunderbar erhebende Welt iſt nicht von Männern ausgedrückt worden in Gemälden, wie deren ſeit einiger Zeit aus Italien nach Frankreich gekommen ſind, und wie ich deren, als ich von Foix nach Chateaubriant über Fontainebleau reiſte, geſehen habe. Da habe ich ſtaunend vor dem heiligen Michael Raphaels geſtanden, und habe mich entzückt in den edlen, ach ſo erhebenden Reizen einer heiligen Familie desſelben Malers. Seht, da iſt mir Kraft und Anmuth, Größe und Zartheit, Schwung und Einfachheit in Einem zum erſten Male in meinem Leben entgegengetreten, und es iſt nie wieder aus meiner Seele geſchwunden, daß ſolche Vollkommenheit nur von dem Genius eines Mannes ausgehen könne, und daß uns Frauen wol immer die Macht einer ſo mannigfach bedingten Erfindung gebrechen möge — hört mich! Und weiter: war es nicht ein Mann, welcher den neuen großen Sinn fand, ſolch

unerhörte Kunſt auch unerhört zu feiern? Zahlte er dem Künſtler nicht erſtaunliche Summen, und was mehr ehrte und erregte — wir begegneten damals in Montargis dem Zuge, der von Lyon herauf kam — er empfing ein Bild, wie man bis dahin nur die wichtigſten Reliquien aus dem heiligen Lande empfangen hatte; unter Fanfaren mit allem Pomp und mit aller Pracht der Feier, die all unſere Einbildungskraft belebte, ließ er das neue Wunder enthüllen und zum erſten Male anſchauen. Dieſer kühne Sinn konnte nur von einem Manne kommen, denn er ſchloß ein neues, ſeines Rechtes ſich bewußtes Urtheil, er ſchloß die Kraft einer Neuerung in ſich, die uns Frauen von der Natur verſagt iſt" —

Und dieſer Mann?

„Es war Euer Bruder, es iſt der König." —

Den Ihr nicht ſprechen wollt, und doch ſo zu ſchätzen wißt!

„Mein Gott, was hätte ich ihm zu ſagen in meiner unpaſſenden Lage" —

Während der letzten Rede war König Franz ungeſtüm aufgeſtanden, hatte dem neben ihm ſtehenden Budé die Hand gedrückt und zugeflüſtert: „Dies Weib iſt würdig einer Krone, Guillaume, ich danke Dir", und hatte einen Schritt gegen die mit ſeidener Gardine verhangene Verbindungsthür gethan, als wollte er zu den Frauen eintreten. Budé hatte ſich erlaubt, die Hand feſt zu halten, und ihn dadurch und durch Bittworte daran zu verhindern, als aber die Gräfin ſprach: „Was hätte ich ihm zu ſagen", da übermannte ihn der Drang ſeiner Galanterie, er ſchob alle vorgezeichneten Pläne bei Seite, und trat ins Zimmer zu den Damen. Schon im Kommen, gerade auf die Gräfin zugehend, ſprach er zu ihr: „Der König aber hat Euch zu ſagen, daß er von allen Großen ſeines Reiches noch nicht ſo ſchön verſtanden worden iſt, als von Euch, meine gnädige Gräfin", und dabei ergriff er ihre Hand und küßte ſie, und bat um Entſchuldigung, daß er, das lebhafte Geſpräch vernehmend, einen Augenblick vor ſeinem Eintritt an der Thürſchwelle ſtehen geblieben ſei, um zu

hören, ob er auch ungelegen komme. „Aber ich hörte," ſetzte er lächelnd hinzu, „ein ſolch Uebermaß meines eigenen Lobes, daß ich darauf hin ſogleich einen Fehler begehen, und Euch ſtören durfte."

Mit dieſer Ueberraſchung ſchien der König den Beſtrebungen ſeiner Schweſter, die Gräfin zu ermuthigen, weſentlich geſchadet zu haben. Dieſe entzog ſich eher kalt als ſchüchtern den Artigkeiten des Königs, und ſie war offenbar davon betroffen, daß ſie ein Aufpaſſen, Behorchen überhaupt und ein berechnetes Verfahren zu entdecken glaubte. Wie ſehr ihr auch in dem ihr ſelbſt verborgenen Innern der Antheil und Beifall des Königs ſchmeichelte, wie ſehr ſie auch in dieſer ihr ſelbſt verſchleierten inneren Welt ihres Herzens ein Theilnehmen an dieſen Lebenskreiſen wünſchte, ja wie ſehr ſie mit Schauer an ihre Rückkehr nach Chateaubriant dachte: Erziehung, Pflichtgefühl und weibliche Zaghaftigkeit hielten ſie doch entfernt von jeder, auch der kleinſten Hingebung an dieſe lockenden Verhältniſſe, und trieben ſie zurück in den einſamen, freudeleeren Kreis des bretoniſchen Schloſſes. Sie ſah voraus, daß ſie ſchon für den unverſchuldeten Eintritt ins königliche Schloß zu leiden haben würde, aber ſie beſaß jenen Muth der Frauen, den Muth, allen Leiden gebückten Hauptes entgegen zu gehen. Bis dahin von der ſanften Macht der Herzogin zurückgehalten, ſah ſie nun keine dringendere Pflicht vor ſich, als ihren Gemal zu unterrichten. Eine treue Dienerin Louiſon, welche aus der Pyrenäen-Heimat der Braut gefolgt und der jungen Gräfin treu verblieben war, übernahm es, einen Boten über Paris nach Chateaubriant zu ſenden. Denn es war der Gräfin nicht verſchwiegen worden, daß ihr Gemal eiligſt nach Paris gegangen ſei eines dringenden Geſchäftes wegen, aber obwol man hinzugeſetzt, er werde unverweilt nach Blois zurückkehren, ſo war ſie doch bereits mißtrauiſch, und dehnte die Sendung aus bis nach der Heimat.

Louiſon hatte ſich dies indeſſen leichter gedacht als es war. Sie fand zwar bald einen Boten, aber Florio, bereits vortrefflich bezahlt für das bisherige Gelingen der Intrigue und auf der Wacht für den weiteren glücklichen Fortgang derſelben, hatte ſein Standquartier beſchaulichen Müßigganges im Thorhüter-Saale des Schloſſes aufgeſchlagen, wo Alles was kam und ging vorüber mußte, und wo eine Niederlage ſämmtlicher Dienerſchaft und aller auf gelegentliche Aufträge harrender Lungerer war. Es war ihm ein Leichtes, der ſucheuden Louiſon nachzuſpähen und die Abſendung des Briefes zu unterſchlagen. Louiſon war klug und theilte ihrer Herrin offen mit, daß ſie, einigen Zeichen nach, die richtige Abſendung des Briefes nicht für hinlänglich geſichert halte, und daß ſie rathen müſſe, einen zweiten zurecht zu machen, wenn der Frau Gräfin beſonders viel an zuverläſſiger Beſtellung desſelben liege. Nur war zu befürchten, daß es dem zweiten nicht beſſer ergehen würde als dem erſten, und die Gräfin, durch dieſes neue Anzeichen verborgener Umtriebe in noch größere Aufregung verſetzt, entſchloß ſich zu einem ungewöhnlichen aber ihrem kindlichen Charakter allerdings ganz angemeſſenen Wege. Sie hatte ſich nämlich, nachdem der König ſie überraſcht, nicht mehr aller Männer-Geſellſchaft entziehen können, welche ſich des Abends bei der Herzogin Margaretha einſtellte. Der König war auf Anrathen ſeiner Schweſter nicht wieder gekommen, und es hatten ſich zu Anfange nur die Künſtler und Gelehrten eingeſtellt, die der Gräfin weniger Scheu erregten, und unter denen ihr der gewandte Marot eine Erheiterung, der würdige Budé ein Troſt war. Aber auch einige der luſtigen Ritter aus des Königs unmittelbarer Umgebung hatten ſich allmälig eingefunden. Unter ihnen Bonnivet und Chabot de Brion. Letzterer, ein ganz junger, bildſchöner Mann, zeigte ſich ſehr zurückhaltend und äußerſt achtungsvoll gegen die Gräfin, ganz verſchieden von Bonnivet, welcher die vorgefaßte Abſicht der Zurückhaltung nicht lange durchſetzen konnte, und ſich bald in fröhlicher, kühner Galanterie gehen ließ. Es war ihm wohl zuzu-

trauen, daß er's im glücklichen Falle auf die Gefahr der königlichen Ungunſt gewagt hätte, eine Eroberung zu machen, welche, wie er am Beſten wußte, der König ſelbſt beabſichtigte. Aber dieſe freie Zuverſicht, welche vom Betragen aller übrigen auffallend abwich, wirkte nicht mehr verſchüchternd auf die Gräfin. Eben weil ſie hier keinen Rückhalt ſah, ging ſie bald unbefangener ein auf das Spiel der Phraſen und Wendungen, und entwickelte darin eine unerwartete Munterkeit, ſo daß ſie eine Viertelſtunde lang ihre peinliche Lage zu vergeſſen ſchien. Einem Frauen-Naturell iſt eine ſolche Hingebung an den gefahrlos reizenden Augenblick viel leichter erreichbar als einem männlichen, und ein ſo geſchmeidiges weibliches Naturell iſt auch gar wohl im Stande, mitten in ſolcher Bedrängniß und in augenblicklicher ſcheinbarer Selbſtvergeſſenheit denjenigen Mann zu bemerken, welcher ihr innerlichſt zuneigt, und welchem ſie um jeden Preis vertrauen kann. So erſchien ihr Chabot de Brion, und ihm beſchloß ſie, ſich anzuvertrauen, ſeit ſie in Budé für alles entſchloſſene Handeln eine gewiſſe Unſicherheit entdeckt zu haben glaubte. Es war dies einem jungen Lieblinge des Königs gegenüber ein Entſchluß des unberechbaren weiblichen Genius. Nicht der ſicherſte Freund würde ihr dazu gerathen haben, auch wenn er gleich ihr entdeckt hätte, daß in Brion eine poetiſche Neigung für die Gräfin im raſchen Aufſchuß begriffen war.

Sie that es. Bei der erſten Gelegenheit, da ſie ſich mitten in der Geſellſchaft allein mit ihm ſah in einer Fenſtervertiefung ſchilderte ſie ihm mit fliegenden Worten ihre Lage und die Nothwendigkeit, ſichere Nachricht an den Grafen Chateaubriant gelangen zu laſſen. Sie ſprach nicht einmal von dem Vertrauen, welches ſie für ihn hege, ſie ſprach's in der Bitte ſelbſt aus, und Brion, ein unverdorbenes Gemüth, glücklichſt überraſcht durch dies Vertrauen, verſprach die Beſorgung des Briefes, den ihm Louiſon einhändigen würde.

Von dieſem Augenblicke an fühlte ſich die Gräfin frei und ſorglos und ward gegen alle Umgebung die rückhaltloſe Liebens-

würdigkeit ſelbſt. Die Herzogin glaubte ſogar, ſich dieſer Umwandlung nicht freuen zu dürfen, weil ſie ſelbige dem Einfluſſe des ſchönen Bonnivet zuſchrieb, ein Einfluß, welchen ſie von ihrem Bruder erwartet und gehofft hatte. Sie ſagte alſo, als die Geſellſchaft entlaſſen war, ziemlich unbedacht zur Gräfin: es ſchienen die ſchönen Männer ihr beſſere Laune zu erwecken als die geiſtreichen.

„Die ſchönen?“ erwiderte die Gräfin lachend, „ei natürlich! Was wirkt lieblicher auf unſere Stimmung als die Schönheit!“

Und Ihr zieht die ſchimmernde Schönheit der ernſteren vor? ſetzte die Herzogin hinzu, welche ſich des falſchen Gegenſatzes, den ſie aufgeſtellt, bewußt geworden war, da ihr Bruder für einen ſtattlich ſchönen Mann galt.

„Allerdings, wenn es ſich, wie Ihr Euch ſo fein ausdrückt, nur um Erweckung guter Stimmung und Laune handelt. Aber was iſt gute Stimmung und Laune gegen den Eindruck, welcher den ganzen Menſchen auf die Dauer des Lebens erregen und bewegen ſoll! Ich glaube nicht, daß ein ſchöner Mann ſo tiefe und dauernde Neigung erweckt, als ein unſchöner. Die glatte, tadelloſe Schönheit, die wir in den Bildern wiederfinden, geht eben wie ein Bild an uns vorüber; aber das Eigenthümliche prägt ſich unſerer Seele ein, und verläßt uns nicht mehr, wenn es einmal durch eine Neigung uns zugeführt worden iſt.“

Dieſe Erklärung hatte für die Schweſter des Königs nicht viel Tröſtlicheres als die erſte fröhliche Aeußerung, und von dieſem Abende an wurde dieſe Gräfin das unverſtandene, aber um ſo lebhafter geſuchte Geheimniß für den Hof. Ihre Schüchternheit war verſchwunden, und zeigte ſich nur noch, wenn der König unerwartet zu ihr trat. Dieſer ſelbſt war in immer größere Haſt und Bewegung gerathen, je unwahrſcheinlicher es ſeiner Schweſter und ihm erſcheinen mußte, dieſes räthſelhafte junge Weib ohne weiteres für ſich zu erobern. Er war eiferſüchtig, ehe er noch die geringſte Ausſicht auf Beſitz hatte, und dieſe Leidenſchaft war

ihm, dem zuverſichtlichen, durch Glück bei Frauen verwöhnten Könige, bis daher völlig fremd geblieben. Sie ſteigerte alſo auch ſeine Wünſche und Abſichten zum höchſten, und was er früher unbedacht und zur Hälfte lügenhaft gegen Budé geäußert hatte von Erhebung dieſer Dame auf den Thron, das war ihm jetzt vollſtändiger Ernſt für den Fall, daß er nicht ohne ein ſolches den Stolz mehr als die Liebe weckendes Verſprechen die Neigung der Gräfin gewinnen könne.

Unter ſolchen Umſtänden war eine Woche vergangen, und ein aufmerkſamer Zuſchauer hätte ſagen müſſen, die Gräfin zeige Bonnivet den meiſten Antheil: mit ihm unterhielt ſie ſich am öfterſten, mit ihm lachte ſie am heiterſten. Gegen Brion konnte man ſie undankbar ſchelten, denn ſie ſprach wenig zu ihm und vermied bei dieſen kurzen Unterredungen, wie es ſchien, gefliſſentlich, alle tiefere Wendung des Geſpräches. Die Künſtler liebten ſie alle, denn ſie hatte ſelbſt Geſchick für Zeichnenkunſt, und copirte eifrig und ſchnell die Skizzen, welche man ihr zeigte, ſo die Skizze des Grabmals Ludwig's XII., mit deſſen Ausführung in St. Denis damals der Bildhauer Jean Juſte beſchäftigt war. Von Lascaris und Budé ließ ſie ſich die Geſänge des Homer erzählen, und war dieſen älteren Herren Stunden lang die andächtigſte Zuhörerin, die ſich auch nicht weniger angeſprochen zeigte, wenn der alte Grieche auf Schilderungen des griechiſchen Religions- und Gedankenlebens überging, oder wenn Budé ſein Thema vom Schloſſe Chateaubriant wieder aufnahm, und die täglich fortſchreitende Entwickelung der kirchlichen Reform in Deutſchland und der Schweiz ſchilderte. Kaum der ſchalkhafte Meiſter Clément dazu, der übrigens auffallend genug den Streitpunkten kirchlicher Reform eifrig nachfragte, ſo endigte ſie mit irgend einer anmuthigen Wendung das ernſthafte Thema und bat Marot, ſie franzöſiſche Verſe machen zu lehren, ſinnige

Deviſen, welche damals in höchſter Gunſt und Mode waren. Eines Nachmittags trat der König unerwartet zu dieſem Kreiſe, ſetzte ſich, und bat, theil nehmen zu dürfen. Auf der Stelle wurde ſie ſchweigſam und zurückhaltend, und hier wie ſonſt erfuhr er mehr von anderen als von ihr ſelbſt, daß ſie Talent und Geiſt mannigfachſter Art beſitze. Was braucht aber die Neigung ſolcher Zeugniſſe! Auch die des Königs achtete nicht darauf, und all die desfallſigen Verſicherungen Budé's, Marot's und der Uebrigen hielt er für Artigkeiten, die man ſeiner ſichtbaren Vorliebe für den Gaſt und der ſchönen Dame erweiſen wolle. Indeſſen war er doch diesmal bereits ſo klug, die Galanterie bei Seite zu ſetzen und auf die ernſthaften Gegenſtände des Geſprächs einzugehen, hoffend, die Gräfin werde dadurch unbefangener und freier neben ihm werden. Und die Berechnung war ganz richtig. Disputiren und durch hundertfache Gedankenwendung erprüfen, lag nicht im Weſen des Königs, dies ging vielmehr darauf hinaus, gegebene Verhältniſſe, auch gegebene Speculationen zu gruppiren, Pläne großen Styles zu entwerfen, mit ſchöpferiſcher und künſtlicher Genauigkeit auszuführen bis in den Reiz und Werth jeder Einzelnheit, und ſich allmälig in Zuſammenſtellung mehrerer ſolcher Pläne etwas überſpannt aber immer geiſtreich zu berauſchen, dergeſtalt, daß nach einer halbſtündigen Hingebung an ſolche wohl gegliederte Exſtaſe nicht nur Frankreich, ſondern Europa ein ganz verändertes Anſehen erhielt. Ein verändertes Anſehen, denn er hatte keinen Zug revolutionären Sinnes, der von innen und von Grund aus umgeſtalten will, in ſich, er wollte nichts Vorhandenes vernichten, er wollte nur hinzu thun und neu ſtellen, er wollte eben nur das Anſehen der Welt verändern, und was er dafür an innerem Geiſte der Welt verändert zu brauchen glaubte, das ſuchte er vielmehr in der Vergangenheit, im Mittelalter, als in der Zukunft. Ach — ſchloß er ſolch einen Erguß, indem er aufſtand und den Männern durch eine flüchtige Handbewegung anzudeuten ſchien, ſie möchten ſich entfernen — die Alltäglichkeit hemmt mich aller Wege! Es iſt nichts vorbe-

reitet, und über den Vorbereitungen verliere ich die Hälfte der Hilfsmittel, und verliere im kläglichen Getümmel die eigenen Gesichtspunkte, von denen ich ausging, und Niemand ist neben mir, der meine Pläne in Liebe hindurch trüge durch all die Störungen, welche das Regiment mit sich bringt, und der mich in glücklicher Stunde daran erinnert, sie wieder aufzunehmen!

„Aber Eure Schwester, königlicher Herr!“ erwiderte die Gräfin, welche solchen Kreis der Schöpfung nur dem begabten Manne zugänglich glaubte, und welche dafür ein glühendes Interesse, die eigentliche Seele ihrer Liebe zum Manne, in sich trug. Aufgeregt davon, daß sie diesen Kreis ihres Ideals plötzlich von dem mächtigsten Manne neben sich berührt sah, achtete sie im Anschauen des Königs und in der Hingebung an diese Welt zum ersten Male nicht darauf, daß sie allein gelassen war mit dem Könige. —

Meine Schwester?! sagte dieser, zur Hälfte wirklich mitten in der Empfindung des Themas, zur Hälfte Empfindung coquettirend, um das unschuldige Weib sicher zu machen — meine Schwester ist ein suchender Geist, die mich mit Einwendungen ermüdet, und ich will bilden! Und was mehr sagen will, sie ist nur meine Schwester, die einen Gatten und eine noch ganz andere Welt hat außer mir, sie ist nicht mein Weib! Nur wo Leib und Seele eins sind, erschafft man gemeinschaftlich mit einander!

Die Gräfin schwieg, der König schwieg. Sie stand im weißen Gewande, es war ein warmer Herbstnachmittag, neben dem Lehnstuhle, den sie eingenommen hatte, ihr Arm ruhte auf der Lehne desselben, ihr Kopf war gedanken- und theilnahmsvoll vorgebeugt und, wie sich verlierend, blickte sie auf das männlich schöne Antlitz des Königs, welches sich zu Linien herber Trauer zusammengezogen hatte und den Blick starr auf den Teppich des Fußbodens oder auf die Füße der dicht bei ihm stehenden Gräfin geheftet hielt.

Helft mir! rief er auf einmal, richtete sich auf und ergriff mit beiden Händen die Hände der Gräfin.

Dieſe erzitterte am ganzen Leibe und betoute kaum hörbar die Worte: Wie könnte ich, königlicher Herr!

Ihr könnt; die Königin liegt am Tode — werdet nach ihr mein Weib!

Ich bin, erwiderte leiſe wie vorher die Gräfin, welche zuſammen geſchrocken war, als ob ein Blitzſtrahl vor ihr in die Erde führe — ich bin die Gattin des Grafen Chateaubriant!

Ihr ſeid da nicht am Orte, er iſt Eurer nicht werth, Ihr ſeid zu höherer Wirkung berufen!

Der Wille meiner Eltern, das Sacrament der Kirche haben mich ihm verbunden —

Was die Kirche bindet, kann die Kirche löſen — nicht dort liegen die Hinderniſſe; aber Ihr wendet Euer Haupt von mir, Ihr liebt mich nicht, Ihr fürchtet mich —

Ja, ich fürchte Euch, ſagte die Gräfin, und große Thränen rollten ihr über die Wangen, gebt meine Hände frei. Wenn Euer Herz mir in Wahrheit zugethan iſt, hört meine Bitte, die Lage macht mir Pein, daß ich des Todes ſein kann jeden Augenblick — ich danke Euch! Gott helfe uns!

Bei dieſen letzten Worten hatte ſie dem ſie freigebenden Könige mit zitteruder, brennender Lippe die Hand geküßt, und war hinweg geeilt. — Der König hielt ſie nicht auf, ſo ſchnell und ungewöhnlich überkam ihn dies Alles, ſo ungewöhnlich war ihm, dem ſonſt immer verwegenen, jede Gelegenheit ausbeutenden Frauenhelden zu Sinne.

Auf den folgenden Tag war ein Feſt angeſetzt für die Vollendung des Schloßbaues, und der König ließ durch Brion bei der Gräfin anfragen, ob ſie ihm die Freude machen wolle, bei der Tafel zu erſcheinen. Schlüge ſie's ab, dann werde das Feſt ſo lange vertagt, bis ſie zuſage. Brion, der in etwas melancholiſcher Weiſe den Auftrag ausrichtete, fand die Gräfin in großer

Aufregung. Aber ſie drückte ihm mit fieberhafter Feſtigkeit ihre Antwort dahin aus, daß ſie vor Ankunft ihres Gemals nicht öffentlich erſcheinen könne.

Graf Chateaubriant, entgegnete Brion, kann nicht mehr weit von Blois ſein. —

Mein Gott!

Der Bote, welcher Euren Brief beſorgt hat, bringt mir ſo eben die Nachricht, daß er ihm auf dem Fuße folge. Leider muß ich, ein treuer Berichterſtatter, der nichts weiter als Treue zu Euren Dienſten hat, hinzuſetzen, daß ſich der Graf ſehr entrüſtet bewieſen über die Kunde, Ihr wohntet hier auf dem Schloſſe, und daß er den Brief ungeleſen bei Seite geworfen habe.

Weh mir!

Gebietet über meine Dienſte, gnädige Frau, wenn Ihr die unüberlegte Heftigkeit Eures Gemals fürchten zu müſſen glaubt! Ich will ihm entgegen, ich will ihn empfangen, ich will ihm erklären, wie zufällig Ihr daher gerathen — denn ich weiß, oder vermuthe doch den ganzen Zuſammenhang — ich will, wenn das offene Wort eines Edelmannes nichts über ihn vermag, ihn mit dem Degen in der Hand nöthigen, ein edles Weib edel zu behandeln!

Um Gottes willen nicht, Brion, das erhöhte ja nur ſeinen Arg —, ſeinen Unmuth will ich ſagen, das verſchlimmerte nur meine Lage, ich danke Euch vom ganzen Herzen. —

Bei dieſen Worten trat Graf Chateaubriant ſelbſt ins Zimmer: er war erhitzt, daß ihm der Schweiß über das Antlitz troff, aber todtenbleich, er hielt den Degen blank in ſeiner Hand, und dieſer Degen war mit Blut beſpritzt, denn er hatte mit ihm Florio, welcher ſich ihm am Eingange zu den Zimmern der Herzogin von Alençon entgegen geſtellt, über den Haufen geſtoßen. —

Ich ſtöre? rief er beim Eintritte, als er ſeine Frau und Brion nahe bei einander in ſo bewegter Unterredung ſah.

Der Graf! rief ſie ſchreienden Tones, der mehr Entſetzen als Freude auszudrücken ſchien, und eilte auf ihn zu.

Euer Gemal, ſprach er, mit der unbewehrten Hand die ihrige heftig ergreifend, dem Ihr folgen ſollt auf der Stelle!

Auf der Stelle; eilen wir hinweg, eh' uns ein Hinderniß in den Weg tritt.

Was gäb's für ein Hinderniß, ſagte er, ſich halb zum Gehen wendend und mit halb verwendetem Kopfe Brion zuſprechend, wenn Graf Chateaubriant ſein verlocktes Weib aus dem Hauſe der Gewalt führen will?!

Brion näherte ſich den Gehenden raſchen Schrittes und den Grafen am Arme faſſend, ſagte er mit unterdrückter Lebhaftigkeit: Dies iſt des Königs Haus, kein Haus der Gewalt, Graf Chateaubriant, und dem Könige wie allen ritterlichen Edelleuten Frankreichs werdet Ihr verantwortlich ſein für ein geziemend Betragen gegen dieſen Ort und dieſe von aller Welt hochgeachtete Dame!

Junger Edelmann, der ſein Glück ſucht, dieſe Dame iſt mein Weib, und ſo wie Du ſie nicht ſchmähen ſollſt, ſo ſollſt Du ſie auch nicht loben, oder gar ihren Beſchützer ſpielen gegen mich, der ich ihr Herr bin!

Laßt uns, Brion, rief die Gräfin, ich beſchwöre Euch, und wollt Ihr mir Gutes erweiſen, ſo eilt voraus und ſorgt, daß Niemand uns in den Weg trete!

Auf dieſe Worte ging Brion, ſich gegen die Gräfin verneigend, eiligſt an ihnen vorüber und nach dem Ausgangsſaale hinaus, von wo der Graf gekommen war. Dieſer aber ſchien durch jene Worte in noch erhöhteren Grimm verſetzt zu ſein, er preßte die Hand der armen Frau dergeſtalt, daß ſie wimmerte, und fuhr ſie wüthend an, als Brion die Thür hinter ſich hatte: Vortrefflich ſcheint Ihr bereits hier bekannt zu ſein, unwürdiges Weib, das meinen Namen und meine Ehre befleckt, und die ich mit dem Degen in der Bruſt in dieſen Zimmern der Schmach zurücklaſſen möchte, ein ſchreiendes Malzeichen für Mit- und Nachwelt!

Ihr thut mir entſetzliches Unrecht, Graf, ich habe ja nichts verbrochen —

Weib!

Auf Euer Geheiß bin ich hierher gekommen —

So frech haſt Du lügen gelernt in ſo kurzer Zeit! Und damit ſtieß er ſie von ſich, daß ſie zu Boden ſtürzte und ohnmächtig liegen blieb.

Unterdeß war durch Florio's Geſchrei das ganze Schloß in Aufruhr gerathen; man eilte ſchon von allen Seiten dem heraustretenden Brion entgegen, und er ward von den Rittern des Königs, Bonnivet an der Spitze, wieder in die Thür zurückgedrängt in dem Augenblicke, da die Gräfin zu Boden gefallen war. Bei dieſem Anblicke zog er wie Bonnivet den Degen, und ſtürzte auf den Grafen los, der ſie mit Schmähungen und vorgehaltener Waffe empfing, aber ſchnell von der Ueberzahl entwaffnet und überwältigt wurde.

Der König! Der König! ſcholl es die Treppe herauf, und ehe noch Jemand ſich zu der regungslos daliegenden und für todt gehaltenen Gräfin wenden konnte, ſtand König Franz bei der Gruppe.

II.

Digitized by Google

6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, alſo beinahe ein halbes Jahr nach der Kataſtrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schloſſe in Blois begegnet war, da ſaß der König an der Mittagsſeite des Schloſſes von Fontainebleau und ſah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgeſtecktes Garten-Parterre machten. Die Gebäude Fontainebleau's, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldſchloß mit Kapelle und Gotteshauſe vorfindend, iſt als eigentlicher Gründer des Schloſſes zu betrachten — waren damals ſchon in ſo ungewöhnlicher Wendung in einander verſchlungen, und Kirche, Kapelle, Gallerie und Hof zeigten ſich von Anfang an ſo verſchränkt zu einander geſtellt, daß dieſer Aufenthalt ein noch eigenthümlicher romantiſches Weſen hatte als heutigen Tags. Und viel mehr denn ſpäter beherrſchte ihn der Wald, welcher wie ein dunkelgrünes Meer ringsum thurmhoch wogte, und ſich trotz zahlreicher Axtſchläge gar nicht abdrängen laſſen wollte von dem alten Jagdhauſe der Könige. Es drangen die Winde nicht hindurch und keinerlei Geräuſch der Menſchen, die Sonne fand dieſen meilenbreit von tiefem Forſte umgebenen Schloßplatz erſt einige Stunden nach ihrem Aufgange, ein zauberhaft grüner Schein ſtrahlte in den Morgenſtunden herüber auf die niedrige Gras-Terraſſe, welche König Franz hier auf der

Mittagsſeite vor einem großen Galleriesaale angelegt hatte, und die Vögel des Frühlings ſangen ihre kurzen, luſtigen Weiſen, welche die Stille nur unterbrechen, aber nicht ſtören. Auch der Kukuk war in der Nacht angekommen, und der König blickte heiter auf darüber, ihn in guter Stunde das erſte Mal wieder zu hören. Er zählte abergläubiſch, wie vielmal er ununterbrochen rufe, denn das bedeutet die Zahl der Lebensjahre, und als der Kukuk ſchon vor Berechnung des fünfzigſten Lebensjahres abſetzte, da rief König Franz halb betroffen, halb luſtig: Nicht länger? Lange genug, wenn in Kraft und Stärke!

Der viereckige Raum, welchen er dem Walde ausgehauen und ausgerodet hatte zu einem Gartenplane, war bereits in den vier Eckpunkten mit Pavillons geziert, welche dieſes Frühjahr ihre Ausſchmückung erwarteten, und dicht dahinter im noch hoch prangenden, jetzt mit den erſten Knospen geſchmückten Buchenwalde leuchtete ein Waſſerſpiegel und der ſchwarze Schein tief behangener Tannen und Fichten hervor, in deren Schatten er eine Grotte angelegt hatte. Wie dies Alles im Einzelnen zu vollenden ſei, dies beſchäftigte ihn eben, und er bat die aus dem Saale zu ihm tretende Mutter und Schweſter um Vorſchläge. Es geſchah dies mehr aus Artigkeit, denn aus Bedürfniß: ſelten gelang es, ihn für unbedingte Annahme eines Planes, der nicht von ihm ſelbſt ausgegangen, zu bewegen. Im Bereiche des Geſchmacks war er von hartnäckiger Selbſtſtändigkeit, und er hatte das Recht dazu, denn er war all ſeinen Umgebungen darin überlegen. Die Schweſter neigte mehr zu Plänen in der Gedankenwelt, und hatte einen bei weitem weniger ausgebildeten Sinn für Plaſtik als Mutter und Bruder. Die Mutter aber, in jener Zeit noch verdrießlich durch das Scheitern ihrer Abſichten auf den Connetable, durch den immer noch ſchwebenden Proceß Semblançay's, welcher zu ſeiner Vertheidigung allerlei Uebles von ihr ausgeſagt und ihr ſonſt ſo vortreffliches Verhältniß zum Sohne doch einigermaßen getrübt hatte, endlich auch durch Bonnivet's Leichtſinn, der ſich ihr als Galan nur allzu oft

nachläſſig und treulos erwies, und ſeit Erſcheinen der Gräfin täglich unaufmerkſamer geworden war, die luſtbedürftige Mutter erwiderte: Was fragſt Du uns, die wir doch nicht im Stande ſind, Dir etwas zu Dank zu rathen, beſonders ſeit die eigenſinnige Chateaubriant mit ihrem Geſchmacke Dir alles Andere in Schatten ſtellt —

Ach ja! ſagte der König haſtig aufſtehend, die Chateaubriant! Und ſie kommt nicht, und Brion bringt nichts zu Wege. —

Du biſt mir unbegreiflich, Franz, ſagte die Mutter halb ſpöttiſch, wie Du ſo viel Mühe an ein kindiſch Weib verſchwenden kannſt!

Was willſt Du? Ich habe die letzten Monate in Paris nicht an ſie gedacht, und Du machſt mir in dieſem Augenblicke deutlich, daß ich ſie doch nicht im Geringſten vergeſſen, ſondern im Herzen getragen habe, wenn auch gedankenlos — wunderlich, daß ich ihrer ſcheinbar ſo ganz vergeſſen konnte, ohne daß ſich mir die Neigung im Geringſten verändert hätte!

Nachdem der König eine Weile ſchweigend da geſtanden, wendete er ſich plötzlich nach dem Schloſſe und verließ haſtig die angefangenen Arbeiten und die Damen. Es lag in ſeiner Natur, dasjenige völlig aus den Augen verlieren zu können, was ihm aus den Augen gerückt war. Dies wußten die Seinigen, und es mußte ihnen auffallen, daß eine bloße Erinnerung ihn dergeſtalt in Bewegung ſetzen konnte, Erinnerung hatte ſonſt keine Macht über ihn.

Die Gräfin wird läſtig — ſagte die Herzogin von Angoulême nach einer Pauſe — er muß ſie beſitzen, damit wir ſie los werden; dies unbefriedigte Hangen und Verlangen erhält ſie mächtig.

Die Herzogin von Alençon ſchwieg.

Nach jener Kataſtrophe, nämlich in Blois, war die Gräfin in eine heftige Krankheit verfallen, die lange Zeit für ihr Leben oder ihre Geiſteskraft fürchten ließ. Die Herzogin von Alençon hatte ſich ihrer mit liebenswürdiger, ja aufopfernder Sorgfalt angenommen, der König hatte, ſo lange die Gefahr nicht beſeitigt war, die größte Aufregung und einen Antheil gezeigt, deſſen ihn Niemand fähig geglaubt hatte, und war nach Beſeitigung der Gefahr mit ſo viel Rückſicht und Innigkeit täglich am Bette der Kranken erſchienen, daß von ſeinen näheren Umgebungen Niemand mehr an einer bei ihm ungewöhnlich tiefen Neigung zweifeln und Niemand dem Gerücht widerſprechen mochte, es werde Budé mit dem Frühjahre nach Rom geſendet werden, um die Scheidung der Chateaubriant'ſchen Ehe und den Segen für eine neue Königin von Frankreich zu erwirken. Nur die Gräfin ſelbſt wußte nichts davon: auch nachdem ſie ſo weit wieder hergeſtellt war, um am Geſpräch wieder theil zu nehmen, war ſie einer tief melancholiſchen Stimmung, ſobald von Mann und Weib geſprochen wurde, nicht wieder ledig geworden, und hatte mit ſichtbarer Angſt vermieden, nur einen Augenblick mit dem Könige allein zu ſein. So war die rauhe Jahreszeit hereingebrochen, welche den König und den Hof nach Paris rief. Die Gräfin war ſo weit wieder hergeſtellt geweſen, um mit der Herzogin von Alençon dieſe Reiſe machen zu können, und es ſchien aller Welt unzweifelhaft, daß es alſo geſchehen und daß ſie dauernd dem Hofe angehören würde. Denn nur unter unverkennbaren Zeichen tiefſten Erſchreckens und Abſcheus hörte ſie ſeit jener Kataſtrophe den Namen des Schloſſes Chateaubriant und ihres dorthin wieder entlaſſenen Gemales nennen. So kam der Tag des Aufbruches von Blois: der König war zu Pferde ſchon mehrere Stunden voraus, die Mutter des Königs war ihm unmittelbar gefolgt, und die von Maulthieren getragenen Sänften der Herzogin von Alençon und der Gräfin waren um die Mittagsſtunde bereit geweſen, auch dieſe Damen zum erſten Nachtlager in Orleans zu bringen. Als aber die Sänften bei

dunkler Nacht in Orleans angekommen waren, hatte man die der Gräfin leer gefunden. Alle nächste Nachfrage war vergeblich geblieben, und erst nach Verlauf einiger Wochen hatte man entdeckt, daß sie sich durch einen Diener des Grafen, welchen dieser in Blois zurückgelassen, Pferde zu verschaffen und sich vom Reisezuge des Hofes zu trennen gewußt hatte. Wohin sie gegangen? war noch länger ein Räthsel. Man entsetzte sich vor dem Gedanken, sie sei nach Chateaubriant. Florio's Kundschafter berichteten endlich, in Chateaubriant sei sie auch nicht, selbst nicht in dem alten Thurme des Schlosses. Auch fehle Baptiste, der Diener des Grafen, welchen man kurz vor Abreise des Hofes noch in Blois gesehen.

Die Gräfin war aber mit Baptiste südlich hinabgeritten, und zwar über Limoges nach den Pyrenäen, nach ihrer Heimat Foix. Es war dieser Entschluß das schmerzliche Ergebniß ihrer damaligen Charakterrichtung, einer Richtung, welche nach Opfern dürstete, um sich aller Männer-Rohheit zu entziehen, um sich der Mannes-Welt überlegen zu zeigen. Denn die Brutalität ihres Gemals hatte sie nicht nur für immerdar von aller näheren Gemeinschaft mit ihm geschieden, und ihre frühere sclavische Ergebenheit an dies Verhältniß mit einem Streiche beendigt, ach, der lange Aufenthalt in Blois hatte auch die schlummernde Neigung ihres Herzens aufgeweckt. Sie liebte den König. Und sie erkannte mit durchdringendem geistigem Instincte gar wohl, daß hinter dieser stürmischen Beflissenheit des Königs Franz der gefährlichste Leichtsinn, die gefährlichste Möglichkeit des treulosen Wechsels höhnisch lächelnd ruhe, ein Element, das ihr noch fürchterlicher dünkte als die Rohheit des Gatten. Welch eine Pein hatte sich da in ihrer Seele erhoben! Daheim in Chateaubriant hatte sie ihr Kind, nach welchem sie schmerzlichst verlangte, und von welchem sie durch einen ausgesprochenen Bruch mit dem Gemahle wahrscheinlich für immer geschieden würde; rings um sich wußte sie eine Welt, welche ihr die also herbeigeführte Trennung von ihrem Gatten nimmer vergeben, oder selbige doch

unwürdigeren Beweggründen zuſchreiben würde; in ſich ſelbſt fand ſie, in ſtrengen Sitten auferzogen, keine vollſtändige Freiſprechung für ihr völliges Losſagen vom ehelichen Bande, welches von der Kirche geknüpft und geweiht war für die Dauer dieſes Lebens, und in dem glänzenden Erſatze, der ſich für alles dies darbot, in der Liebe des Königs und zum Könige erkannte ſie Rauſch und Unſicherheit und völligen Mangel an Halt und Kraft! Das Herz trieb ſie, dem Augenblicke und der Neigung ſich hinzugeben, und flüſterte ihr zu, das höchſte Gefühl frage nicht nach Dauer und Zukunft, ſondern bethätige ſich auch in der Dauer eines Augenblicks; das Gewiſſen aber ſprach, es ſei ihre Pflicht unter alſo übel verſchlungenen Umſtänden: zu entſagen und zu leiden. Und die weibliche Größe drängt nach Opfern hin: von der Natur nicht aufs Handeln angewieſen, ſucht das Weib ihre höchſte Genugthuung im Entſagen — die Gräfin entfloh, um ſich in den heimatlichen Bergen, und wenn es Noth thäte hinter Kloſtermauern der beunruhigenden Welt zu entziehen. Der ſtrengen Mutter, die einſam auf dem Schloſſe Foix lebte, wollte ſie ſich unterwerfen, nachdem ſie ihr das gepeinigte Herz ausgeſchüttet. Und doch ſchlug ihr das Herz mehr in Angſt als Freude, da ſie auf der letzten Höhe ankam, und das maleriſche Heimatland in rauher Färbung des hereinbrechenden Winters vor ſich ſah. Der Wind flog ſtreng und ſtürmiſch hinter ihr her, und eilte in die Schlucht von Foix hinab, ſich an deren Felſen und Felſen-Schloſſe zu brechen und den einzigen Ausweg nach Süden hinunter, wohin ſich die Grafſchaft erweiterte und abplattete, trockene Blätter hoch aufjagend zu ſuchen. Die in dunkle Trauer gekleidete Gräfin hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier vom blaſſen Geſicht, und folgte mit ihrem Blicke dem Sturmeszuge, leiſe vor ſich hinſprechend: Glücklicher Sturmwind, wenn mich der einſame Fels von St. Sauveur zurückſtößt, wo iſt mein Ausweg?!

Der damals noch dürftige kleine Ort Foix lag ſchwarzgrau zu ihren Füßen, die entlaubten Weinberge darum her ſahen dürr und troſtlos aus wie ein zerſtörtes Menſchenbild, das ſein Leben

vergeudet hat. Schwarz und drohend erhob ſich weſtlich über dem Oertchen und deſſen Weinbergen das Schloß Foix mit zwei viereckigen und einem runden Thurme, hinten hoch überragt vom Berge St. Sauveur, dem ein leichter Schneereif ſchon den Scheitel ſäumte. Und hinter dem St. Sauveur thürmten ſich pyramidaliſch höher und höher, weißer und eiſiger bis an den Horizont die ſchon eingewinterten Pyrenäen nach der unnahbaren Maladetta hinauf. Alles ſchien ihr furchtbar und ſtarr, und auch die Arriège, der Hauptfluß des Ländchens, welcher von Nordoſten in dies Thal herabkommt, um den das Schloß Foix beſpülenden Arget aufzunehmen, kam ihr drohend entgegen mit hochgeſchwollenen Waſſern und mit Eisſchollen. Ihr Blick haftete unwillkürlich auf einem großen Kloſtergebäude, welches am Zuſammenfluſſe der beiden Ströme im Schutze des Thalwinkels lag. In dieſer Abtei wurde die heiliga Genovefa verehrt, und der Gedanke an dies unglückliche Weib und an dieſe Zuflucht, wenn auch die Mutter da oben ſich ihr entzöge, ermuthigte ſie allein, ihr müdes Roß zum Hinabſteigen in das Thal anzutreiben.

Baptiſte war ihren Blicken gefolgt, und glaubte, ſie verſtanden zu haben. Er ſchüttelte das Haupt. Nicht daß er um ſeine Zukunft beſorgt geweſen wäre, wenn die Herrin, für welche er dem Herrn untreu geworden, ihn an der Kloſterpforte verabſchiedet hätte, nein, er wäre nach Genf gewandert, die neuen Prediger zu hören, und ſich bei ihnen unterzubringen, denn auch die Gräfin hatte auf dem Wege daher über die neue Glaubensfrage geſprochen, und durch Aufklärung ihn nur begieriger darnach gemacht. Aber eben dieſe Richtung eines naiv ſuchenden Geiſtes, welche ihn ſchon in Chateaubriant zu der leutſeligen Gräfin gezogen, hatte ihm die Klöſter verdächtig gemacht, und ließ ihn für die geliebte Herrin nichts mehr fürchten als den Entſchluß, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen.

Seht nicht da rechts hinüber, gnädigſte Gräfin — ſprach er denn halblaut — in dieſen Häuſern wohnt Gott nicht mehr!

Aber Ruhe wohnt da, und im Nothfalle Schutz, Baptiſte. —

In der That fehlte ihr die ſichere Zuverſicht, bei der Mutter da oben im ſchwarzen Schloſſe Schutz oder Troſt zu finden, denn ſie kannte die rauhe Strenge der alten Dame nur zu gut, und ſie erinnerte ſich nur zu deutlich, wie herb deren Aeußerungen gelautet, da Chateaubriant um ihre Hand gefreit und die kaum fünfzehnjährige Tochter einige Abneigung gezeigt hatte. Arme Françoiſe! Arm, denn ſie konnte ſich gegen ihr übles Schickſal nicht mit dem Gedanken waffnen, daß es durch Liebloſigkeit herbeigeführt ſei, und daß es alſo dagegen nur eines geraden Widerſtandes bedürfe. Nein, die alte Mutter liebte ihr letztes Kind, ſie liebte es, wenn auch nicht ſo zärtlich wie die drei Söhne, welche alle drei ins rauhe Kriegsleben ihr zeitig entführt worden waren. Aber die Formen der Welt waren dieſer alten Gräfin eherne Mauern, ſie vergab auch nicht die geringſte unehrerbietige Berührung derſelben. Und dieſe Richtung war ſehr natürlich entſtanden: vornehmen Standes hatte ſie eine auf dieſe Kreiſe beſchränkte Erziehung genoſſen, und war durch Heirat und Verlauf ihrer Ehe darin beſtätigt worden. Phöbus Graf von Foix, ihr Gemal, ſtammte aus einem uralten Geſchlechte, welches Jahrhunderte lang die Krone von Navarra getragen hatte; ein König von Frankreich war im alten Schloſſe von Foix nichts ſo Beſonderes, daß man deſſen Stellung und Rang auch nur die geringſte Unwürdigkeit nachgeſehen hätte, und eine geborene Foix war in dieſem Schloſſe nicht im Geringſten entſchuldigt, daß ſie um des Königs von Frankreich willen eine Linie von ihrem pflichtgemäßen Gange abgewichen ſei. Und konnte ſie ſich, die gepeinigte junge Gräfin, konnte ſie ſich darauf ſtützen, daß ſie nicht abgewichen ſei? Nein; denn der Schein war gegen ſie, und ſie wußte nur zu gut, wie ihre Mutter ſtreng und unerbittlich das Weib verantwortlich machte auch für den bloßen Schein. Noch mehr: Gedanken und Herz der jungen Gräfin waren nur allzu geneigt geweſen, ſich abzuwenden von der reizloſen Welt ihrer Pflicht in der Bretagne, ſich hinzugeben der

reizenden Welt des Königs Franz; sie hatte kein freies Gewissen, und konnte nicht bestehen, sie wußte es voraus, vor dem ernsten Blicke der großen lichtgrauen Augen ihrer Mutter. Als Witwe hatte diese Mutter alle Schranken um ein Weib nur um so höher errichtet, und die Regeln des Anstandes, deren sie zum eigenen Schutz bedurfte, waren ihr im Interesse des Selbstschutzes aufgewachsen zu unerbittlichen Regeln einer gesellschaftlichen Religion. Welchen Empfanges durfte sich die in üble Stellung gerathene Tochter versehen?! Ach, und schlimmer und entsetzlicher als alle die Fragen und Bedrängnisse lag auf dem Grunde ihres Herzens ein Gedanke, den sie verabscheute, und der doch nicht entwich. Sie wußte nicht, woher er gekommen sei, sie entsetzte sich davor, und doch begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß sie ihre Phantasie überraschte, welche sich in die Consequenzen dieses Gedankens wollüstig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der störende Gemal, sei todt, todt. — Mein Gott, mein Gott, schrie sie auf, dies ist der Teufel, und so ergreift er die Menschen, um sie verbrecherisch zu machen! Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe sie bei schnellerer Bewegung den dämonischen Einflüssen.

Es war auch Alles von so übler Vorbedeutung! Im Städtchen Foix, durch welches der Weg nach dem Schlosse hinauf führte, fand sie die engen steil aufsteigenden Straßen menschenleer, und die wenigen Menschen, denen sie begegnete, starrten sie an, und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß sie eine Reihe von Jahren, seit ihrer Verheiratung, nicht mehr daheim gewesen war, und daß so mancher Bekannte während dessen gestorben oder verdorben sein mußte, sie vergaß, daß sie von Niemand erwartet wurde, daß sie den Schleier wieder über das Antlitz geschlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus diesen rußigen Häuserchen der Blech- und Eisenschmiede zum Vorschein kam, sie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in diesem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuser hinein getrieben hatte. Traurig ritt sie den Schloßberg hinauf,

und ſchrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier zurück und ſtreckte die Arme aus: ſie glaubte ihre Mutter im öſtlichen auf den Weg herab ſehenden Thurmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, ſie erkennt mich nicht," ſprach ſie halblaut, und die Arme ſanken ihr ſchlaff auf den Sattel, „ſie geht hinweg von ihrem Fenſter! Das Alter mag ſie drücken, denn ſonſt ſah ſie ſcharf wie der Falke auf unſeren Bergen!"

Langſam ritten ſie in den von Thürmen umeckten Schloßhof: alles war menſchenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch ſie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menſchen zu begegnen kam ſie in die Halle, einen hohen und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleideten Raum, in welchem ſonſt der Fremde empfangen, und ſonſt Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch das Schloß mit Geſang und Waffenlärm erfüllten. Die Halle war todtenſtill, nur ein zahmer Rabe kam von einem entfernten Pfeiler herab auf ſie zugeflogen, und erſchreckte ſie durch unerwartetes und zudringliches Herbeifliegen. Ja er rief, während er ſie kreiſend umflatterte, mit ſeiner grellen Stimme unaufhörlich „François! François!" und rief ihr damit Entſetzen ins Herz, denn ihr erſter Gedanke war, ihr peinigendes Geheimniß werde bereits von allen Dächern und im Mutterhauſe drohend ausgerufen. Bald ſah ſie wol den Irrthum ein: Jacques, ſo hieß der Rabe, war ebenfalls ihr Jugendfreund, und er hatte ſie ſogleich erkannt, und rief ihr freudig ihren eigenen Namen entgegen, deſſen Endſylbe er von frühauf nicht ausſprechen konnte. Guter Jacques, Du bedeuteſt wol Unheil! ſagte ſie traurig, als ſie ſich beruhigt hatte, ihn auf den Handſchuh treten ließ und ihn ſtreichelte.

Indeſſen verſuchte es doch die ihr inwohnende geſunde Kraft, alle die üblen Anzeichen auf den Zufall zu ſchieben: Man wird Dich nicht geſehen haben, flüſterte ſie, die Diener werden beſchäftigt, es wird die Mutter nicht geweſen ſein oben am Thurmfenſter, und in jetziger Jahreszeit iſt man keines

Beſuches gewärtig, am wenigſten des meinigen! Dieſen Ermunterungen ſich hingebend eilte ſie haſtig die ſteinerne Treppe hinauf, den gewölbten Corridor entlang auf das Eckzimmer der Mutter zu, ſo daß Jacques ſich kaum auf der Hand erhalten konnte und hin und her ſchlug mit den Flügeln, unaufhörlich krächzend „François! François!“ Dieſer Ruf ſchlug allen Muth wieder darnieder, ſie blieb athemlos ſtehen, eh' ſie noch die Thür von dunklem Eichenholze erreicht hatte. Da that ſich die Thür auf, ſie ſah ihre Mutter, eine hohe in Schwarz gekleidete Dame, mitten im Zimmer ſtehen, rechts neben ihr einen Prieſter in violettem Talare, links ein ſchlankes Mädchen. Der Haushofmeiſter, ihr den Rücken kehrend, verbeugte ſich vor der alten Gräfin, wendete ſich dann, und trat aus dem Zimmer, welches unmittelbar hinter ihm geſchloſſen wurde, ihr entgegen.

Sie hatte verſucht, ihrer Mutter entgegen zu eilen, aber der eiſige Blick derſelben hatte ſie gefeſſelt; ſie ſtand regungslos und ſtarrte den ihr wohlbekannten Diener, der ſich jetzt vor ihr verbeugte ohne ihr ins Auge zu ſehen, in das falteureiche Angeſicht.

Die gnädige Frau Gräfin von Foix, ſprach er mit faſt tonloſer Stimme, laſſen ſich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Dienſten ſei.

Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!

Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müſſe ein Irrthum, durch äußerliche Aehnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauſes Foix reiſe nicht allein durch das Land, ſondern lebe auf ihrem Schloſſe in der Bretagne neben ihrem Gemale dem Herrn Grafen von Chateaubriant. —

Die Gräfin, regungslos ſtehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeiſter, ſetzte nach einer Pauſe mit faſt weinerlicher Stimme hinzu: wenn die fremde Dame erlaube, ſolle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden verſorgt werden für die Weiterreiſe. —

Für die Weiterreiſe? — Mit dieſen Worten ſchwankte die Gräfin auf einen der ſteinernen Sitze am Corridorfenſter, und

verhüllte ſich das Geſicht. Jacques war bei dieſer Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenſterſims getreten, und Gueruard hatte ſich da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenſtervertiefung begeben, wo er den Entſchluß der Dame abwarten zu wollen ſchien; dicke Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

Wodurch hab' ich dies verſchuldet? fragte ſich die unglückliche Frau, und indem ſie die Ereigniſſe der letzten Monate an ihrem Geiſte und vor einem Richterſtuhle wie er im Schloſſe Foix geltend war, vorüber gehen ließ, brach ſich die verhaltene Thränenfluth freie Bahn, und es gewann die Selbſtanklage von Minute zu Minute feſteren Boden. Daß ſie nicht unverweilt, als ſie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt ſei, dies hielt ſie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerſtört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitenen Kerne der Foix, und ſie fand nach einer viertelſtündigen verzweiflungsvollen Noth jenen wunderbaren Muth, welcher die Frauen ſo ganz und gar von den Männern unterſcheidet, den Muth völliger Entſagung. Alles Glück, allen Reiz des Lebens gab ſie auf, und wollte leiden von dieſer Stunde an ſchweigſam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte ſie aber eines verborgenen Bewußtſeins der Unſchuld und Selbſtſtändigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logiſchen Raiſonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf ſtützte ſie ſich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieſer Halt wurde ihr genommen. Als ſie nach langer Pein zum erſten Male wieder aufſah, erblickte ſie neben ſich den Prieſter in violettem Gewande. Ein leiſer Ausruf der Freude — ſo nahe hatte ſie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: Florentin, Du kennſt mich noch und verläſſeſt mich nicht! Ich danke Dir! — Und mit dieſen Worten reichte ſie ihm die Hand.

Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!

Bringt Dich blos die Kirche?

Blos die Kirche? Françoiſe, was gibt es Größeres auf Erden?

Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes iſt wol noch weicher und lieber. —

Nicht Jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche ſind Jedermann offen. Françoiſe, erinnere Dich unſerer Jugend, erinnere Dich, was Dir unſer Beichtiger ſo oft zu ſagen pflegte! Wovor warnte er Dich zu wiederholten Malen? Vor ſündigem Selbſtvertrauen auf menſchliche Kräfte. Die Menſchen ſind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du haſt Dich Deines Gatten, Du haſt Dich Deiner Verhältniſſe überhoben in demſelben falſchen Vertrauen auf eigene Kraft. —

Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schickſal ergriffen und umhergeſchleudert worden. —

Schickſal iſt ein heidniſches Wort, und eine gute Chriſtin ſoll es nicht kennen. Du trachteſt nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift Dich das Ungewöhnliche in erſchrecklichſter Geſtalt. Du haſt den Gemal verlaſſen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, Deinen guten Namen ſturmesſchnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat, Du haſt Dich in eitler Einſicht über unſern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menſchen Erfundenes. —

Niemals, Florentin!

Sind nicht auf dem Schloſſe von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutſcher Ketzer mit Wohlgefälligkeit beſprochen worden, beſprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menſchlicher Beſprechung ſei? Habt Ihr nicht dergeſtalt unſern göttlichen Glauben herabgewürdigt bis zum prüfenden Maßſtabe unvollkommener und ſündiger Menſchen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Menſch es richtet? Und warſt Du nicht

dabei? Ja, warſt Du nicht Allen voraus in den ſündigen Spielereien mit heidniſcher Kunſt, denen der König ſich hingibt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der ſchlüpfrige Weg, auf welchem Du Dich verloren haſt vom Wege der Pflicht und Ehre?

Floreutin, ich bin unſchuldig!

Unſchuldig? Unſchuldig an Leib und Seele?

Françoiſe ſchwieg.

Iſt der Leib mehr, denn die Seele? War Deine Seele unverrückt bei dem Gemale, den Dir das Sacrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen Dich die Mutter erzogen? Siehſt Du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum ſie es nicht mehr erkennt? Was ſind Bande der irdiſchen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo ſind die Bande irdiſcher Welt, die Dich halten und ſchützen? Ein Lufthauch hat ſie gelöſt: wie ein Kind der Wüſte irrſt Du umher im ſchönen Frankreich, und verdirbſt in Verzweiflung und Reue, wenn Du noch die Kraft haſt, der gröblichſten Sünde auszuweichen, verdirbſt für Zeit und Ewigkeit, wenn Du ſchwach genug biſt, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Luſt verheißt, augenblickliche Rettung zu ſuchen. Dies iſt Deine Lage, und dieſe Lage iſt entſprungen aus dem Uebermuthe Deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.

Was ſoll ich thun?

Beten und büßen!

Ich büße und bete —

Und glaubſt doch Unrecht zu leiden! Du leideſt aber Recht, und Dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoiſe, der Boden dieſer Welt iſt von tauſend Abgründen durchkreuzt, und Du hüpfeſt darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeſchloſſener Tanzſaal wäre! Du behaupteſt, unſchuldig zu ſein, und ſcheinſt nicht zu wiſſen, daß kein Menſch an Deine Unſchuld glaubt —

Florentin!

Kein Menſch! Nicht einmal Deine Mutter, nicht einmal ich!

Entſetzlich! Nun denn, ſo ſeid ihr grauſam, und mein Herz verliert wenig, wenn es Euch verliert. —

Bei dieſen Worten erhob ſich Françoiſe, zum erſten Male unterſtützt von einer Wallung des Zornes, und ſchickte ſich an, indem ſie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Prieſter und das Schloß der Ihrigen zu verlaſſen.

Dein Herz verliert das Theuerſte auf Erden, es verliert die Mutter!

Es hatte ſie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.

Es iſt Dir beſſer, ſagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches Du neben Deiner Mutter ſtehen ſahſt, iſt ein lebendiger Beweis dafür —

Wer iſt ſie?

Deines Vetters, des Herzogs von Infantado, Kind iſt ſie. Du haſt ihn in Deiner Jugend geſehen, dieſen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er iſt zu dieſer Trauer gekommen, weil er die Rathſchläge der Gottſeligen verſchmähte. Als er zwanzig Jahre alt war verfolgte er mit ſeinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in ſchwarzer Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen ſchönen Wuchs, einen ſchönen Fuß und einen, wie ſich die leichtſinnigen jungen Männer ausdrückten, verführeriſchen Nacken. Alles Uebrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war ſie von ähnlichen ſchwarzen Damen nur durch eine karminrothe Schleife zu unterſcheiden, welche ſie an der Bruſt trug. Das Gewühl trennte ihn von ſeinem Freunde, und es gelang ihm, von der ſchönen Dame die Zuſage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zuſammenkunft zu ſprechen und nicht die geringſte Erkundigung über Namen und Stand einzuziehen. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er ſeine ſinnliche Luſt befriedigen konnte: er verſprach

feierlich, was verlangt war, und ſuchte, da das Rendezvous erſt in einer Stunde ſtatt finden konnte, im Maskengewühl nach ſeinem Freunde, um dieſem die gelungene Eroberung mitzutheilen. Denn die gedankenloſe Jugend iſt auch immer indiscret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein Paar falſche Dominos angeſprochen, fand er endlich den richtigen ſchwarzen, welcher ihn eben ſo dringend und in eben ſo indiscretem Drange ſuchte. Kurz, die Worte Beider fanden kaum neben einander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der ſchwarzen Dame mit karminrother Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächſten Stunde zugeſagt. Wir ſind genarrt! riefen Beide, und ſie machten ſich eiligſt auf, die ſpöttiſche Dame zu ſuchen, und zu Rede zu ſtellen. Aber ſie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Sucheus die Stunde verfloſſen war, ſo beſchloſſen ſie, trotz der wahrſcheinlichen Täuſchung die von der Dame beſtimmten Orte der Zuſammenkunft — es waren zwei verſchiedene Orte — aufzuſuchen. Denn Jeder dachte bei ſich ganz im Sinne der weltlichen Freundſchaft: Mir wird ſie Wort halten, und mit dem ſtets überzuverſichtlichen Freunde wird ſie geſcherzt haben.

In der That fand der junge Herzog von Infantado ſeine Dame, aber er fand auch, als er am Morgen nach Hauſe kehrte, die Leiche ſeines Freundes an der nächſten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrothe Schleife, zierlich angeheftet an der Bruſt des Unglücklichen. Wie hing das zuſammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war ſo groß, daß er weniger dem Tode ſeines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieſer zur karminrothen Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht dieſe Schleife noch beim Stelldichein ſelbſt am Buſen ſeiner Schönen geſehen habe.

Daheim fand er indeſſen den Befehl ſeines Vaters vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden ſollte, und da ihm dies viel wichtiger war

als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genoſſenen Abenteuers, ſo reiſte er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerſtreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, ſo lange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genuſſe erreichbar waren, durchaus nicht an ein Eheband, und erreichte ſein vierzigſtes Jahr in ledigem Zuſtande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu ſorgen, und er ſuchte unter den ſchönſten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höheren Geſellſchaftswelt nennt die verſchwelgte Jugend blos eine galante Jugend, und findet die Helden derſelben als geſättigte und erfahrene Kenner beſonders empfehlenswerth für die Ehe. Es hatte alſo keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado, ein ſchönes andaluſiſches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter und Schweſter waren ihr geſtorben, und ſolche Unabhängigkeit empfahl ſie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach ſo viel Erfahrung an Geſchick und Fähigkeit fehlen ſollen, ein neunzehnjährig Mädchen für ſich zu gewinnen! Beſonders nachdem ſie ihm eine Tochter geboren, öffnete ſie ihm alle, auch die kleinſten Geheimniſſe ihres Herzens. Unter dieſen war ein leichtſinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante ſeien Zwillinge und unintereſſant verheiratet geweſen; gemeinſchaftlich alſo hätten ſie ſich zu entſchädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen —

In gleicher Kleidung? fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbeſtimmter Schatten von Argwohn aufſtieg. —

Ja, ſchwarz, wie es die Landestracht in Andaluſien, und wie es einen ſchönen Fuß, ſchönen Wuchs und ſchönen Hals am günſtigſten heraushebt. Und um ſich zu erkennen ſteckte Jede eine karminrothe Schleife —

Vor die Bruſt?!

Ja, mein Gemal, vor die Bruſt — es intereſſirt Euch abſonderlich!

Abſonderlich! Weiter!

Wunderlich genug fanden ſie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen, von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —

Schwarze Dominos?

Schwarze Dominos! Ihr rathet vortrefflich. Ach richtig, Ihr ſeid ja um jene Zeit ſelbſt in Sevilla geweſen und habt wahrſcheinlich davon gehört!

Nicht das Mindeſte hab' ich gehört!

Nun, der andaluſiſche lebhafte Sinn ſchloß raſch ein flüchtiges Bündniß: meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern ſchwarzen Domino. Sie begegnen ſich des Nachts, wie ſie meinen, in vollkommener Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder ſonſtwer, denn die ſchönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geſchöpft, und einer der Dominos, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet —

Der Galan Deiner Mutter, oder der Deiner Tante?

Hierin lag die Pein: ſie wußten es nicht!

O Gott!

Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen neben einander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante von dem Morde erfuhren, war der Unglückliche ſchon beerdigt, und der zweite, wahrſcheinlich nicht getödtete Galan war trotz aller Aufmerkſamkeit Seitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu ſehen. Unbegreiflicherweiſe bemächtigte ſich beider Frauen von Stunde an eine ſtete Traurigkeit, ſie zogen ſich von der Welt zurück. —

Sie hatten beide Kinder?

Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Exiſtenz doch nicht bezweifeln? Ja wol, mein Couſin war

gleichen Alters mit mir, und mein Spielgenoſſe, bis ihn in einem unerklärlichen Anfalle übler Laune mein Oheim hinwegnahm aus unſerer Mitte. Die Nachricht ſeines Todes brach das Leben meiner Tante, und meine Mutter, nach dem Kloſter ſich ſehnend, welches mein Vater ihr verſchloß, ſiechte ihr nach; ich verlor ſie, als mich mein Vater zum erſten Male in die Welt führte. Am letzten Abende ihres Lebens erzählte ſie mir dieſe Begebenheit, und als uns der Vater, der mich abzuholen kam, dabei überraſchte, erſchrak ſie heftig, ja ohne daß wir es ahnten, zum Tode. Sie war geſtorben, als wir vom Feſte heimkehrten. Aber was iſt Euch, mein Gemal, Ihr ſtarrt mich an mit entſetzlichen Augen!

Er hatte wol Urſache. Ehe-, Familien- und Lebensglück war mit einem Streiche zerſtört: denn es war möglich, daß er ſein eigen Kind ſündlich in den Armen hielt. Er entſetzte ſich vor der Tochter, welche ihm die Gattin geboren, und entfernte ſie für immer aus ſeinen Augen: von Schloß zu Schloß, von Verwandten zu Verwandten, von Verwandten zu Fremden irrt die arme Chimene umher, gezeichnet von der Sünde des Vaters. Ihre Mutter hat ſich zu Tode gegrämt über das geheimnißvolle, erſchreckende Betragen ihres Gatten, der Herzog ſelbſt ſchwankt wie ein Geſpenſt umher, tiefſinnig und bis ins Innerſte zerſtört.

So, Françoiſe, führen die Wege der Welt! Vergnüglich und lockend erſcheinen ſie Anfangs, und führen von Conſequenz zu Conſequenz in unendlich Verderben. Man beginnt nicht mit Fehltritten, man beginnt mit leiſen Wünſchen, die harmlos, ja unſchuldig ausſehen; Françoiſe, der Weg zum Tode, der Weg zu Gottes Schooß führt an tauſend Abgründen vorüber, und wer dies weiß, dem iſt es nicht zu vergeben, wenn er von der geoffenbarten ſichereu Straße abweicht, um dieſer oder jener flüchtigen irdiſchen Neigung zu genügen.

Nicht die Neigung, Florentin, hat mich aus meiner Bahn geſchleudert —

Und doch iſt's geſchehen!

Hilf mir!

Du mußt Hilfe wünſchen um jeden Preis!

Um jeden Preis wünſch ich ſie!

Du mußt abſchließen können mit Deinem Leben!

Es iſt zu Ende für mich in dieſem Augenblick, hilf mir!

Unſer Haus, das Haus zur heiligen Genovefa iſt Dir offen, wenn Du ernſtlich der Welt entſagen willſt.

Ich will's.

So folge mir!

Françoiſe, in überſpannter Stimmung des Leides und der Furcht vor einer brutalen Welt, wollte, wie die Verzweiflung immer will, um jeden Preis endigen. Um nicht eine Schaar peinlicher Scenen zu ſehen, ſchließt der ſchwache Menſch die Augen völlig, und meint, völlige Blindheit ſei beſſer. Die hohle Phraſe wohnt nicht blos in der theatraliſchen Sprache, ſie wohnt in allen, auch wortloſen Entſchlüſſen der Schwäche.

Als der Prieſter und Françoiſe den Corridor entlang gingen nach der Treppe hin, ward der raſche Hufſchlag mehrerer Pferde im Schloßhofe vernehmbar, und der Prieſter trat ans Fenſter, während die zerſtörte arme Frau mitten im Gange ſtehen blieb, und ſtarr vor ſich nieder ſah auf die ſteinernen Flieſe. Auch wenn ſie hinabgeſehen, ſie hätte nicht erkannt, daß ein Retter für ſie angekommen ſei, Chabot de Brion, der mit dem Inſtinct einer romantiſchen Neigung ihre Fußſtapfen gefunden hatte von Blois bis Foix. Nur in der Entſagung ſah ſie in dieſem Augenblicke Hilfe, jegliche Liebe war ihr in dieſem Augenblicke erſchrecklich, Florentin's Erzählung machte ihr ſelbſt Eltern- und Kindesliebe ſchauerlich. Einſamkeit, völlige Einſamkeit für immer, war ihr ganzer und einziger Wunſch. Der Prieſter Florentin hätte alſo gar nicht nöthig gehabt, ſie durch abgelegene Gänge zur Hinterſeite des Schloſſes hinaus, und von da durch den dichten Tannenwald hinab zur Abtei zu führen. Chabot de Brion würde nichts über ſie vermocht haben, auch wenn er ihr begegnet wäre, und Baptiſte war doch nicht zu täuſchen: er hatte

auf der Treppe geſtanden und gelauſcht, er folgte ihnen durch alle Gänge wie das Gewiſſen, und an der Abtei-Pforte trat er ſeiner Herrin entſchloſſen in den Weg.

Umſonſt! Françoiſe war der geiſtlichen Macht Florentins völlig anheimgegeben, ja ſie drang dem beſtürzten Diener das Verſprechen ab, ſie und die Gegend zu verlaſſen, und Niemand, aber Niemand mitzutheilen, wohin ſie ſich gerettet.

Die Pforte ſchloß ſich knarrend, und der alte Baptiſte, Thränen im Auge, ſtand mit gefalteten Händen vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Kloſtergebäuden. Der Arget und die Arriège, welche hier zuſammenſtrömen, rauſchten hoch auf mit ihren vollen Waſſern, und Baptiſte warf einen ſcheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluthen, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herüber toſten, als ahnte er, es werde ſich dort das Schickſal ſeiner Herrin eben ſo geheimnißvoll und ſchauerlich entwickeln. Seine Neuerungs-Gedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine ſicher begründete Anſicht über den verfehlten Zweck klöſterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung ſeiner Gedanken war ſchon ſtark genug für den leiſen Ausſpruch: Arme Herrin, zu großen Dingen berufen, läſſeſt Du Dich opfern der Furcht und dem todten Hinſtarren!

Traurig ſtieg er den Berg zum Schloſſe wieder hinauf — was ſollte er thun? Nach Genf will ich reiten, murmelte er vor ſich hin, und wenn wir in unabſehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unſrigen auch hierher geleiten vor die Genovefen-Abtei, und will meine Herrin befreien. Ein paar Jahre wird's wol dauern, eh' wir ſo weit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wol in dieſer Zeit ihres Irrthums inne werden.

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Brion, der lebhaft und erfreut ihm entgegen trat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu ſehen. Die Gräfin von Foix hatte ihm ſo

eben die herbſten Dinge ſagen, ja ziemlich unverblümt die Thore weiſen laſſen, Baptiſte war ihm alſo die erwünſchteſte Begegnung. Aber ach, Baptiſte hatte ſeiner Herrin zugeſagt, ihren Aufenthalt ſtreng zu verſchweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die ſchöne Neigung für die Gräfin und um die anmuthigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm Alles mitgetheilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewiſſenhaft: er ertrug ſogar die Schmähungen, welche Brion gegen ihn ausſtieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiſte die Wahrheit verſchwieg war durch das abgetriebene Pferd der Gräfin, welches neben dem ſeinen in einem Thurmwinkel des Hofes angekoppelt ſtand, nur allzu offenbar, und der Vorwurf Brion's, Baptiſte habe die Gräfin trügeriſch vom Hoflager hinweggelockt, um ſie an unerwarteter Stelle einem Hinterhalte des Grafen Chateaubriant auszuliefern, hatte nur gar zu große Wahrſcheinlichkeit. Ich werde Dich binden und Dir mit dem Steigbügel-Riemen das Geſtändniß öffnen laſſen, rief der junge Edelmann, den die hartnäckige Schweigſamkeit des alten Dieners in immer größere Wuth verſetzte.

Aber während dieſe Scene inmitten des Schloßhofes vor ſich ging, ſammelten ſich in der Halle alle Diener und Knechte des Hauſes, welche vom Haushofmeiſter eiligſt dorthin beſchieden waren, und dieſer ſelbſt trat in den Farben des Hauſes Foix, den großen Stab in der Hand tragend, ihnen voran, und führte ſie in den Hof. Dort, in einiger Entfernung von dem Fremden, hieß er ſie warten, und ſchritt feierlich zu Chabot de Brion, ihn im Style eines Herolds fragend, ob er inne geworden ſei, daß man ihn auf dem Gebiete der Foix nicht willkommen geheißen, und ob er dieſem Nichtwillkommen gemäß handeln werde?

Auch dieſem alten Diener wurde es ſchwer, die wahrſcheinlichen Freunde der jungen Gräfin hinweg zu jagen, und diplomatiſcher als Baptiſte ſetzte er auf eigene Verantwortung hinzu: dem Seigneur, welchen das Haus der Foix aus ihm unbewußten

Gründen nicht aufnehmen könne, werde die reiche Genovefa-Abtei unten im Thale eine Herberge nicht verfagen.

Brion aber, voller Zorn, achtete nicht auf diesen wichtigen Zusatz, sondern warf sich aufs Pferd, nöthigte den gutwillig folgenden Baptiste sich mit den beiden Rossen seinen Dienern anzuschließen, und ritt hinab nach dem Städtchen.

Die alte Gräfin von Foix, Françoisens Mutter, war bei der Geburt dieses ihres letzten Kindes gefährlich erkrankt, und dies Kind hatte zur Aufsäugung einer Amme anvertraut werden müssen. Dies blieb nicht ohne wichtige Folgen: Françoise, der Brust ihrer Mutter fern bleibend, wurde auch noch durch ein anderes Unglück derselben entfremdet. Die Gräfin nämlich genas erst nach Jahren von dieser Niederkunft, und genas nur auf Kosten ihrer Schönheit. Ihr Antlitz war für immer bleich geworden, und der Arzt kündigte ihr an, daß eine fernere Umarmung ihres Gemals den Tod für sie zur Folge haben würde. Der Graf von Foix war aber ein noch rüstiger und lebensstarker Mann zu jener Zeit, und nicht dafür angethan, seine Gemalin solchen Verlust durch zarte Entsagung vergessen zu machen. Es erwuchs ihr daraus mannigfache Kränkung und Pein, und die Gräfin, ein stolzer Charakter, ließ es, vielleicht ohne klares Bewußtsein der Härte, die Tocher entgelten. Sie war kalt gegen das Kind und erzog es hart und streng. Dennoch liebte sie es, liebte es eben dieser hemmenden Umstände halber eigensinnig und gewaltsam. Um so weicher ward es von Margot, der Amme, welche ihr mit Françoise gleichaltriges Kind durch den Tod verloren hatte, behandelt. Diese Margot war eines von jenen weiblichen Geschöpfen, die blos Weib und Mutter sind, und denen man nachsagt, daß sie aus bloßer Gefälligkeit im Stande seien, das zu thun und zu leiden, was charaktervollen Weibern eine Frage des Lebens, und charaktervollen wie charakterlosen der entscheidende Punkt wird für glückliche oder unglückliche

bürgerliche Exiſtenz. Solche Margots ſcheinen vorhanden zu ſein, um die gedankenloſe natürliche Menſchlichkeit zu vertreten neben aller Convenienz. Mit vollſtändiger Gutmüthigkeit ausgerüſtet, entwaffnen ſie zuweilen auch den Zorn des berechtigten aber billigen Moraliſten. Schön wie ein Madonnenbild war Margot ſchon als junges Mädchen, wie es hieß, von einem Seigneur von Foix, aus einer Nebenlinie der Grafen, verführt worden, und hatte ohne die geringſte Heimlichkeit einen Sohn geboren, den ſie Florentin taufen ließ, und über deſſen Vater ſie bei dringender Nachfrage lachend zu ſagen pflegte, es müſſe ein vornehmer Prinz ſein, denn er habe wunderſchön ausgeſehen, als er am Heuſchober auf der Wieſe, an dem ſie geſchlummert, zu ihr getreten und ſie bei der Hand genommen habe. Weiter wiſſe ſie nichts von ihm; aber daß ihr Florentin auch ſehr ſchön ſei, das könne doch Jedermann ſehen.

Dieſer Florentin war fünf Jahre älter als Françoiſe, und wuchs mit ihr auf. Weil er wie ein Heiliger ausſähe, ſagte Margot, müſſe er auch ein Prieſter werden, und ſo ward er denn bis zum fünfzehnten Jahre Françoiſens und bis zu ſeinem zwanzigſten neben ihr theils auf dem Schloſſe, theils in der Abtei unterrichtet, und war ganz wie ein Milchbruder mit der jungen Comteſſe befreundet. Als Graf Chateaubriant ſie hinweg führte, betrübte es ihn ſehr, und in dieſer Stimmung trat er dem Plane Margot's gemäß ganz in die Abtei, und wurde Prieſter. Françoiſe durfte ſich alſo von ihm der aufrichtigſten Theilnahme verſehen, als ſie in ſo unglücklicher Lage ihm wieder begegnete, und es war natürlich, daß ſie ſich ihm ſo ſorglos überließ. Sie ahnte nicht, in welcher Richtung ſich das Weſen dieſes Florentin ausgebildet hatte.

Florentin war auch nicht böſe geworden. Aber was bei ſeiner Mutter gedankenloſe Gutmüthigkeit, ſinnliche Unbefangenheit geweſen, das hatte ſich in ihm zu gedankenvoller Sinnlichkeit und zu berechnetem Genußtriebe ausgebildet. Er war ein offener Kopf, welcher dem theologiſchen Kreiſe gewöhnlicher Prieſter

bald überlegen und deshalb von den überlegenen Prieſtern der Abtei bald in die höheren Verhältniſſe der Prieſterſchaft eingeweiht wurde. Nicht ſowol durch die um ſich greifende Reformation, welche hier an der ſpaniſchen Seite noch wenig Eindruck hervorgebracht hatte, als durch das luxuriöſe Papſtthum der letzten Jahrzehnte war ein Stamm aufgeklärter Prieſter in viele Theile der Chriſtenheit verbreitet worden, welcher eine Art eſoteriſchen Prieſterthums darſtellte. Es war dies ein Jeſuitismus ganz anderer Art, welcher dem echten Jeſuitismus vorausging, ein ſinnlicher und künſtleriſcher Jeſuitismus, der nicht für die Kirche, ſondern für ſich, für die Schaar der Auserwählten täuſchen und erobern wollte. Er wendete ſich auch vorzugsweiſe an die Großen und Mächtigen der Erde, aber nicht um durch dieſe den Maſſen beizukommen, ſondern um mit den Mächtigen die Reize des Lebens zu genießen. Die Glaubenswelt war dieſer Gattung eine Welt der Formel, welche durch gewandten Geiſt nach außen hin lebendig und wirkſam erhalten werden müſſe, welche aber mit den intimeren Bedürfniſſen des aufgeklärten und geſchmackvollen Prieſters nichts zu ſchaffen habe.

So geartet trachtete Florentin ſchon ſeit einigen Jahren, aus dem Pyrenäenwinkel hinaus in die offenere Welt, ſei's nach Rom, ſei's nach Paris zu kommen. Er war viel eher als die alte Gräfin von der Anweſenheit Françoiſens am Hoflager des Königs unterrichtet, denn er war Secretär des Abtes, und der Abt verlor den König nicht einen Augenblick aus den Augen. Florentin kannte alſo auch die Geiſtesrichtung der Umgebungen des Königs, den aufgeklärten Sinn Margarethens und Budé's, und konnte den Einfluß derſelben auf Françoiſe ermeſſen. Ihm war es alſo zunächſt ſchon aus vielfältigem, politiſchem Grunde darum zu thun, ſich dieſer politiſch ſo wichtig werdenden Dame zu bemächtigen.

Aber die Gegenwart behauptet überall ihr Recht auch über die ſorgfältigſt gepflegten Pläne für die Zukunft, und jede Leidenſchaft iſt beredſamer als aller Verſtand. Florentin hatte nicht

gewußt, wie ſchön ſeine Milchſchweſter als Gräfin Chateaubriant geworden ſei, und als ſie ihm im ſtaubigen, zerdrückten Reitkleide, halb verſchleiert und von Thränen und krampfhafter Bewegung entſtellt zum erſten Male wieder erſchienen war, da hatte er es nicht bemerkt, erfüllt von Plänen, welche das junge Weib in andere Arme liefern ſollten. In ſolcher Stimmung hatte er ihr das Zimmer angewieſen, nach ihrem Mantelſacke im Schloſſe geſendet, und dem Abte Bericht abgeſtattet. Aber als er nun bei einbrechender Dunkelheit ſie in häuslicher Kleidung am Kaminfeuer fand, eine bildſchöne Frau, deren in Ergebung gefaßtes edles Antlitz von der hellen Flamme beleuchtet wurde, da kam ihm raſch der verwegene Gedanke, er ſei ein eben ſo ſchöner und zum Glücke eben ſo berechtigter Mann als der König.

7.

Baptiſte hatte es mit ſeiner Zuſage des Stillſchweigens an die Gräfin vereinbar geglaubt, daß er den höchſt verdrießlichen Seigneur Chabot de Brion, der ihm wirklich die Steigriem-Hiebe angedeihen laſſen wollte, auf die Aeußerung des Haushofmeiſters, der Seigneur ſollte bei der Genovefen-Abtei anfragen, aufmerkſam mache. Brion, im Städtchen Foix anhaltend, hatte ſich vorgenommen, dort jedenfalls den Reſt des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, da es ihm unzweifelhaft war, die Gräfin ſei wenigſtens auf dem Schloſſe geweſen, und ſei entweder noch dort oder nicht weit entfernt, und da er auf irgend einen glücklichen Zufall hoffte, ſie zu entdecken und ihr nahe zu kommen. Der Wirth der Herberge erzählte denn auch auf Nachfrage, es ſei kurze Zeit vor ihm eine Dame mit einem Diener den Schloßberg hinauf geritten. Brion warf einen drohenden Blick auf

Baptiſte, und fragte den Wirth, wie weit die Abtei vom Orte entfernt ſei.

Einen Büchſenſchuß, Seigneur; wenn ihr hinübergeht bis an die Waldecke am Strome und links hinumſchaut, ſo ſeht Ihr ſie. Der Pförtner iſt ein freundlicher Bruder und wird Euch für eine höfliche Zumuthung höflich Rede ſtehen, ob eine Novize oder eine Fremde eingetroffen ſei.

Brion machte ſich ſogleich auf den Weg, und zog zehn Minuten darauf die Glocke an der Abtei. Der feiſte Pförtner öffnete den Schieber halb, um zu ſehen, ob es der Mühe werth ſei, ihn ganz aufzuſchieben. Der ſtattliche Herr im Federhute ſah allerdings darnach aus, und der Pförtner zeigte ſich entgegen kommend. Wahrſcheinlich hätte Brion auf eine einfache Anfrage genügende Auskunft erhalten, da dem Pförtner kein beſonderes Stillſchweigen von Floreutin auferlegt worden war, aber er begann damit, dem lächelnden Thorhüter eine Handvoll Silbermünze in die verſtändig entgegen kommende Hand zu drücken, und ſo erhielt die unverfängliche Frage für dieſen ſeines Poſtens kundigen Mann ſchnell eine Bedeutung. Hat die Auskunft ſolchen Werth, philoſophirte der Pförtner in Eile, ſo wird der Werth ſteigen, wenn die Auskunft ſchwierig iſt. Er antwortete alſo ausweichend, und um Zeit für ſeine Politik zu gewinnen, bat er um den Namen der Dame, die einpaſſirt ſein ſollte. Kurz, Brion zeigte ſo unpolitiſchen Eifer, daß er vom Pförtner nichts als die Verſicherung erhielt, er werde ſich erkundigen, und dem Seigneur am anderen Morgen Bericht erſtatten. Brion hatte indeß doch ſo viel entdeckt, daß die Gräfin wahrſcheinlich im Kloſter ſei, und war auf dem Rückwege nach dem Städtchen zu der Ueberzeugung gekommen, daß er hier raſch verfahren müſſe, wenn er auf irgend ein Gelingen hoffen wolle. Die ungeſchickte Behandlung des Pförtners, deren er inne geworden, hatte den kundigen Mann des Hofes in ihm erweckt, und ſich mit aller Zuverſicht und Behendigkeit eines ſolchen wappnend kehrte er an der Waldecke haſtig um und ſchritt eilends wieder nach der Abtei zurück. Diesmal klingelte er ſcharf und rief dem ob ſolchen

ſcharfen Zuges überraſcht heraus ſchauenden Pförtner gebieteriſch zu: Oeffne! Dieſer öffnete auch wirklich in der erſten Beſtürzung die kleine Thür, welche zwar zunächſt nur in ſeine Thorzelle, aus dieſer aber in den erſten Hof der Abtei führte, und ſah fragend und verwundert dem eintretenden Seigneur ins Angeſicht.

Melde mich, den Seigneur Chabot de Brion, bei Seiner Hochwürden dem Herrn Abte! Raſch!

Melden? Ich? Ich bin blos Pförtner —

So rufe einen Laienbruder oder wer ſonſt dafür beſtellt iſt!

Aber ich darf meinen Pförtnerpoſten nicht verlaſſen. — Obwol er nicht wußte, ob etwas zu verbergen und ob dieſem Manne der Zutritt zu verſagen ſei, ſo machte er doch, nicht blos in der Abſicht, ein neues Trinkgeld zu erhalten, ſondern aus dem Inſtincte der Verbrüderung, welcher alles Ungewöhnliche abhält von der Verbrüderung, dem Seigneur den Eintritt ſo ſchwer als möglich.

Ich werd' ihn verſehen bis Du wiederkommſt, Deinen Pförtnerpoſten —

Ich bitte; Ihr könntet wol nach ungewöhnlichen Grundſätzen öffnen und ſchließen —

Holla, ſchnell, ich bin nicht gewohnt, zu warten!

Hätte Brion gewußt, wie ſehr hilfreiche Eile ſeiner geliebten Gräfin Noth war, er hätte ſich auf keinerlei Meldung eingelaſſen, ſondern hätte mit gezogenem Degen den Pförtner ohne Weiteres genöthigt, ihn nach dem Zimmer der fremden Dame zu führen. Mit Brion's Hin- und Wiederkommen war es nämlich Abend geworden, und Florentin war in vollem Zuge, ſeine Ueberlegenheit als dialektiſcher Prieſter und junger Mann über die verſtörte und verlaſſene Gräfin geltend zu machen. Waren auch die Gründe ſeiner Rede jetzt himmelweit verſchieden von denen, die er ſelbigen Tages oben im Schloſſe entwickelt hatte — und ſie mußten es ſein, denn dort wollte er Furcht vor den Freuden der Welt, hier wollte er Zutrauen zu verſtohlener Freude einflößen — erſchreckte auch die unerwartete

Wendung in Weſen und Wort Florentins die Gräfin einen Augenblick bis ins Innerſte, ach, ſie war doch ſo unglücklich, daß ſie ihrer eigenen logiſchen Kraft nicht mehr traute, und daß ſie ſich um jeden Preis eines liebevollen Entgegenkommens bedürftig fühlte. Es liebt das Weib, dem aller würdige Gegenſtand der Theilnahme entzogen wird, am Ende auch das Ausdrucksloſe und Unbedeutendſte; wäre es ein Wunder geweſen, wenn Françoiſe dem ſchönen Jugendfreunde vertraulich und entgegen kommend die Hand gereicht hätte? Seine männliche Schönheit war um ſo vertraulicher, da ſie im Kleide prieſterlicher Würde, alſo ohne den verſchüchternden Anſpruch der Schönheit erſchien, da ſie das Zutrauen auf eine uneigennützige Freundſchaft des Milchbruders für ſich hatte, und — und was mehr war als Alles — da ſie aus dem ſichern Hafen einer würdigen Stellung heraus dem gepeitſchten Lebensſchifflein der armen Frau Worte und Signale zurufen konnte. Der ſogenannte Teufel lebt davon, daß er die Hilfe, welche man braucht, wirklich leiſtet, aber auch vergiftet.

Kurz, es gelang Florentin, die laſtende Melancholie von Françoiſens Stirn zu ſcheuchen, denn er wußte ihr in ſchmeichelnder Entwickelung darzuſtellen, daß ſie eben nur um reizender Vorzüge willen in ſo peinliche Situationen verſetzt worden ſei, und daß die Pein dieſer Situationen viel mehr in ihrem furchtſamen Sinne als in den Situationen ſelbſt liege. — Willſt Du den grauen Stein beneiden, fuhr er fort, um die ungeſtörte Ruhe, welche er ſeiner Unſcheinbarkeit und Reizloſigkeit verdankt? Beſteht nicht Leben, wirkliches Leben blos aus Furcht und Verlangen, und aus dem geſteigerten, ſich gegenſeitig im Gleichgewicht haltenden Fürchten und Verlangen?

Und doch, Florentin, rietheſt Du mir ſelbſt, die Welt zu fliehen, weil ſie gefährlich —

Und weil Du für den Augenblick das Gleichgewicht Deiner Seele verloren haſt! Wärſt Du ſonſt nach Foix gekommen, wo Du bei einer liebloſen Mutter der trockenſten und ungenügendſten Anſichten und Grundſätze gewärtig ſein mußteſt? Du

brauchſt Sammlung, und es iſt ein gutes Zeichen, daß Du Dich bis zum Bedürfniſſe dieſer Sammlung haſt verſtören laſſen, denn Du biſt verſtört worden, weil Du nicht in wüſter Gedankenloſigkeit beherrſcht ſein wollteſt, und doch auch im Tumult eines neuen Lebenskreiſes nicht die Ruhe und die Macht in Dir fandeſt, zu herrſchen. Du biſt zum Größten beſtimmt: Du willſt Macht und Ruhe zugleich, und Du täuſcheſt Dich nur einen Augenblick über dieſe Ruhe, und verwechſelſt ſie mit der Lebloſigkeit. Wenn Du Dich einen Winter und einen Sommer in der Einſamkeit unſerer Thäler geſammelt haben wirſt, dann wirſt Du mit weitblickenden ſicheren Augen die Herrlichkeiten von Blois wiederſehen, wirſt die Angoulême und Alençon überſehen, und wirſt verſtehen zu genießen, indem Du herrſcheſt, zu herrſchen, indem Du genießeſt und zu ſchaffen im Herrſchen und Genießen.

O eile, eile, Chabot de Brion! Françoiſe iſt geiſtvoll genug, um in die Gefahr ſolcher Wendung einzugehen, und ſie iſt gerade jetzt aufgeregt genug, um der Gefahr zu erliegen. Errette ſie heute von dieſem Florentin, vielleicht iſt er ihr morgen ſchon nicht mehr gefährlich, wenn ſie ſich gefaßt und durch Deine Nähe, dies Zeichen ſchöner und ſtarker Theilnahme geſtärkt hat.

Leider war dies ungemein ſchwer. Nicht weil der Abt, dem Anſcheine nach ein gutmüthiger Mann, der ſtrengen Meinung geweſen wäre, jeglichen Edelmann von der ſchönen Gräfin entfernt zu halten, ſondern nur weil der Abt noch nicht wußte, welcher Meinung er ſein ſollte. Die Ankunft der Gräfin in Foix, mit einiger Wahrſcheinlichkeit, aber doch nur mit Wahrſcheinlichkeit angekündigt durch einen Prieſter in Blois, der die Dinge am Hofe beobachtete, und dem Abte des Genovefenſtiftes ſeit einiger Zeit ungewöhnlich häufig Mittheilungen machte, weil der Abt durch ſeinen Bezug zum Hauſe Foix wichtig werden konnte, jene Ankunft der Gräfin, ſo ſein vorausgeſehen durch den Prieſter in Blois, war dem Abte doch überraſchend gekommen, und Florentin, welcher jener möglichen Ankunft halber ſeit Wochen

täglich die alte Gräfin beſuchte, hatte die junge Gräfin ſo überraſchend ſchnell in die Abtei ſelbſt gebracht, daß der Abt, ein Mann von langſamen und vorſichtigen Entſchlüſſen, nicht im Stande geweſen war, einen Plan auszubilden für alle einzelnen Fälle dieſer eingefangenen wichtigen Dame. Und Chabot de Brion, deſſen nahes und günſtiges Verhältniß zum Könige er ſehr wohl kannte, kam ihm ſo plötzlich und ſo heftig wie ein Sturzbach über den Hals. Er wollte ſich ihm ſo gern gefällig zeigen, und doch nichts voreilig gewähren, was den Preis des eingefangenen Kleinodes im Geringſten herabſetzen könnte! Dieſer Preis konnte aber durch den ſchönen Seigneur zweifach bedroht ſein: erſtens konnte dieſer auf eigene Rechnung die Gunſt der Gräfin ſuchen, und zweitens konnte er den Lohn für ſich allein beim Könige in Anſpruch nehmen, die ſcheue Dame wieder zur Rückkehr ermuntert zu haben. Dieſer Lohn ſollte ja den Prieſtern zukommen! Und dieſer Lohn wuchs, je länger die Rückkehr auf ſich warten ließ, und je unabhängiger von äußerer weltlicher Unterſtützung die Abtei allein die ſchüchterne Dame geſtärkt und ermuthigt hatte, den Kampf mit den Freuden der Welt wieder aufzunehmen und zu beſtehen — kurz, ſchloß mit einiger Ungeduld der Abt ſeine lange Rede, in welcher er von allem Obigen das Gegentheil zu ſagen getrachtet, kurz, mein Seigneur de Brion, dieſe Angelegenheit iſt eine äußerſt ſchwierige, und ganz und gar nicht angethan, um im Handumkehren entſchieden zu werden.

Im Gegentheile, hochwürdiger Herr, es iſt hier nicht die geringſte Schwierigkeit für Euch und für die Abtei, da es ſich in keiner Weiſe um Eure und um die Meinung der Abtei handelt, ſondern um die Meinung der Gräfin, einer ſelbſtſtändigen Dame, die Ihr mich hören laſſen ſollt.

Mich dünkt, die Gräfin habe dieſe Meinung deutlich genug dadurch ausgeſprochen, daß ſie das Hoflager aus eigenem Antriebe und ſelbſt flüchtig verlaſſen.

Kurz und gut, Ihr beſteht darauf, die Gräfin wie eine Gefangene zu betrachten?

Im Gegentheile: wie einen Schützling, der Zuflucht bei uns gesucht hat gegen die Zudringlichkeiten der Welt!

Ihr beschuldigt den König Franz der Zudringlichkeit?

Der heilige Volusian bewahre mich!

Er bewahrt Euch nicht, denn Ihr habt's gethan und werdet's vertreten; bei meinem Schwert versichere ich Euch dessen!

Aber Herr Chabot de Brion —

Ihr sollt's an Euch zuerst erfahren, daß das Concordat kein leerer Schall und Name ist, und daß der König von Frankreich von nun an die Prioren, Aebte und Bischöfe wählt, ja daß er die kürzlich geschehenen Wahlen seiner Bestätigung unterwirft! Wie lange heißt Ihr Abt, Hochwürdiger Herr?

Der Abt antwortete nicht auf diese directe Frage, denn er war allerdings gerade in der Zeit gewählt worden, als das berüchtigte Concordat abgeschlossen, wenn auch noch nicht bekannt gemacht worden war. Er wendete sich aber in seiner Gegenrede unmittelbar auf die Zusicherung, daß der König in Betreff dieser Dame kein Hinderniß an der Genovefen-Abtei finden werde, da ja die ernste Absicht des Königs, diese ausgezeichnete Dame zur Königin von Frankreich zu erheben, hinlänglich bekannt sei. Es möge nur der König und der Bote desselben gestatten, daß die Formen im Wesentlichen beobachtet würden. Sie würden allen Theilen von guten Diensten sein; namentlich würden sie allein die eingeschüchterte Gräfin ermuthigen. —

Durch diese Wendung ward Brion wieder zurückgeworfen und genöthigt, von Neuem auszuholen, ein Zeitverlust, welcher Florentin zu statten kam.

Florentin, der sich auf Frauenherzen verstand — der zweite Hof der Abtei war von Nonnenzellen umsäumt, und diesem jungen Priester lag es ob, die Novizen über ihre Pflichten und ihren Beruf zu belehren — Florentin ging ohne Umschweife an die Hauptfrage, welche auf dem Wege seiner Jugendfreundin lastete. Einige salbungsvolle Philosophie, pflegte er zu sagen, den ver-

borgenen Wünſchen des Weibes eingeflößt, und dieſe Wünſche werden muthig und luſtig, denn die Weiber haben keinen Charakter, ſondern nur Furcht und Verlangen, Furcht vor Grundſätzen und Verlangen nach Freude. Macht man ihnen die Grundſätze zuſtimmend, ſo ſind ſie dankbar wie die Kinder: ſie küſſen den Lehrer, der ſie zum Spiele hinaus läßt. Nur nicht als gedankenloſe Weſen wollen ſie behandelt ſein, und das ſind ſie auch nicht, wie beherrſchten wir ſie ſonſt durch Gedankenfolge! Gedanken haben ſie ſo viel als wir, aber jagt ihnen dieſe Gedanken durch einander wie eine Schaar wilder Pferde, und dann zeigt ihnen, daß ihr ſie fangen und feſſeln könnt, die ungeſtümen; dies iſt ihnen gegenüber der Charakter, dem ſie ſich beugen.

Franciſca, hob er an in dem halb ſpaniſchen Patois jener Gegend, welches die Gräfin ſeit ihrer Verheiratung nicht wieder gehört hatte, Franciſca, liebſt Du den König Franz?

Florentin! ſchrie die Gräfin auf, und flog von ihrem Seſſel in die Höhe, als ob ſie ein Schuß ins Herz getroffen hätte.

Du bejahſt meine Frage ſtärker als mit Worten, ſprich nicht, erwidere nichts, es wäre Umſchweif, verweile ruhig auf Deinem Sitze, und ſieh mir ins Auge! Furchtſames Kind, wie Deine Hand zittert, und Dein Herz klopft. Ich hatte geglaubt, Du ſeiſt ein ſtarkes Weib geworden, und es handelte ſich bei Dir um ein mannigfach durchkreuztes Gewiſſen, darum trat ich Dich an mit greller Rede und grellem Bilde, vergib mir, Franciſca, ich ſehe, daß ich Dich unnütz gepeinigt habe, Du biſt ja noch das unerfahrene Mädchen, das mit dem rohen Grafen von uns ging vor fünf Jahren. Arme Franciſca, Du leideſt Pein, für eingebildete Sünden, Deine Seele iſt überreizt durch eine brutale Ehe, welche nicht vermögend geweſen iſt, Deine Seele zu nähren, und nicht vermögend, Deine Seele zu erniedrigen. So iſt die Welt verworren! Sie mißt Alles mit gleichem Maßſtabe, und vergißt zu wägen: andere Frauen mit weniger reizbarer Seele könnten Alles das thun, was Du nur in der Einbildung vor Dir ſiehſt, und lebten glücklich und in gutem Gewiſſen, während

Du Dich peinigſt um die bloße Möglichkeit, die Dir nahe getreten!

Und muß ich's nicht? entgegnete leiſe die Gräfin, wenn meine Seele empfindlicher iſt als Anderer, ſind nicht auch meine Pflichten feiner und ſtrenger als die Pflichten Anderer?

An Deiner Uebung im Philoſophiren, Franciſca, erkenn' ich, wie ſehr Du gelitten, wie ſehr Du gerungen. Arme Freundin! In falſchen Scrupeln wirſt Du vielleicht die Zeit Deiner ſchönen Jugendkraft verlieren, und wirſt zu ſpät zu der Einſicht kommen, daß es nur Scrupel geweſen, die Dich von der höheren Ueberſicht über die Fragen Gottes getrennt, die Dich getrennt von dem Glücke, welches Dir Gott beſchieden, indem er Dich eben ſo reich begabte, wie er's gethan, eben ſo reich wie es nöthig war, um einen ſinnigen König zu feſſeln, um ihn zu beglücken, und mit ihm ein großes Reich, das ſchöne Frankreich!

Was iſt das, Florentin? Du redeſt einer ſündigen Neigung das Wort? Du verſuchſt mich! Deine Hand bebt in der meinigen.

Meine Hand bebt, weil ich im Zorn bin gegen die ſchwache Welt, welche ſo allgemeine Grundſätze braucht, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, ſo allgemeine, daß ſie bei begabteren Menſchen hundertfach Lüge werden und eine das Beſte zerſtörende Entſagung werden müſſen. Denn dieſe allgemeinen Grundſätze können nur für die Mittelmäßigkeit berechnet ſein. Meine Hand bebt, Franciſca, weil ich zornig bin gegen mich ſelbſt, gegen meine Unfähigkeit, geſchloſſen und überzeugend auszudrücken, was ich als unumſtößlich richtig vor meinem Geiſte ſehe. Ich habe nicht genug Schule der Welt; ich habe nur genug Schule des Kloſters, um einzuſehen, der Lebenswandel tugendhafter Wahrheit liege nicht in den allgemeinen Maßſtäben, nach welchen die Welt richtet, und liege noch weniger in der Flucht vor der Welt. Dieſe Flucht iſt Ohnmacht, und dieſe iſt unwürdig eines Geſchöpfes, welches Gott reichlich ausgerüſtet mit ſegensvollen Mitteln für ſich und die Welt. Dieſe Flucht iſt Undank gegen

Gott, der den fruchtbaren Obſtbaum nicht gegeben hat, daß er in voller Fruchtbarkeit umgehauen und zu Zaunholz verwendet werde.

Mir ſchwindelt vor Deinem Gedankengange, Florentin!

Mir auch, weil ich ihn vor Dir ausbreite ohne die Ueberzeugung, Dir ihn einleuchtend zu machen.

Und Du biſt Prieſter?!

Ich bin es, weil ich dazu beſtimmt war, ehe ich ſelbſt entſcheiden konnte, ich bin es, weil ich arm, und weil es der einzige Stand iſt, der den Armen eine Laufbahn der Macht eröffnet, ich bin es, weil die Macht über Geiſt und Gewiſſen der Menſchen die größte auf Erden iſt —!

Und Du gehörſt zu den Reformatoren, deren Grundſätze aus Deutſchland kommen?

Nein. Die Formen ſind gleichgiltig und deren Wechſel iſt gefährlich. Jede Form, eine Hülſe des Geiſtes, vertrocknet, und wird über Kurz oder Lang zu enge; es mag ſich dafür intereſſiren, wem ſein Leben feil iſt, und wer an die Vollkommenheit einer menſchlichen Erfindung glaubt. Ich gehöre nicht zu den in ſo glücklicher Täuſchung Befangenen, ich kenne nichts Erdachtes, das nicht auch ſeinen Tod in ſich trüge, ich arbeite nur für eine perſönliche Welt, denn deren Ausdehnung allein iſt unberechenbar —

Stirbt nicht die Perſönlichkeit auch, und ſicherer und früher als die Form?

Sie ſtirbt, denn ich ſterbe, aber meine Prätenſion ſtirbt mit mir, und ſo iſt mir der Tod eine Garantie gegen die Täuſchung.

Und wenn Deine Perſönlichkeit verdirbt?

Sind ihr die Arme des Todes nicht jede Stunde offen?

Du biſt ſchrecklich.

Schrecklicher iſt die Tyrannei der Form!

Aber außer der Form iſt die Barbarei!

Du mißverſtehſt mich: ich geſtatte, ja ich fordere ſie für Jeden, der kein ſelbſtſtändiges Bedürfniß hat, und ich bewege

mich ſtreng in der beſtehenden; ich finde den ſchönſten Lebensreiz darin, aus ihr zu machen, was mir gefällt, und ich finde die herrſchende kirchliche Form, die geiſtreiche Erfindung eines Jahrtauſends unendlich intereſſanter als den kahlen Verſuch der Neuerer. Auch Du haſt nicht vor ihr zu erſchrecken: ſie geſtattet dem Menſchen die Freuden der Welt, ſie verlangt nur, daß er ſich dafür abfinde durch Bekenntniß und Buße. Und Du, arme Francisca, übertreibſt, Du bekennſt und büßeſt noch bevor Du genoſſen, Du ſorgſt wie ein übermäßig guter Wirth für ein Capital an Buße, von deſſen Rente Du ein ganzes Leben unbeſorgt zehren kannſt in Wohlbehagen. Denn Du wirſt mir nicht vorreden wollen, daß ein Weib Deines Verſtandes blos aus beſchränkter Anſicht und blos aus Furcht vor dem Urtheile beſchränkter Anſicht ſeine ſchönſte Lebenszeit kaſteie —

Florentin!

Sage nichts! Ich habe Dich bewundert, daß Du die Stärke hatteſt, den König ſo lange entfernt von Dir zu halten, Du haſt dadurch für die Höhe der Neigung und für Deine bürgerliche Stellung meiſterhaft geſorgt, Du biſt jetzt ſicher, einen feſten Platz an ſeiner Seite zu gewinnen, und wenn Du Königin von Frankreich biſt, ſo magſt Du's mit Stolz ſagen, daß Du es nicht nur der Schönheit verdankeſt, welche Dir Gott geſchenkt, ſondern auch der geiſtigen Geſchicklichkeit, welche Du Dir ſelbſt erworben.

Aber Du entſetzeſt mich zum Aeußerſten, Florentin!

Das glaub' ich wol, ſagte er lachend und ihr die Hand küſſend, welche ſie hinweg ziehen wollte, und welche er feſthielt, — denn dies habt Ihr Weiber vor uns voraus, daß Ihr ohne Raiſonnement handelt. Die Klugheit, welche wir mühſam in ein Syſtem ſtellen, iſt Euch Inſtinct, und deshalb heißt es auch ſo zierlich: die Weiber denken mit dem Herzen. Laſſen wir alſo die allgemeinen Phraſen, es gehört zum weiblichen Inſtincte, für ſich keine allgemeine Regel einzugeſtehen, und, wie es heißt, dem Herzen, dem ſyſtemloſen nach zu handeln. Verliere Dich nur

nicht zu weit in der Selbſtpeinigung, welche Dir die formelle Tugend auferlegt, beuge Dich dieſer Tugend nicht gar zu furchtſam, erinnere Dich, daß Dein wahrhaftiger Menſch anders in Dir ſpricht, und erinnere Dich, daß Du mit fortgeſetzter Selbſtpeinigung den Tempel, welchen Gott in Dir errichtet, den ſchönen Leib zerſtöreſt oder doch beinträchtigſt. Hinweg mit der Falte zwiſchen den reizend geſchwungenen ſchwarzen Augenbrauen und ziehe die vollen Lippen, die zum Kuſſe beſtimmt ſind, nicht ſo peinlich nach innen. —

Die arme Frau wußte nicht, was mit ihr geſchah; die frechen Worte des Mannes, dem ſie ſchweſterliche Neigung und Vertrauen gewährte, hatten ſie ſo beſtürzt, daß ſie wie ſtarrend, und alles Leben nach innen drängend nur dieſen Worten nachdachte. Sie ſah und hörte und empfand in dieſen Augenblicken nicht, was mit ihrem Leibe vorging, und daß Florentin das Tuch von ihren Schultern ſchob, ihre Bruſt mit Küſſen bedeckte, mit ſtarken Armen ſie ganz an ſich zog; ihre Seele war himmelweit entfernt vom Reize der Sinne, der ſich doch körperlich ihren Nerven und ihrem Blute mittheilte, und ſie war durch die ſeltene Lage, in welche ihr Geiſt geſtürzt war, in unmittelbarer Gefahr, widerſtandslos und für das, was ſich zutrug, gedankenlos dieſem Manne zu verfallen, als an die Thür geklopft, und ſie durch Florentin ſelbſt, da er ſie aus ſeinen Armen plötzlich los ließ, aus Starrheit und unwillkürlicher Hingebung geweckt wurde. Damit riß auch der Nebel, in dem ſie verhüllt geweſen, ſie war ſich plötzlich der ganzen Situation bewußt, und ſprang mit einem gellenden Schrei vom Seſſel auf, ihr Geſicht mit den Händen bedeckend. In einer andern Richtung außer ſich, ſtieß ſie ſchreiend den Kopf und die Hände von ſich, welche ſich plötzlich wieder unter Küſſen ihrer Arme bemächtigt hatten, und ward erſt nach einer Weile innè, daß ſie Margot, ihre zärtliche Margot von ſich geſtoßen habe. Sie hatte geklopft, ſie war mit einer Dame ins Zimmer getreten, und hatte ihre geliebte Franciſca umarmen wollen.

Francisca blieb noch lange sprach- und regungslos, und wendete ihre Augen nicht von Florentin, der Anfangs ihren Blick zu vermeiden suchte, aber bald die Kraft über sich gewann, ihn mit einem für die Gräfin entsetzlichen Lächeln auszuhalten. Das schöne jugendliche Antlitz des Priesters, dunkel geröthet in diesem Augenblicke, erschien ihr wie ein tückisches Gewässer, welches an der Oberfläche geglättet, Klippen und nirgends gesehene ungeheuerliche Thiere verberge. Ein Fieberschauer ergriff sie und schüttelte ihren Leib wie eisiger Frost. Margot, die gutmüthige, war äußerst bestürzt, von ihrer Francisca so empfangen zu werden, und sah verlegen bald auf die junge Dame, welche sie mitgebracht, um sie mit der Gräfin bekannt zu machen, bald auf ihren Sohn. — Ich fürchte, Florentin, sagte sie endlich langsam zu diesem, Du hast Deine leichte Stunde am falschen Orte gehabt —

Dies ist Fräulein Chimene von Infantado, nahm Florentin hastig das Wort, um seine Mutter zu unterbrechen, — Eure Mutter, die Frau Gräfin, sendet sie ohne Zweifel als ein Zeichen, daß ihr Sinn gegen Euch milder gestimmt worden sei!

Ach leider nein, rief Margot, Gott weiß was die Frau Gräfin für falsche Vorstellungen von ihrem schönsten Kinde hat, sie will nichts — Gott vergeb's ihr! — von ihm wissen. Vornehme Leute müssen doch eben anders sein als wir; ich habe auf eigene Hand die kleine Chimene hergeführt, die Dich kennen und trösten wollte, Francisca. —

Dabei näherte sich Chimene, ein schlankes Mädchen blassen Aussehens der Gräfin und blieb verlegen stehen, als diese, den Blick noch immer nicht von Florentin verwendend, sich nicht zu ihr kehrte. Rührend traurig war der Anblick dieser Chimene, deren große schwarze Augen stets in Thränen zu schwimmen schienen, deren Lippen nur blaßroth waren. Ein blaßgelber Hauch lag über dem edlen kleinen Antlitze mit hoher Stirn und runden Schläfen, ein Hauch, wie er jungen Mädchen eigen zu sein pflegt, wenn sie aus dem Mädchenalter in jungfräuliche

Reiſe treten. Knapp ſaß ihr das ſchwarze Kleid gewöhnlichen Stoffes bis an den Hals verſchloſſen, und nur der theuere Schleier, die edle Form des kleinen Hauptes, die ſchmalen länglichen Hände und der ſchmalſte, feinſte Fuß verkündigten eine Herkunft edlen Stammes und vornehmer Lebensweiſe, welche die Glieder ſchont und verfeinert. Wie es ſchien mehr beleidigt als verlegen blieb ſie einige Schritte vor der ſie noch immer nicht anblickenden Gräfin ſtehen und ſchwieg. Da öffnete ſich die Thür und der Abt erſchien mit Chabot de Brion. —

Brion, mein Erretter, ſchrie die Gräfin auf, flog dieſem entgegen, faßte ihn bei beiden Händen und rief wie aus tiefſter gepeinigter Seele: O, mein Gott, mein Gott, Du haſt mich nicht verlaſſen!

So glücklich Brion über dieſen Empfang, ſo beſtürzt war der Abt und trat eilig zu Florentin und nahm ihn zur Rückſprache in die Fenſterbrüſtung. Während deſſen ſagte die Gräfin haſtig mit halber Stimme zu Brion, er ſolle ſie ſogleich hinweg führen aus dieſem Hauſe, wohin es ſei und koſte es was es wolle. Was hätte Brion lieber verſprochen!

Thut's auf der Stelle!

Hier iſt mein Arm, Frau Gräfin. —

Ehe ſie aber bis zur Thür kommen konnten, hatte ſich Florentin, ihre Abſicht bemerkend, mit unprieſterlicher Haſt zwiſchen ſie und den Ausgang geſtellt, und in demſelben Augenblicke auch eine an der Thür hängende Schnur gezogen. Während davon eine Glocke in ungewöhnlicher Tonfolge durch die Bogengänge der Abtei läutete, ſprach er ſelbſt zu Brion: Seigneur, dieſe Dame bleibt in der Abtei!

Prieſter, dieſe Dame verläßt die Abtei.

Nicht an Euerem Arm, nicht jetzt, Seigneur.

Warum nicht?

Es iſt nicht der Augenblick, Euch die Gründe zu ſagen. Wenn es Euch gefällig iſt, uns zum Sprechzimmer Seiner Hochwürden des Herrn Abt zu folgen —

Das iſt mir nicht gefällig. Seine Hochwürden wiſſen bereits, in welcher Abſicht ich hier bin —

Und bin ich, rief die Gräfin Chateaubriant, und ſah dem beſtürzt herzutretenden Abt ins Auge, bin ich denn eine Gefangene in der Genovefen-Abtei, daß ich nicht gehen könnte, wenn es mir beliebt?

Der Abt, durchaus nicht ſicher in der verwickelten Lage, erwiderte mit Höflichkeit, während ſein Auge fragend an Florentin hing, und ſeine volle Geſtalt ſich würdevoll nach der Thürſchwelle an die Seite Florentins bewegte: Ihr ſeid nicht Gefangene, gnädige Frau, unſere Abtei, welche die heilige Jungfrau ſegnen möge, iſt kein Gefängniß, ſondern für bedrängte Frauen eine Zufluchtsſtätte!

Doch nur für ſolche, die ſie in Anſpruch nehmen, entgegnete die Gräfin, und zu denen gehöre ich nicht.

Alſo gebt Raum, fromme Väter, ſetzte Brion hinzu, und that mit der Gräfin einen Schritt gegen die Thür. Florentin hatte die kurze Erwiderung der Gräfin benutzt, um dem Abte zuzuflüſtern: es iſt Alles für uns verloren, wenn ſie jetzt das Haus verläßt, unterſtützt mich und beſtätigt Alles, was ich anordne! und nach dieſen Worten ſtreckte er ihnen den Arm entgegen und rief: Entfernt Euch von dieſer Dame, Seigneur, wer Ihr auch ſeid. Sie iſt uns anvertraut, damit ſie geſchützt ſei gegen die Zudringlichkeit jeglichen Mannes!

Wer hat mich Euch anvertraut, lügneriſcher Mann? rief die Gräfin, welche jetzt in der Entrüſtung Stärke fand.

Eure Mutter, die Frau Gräfin von Foix! Dieſe Erwiderung beſchämte die Gräfin und machte ſie ſtumm, veranlaßte aber Brion zu der heftigen Aeußerung: Was hat die Gräfin Foix zu gebieten über die Gräfin Chateaubriant? Iſt es nicht genug, daß ſie über ihr Kind einmal beſtimmt hat ohne Rückſicht auf das Glück desſelben? Ihr Mutterrecht iſt dahin, und dieſe Dame iſt ſelbſtſtändig!

Dieſe Dame heißt Gräfin Chateaubriant, und ihr Herr iſt der Graf, deſſen Namen ſie führt. Und er gebietet, daß ſie in dieſer Abtei bleibe, bis er ſie abfordere.

Die Gräfin fuhr zuſammen bei dieſer Aeußerung Florentins und ein ſchmerzlicher Ruf drang aus ihrer Bruſt. Brion aber drückte ihren Arm feſt an den ſeinigen und rief heftiger als zuvor: Gebt Raum, lügneriſche Prieſter, oder ich ziehe das Schwert aus der Scheide, und ſichere Euch zu bei meines Namens Schwur, der König Franz, in deſſen Namen ich hier handle, ſoll Euch und Eurer Abtei dafür einen Denkzettel ſenden für ewige Zeiten.

Der Abt war außer ſich, daß es zu ſolcher Scene kam, und verſuchte es, beſchwichtigend einzuſchreiten, Florentin aber wich keinen Fuß breit, und zum zweiten Male an der Glockenſchnur ziehend, erwiderte er kaltblütig: König Franz iſt unterrichtet von dem, was wir thun, noch ehe Euer Roß Euch nach Paris getragen; er kennt uns und vertraut uns, und achtet das Recht der Kirchen-Mauern. Sagt ihm, wir ſeien ſeiner Worte gewärtig, und hielten es nicht für paſſend, eine um mangelnden Schutzes willen flüchtige Dame dem erſten jungen Edelmanne anzuvertrauen, der ohne nachweisbaren höheren Auftrag ſie ohne Weiteres von uns in Anſpruch nehme. Begeht nicht unnütz Frevel, Seigneur, dadurch, daß Ihr Euer Schwert in Gottes Hauſe aus der Scheide zieht, die Thür iſt offen für Euch, und wenn Ihr hinausblicken wollt, ſo werdet Ihr entdecken, daß Kreuzgänge und Pforten beſetzt ſind von unſern rüſtigen Kloſterknechten, um Niemand paſſiren zu laſſen, als den, welchem wir die Thüre weiſen.

Bei dieſen Worten öffnete Florentin die Thür, und man ſah, daß er wahr geſprochen, und daß der Kreuzgang, welcher den einzigen Weg zu dieſem Zimmer bildete, durch bewaffnete Leute verſperrt war. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Dann wendete ſich Brion plötzlich, die Gräfin feſt am Arme führend, nach dem Innern des Zimmers, und als er weit genug von den an der Thür bleibenden Prieſtern entfernt war, um nicht von

ihnen gehört zu werden, ſprach er leiſe und haſtig zur Gräfin: Ich kann Euch nicht ohne Euch Leib und Leben zu gefährden durch jene Bewaffneten hindurch bringen. Bleibt, gnädige Frau, bis ich Euch ſagen kann: jetzt iſt es Zeit. Sei's mit Liſt, ſei's mit Gewalt, ich befreie Euch aus dieſer Haft. Gelingt es mir nicht, wie ich hoffe, den Abt fügſam zu machen —

Der Prieſter tritt zu uns, Brion!

Wenn ein weißes Tuch an einem der Bäume vor dieſem Fenſter flattert, dann iſt der Augenblick da —

Als Florentin neben ihnen ſtand, ſchwieg er, küßte der Gräfin die Hand und ging nach der Thür, dem Abte ein Zeichen gebend, daß er von ihm begleitet ſein wolle. Es lag Florentin Alles daran, ihm auch den Abt nicht zu überlaſſen! Wenn Françoiſe mit den jetzigen Eindrücken die Abtei verließ und zum Könige kehrte, ſo war er nicht nur perſönlich gefährdet — dies fürchtete er nicht, da er von Françoiſe keine perſönliche Anklage fürchtete — ſondern die Abtei, das Prieſterthum und die Laufbahn, welche er vor ſich hatte, war gefährdet. Françoiſe durfte alſo bevor ſich ihr Sinn geändert um keinen Preis aus der Abtei entlaſſen werden. Deshalb verließ auch er das Zimmer augenblicklich, um ſich dem Abte anzuſchließen.

Die Gräfin, in fieberhafte Aufregung verſetzt durch all dieſe Vorfälle, vollendete nun durch einen unbedachten Schritt das Unheil ihrer Lage. Sie ſtürzte Margot, der Mutter Florentins, in die Arme und beſchwor dieſe, ihr aus der Abtei zu helfen. Margot, die Gutmüthigkeit ſelbſt, war auf der Stelle bereit: ſie gelobte Verſchwiegenheit gegen ihren Sohn und verſprach Herrn Brion mit Rath und That an die Hand zu gehen. Da die Abtei ihr offen ſtand bei Tag und Nacht, und da ſie Francisca liebte wie ihr eigenes Kind, und nicht unterrichtet war, wie ſehr ihr leibliches Kind durch dieſe Flucht beeinträchtigt werden könnte, ſo ſchien ſie allerdings das geeignetſte Hilfsmittel für dieſen Zweck zu ſein. Sie folgte auch darin der drängenden Gräfin, daß ſie gleich, noch dieſe Nacht ans Werk gehen und deshalb auf der

Stelle Brion nacheilen ſolle; denn ſie nahm die unbeachtete Chimene bei der Hand und vor ſich hinſprechend, wie das am Klügſten anzufangen ſei, eilte ſie aus dem Zimmer und den Kreuzgang hinab.

Es war unterdeſſen völlig Nacht geworden und das Feuer im Kamine war am Verlöſchen. Draußen ſtürmte der Wind und jagte die Wolken unter dem Monde einher. Die Bäume des Waldes, hundertjährige Tannen, knarrten, und einzelne Aeſte ſchlugen unweit des Fenſters, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit unheimlich an die Mauer. Françoiſe war, ohne die Thür zu ſchließen, ans Fenſter getreten; fieberhaft beſchäftigte ſie nur der Gedanke an Flucht, und ſie wollte ſich zum erſten Male umſehen, wie ihr Zimmer nach außen gelegen ſei. Es war ein einfenſtriges Eckzimmer des Vordergebäudes der Abtei, und die von der Thür aus linke Seitenwand bildete das Ende der Vorderfront, welche nach Schloß Foix zu blickte und in deren Mitte der große Eingang mit dem Pförtnerzimmer war. Nach dieſer Seite hin konnte ſie nicht ſehen, es konnte alſo auch andererſeits von der Vorderſeite nicht bemerkt werden, wenn es ihr möglich wurde, aus dem Fenſter hinabzukommen. Das Fenſter war nicht vergittert und es war nur einen Stock hoch. Offenbar hatte man bei der Wahl des Zimmers durchaus nicht an die Möglichkeit einer gewaltſamen Entweichung gedacht, denn dieſe war noch ungemein dadurch unterſtützt, daß die uralte verwitterte Mauer, welche ſämmtliche Höfe der Abtei umſchloß, hier dem Gebäude bis auf einen Schritt weit nahe trat, daß dieſe Mauer hinreichend breit war, um auch einen Unerfahrenen darauf Fuß faſſen zu laſſen, und ſo hoch, daß ſie beinahe bis an den Fenſterſims reichte. Es war alſo, da auch die Fenſterflügel bis an den Fußboden des Zimmers ſich öffneten, nur ein wenig gefahrvoller Schritt über den ſchmalen Abgrund zwiſchen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche gerade an dieſer Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit, den Erdboden zu gewinnen. Françoiſe,

obwol zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günſtigſte ſei, denn gleich hinter dieſer Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete ſich, ſo weit ſie an den rundhin ſich wendenden Abteigebäuden hinabſehen konnte, eine freie Wieſe aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond und auf welche herab geſpenſtiſch weiß der St. Sauveur-Berg blickte.

Françoiſe öffnete das Fenſter, der Wind ruhte eben eine Zeit lang, und das Freie athmete ihr ſchweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiſte, als ob ſie ſchon viele Jahre lang gefangen ſei. War es nicht auch eine Gefangenſchaft, ſprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenſchaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit verfolgten und hetzten bis daher, wo die Kloſterpforten ſich hinter mir zugeſchlagen haben? Und ach, war nicht die Erziehung da oben auf dem Schloſſe ebenfalls eine Gefangenſchaft? Hielt mich nicht die ſtrenge — jetzt darf ich's wol ſagen, da ſich's ſo ſchmerzlich beſtätigt — die rauhe Mutter in eiſernem Gitter der Vorſchriften? O, meine Conſtance, mein Kind, mein Kind, nach welchem mein Herz ſchmachtet wie der Wüſtenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Conſtance, ich will Dich leiten und führen, aber Dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verſtoße mich in die Wüſte, aber gieb mir mein Kind und ſchütze mich vor der Welt!

Sie war zuſammen geſunken am Fenſter, und ihr Geiſt vertiefte ſich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind ſich wieder erhoben hatte und in ſcharfem Zuge durch das offene Fenſter über ſie weg ſtrich nach der offenen Zimmerthür. Nicht daß ſie kalt wurde durch und durch, ſondern ein Gedanke ſchreckte ſie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geſchöpf, ein Mädchen, welches neben ihrer Mutter lebte, und welches ſie nicht einer Begrüßung gewürdigt hatte, war Zeuge geweſen ihrer

Unterredung mit Margot über Befreiung und Flucht. Dies Mädchen, unerfahren und beleidigt, konnte kein Geſchick und kein Intereſſe haben, gegen die Gräfin Foix zu ſchweigen! Weh mir! rief Françoiſe, das Unglück hängt ſich an meine Ferſen! Ich bin verloren, wenn ich dies Haus nicht verlaſſen kann, ich verfalle dem ſchrecklichen Florentin!

(Dieſe traurige Ueberzeugung in Betreff Florentins entſtand daher, daß Françoiſe die leiſen Schauer ſinnlicher Erregung, welche ihr Florentin wie eine Schlinge um den Hals geworfen, von Zeit zu Zeit auch in den eben verfloſſenen Scenen zornigen Streites am Arme de Brions immer wieder empfunden hatte, ja daß ſie ihr, der Durchkälteten, ſelbſt jetzt halb wie Schmerz halb wie Verlangen ans Herz traten. Wie der Ruf des Raben oben im Schloſſe klangen ſie ihr wie Verkündigung des Unterganges.)

Starr blickte ſie umher in dem leeren hohen Gemache, blickte zuſammenſchauernd nach der offenen Thüre, durch welche der Schreckliche eintreten konnte, blickte hoffnungslos nach den Bäumen vor dem Fenſter, auf welchen das Rettungszeichen erſcheinen ſollte — Himmel, das weiße Tuch wehte von der nächſten Tanne, eine männliche Geſtalt ſtand auf der Ringmauer! Es wird de Brion ſein, und die Gräfin, zitternd vor Freude, iſt eben im Begriffe, ans Fenſter zu eilen, da hört ſie den Kreuzgang herauf raſche Fußtritte. Sie horcht, ob die Fußtritte näher kommen, ja! Sie verwünſcht ihre Unbedachtſamkeit, die Thür nicht geſchloſſen zu haben, ſie zögert, ob ſie es noch thun ſolle, denn ſie hört in dieſem Augenblicke Brions Stimme, welche unter dem Fenſter leiſe ihren Namen ruft, ſie fliegt nach der Thür, um ſie zu ſchließen, und ſteht vor Florentin, der eben auf die Schwelle tritt, und den ſie nur zu gut erkennt, trotz des erloſchenen Kaminfeuers und des nur dämmerigen Mondlichtes.

Sie hat die Kraft, den Schreckensruf, welcher ſich aus ihrer Bruſt heraufdrängt, zu erſticken, um Brion nicht irre zu

leiten, aber es vergeht eine Minute, ehe ſie einen Entſchluß faſſen kann, was zu thun und wie die Entdeckung ihres Retters zu verhindern ſei. Unterdeſſen hört ſie nur zu gut das kniſternde Geräuſch außen am Fenſter und um dies für Florentin zu übertäuben, beginnt ſie inſtinctmäßig laut zu ſprechen. Sie weiß anfänglich ſelbſt nicht, was ſie ſpricht, denn ſie will nur Geräuſch machen, aber alle ihre Organe ſcheinen unterrichtet zu ſein, daß gegen dieſen Mann nur Zorn auszuſchütten ſei, und ihr Geiſt wird bald inne, daß ſie dem ſchweigend zuhörenden Prieſter die ſchreiendſten Vorwürfe macht. Dabei iſt ſie inſtinctmäßig an der Thürſchwelle ſtehen geblieben und macht nun den Verſuch, die Thüre zu ſchließen. Da aber iſt die Grenze ihrer Macht: Florentin ergreift ihre Hand, und mit dieſer Berührung dringt jenes gefürchtete Erbeben der Sinne von Neuem zu ihrem Herzen; ſie bedarf aller moraliſchen Anſtrengung, um nur ihre Hand hinwegzuziehen und zurück zu flüchten in die Mitte des Zimmers. Florentin, der bis dahin nicht geſprochen, zieht die Thür hinter ſich zu und tritt zu ihr. Franciſca, ſagt er, Du haſt Recht, alſo zu ſprechen, aber Du thuſt mir Unrecht mit der Anklage, daß ich auf Dein Unglück und Verderben trachtete. Ich trachte nach Glück für Dich, aber nach dauerndem. Ich habe Dich verſucht, weil ich Dich nicht mehr kannte und ich habe eingeſehen, daß ich Dich verkannt. Du biſt reiner, aber auch unerfahrener als ich glauben mußte. Deshalb iſt Dein Sieg über die Hinderniſſe der Welt ſchwerer, und Du bedarfſt meiner Hilfe mehr, als Du jetzt einzuſehen vermagſt. Nachdem ich Dich ſo falſch beurtheilt und unter ſo falſchen Geſichtspunkten empfangen und angeredet, erwarte ich nicht, daß Du mir zunächſt glauben und mein Beſtreben um Dich anerkennen werdeſt. Und doch bedarf's dieſes Glaubens an mich, wenn Du ſiegen ſollſt. Deshalb, Franciſca, mußte ich jetzt auf Deinem Hierbleiben beſtehen. Aber auch wenn ich Dich nicht aufklären und unterrichten müßte, nimmermehr würde ich Dich mit einem leichtblütigen Seigneur ziehen laſſen. Das hieße allen Vortheil in die Winde

ſtreuen, allen Vortheil, welchen Dein furchtſam tugendhaftes Weſen bis jetzt zu Wege gebracht. Wie, Franciſca, Du liebſt den König, und —

Françoiſe, die unmöglich wollen konnte, daß Brion dergleichen hörte, unterbrach den Prieſter mit ſtarker Stimme: Was berechtigt Dich, Prieſter, zu ſolcher dreiſten Vorausſetzung?

Du liebſt ihn ſchwärmeriſch, fuhr Florentin ruhig fort, den ritterlichen König Franz, Du ſiehſt ihn bemüht, entbrannt für Dich, und fliehſt ihn um jeden Preis, kurz Du handelſt ſo tugendhaft und klug zu gleicher Zeit, daß man Deine Tugend für klug, Deine Klugheit für tugendhaft halten muß, und allgemein dem Augenblicke entgegenſieht, da der König, welcher eine Geliebte geſucht hat, ausrufen muß: ich habe eine Königin gefunden, ziehet hin mit allem Pomp der Herrlichkeit nach den Pyrenäen, ihr Würdenträger des Thrones, und werbt für mich um die Hand der Gräfin Françoiſe, und wartet am Thor der Genovefen-Abtei bis der Abt Euch verkündet: der heilige Vater in Rom hat ſie entbunden von früherer Verpflichtung, führet heim zu König François die Königin Françoiſe! Das Alles haſt Du weiſe bereitet durch bloße Tugend, Franciſca, und wollteſt es mit einem Streiche vernichten, blos weil der Jugendfreund Dich, und weil Du den Jugendfreund mißverſtanden einen Augenblick lang? Oder wäre es nicht vernichtet, wenn Du Dich auf gut Glück einem jungen Seigneur anvertrauteſt, daß er Dich hinbringe wohin er wolle, mit Dir beginne was er wolle, und jedenfalls, er ſei noch ſo gutmüthig, Deinen Ruf gefährde, durch abenteuerliches, aller Deutung ausgeſetztes Geleit?

Dieſe geradeaus auf ihn zielende Wendung des Geſpräches mochte Brion, welcher von ſeinem Wachtpoſten aus Alles anhören mußte, da er das Geräuſch eines Rückzuges nicht wagen konnte, ſie mochte ihn dergeſtalt entrüſten, daß er eine raſche, im Zimmer hörbare Bewegung machte. Florentin, der eben weiter ſprechen wollte, hielt inne, ſah und horchte nach dem Fenſter, und ging, die unwillkürlich zwiſchen ihn und das Fenſter tretende

Françoiſe bei Seite ſchiebend, leiſen Schrittes darauf los. Es ſchien von dieſer Seite für die Gräfin Alles verloren zu ſein, denn der Mond glänzte eben in voller Reinheit des Himmels, und einmal auf die bedenkliche, zur Flucht ſo geeignete Lage des Zimmers aufmerkſam gemacht, zögerte Florentin wahrſcheinlich keinen Augenblick, den unſichern Gaſt anders zu beherbergen. Der vordere Theil der Abtei, zwei Stockwerke hoch, war ganz zur Verfügung des Abtes und der Prieſter, da erſt der zweite viel größere Theil hinter dem erſten Hofe von den Nonnen bewohnt wurde. Die Abtei nämlich war von ihrem Urſprunge an einem unpopulär gewordenen Heiligen, des Namens Voluſianus, errichtet und als ein Sitz für Männer begründet worden. Die heilige Genovefa, deren Cultus moderner, hatte ihn verdrängt, aber aus Rückſicht für das alte Herkommen war ein kleiner Stock geiſtlicher Herren in dieſem vorderen, älteren Hauſe an der Spitze der Abtei herrſchend geblieben, welche denn, je weniger ſie für das eigentliche Kloſter Geſchäft und Dienſt zu verrichten hatten, um ſo eifriger den Dingen der Welt im niedrigen und hohen Sinne ihre Aufmerkſamkeit zuwenden konnten. Florentin, die unpaſſende Lage des Zimmers bemerkend, wäre alſo nicht einen Augenblick um einen Wechſel verlegen geweſen, und es ſchien auch, als ob ihn bereits ſolch ein Gedanke beſchäftige, denn als er an dem offenen Fenſterflügel, den er mit einer Hand faßte, angekommen war, ſah er noch einmal mit einem prüfenden Blicke rückwärts, maß das Zimmer mit den Augen von oben bis unten und verweilte dann mit dieſen Augen, welche der Gräfin feurig zu leuchten ſchienen, eine lange Weile auf dieſer armen Frau, ehe er den Kopf nach dem Freien zu kehrte, um ihn langſam und vorſichtig hinaus zu ſtrecken. Fürchtete er vielleicht, Françoiſe könne in Zorn und Verzweiflung ihn rücklings hinabſtürzen in die Spalte zwiſchen Abtei und Ringmauer? Wenigſtens fuhr er raſch wieder zurück ins Zimmer, als er eine heftige Bewegung derſelben vernahm — was gibt es?

Man kommt den Kreuzgang herauf —

Die Thür öffnete ſich wirklich, das Licht einer Blendlaterne fiel ins Zimmer und beleuchtete die aufgeregte, blaſſe Gräfin und den Prieſter im violetten Gewande. Margot war's mit einer Dienerin vom Schloſſe, welche ein Paket trug. Sie benahm ſich ziemlich geſchickt, indem ſie den um das Paket ſogleich beſorgten Florentin mit lebhaften Vorwürfen antrat, daß er die von langer Reiſe und fortwährenden Aufregungen erſchöpfte Gräfin keinen Augenblick in Ruhe laſſe, und wie es ſcheine wol auch noch länger, ſogar in dem nothwendigen Wechſeln der Leibwäſche, welche das Mädchen herbeigetragen, ſtören wolle. Wäre Margot nur auch auf dem Schloſſe ebenſo geweſen! Aber ihr gutes Herz hatte ſie trotz wiederholten Abwehrens der verſchwiegenen Chimene ſchwatzhaft gemacht gegen die alte Gräfin. In beſter Abſicht allerdings, nämlich um die Gräfin zu ſofortiger Aufnahme ihrer Tochter im Schloſſe zu beſtimmen, da Françoiſe in der Abtei nicht beſtehen könne und verderben oder fliehen müſſe. Dieſe Abſicht aber hatte zur unmittelbaren Folge, daß die alte Gräfin argwöhniſch und ſogleich veranlaßt wurde, ſelbſt Kenntniß zu nehmen von der Lage ihrer Tochter und ob eine Flucht derſelben möglich ſei. Wie ſtarr und gleichgiltig ſie ſich bisher über das Schickſal der Tochter gezeigt, ſie war nur inſofern gleichgiltig, als ſie der Feſthaltung des entarteten Kindes in der Abtei verſichert ſein zu können glaubte, ſie war aber nicht darüber gleichgiltig, daß der ohnedies erſchütterte Ruf ihres Kindes durch neue Flucht noch ärger betroffen werden könnte. Nicht für ihre Tochter, ſondern für den Ruf derſelben war ſie beſorgt, und Chimene, ſonſt überaus ſtill und zurückhaltend, hatte es umſonſt verſucht, nachdem Margot die alte Gräfin verlaſſen, ſie hatte es mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit umſonſt verſucht, die alte Dame von einem noch ſo ſpäten Hinabſteigen nach der Abtei abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Chimenens hatte den Verdacht der alten Gräfin erhöht, ſie hatte gebieteriſch ihren Mantel gefordert, und Chimenen befohlen, ſie zu begleiten.

Günſtiger ſchien es ſich mit dem gefährlichſten Gegner der Flucht zu geſtalten: Florentin, welcher ſeiner eingeſchüchterten Milchſchweſter wieder eine freundlichere Meinung von ſich beibringen wollte, ſtand ab von der Unterſuchung des Pakets, und verließ unter einigen gütigen Worten das Zimmer. Sein Augenmerk war nur auf eine mögliche Flucht durch das Fenſter gerichtet, und er ging alſo unverweilt zum Pförtner hinab, und ließ den Außenwächter der Abtei, welcher von Stunde zu Stunde in der Nacht die Runde um die Ringmauer zu machen hatte, herbeirufen. Nachdem er ihm eingeſchärft, dieſe Nacht vorzugsweiſe jenes Eckfenſter in Obacht zu nehmen, erinnerte er auch beiläufig den Pförtner, ſeines Amtes ſorgfältiger zu wachen, und nicht wieder, wie er gethan, zudringliche Seigneurs geradezu eindringen zu laſſen.

Sobald Florentin das Zimmer der Gräfin verlaſſen hatte, ſchickte Margot die Magd hinweg, und drängte Françoiſe, unverzüglich das Kleid anzulegen, welches ſie aus dem Pakete zum Vorſchein brachte. Es war das weite härene Gewand einer Laienſchweſter, und während Margot es der Gräfin überwarf, zuhäkelte und zuband, erklärte ſie ihr, daß ſie als Laienſchweſter Martha, bekannt in der Abtei als kundigſte Krankenwärterin, flugs mit ihr die Abtei verlaſſen werde, um, wie es heißen ſolle, der erkrankten Frau Gräfin von Foix Dienſtleiſtung zu bringen. So käme ſie hinaus, und bei der Waldecke an der Arriège warte Baptiſte mit drei Pferden — das dritte iſt für mich, mein Herzblatt, ſetzte ſie hinzu, denn ich verlaſſe Dich nicht eher wieder, als bis Du wieder glücklich biſt. Fürchte Dich nicht, in zehn Minuten iſt's abgemacht; gib mir nur noch Dein Reitkleid, damit ich es in dies Tuch ſchlage, denn Du brauchſt es —

Leider verloren ſie einige Minuten Zeit, weil das dunkle Zimmer nur mit der Laterne durchſucht werden konnte, und ſie das Kleid nicht Augenblicks fanden. Endlich waren ſie ſo weit, und Françoiſe, ſchon an der Thür, wollte noch einmal zum Fenſter eilen, um Brion, den ſie noch an der Mauer vermuthete,

mit zwei Worten zu unterrichten. Margot aber hielt ſie feſt und zog ſie mit den Worten hinaus: der fremde Herr iſt nicht im Geheimniſſe, nur Baptiſte und ich ſind es, willſt Du ihn haben, ſo genügt ein Wort im Städtchen an ſeine Leute, daß er uns zu finden wiſſe. Wir haben die größte Eile, wenn wir nicht die Nacht verlieren wollen, es iſt nahe an zehn Uhr, um zehn Uhr wird das Thor des Städtchens geſchloſſen, und wir können dann nicht an die Arriège-Brücke, die Arriège iſt aber jetzt ſo groß und gefährlich, daß man ſie nirgend anderswo paſſiren kann.

Unter dieſen Worten waren ſie, die Thür hinter ſich angelweit offen laſſend, bis an die Treppe gekommen, wo der Kreuzgang des erſten Stockes endigte und wo man hinabſtieg in den Kreuzgang des Erdgeſchoßes, deſſen eine Richtung geradeein auf die Wohnung des Pförtners führte. Françoiſe hielt Margot an der Treppe einen Augenblick feſt, um Athem zu ſchöpfen, Angſt und ſchneller Gang hatten ihr die Bruſt zugeſchnürt. Es war Alles ſtill ringsum; durch breite Bogen, welche von viereckigen Pfeilern getragen wurden und den Kreuzgang nach dem Hofe öffneten, ſah man in den erſten Hof der Abtei hinab. Der Mond beſchien ihn klar, Niemand war zu ſehen. Da, als ſie eben hinabſteigen wollten, da hörten die Frauen hinter ſich, und ſie ſchraken zitternd zuſammen, ein Geräuſch, und den gellenden Namensruf der jungen Gräfin, der ſich in dem gewölbten Gange, in der todtenſtillen Nachtzeit und in ſolcher Lage entſetzlich durch die Luft verbreitete.

Jeſu Maria! rief Margot und ſah ſich um, während die Gräfin in die Knie ſank, ohne das Haupt zu wenden. Gott ſteh uns bei! ſtöhnte plötzlich Margot, und fiel ebenfalls auf die Stufen nieder; ſie hatte keinen Menſchen geſehen, aber ein Rauſchen, ein näher kommendes, und eine dunkle Maſſe unter der Decke des Gewölbes bemerkt, und die für ſie übernatürliche Erſcheinung, welche bereits nahe über ihrem Haupte war, warf ſie zu Boden. Der Namensruf gellte plötzlich dicht an ihren Ohren,

und Margot ſprang auf und griff in die Luft, „Abſcheuliches Thier“, halb ärgerlich, halb befriedigt ausrufend, „dummer Jacques, der uns die ganze Abtei aufrühren kann!“

Es war der Rabe, welcher wahrſcheinlich durch das offene Fenſter eingedrungen und durch die offene Thür ihnen nachgekommen war. Margot hatte ihn ergriffen und hielt den mehrmals Knarrenden feſt, damit er ohne großen Lärm hinausgebracht würde. „Vorwärts! Vorwärts! Franciſca!“ rief ſie, weiter ſchreitend.

Margot trug ihre Laterne verdeckt und ſie kamen ungehindert bis in die Mitte des unteren Kreuzganges, der wie der obere durch offene Bogen und Pfeiler vom Hofe geſchieden wurde. Da inmitten des Ganges hörten ſie Fußtritte von der Wohnung des Pförtners her kommen und blieben unentſchloſſen ſtehen. „Zieh die Kapuze dicht ins Geſicht,“ flüſterte Margot, „und ſprich unter keiner Bedingung. Es iſt uns Niemand gefährlich als Florentin und er wird es nicht ſein. Still! Dies iſt ein raſcher Schritt, dies iſt Florentins Schritt, er darf Dich nicht ſehen, er würde mir mißtrauen — kauere Dich hier in den Schatten des Pfeilers“ —

Als Françoiſe dies that, machte Margot ihre Laterne zurecht, um Florentin damit zu blenden, ließ aber dabei Jacques außer Acht, und konnte es nicht verhindern, daß dieſer aufflog und ſein gewöhnliches „François! François!“ ſchrie, obenein um den Pfeiler herumfliegend, an welchem Françoiſe ſich verbarg. Margot, ihrem Sohne gegenüber von ſichrerer Geiſtesgegenwart als vielleicht ſonſt, rief ihm entgegen, und ſtellte ſich ſo, daß ſie in der Entfernung von einigen Schritten vor Françoiſe gerade zwiſchen ihm und der Flüchtigen, dieſe decken könne: Biſt Du es, Florentin?

Ja.

Mit Aufzähmung dieſes Beeſtes von Jacques haſt Du uns einen ewigen Schreckvogel aufgebürdet, eben iſt er oben zum größten Schreck Franciscas in deren Zimmer durchs Fenſter

gekommen geradezu ins Bett, in welches ich die arme Erſchöpfte gebracht hatte.

So viel hatte ſie geſprochen, als Florentin inſoweit bei ihr war, daß ſie der Deckung Franciscas halber ſein Stehenbleiben wünſchte, und deshalb ihm plötzlich den ſchmalen Schein der Laterne ins Geſicht fallen ließ, hinzuſetzend: Ihr quält mir mein Kind ungebührlich, laßt ihm jetzt einige Tage Ruhe, damit es ſich erhole.

Florentin wollte der Blendung ausweichen, und ſchritt deshalb weiter fort, aber Margot, mit ihm zurückgehend, blieb ihm zur Seite bis er über Françoiſe hinaus war. Dann blieb ſie ſtehen und ſandte ihm, dem Weiterſchreitenden, noch eine Weile den Lichtſchein nach, wohl wiſſend, daß dadurch ihre Nähe in ſtärkeres Dunkel gehüllt würde, und ſich mit Scheltworten gegen Jacques den Anſchein gebend, als bliebe ſie deshalb ſtehen. Sobald Florentin im Dämmer des Ganges ſo weit war, um nicht mehr geſehen zu werden, ſchloß ſie die Laterne und reichte Françoiſe die Hand, dieſe eilig fortziehend nach der Pförtnerei. Jacques flog zu ihrer Zufriedenheit ſchweigend. Unweit der Thür zum Pförtner flüſterte ſie: Muth, Francisca, hier warte eine Minute, damit ich nicht in Deiner Gegenwart dem Pförtner die Erklärung zu geben brauche, und er keine Zeit hat, Dich zu betrachten und Argwohn zu ſchöpfen.

Françoiſe, die Richtigkeit dieſer Maßregel einſehend, blieb unter Zittern und Zagen zurück, denn an der Hand Margots hatte ſie viel größeren Muth. Dieſe aber trat gleich mit der mürriſchen Frage beim Pförtner ein, ob denn die Martha noch nicht da ſei? — Wozu Martha? — Mein Gott, unſerer alten Gräfin iſt übel geworden von der heutigen Alteration. — Wegen der Gräfin Francisca? — Freilich, und da hilft die Martha immer am Beſten, ich begreife nicht, wo ſie bleibt! Sie wollte doch gleich kommen, und ich hab' mich noch mit meinem Sohne im Kreuzgange aufgehalten. — Die dumme Magd vom Schloſſe hat mir ja kein Wort

davon geſagt. — Was weiß die Gans! Da endlich kommt Martha!

Margot eilte der eintretenden Françoiſe ſogleich entgegen und ſchritt an der dem Pförtner zugewendeten Seite neben ihr durchs Zimmer.

Nun, ſagte dieſer, nach dem Riegel greifend, hat die Martha heute keinen Gruß für mich?

Laßt ſie doch, ſie iſt erſchreckt von der Krankheit, die ſich übel anläßt. —

Habt Ihr denn, ſagte der Pförtner, indem er ſich zurückwendete nach der inneren Eintrittsthür und das Aufſchieben des Riegels ſo lange verzögerte, habt Ihr denn noch Jemand hinter Euch, der an der Thür herumtappt und den Griff nicht finden kann?

Niemand mehr, mach' nur auf! In dieſem Augenblicke aber hörte man hinter der inneren Eintrittsthür den gellenden Ruf „François", und der Pförtner, nicht ſo vertraut damit, oder wenigſtens im Augenblicke ſich nicht darauf beſinnend, lief hinweg vom Riegel, der noch immer nicht aufgezogen war, um erſt zu ſehen, wer noch von innen herein wolle. Margot war im höchſten Grade ungeduldig über die durch „das Beeſt", wie ſie ſich ausdrückte, verurſachte Zögerung, konnte ſie aber nicht abkürzen, da ein ausgeformter Drücker, den der Pförtner in der Hand trug, zur Beſeitigung des Riegels nöthig war, und mußte denn mit der fortwährend abgewendeten, ſchwer geängſtigten Gräfin, deren Schweigen am Ende doch auffallen und zur Entdeckung führen konnte, in Geduld harren, bis der Pförtner all ſeine Verwunderung über den Raben, und ſein Erſtaunen über deſſen ungewöhnlichen Beſuch ausgeſchüttet hatte. Dieſer Zeitverluſt wurde allerdings entſcheidend, denn als der Pförtner nun endlich den Riegel hob, wurde eben auch von außen geklingelt, und ſo wie die Thür ſich öffnete, ſtanden Françoiſe und Margot der alten Gräfin von Foix und Chimenen auf der Schwelle gegenüber, und zwar bis zur letzten Möglichkeit des Gelingens

nachtheilig für die junge Gräfin. Die Thür nämlich öffnete ſich nach innen, Françoiſe und Margot hatten deshalb einige Schritte zurücktreten müſſen, und es war ſomit auch für ein raſch entſchloſſenes Entrinnen der Weg verſtellt. Françoiſe war auch, tief erſchöpft von den immerwährenden Erſchütterungen, weit entfernt von dieſer Entſchloſſenheit: ſie that entſetzt einige Schritte rückwärts, und ehe ſie irgend einen Entſchluß gefaßt, war die Thür wieder verſchloſſen, denn der Pförtner, die krank genannte Gräfin erblickend, erachtete theils den Beſuch Martha's hiermit für erledigt, theils folgte er einer Handbewegung der alten Gräfin, welche den Schluß der Thür zu befehlen ſchien.

Es folgte eine Pauſe, welche zuerſt von der alten Gräfin gebrochen wurde, indem dieſe Margot zurief: Geh voraus mit Deiner Begleiterin! — Und dabei deutete ſie auf die innere Eintrittsthür.

Hierbei allein, denn es waren dieſe Worte von dem verächtlichſten und hochmüthigſten Ausdrucke des ſteinernen Antlitzes der alten Frau begleitet, ſchwellte der unglücklichen jungen Frau der Zorn einen Augenblick lang das Herz, und ihre Verkleidung außer Acht laſſend, und ſich hoch aufrichtend, ſagte ſie mit ſtarker Stimme: Oeffne, Pförtner!

Aber dieſer, einigen Zuſammenhang ahnend und ſich jedenfalls mit der ſogenannten Martha betrogen ſehend, machte keine Anſtalt zum Oeffnen, und nach einer neuen aber kürzeren Pauſe ſprach die Gräfin von Foix:

Scheint es rathſamer, Madame, Gegenſtände der Schmach zu verhandeln in Gegenwart von Zeugen und in einer Pförtnerſtube? — Und als Françoiſe darauf ſchwieg, ſetzte jene hinzu: Gehorche, Margot, und führe uns, woher Du gekommen!

Während ſich dies ereignete, hatte Chabot de Brion — denn er war es ſelbſt, welcher die Rettungsflagge an die Tanne

geheftet, und welcher auf die Mauer hinaufgeſtiegen war, um der Gräfin Flucht zu bewerkſtelligen — mit erſtaunlicher Geduld geharrt auf den günſtigen Augenblick. Florentin, den er bereits haßte, hatte ihn mit ſeinen Eroberungsplänen auf König Franz tief erbittert, denn wenn er auch ein Liebling des Königs und ſeinerſeits ein Verehrer des ritterlichen Königs war, ſo ging doch die Hingebung nicht ſo weit, daß er ihm die ſchöne Gräfin neidlos gegönnt hätte. Ja, es war ein romantiſcher Zug der Uneigennützigkeit in ſeiner Neigung, aber was dieſer Zug an Opfer fördern konnte, das mußte auf eine ſchöne Weiſe in Anſpruch genommen, nicht aber in den gewinnſüchtigen Calcul eines Anderen eingerechnet werden. Dieſer offen ausgeſprochene Calcul Florentins ergrimmte Brion dergeſtalt, daß es den Prieſter wahrſcheinlich das Leben gekoſtet hätte, wenn er, aus dem Fenſter ſpähend, dem zornigen Seigneur nahe gekommen wäre. Denn dieſer hatte das Schwert gezogen, als die Stimme Florentins ſich dem Fenſter näherte, und die damals herzukommende Margot hatte ſomit ihrem Sohne das Leben gerettet. Als ſie mit Françoiſe allein war, hörte Brion das Geflüſter fremder Stimme und verhielt ſich ruhig, da er nicht mit Beſtimmtheit wiſſen konnte, es ſei dies die befreundete Margot. Sobald das Flüſtern aufhörte, rief er leiſe den Namen der Gräfin; es erfolgte keine Antwort und es kam dem durch die lange Spannung aufgeregten Manne ein unerwarteter Schrecken: ein großer Vogel nämlich rauſchte mit ſchwerem Flügelſchlage dicht über ſeinem Haupte in das Zimmer hinein, und unmittelbar darauf drang der Name François gellend an ſein Ohr. Brion war nicht beſonders abergläubiſch, aber er war nicht frei von dem Aberglauben ſeiner Zeit und aller Zeiten. Die Erſcheinung und der Name des Königs, der von Zeit zu Zeit aus dem tieferen Inneren der Abtei immer wieder heraufdrang, erſchreckten und beſiegen ihn ſo, daß eine lange Zeit verging, ehe er einen Entſchluß faſſen konnte. Endlich, da Alles ruhig blieb, rief er von Neuem leiſe den Namen der Gräfin, und rief ihn nach langer

Pauſe wieder, da keine Antwort erfolgte, und entſchloß ſich am Ende jählings, in das Zimmer hinein zu ſteigen. In demſelben Augenblicke aber, da er es betrat, erſchienen die vier Frauen auf der Schwelle desſelben und das volle Licht von Margots Laterne fiel auf den erſchreckten Seigneur. Françoiſe ſchrie entſetzt auf: Brion! und die alte Gräfin, welcher Name und Beziehung des Mannes wohl bekannt waren, erhielt damit nur zu gerechten Grund für geſteigerte Entrüſtung.

Zünde die Lichter an, Margot, ſagte ſie hierauf mit ſcheinbarer Ruhe. Schließe die Fenſter und leuchte dieſem Herrn, der mit dem richtigen Wege nicht bekannt zu ſein ſcheint, zum Pförtner hinab!

Brion, das Zweideutige ſeiner Stellung ſchmerzhaft empfindend, und nicht in Zweifel darüber, daß die befehlende Dame die alte Gräfin von Foix ſelber ſei, fand nicht ſogleich eine Wendung, vermittelſt welcher er die verdächtige Lage hätte aufklären können — romantiſche Neigung iſt arm an Ausflucht — und gab auch den Verſuch einer Entgegnung auf, als er ſah, daß Françoiſe ihm mit der Hand zu winken ſchien, er möge ſich ohne Weiteres entfernen. So ging er denn ohne ein Wort geſprochen zu haben mit Margot von dannen, und der Pförtner, ſchon überbeſchäftigt mit Ungewöhnlichkeiten, mußte nicht wenig erſtaunt ſein, einen Mann hinauszulaſſen, den er nicht herein gelaſſen hatte.

Die alte Gräfin aber begann ein Gericht, welches eine minder ehren- und tugendhafte Tochter denn Françoiſe ſchwerlich erduldet und ſicherlich zu glücklicherem Ausgange gewendet hätte als Françoiſe es vermochte. Denn dieſe unglückliche Frau richtete ſich ſelbſt nach feinerem, und deshalb ſtrengerem Geſetze als es dem Sinne ihrer Mutter geläufig war, und wäre deshalb ungeſchützt gegen Angriffe roher Gattung geweſen auch ohne die körperliche Ohnmacht, welche ſich ihrer in dieſem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Was ſollte ſie erwidern, da ihr die Mutter mit ſchneidender Kälte ihr Leben ſchilderte von dem

Augenblicke an, als ſie nach luſtigem Leben lüſtern Schloß Chateaubriant verlaſſen habe hinter dem Rücken ihres Gemals! Pfui über Dich, ſprach die alte Frau, und das magere gelbe Geſicht derſelben von ſcharfen Formen einſtiger regelmäßiger Schönheit zog ſich in all ſeinen Falten um einen faſt lippenloſen Mund verächtlich zuſammen, während die lange, trockene, ſchneeweiße Hand quer durch die Luft ſtrich, als ſtreife ſie alle Blätter herunter von einem Zweige, pfui über Dich, herzloſe Mutter, die ihr Kind gleichgiltigen Leuten überlaſſen konnte, um dem Kitzel ihrer Sinne nachzulaufen, die ihren Gemal zu Spott und Hohn ausſtellen konnte vor einem leichtfertigen Hofe, die ihm frech die Stirn bieten konnte, als er, der die Ehebrecherin zu tödten berechtigt war, nur ihre Rückkehr zu Haus und Kind heiſchte, die, um den Preis ihres verworfenen Lebens nicht einzubüßen, coquett ſich entfernt von einem Könige, der keine Anſtalt macht, ſie mit äußerlichen Ehren zu bezahlen, pfui über Dich! Bis dahin hatteſt Du genug gethan, Dich des Namens Foix und Deiner Mutter unwürdig zu zeigen, genug um einer langen und ſchweren Büßung bedürftig zu ſein. Aber Dein entarteter Sinn vertrug noch mehr! Auch die letzte Hoffnung Deiner Mutter wußteſt Du zu täuſchen: als ich Dich hinweggewieſen hatte von der Schwelle Deines Vaterhauſes, und Deine Schritte hieher nach dem Hauſe Gottes gerichtet ſah, da hoffte ich, Du würdeſt wenigſtens die Kraft der Reue und Buße zeigen, welche meinem Kinde, das ich verloren, das aber doch mein geweſen, eigen ſein müſſe. Wie täuſchte ich mich! Der Galan niedrigeren Ranges, wahrſcheinlich der echte Liebhaber neben dem hochgeſtellten — ich hätte mich ehedem geſchämt, dergleichen nur denken zu müſſen von wildfremden zügelloſen Weibern, und muß es jetzt ausſprechen von dem Weibe, das ich ſelber geboren! — der Galan folgte ihr ſchon auf dem Fuße, es war darauf abgeſehen, im Vaterhauſe das ſchamloſe Treiben fortzuſetzen, und da ſich dies verſchloß und das Gotteshaus ſich nicht zugänglich erwieſen hatte, ſo verſucht ſie eiligſt zu entweichen, ehe noch dem Galan das

Rendezvous abgeſagt worden iſt. Ueber Mauern und durch Fenſter kletternd, im Hauſe Gottes, in der erſten Nacht, welche die reuig Geglaubte darin zubringen will, ſucht er ſie auf, die Verworfene! Ich ſelbſt, von Gott ſo hart geſtrafte Mutter, muß ihn überraſchen! Dies iſt Dein Leben, unſeliges Kind meiner Schmerzen und wenn Du vor dieſem Spiegel zum Tode erſchrickſt, wie Dein Antlitz und Dein zitternder Leib zu verkünden ſcheinen, ſo werde ich Gott danken, daß er Dich und mich erlöſt habe!

Damit wendete ſich die alte Gräfin von Foix zum Hinweggehen, und die Hand der bebenden Chimene ergreifend nahm ſie keine Kenntniß davon, daß Françoiſe mit einem Laute entſetzlichen Schmerzes zu Boden ſtürzte und mit der Länge des Leibes aufſchlug auf dem ſteinernen Eſtrich des Gemaches. Sie ſchien es auch nicht zu bemerken, daß Chimene ihre Hand zurückſtieß und im Zimmer blieb, ſondern ſie ging hinaus und warf die Thür ins Schloß, daß es weithin ſchallte durch die Kreuzgänge der Abtei.

8.

Chabot de Brion hatte den folgenden Tag mit nur zu zweifelloſer Sicherheit erfahren, daß die Gräfin Chateaubriant lebensgefährlich erkrankt darnieder liege. Sie habe ſich im Fallen nicht nur ſchwer verletzt, ſondern ſie ſei auch von einem ſo furchtbaren Nervenfieber ergriffen, daß ſie von den raſendſten Phantaſieen gepeinigt fortwährend beſinnungslos und vom Tode oder einer Verſtandeszerrüttung bedroht ſei.

Margot erzählte ihm dies unter ſolchem Schluchzen, daß er an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, ja ſie ſetzte von Seiten Florentins hinzu, daß dieſer über die Liebloſigkeit der Gräfin

von Foix tief entrüſtet, und nun ganz auf die Seite Françoiſens getreten ſei, Herr de Brion würde ihn heute ſogar verpflichten, wenn er ſich zu ihm in die Abtei bemühen wolle, um für den freilich unwahrſcheinlichen Fall der Geneſung Françoiſens Rückſprache zu nehmen, und desfallſige Nachrichten für den König zu beſprechen. Chabot de Brion, ein noch unverdorbenes Herz, vergaß über die Krankheit der Gräfin alles übrige und eilte zu Florentin, dem es denn auch wirklich gelang, ſein Benehmen am Tage vorher leidlich zu rechtfertigen, beſonders dadurch, daß er Brion zugeſtand, er ſehe ſich jetzt getäuſcht in ſeinen Vorſtellungen von Charakter und Lage der jungen Gräfin und glaube nicht mehr, daß ein Zurückdrängen derſelben in die alten, ſo gefährlich für ſie ausgehenden Verhältniſſe rathſam und möglich ſei. Im Gegentheile ſchiene ihm für den Fall einer Geneſung unerläßlich, daß die Gräfin ſich nachdrucksvoll geſchützt ſähe gegen ihrem Gemahl und ihre Mutter, und wenn der König nach dem bevorſtehenden Tode der Königin Claude vom heiligen Vater eine Scheidung erlangen könne, ſo würde dies der unglücklichen Frau unfehlbar die ſicherſte Stütze zur Wiedererlangung der Geſundheit werden. Herr de Brion möge dies dem Könige vorſtellen, und ihn, der als Prieſter bis jetzt ſtreng und vorſichtig habe handeln müſſen, Seiner Majeſtät als einen Mann empfehlen, der nun nach ſo heftigen Anzeichen bereit ſei, die Gräfin von einer ihr ſo gefährlichen Vergangenheit löſen zu helfen. Er ſei zu dieſem Ende bereit, Herrn Brion allwöchentlich genaue Nachricht vom Zuſtande der Gräfin zukommen zu laſſen, und, falls ſich dieſer beſſere, Verhaltungswinke vom Könige und Herrn Brion entgegen zu nehmen.

Chabot de Brion, jung und gut genug, um uneigennützig zu ſein, faßte nur ins Auge, daß der Gräfin alle mögliche Hilfe bereitet werden müſſe, und bat nur, die Unglückliche vor ſeiner Abreiſe nach Paris noch einmal ſehen zu dürfen. Obwol dies Florentin nicht wünſchenswerth ſchien, ſo verweigerte er es doch nicht, und führte ihn, nachdem Margot über die Thunlichkeit

des Eintrittes befragt worden, in das Zimmer, deſſen verhängnißvolles Fenſter jetzt verhüllt war, und in deſſen dunkelſtem Winkel jetzt die vor Kurzem noch ſo ſchöne Frau durch Röthe und Krampf entſtellt und der Beſinnung unmächtig auf dem Bette lag. Chimene ſaß neben ihrem Haupte, Margot, verweinten Antlitzes, ſtand neben dem Lager, und ſah angſtvoll in das Geſicht der nun wirklich herzugerufenen Martha, ob Hoffnung vorhanden und was anzuwenden ſei gegen die hitzige Krankheit.

Brion litt große Pein: die Gräfin, obwol die Augen offen haltend, erkannte Niemand und ſprach nur von François, ihrem herrlichen Könige, ihrem geliebten Herrn — traurig ritt er noch ſelbigen Tages gen Paris. Ein wilder Schneeſturm flog durch das Thal der Arriège, als er auf jener Höhe angekommen war, von welcher die Gräfin und Baptiſte die Schluchten und Berge von Foix betrachtet hatten. Vom St. Sauveur herab rauſchte der Winterſchnee wie ein Leichentuch über das hohe, gethürmte Schloß, über die tiefe Abtei und das dunkle Städtchen.

Baptiſte war bei ihm und hielt auf dieſer Höhe ſein Roß an, um noch einmal zurückzuſchauen. Der Schnee fiel ſo dicht, daß er bald den forteilenden Seigneur und deſſen Geleite nicht mehr ſah, die winterliche Einſamkeit übermannte ihn, er wendete ſein Roß zurück, hinab nach Foix, um dort in eine Schmiedewerkſtatt einzutreten und das Schickſal ſeiner Herrin abzuwarten.

Es war in damaliger Zeit, welche noch eines ausgebildeten Poſtweſens ermangelte, beſonders unter den höher geſtellten oder berufenen Ordens-Geiſtlichen ein ſyſtematiſcher Verkehr im Gange, welcher ihnen ein gewiſſes Uebergewicht ſelbſt über den mächtigen Adel verlieh. Dieſer unterhielt wol mit Leichtigkeit eine rege Mittheilung in der Provinz, aber dieſe auch nur bei außerordentlicher und wichtiger Gelegenheit, während der geiſtliche Stand

durch die wandernden Mönche, durch die Wallfahrer und durch ähnliche Verbindungsmittel, welche unter den zu höherer Leitung berufenen Clerikern ganz systematisch geordnet waren, in regelmäßigem Verkehr stand mit der ganzen christlichen Welt. Auf diese Weise hatte Florentin früher allwöchentlich Nachricht von der jungen Gräfin gehabt, um dann der alten Gräfin mitzutheilen, was er für dienlich erachtete, und auf diese Weise unterrichtete er jetzt allwöchentlich Herrn de Brion über die Entwickelung und den Gang der Krankheit, über das, was sie äußerte, und über das, was er erwartete. Nachdem er wochenlang die Phantasien Françoisens angehört, schien ihm de Brion nicht mehr gefährlich, und er war auch unbesorgt, daß Brion dem Könige nicht Alles mittheilen könne, theils weil das Verhältniß wie es eben lag und stand unverfänglich war auch für die still einhergehende Nebenbuhlerschaft Brions, theils weil er noch auf anderen Wegen den König benachrichtigen und bearbeiten ließ. Die Geistlichkeit mißtraute Guillaume Budé, welcher den Unterricht der höheren Wissenschaften leitete, so weit dieser vom Clerus nicht unmittelbar abhängig war, aber sie hielt sich eben deshalb in um so lebhafterer Verbindung mit ihm, mit kirchlicher Klugheit schließend, daß der Feind der gefährlichste sei, von dem man nichts wisse, und mit dem man nicht verkehre. Deshalb erhielt Budé, wenn auch nicht direct von Florentin, ebenfalls zum Oefteren Nachricht über die Gräfin Chateaubriant; denn Florentin wußte, daß dieser gutmüthige Gelehrte ein einflußreicher Vermittler sei zwischen König Franz und Françoise. Florentin, längst darüber mit sich einig, daß er beim Empfange Franciscas eine Thorheit begangen und diese um jeden Preis durch Wiedergewinn ihres Zutrauens auszulöschen habe, Florentin brachte in diesen Wintermonaten, während das Werkzeug seiner Pläne zwischen Tod und Leben schwebte, die Angelegenheit in Paris so weit zur Reife, daß ihm eine hohe Beförderung in Paris selbst gewiß war, wenn er diese Dame zur Macht am Hofe bringe, und für seinen ferneren Einfluß auf sie haften könne. Man nahm dabei

wenig Notiz von ihrer Neigung zu philoſophiſchen Religionsgeſprächen, weil man eben durch den vorausgeſetzten Einfluß Florentins, der in Paris ihr Beichtvater werden konnte, dergleichen geſichert wußte, und weil man jedenfalls durch eine geiſtreiche, neben dem Könige waltende Dame die bereits entſchieden ausgebildete reformatoriſche Richtung der Herzogin von Alençon vom Könige abhalten wollte. Ob der etwas chimäriſch klingende Plan, ſie zur Gemahlin des Königs zu erheben, ernſthaft aufzunehmen und zu fördern ſei, das ließ man vor der Hand auf ſich beruhen, und das mußte natürlich davon abhängen, wie eifrig oder nicht die erhobene Dame ſich der beſtehenden Kirche erweiſen werde.

Während ſo in der Stille über ſie verfügt wurde, lag die Gräfin zwei Monate lang in einem hitzigen Fieber, deſſen Ausgang nicht abzuſehen war, und welches mitunter ſo heftige Paroxismen mit ſich führte, daß die Vernichtung des Lebens zu befürchten ſtand. Aber die Politik rechnet auf Leben, wenn ihr Leben einträglicher ſcheint, und die Politik gewann ihr Spiel: die Jugendkraft der Gräfin überdauerte den Angriff der Krankheit. Als die Sonne wieder ihre erſten warmen Strahlen auf die Südweſtſeite der Abtei warf, und die ringsum ſteilen Höhen wieder ſo weit erſtiegen hatte, um ihren breiten Glanz unten auf die Wieſe vor Françoiſens Fenſter zu werfen, ja bis ins Zimmer ſelbſt, bis ans Bett der dem Leben wieder Gewonnenen zu kommen, da wurde die Seele der Geneſenden wieder lebendig, und ſie begann geordnet zu ſprechen und ſah ſich um nach ihrer Umgebung. Der Anblick Chimenens, die ununterbrochen bei ihr geblieben war, ſchien ſie unangenehm zu berühren. Wachte denn der Verdacht wieder mit ihr auf, dies unſchuldige Kind habe damals das Geheimniß der Flucht verrathen und die Mutter herabgeführt vom Schloſſe? Hatte die Erwachende denn überhaupt nach ſo verwüſtender Krankheit, welche das Gedächtniß für die letzte Lebensepoche zu ſchwächen pflegt, eine deutliche Rückerinnerung? Sie hatte dieſe nicht, aber auf überraſchende Weiſe war Alles, was ſie in den letzten Tagen vor ihrer Krankheit

erlebt, thätig in ihr geweſen, unerwartete Neigungen und Abneigungen in ihr zu begründen. Es war, als ob Alles, was ihr vor der Krankheit begegnet, Samenkorn geworden und ohne Zuthun während der Unbewußtheit des Geiſtes aufgewachſen ſei, ein wunderbar Beiſpiel, wie der menſchliche Organismus, der auch während unſerer Gedankenloſigkeit geiſtig arbeitet, und deſſen Thätigkeit während unſeres Schlafes von Niemand bezweifelt wird, ſelbſt während einer ſcheinbar alle Seelenwelt vernichtenden Krankheit gearbeitet, gefördert, gebildet und ausgebildet hatte. Und zwar mußte er von den feinſten Spitzen des Eindruckes ausgegangen ſein, denn die Reſultate wichen ab von dem, was man hätte erwarten dürfen. Françoiſe hatte vor der Krankheit mit keinem Worte ausgedrückt, daß ſie Chimenen mißtraue, und doch war ein Verhältniß ſcheuen Mißtrauens in ihr aufgewachſen; Françoiſe hatte ferner die deutlichſten Beweiſe des Abſcheus vor Florentin an den Tag gelegt, und doch war jetzt ein Wohlwollen zärtlicher Art für dieſen bedenklichen Menſchen in ihr vorhanden; ſie war in kindlicher Scheu und ergebener Furcht vor ihrer Mutter zuſammengeſtürzt und erwachte jetzt mit einer ſo eiſigen Gleichgiltigkeit gegen dieſelbe, daß ſie mit keinem Worte nach ihr fragte, und daß ſie, da nach Verlauf von Wochen der Mutter erwähnt wurde, theilnahmslos zuhörte, als ſei von einer wildfremden Perſon die Rede. Noch mehr: ſie fragte mit vollſtändiger Unbefangenheit nach dem Könige und wie er ſeinen Antheil ausgedrückt habe an ihrer gefährlichen Krankheit, ja ob er nicht einmal da geweſen ſei, um ſelbſt nach ihr zu ſehen.

Florentin war entzückt. Er hatte ſich darauf gefaßt gemacht, es würde der feinſten Ueberredungskünſte bedürfen, die Gräfin wieder in dieſe Bahn zu lenken, beſonders nach einer ſo erſchöpfenden Krankheit, nach welcher die Sinne, ein ſo gewaltiges Hilfsmittel für moraliſche Hingebung, ſchweigen würden. Mit Erſtaunen ſah er, daß ein ſchmachtender Zug allem Andern voraus dieſen noch ſchwachen, ſchönen Körper beherrſche, und

daß nach den erſten Spaziergängen auf die ſonnige Wieſe hinab an warmen, alles Leben aufweckenden Märztagen dieſer ſchmachtende Zug alle Pulſe des raſch wieder aufblühenden Weibes erfülle. Sie erſchien ihm wie eine Braut, die alle Freuden der Liebe ahne, und die in bräutlichem Stolze dieſe Ahnungen gar nicht zu verhüllen trachte! Er hatte Mühe, ſich zurecht zu finden! Und doch war ihm Eines deutlich genug: dieſe aufblühenden Wangen, dieſe meiſt geſenkten und dann ſo tief aufglühenden dunkeln Augen, dieſer oft leiſe geöffnete Mund, der ſich täglich höher röthete über den kleinen friſch glänzenden Zähnen, dieſer Schmelz, der auf Schultern und Arme wiederkehrte, alles das war ſo wenig als früher ihm, dem ſie jetzt freundlich lächelte, auch nur einen Augenblick zugedacht, es blühte eben darum ſo raſch wieder auf, weil es einer entſchiedenen Neigung entgegenblühte wie einer aufgehenden Sonne. Deshalb hütete er ſich auch wol, ſeine eigene ſinnliche Freude nur im Mindeſten wahrnehmen zu laſſen, er hielt ſich für hinreichend gewarnt, um noch einmal einer Wallung zu Liebe alles aufs Spiel zu ſetzen. Ein Mönch nach dem andern trug dagegen die zuverſichtlichſten Nachrichten nach Paris, ja er ſah ſich bald auf dem Punkte, der ſo wunderbar plötzlich entſchiedenen Franciſca Vorſicht und Zögerung anzuempfehlen. Denn mit tiefer Geringſchätzung wies dieſe jedes ſchüchterne Wort Chimenens zurück, welche zuweilen Beſorgniſſe äußerte, und Furcht ausdrückte vor hohen herausfordernden Stellungen im Leben. Die Gräfin war entrückt aller irdiſchen Rückſicht, und ging in den Plänen bald viel weiter als Florentin für gut hielt. Dieſem war es ſehr darum zu thun, nur unter wohlverbrieften Bedingungen in dieſer Sache vorzuſchreiten, und je rückſichtsloſer die Gräfin die Zukunft hingab, deſto vorſichtiger äußerte er ſich nun in den Briefen nach Paris, deſto beſtimmter drang er nun darauf, daß genau verzeichnet werde, wozu der König ſich verpflichte für den übeln Fall, daß eine Erhebung Franciſcas zur Gemahlin unüberſteigliche Schwierigkeiten finde, und daß eine ſolche Schrift als

unumstößlich giltiger Contract vom Könige unterschrieben und zur Aufbewahrung im Archive der Genovefen-Abtei ihm eingehändigt werde.

Sie lächelte, wenn er ihr nur annähernd davon erzählte, denn er hatte gar nicht den Muth, so verwirrte sie ihn mit ihrer Anschauungsweise, ihr etwas Bestimmtes und Genaueres darüber mitzutheilen. Und doch wußte er genau, daß eine solche Sicherung für ihre Zukunft unerläßlich sei, und es versicherten ihn seine Correspondenten in Paris, des Lebens und der menschlichen Charaktere tief kundige Cleriker, daß mit dem Könige Franz ein fest verbrieftes Abkommen durchaus nöthig bleibe. Von Tag zu Tag nämlich zeigte sich immer deutlicher, daß der leichtsinnige Wechsel, die gedankenlose Vergeßlichkeit eine Grund-Eigenschaft dieses Königs, nicht bloß eine Eigenschaft seiner Jugend sei. Er hat viel Gutes in und an sich, hieß es immer wieder, aber er hat keine Treue. Deshalb beharrte Florentin auf der Forderung eines festen Contractes, und nahm sich vor, Françoise nichts davon wissen zu lassen.

So standen die Sachen in der Mitte des Monats März, und Florentin schickte diesmal, denn die Frucht schien ihm nun völliger Reife nahe, einen Reitenden an Chabot de Brion mit den bestimmtesten Forderungen und der bestimmten Versicherung, die Gräfin Chateaubriant werde jetzt unzweifelhaft dem Könige folgen, wenn er sie einholen wolle wie seine Geliebte und Braut. Letzteres war Florentin von großer Wichtigkeit: es war nicht zu berechnen, wie lange noch Françoise mit dem Aufenthalte in der Abtei sich begnügen werde, sie fragte täglich, ob König Franz nicht bald komme, und es wäre ihm sehr mißlich gewesen, sie noch einmal gegen ihren Willen zurück zu halten. Doch hätte er um keinen Preis geschehen lassen mögen, was gewiß in Kurzem geschehen wäre: daß sie sich allein nach Paris begeben hätte. Als schlauer Handelsmann wußte er, wie sehr dadurch ihre anspruchsvolle Stellung erniedrigt worden wäre.

Um Brions aufrichtige Vermittelung blieb er unbeſorgt: eine ſo einfache romantiſche Neigung war leicht auszurechnen in ihren Wendungen. Sie traf zuſammen mit Brions Hingebung für den König und mit der Hoffnungsloſigkeit in Betreff Françoiſens. Florentin war geübt genug, dem jungen Seigneur überzeugend darzuſtellen, daß der Gräfin Liebe zu König Franz über alle Vorſtellung und Schranken gehe, nur in Erfüllung dieſer Liebe habe er Ausſicht, die Gräfin jemals wieder zu ſehen, und nur jenſeits der Erfüllung dieſer Liebe habe er Seitens der Gräfin eine freundliche Beachtung ſeiner eigenen Anhänglichkeit zu erwarten.

Chabot de Brion benahm ſich denn auch, wie Florentin erwartete: er hatte keinen ausgebildeten Plan, als ihn der König nach Fontainebleau rufen ließ und zum erſten Male wieder dringend um die Gräfin befragte, aber er liebte den König, er wollte Françoiſens Glück, er war noch ziemlich unverdorben und wahr, die Fragen des Königs ſelbſt riſſen ihn fort, er ſagte die Wahrheit, und wirkte damit um ſo tiefer auf den König, je zögernder und unwillkürlicher er ſie ſagte, je mehr er ſelbſt erſchrak vor den lichterloh ausbrechenden Flammen der königlichen Paſſion.

In der Abtei trieben unterdeſſen Françoiſens entſchiedene Hingebung an ihr Ideal und eine Woche ſpäter zwei Ereigniſſe das Verhältniß nach dem nämlichen Ziele: ein reitender Bote brachte nämlich einerſeits einen Brief an die Gräfin Chateaubriant, und die alte Gräfin von Foix andererſeits folgte zum erſten Male einer überwältigenden mütterlichen Regung, und ſtieg von ihrem Schloſſe hinab zur Abtei, um ihre Tochter wiederzuſehen.

Es war ein lieblicher Vormittag, die Luft wehte warm von einem leicht bedeckten Himmel, den die durchſchimmernde Sonne jeden Augenblick durchbrechen zu wollen ſchien; vom St. Sauveur herab rauſchten die Waſſer geſchmolzenen Schnees in zahlreichen Cascaden. Gräfin Françoiſe in leichtem weißen Kleide ſaß am

offenen Fenſter und ſah nach der Wieſe hinab, auf welche einige Rehe herausgetreten waren, die erſten Grasſpitzen des Frühlings aufzuſuchen. Da ward ihr durch Margot ein Brief überreicht. Er lautete folgendermaßen:

„Es iſt eine Bitte der Verzweiflung, Madame, die ſich hiermit an Sie wendet. Sie allein in ganz Frankreich können uns helfen, denn auf Ihr Fürwort allein wird der König uns erhören. Mein Vater, Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier, iſt unſeligerweiſe in den Aufſtand des Connetable von Bourbon verwickelt worden, und der harte Kanzler Duprat hat ihm ein Todesurtheil ſprechen laſſen. Alle Bitten meines Gemahls, meiner Verwandten und zahlreicher Pairs des Reiches ſind abgepraallt an dem ehernen Willen des Königs, er verweigert den Gnadenſpruch, er will meinen Vater hinrichten laſſen, meinen Vater! Denken Sie meine Qual, meine Verzweiflung. Die Herzogin von Angoulême hat mein Flehen zurückgewieſen, die Herzogin von Alençon hat umſonſt ihren Bruder gebeten, es gibt keinen Menſchen in Frankreich, der uns retten könnte als Sie, denn der König liebt nur Sie. Retten Sie uns, ſolche That der Barmherzigkeit wird Ihre Liebe ſegnen.

Diana de Brezé.“

Und Françoiſe ſchrieb auf der Stelle zwei Zeilen an den König, er möge einer liebenden Tochter den Vater ſchenken, und ſchrieb dieſer Tochter, ſie möge dieſe Zeilen dem Könige überreichen. Eben war ſie damit fertig und hatte Margot die zuſammen gefalteten Papiere für den Boten gegeben, als die Thür aufging und die Gräfin von Foix mit Chimenen eintrat. Françoiſe, einen Augenblick von übler Erinnerung und von dem Gedanken erregt, daß die Mutter, die harte Urſache ihrer Krankheit, nicht ein einziges Mal zu ihrem Schmerzenslager gekommen ſei, im nächſten Augenblicke aber von einem Reſte kindlicher Neigung und von dem Strome der Stimmung, welchen der Brief über ſie gebracht, überwältigt, ging ihr entgegen, hielt ihr die

Hand hin und ſprach: Du willſt Dich mit mir verſöhnen, Mutter, und ich danke Dir dafür!

Solche Worte aus dem Selbſtgefühle eines Glückes entſprungen, welches alle Frage und Unterſuchung ſtolz hinter ſich geworfen, waren nur geeignet, die ſanftere Regung der alten Gräfin auf der Stelle wieder zu vernichten. Indeſſen blieb ſie doch der wohlwollenden Abſicht ihres Beſuches noch ſo weit eingedenk, daß ſie nur erwiderte: „Dich verſöhnen? Eine Mutter vergibt, wenn ſie ihr verirrtes Kind beſtraft ſieht“.

Was haſt Du mir zu vergeben?

„Françoiſe!“

Du haſt mich mit liebloſen Worten an den Boden und in ſchwere Krankheit geworfen —

„Dein Gewiſſen hat Dich dahin geworfen!“

Mein Gewiſſen? Ja, es war verwirrt, weil alle Welt ſo heftig und ſo verſchieden in mich hinein ſprach. Jetzt iſt es ruhig; laſſen wir die Vergangenheit abgethan ſein.

„Wohl Dir, wenn Dir die Prüfung ſo wohl gediehen iſt, ich hoffe, Du wirſt nun auch thatſächlich Dein Leben ins alte Gleis der Ordnung bringen; ich habe einen reitenden Boten unten gehört, der die Sprache des Nordens redet; ich freue mich, wenn er vom Schloß Chateaubriant kommt, und Du im Begriff ſteheſt, Verzeihung Deines Gemahls und Frieden mit ihm zu erhalten.“

Er kommt nicht vom Schloſſe Chateaubriant, und ich habe nicht die Verzeihung eines Mannes zu ſuchen, der mich gemißhandelt hat und den ich nicht liebe —

„Françoiſe!“

Der Bote kommt aus der Normandie vom Schloſſe des Seneſchal de Brezé, deſſen Tochter mein Fürwort beim Könige für ihren zum Tode verurtheilten Vater in Anſpruch nimmt.

„Was haſt Du mit dem Könige zu thun?“

Ich habe ihn gebeten, der unglücklichen Tochter das Leben des Vaters zu ſchenken —

„Was haſt Du mit dem Könige zu thun?“

Ich liebe den König und der König liebt mich.

„Iſt das — Deine Beſſerung?“

Ich befinde mich wohl.

„Du biſt von Sinnen! Die entfernteſte Berührung mußt Du vermeiden, den Namen nicht mehr ausſprechen, Deinen Namen nicht mehr vor ihm ausſprechen laſſen, wenn Du geneſen willſt!“

Ich bin nicht krank, Mutter!

„Schweig, Du redeſt und handelſt kindiſch, und es that Noth, daß ich herabſtieg, um für Dich zu handeln. Heute noch kannſt Du ins Schloß hinaufziehen, damit ich ſicherer für Dich ſorgen kann — hat der Bote ſchon Antwort?“

Er hat Antwort.

„Eile hinunter, Chimene, und fordere ſie zurück, ich werde Antwort ſchreiben!“

Nicht doch, der Brief war an mich und von mir wird die Antwort erwartet.

„Eile, Chimene, ehe es zu ſpät wird, Deine Antwort iſt thöricht! Es iſt zu antworten, daß die Gräfin Chateaubriant mit dem Könige von Frankreich nichts zu ſchaffen habe und nichts zu ſchaffen haben wolle.“ —

Das wäre die Unwahrheit, Mutter — bleibt, Fräulein von Infantado!

„Die Unwahrheit?!“

Ich habe Dir ja geſagt, daß ich den König liebe und daß er mich liebt —

„Sprich ſolche frevelnde Worte nicht mit ſo herausfordernder Gleichgiltigkeit, wenn Du denn doch nicht das Schamgefühl haſt, ſie zu verbergen. Wenigſtens iſt die Zeit vorüber, daß ſolche verbrecheriſche Neigung durch Worte oder Verkehr genährt werde —“

Sie iſt nicht verbrecheriſch dieſe Neigung, und ſie wird im Gegentheile jetzt erſt offen —

„Nicht mehr verbrecherisch? Ist die Königin begraben? Graf Chateaubriant todt?“

Für mich ist er todt. Du verstehst mich nicht, Mutter, sprechen wir von andern Dingen.

„Wehe Dir, wenn Du bei Sinnen bist und ich Dich verstehe! Wehe Dir, wenn —“

Hier wurde die alte Gräfin unterbrochen durch ihren Haushofmeister Guernard, welcher eintrat und berichtete: Es sei eine unmittelbare Gesandtschaft des Königs von Frankreich im Schlosse von Foix angekommen und wünsche der Gräfin von Foix vorgestellt zu werden. — Die alte Gräfin — ihrer Tochter, wie sie glaubte, auch später noch sicher — wendete sich nach der Thür, und man sah in diesem durch Rede und Plan zum ersten Male belebten bleichen Antlitze eine Abfertigung der königlichen Gesandtschaft aufsteigen, wie sie Bonnivet sicher nicht erwartet hatte. Bonnivet nämlich stand an der Spitze jener Gesandtschaft. Ehe die alte Dame indeß bis auf den Kreuzgang hinaus kam, trat schon wieder eine neue Botschaft ins Zimmer, und zwar gebracht durch Florentin selber: Ein Abgesandter des Königs von Frankreich bitte um Gehör bei der Frau Gräfin Françoise von Chateaubriant. —

Er werde abgewiesen auf der Stelle! rief die Gräfin von Foix, an der Thür sich umwendend — und ich begreife Euch nicht, Priester Florentin, daß Ihr da noch ein Ankündigen erhebt, wo nur —

In einer Viertelstunde, Frau Gräfin von Foix, werd' ich auf Schloß Foix Euch meine Rechtfertigung vorlegen; handelt nicht eilig mit der Gesandtschaft des Königs, denn Euer Sohn Lautrec, der eben an mich geschrieben, bittet Euch dringend, dem Könige dankbaren und freundlichen Sinn zu zeigen, wie ihm der König seit Monaten einen freundlichen Sinn zeige, obwol er ihm das schönste Heer und schönste Land nicht ohne Schuld verloren.

Mein Sohn Lautrec möge ſorgen, daß er keiner Gunſt mehr bedürfe — ich erwarte, Prieſter, daß Du hier die Thüren ſchließeſt und mir auf dem Fuße folgeſt.

Dies ſagend ſchritt ſie den Kreuzgang hinauf und ſah mit Erſtaunen, daß dieſer Vorderhof der Abtei von den Kloſterknechten geſchmückt wurde, als bereite ſich eines der großen Kirchenfeſte vor. Schwere Teppiche hingen bereits von den Gallerien der Kreuzgänge, mit Baumzweigen wurde der Boden belegt, das große Eingangsthor war geöffnet, und von ihm aus über den erſten Hof bis zur marmornen Freitreppe, welche nach dem Capitelſaale der Abtei im Mittelgebäude führte, und die Freitreppe ſelbſt hinauf lag ein Fußteppich, als ob der Erzbiſchof erwartet würde. Ja hinter den großen Fenſterthüren des Capitelſaales, welche auf die Freitreppe und den Vorderhof gingen, glaubte ſie den Abt ſelbſt in großem Ornate einherſchreiten zu ſehen mit einem weltlich gekleideten Manne, den ſie nicht erkennen konnte hinter dem vorſchreitenden ſtattlichen Leibe des Abtes. Es befiel die alte tapfere Frau eine ihr ungewöhnliche Angſt, die Angſt des Alters, die Angſt der Unzulänglichkeit für geheimnißvolle Angriffe, welche undeutlich, unkenntlich für altersſchwache Kräfte von allen Seiten auf ſie eindrängen; ſie hatte keine klare Vorſtellung von dem was drohete, ſie empfand nur bis ins Innerſte die Drohung, und ſie war zu ſtolz und zu eilig, um bei Nebenperſonen nach den Urſachen ſolcher Vorbereitung zu fragen. Ein Vorgefühl ſagte ihr, als Herrin des Landes werde ſie auf ihrem Schloſſe den officiellen Zuſammenhang erfahren, und als Herrin befehlend darüber entſcheiden müſſen.

Aber auch Florentin fühlte ſich gedrängt und übereilt, und zwar durch die Gräfin von Foix, von welcher er ſtörenden Einſpruch befürchtete in das, was ſich vorbereitete, einen Einſpruch, den er beſchwichtigen zu können hoffte durch perſönliche Ueberredung. Deshalb ſprach er nur mit halben und eiligen Worten zu Françoiſe: daß des Königs Vollmacht eingetroffen ſei, und

daß ſie die contractliche Form derſelben ohne beſondere Prüfung hinnehmen dürfe, weil er ſelbſt den Inhalt genau vorher erwogen und ausbedungen habe. Françoiſe verſtand nichts von alle dem, als daß der König ſende, und daß die Vollendung ihres Schickſals nahe ſei. Florentin, der ein liebendes Weib am Ende doch nur nach gemeinen Verhältniſſen berechnete, weil ſein Herz oder ſeine Erfahrung nichts Höheres kannte, Florentin konnte nicht vorausſehen, daß er all ſeine Vorſorge und all ſeine Eroberung für das weltliche Wohlergehen Françoiſens aufs Spiel ſetze, wenn er nicht zugegen und thätig oder im Nothfalle hinderlich ſei bei Ueberreichung des ſo mühſam vorbereiteten Contractes. Er hielt ſich alſo nicht auf, ſondern eilte nach dem Schloſſe, wo er ſeine Nähe für die ſtörrige alte Dame nöthiger glaubte. So verließ er Françoiſe in dem Augenblicke, da der Abt bei ihr eintrat, um ſie abzuholen nach dem Capitelſaale. Denn dort ſollte ihr die Botſchaft des Königs überreicht werden.

Chabot de Brion und einige Ritter des Königs harrten ihrer dort, und der erſtere, dem eine leichte Melancholie Auge und Stirn zu verſchleiern ſchien, näherte ſich ihr unter ehrerbietigeren Formen, als dies früher geſchehen war, und entledigte ſich unter einer gewiſſen Feierlichkeit des Auftrages, mit welchem ihn der König betraut habe. Es hielt die Rede, welche er vortrug, und welche genau vorgeſchrieben zu ſein ſchien, mit großer Feinheit die Mitte zwiſchen einer formellen Brautwerbung und einer ſchmeichelhaften Einladung, ans Hoflager des Königs zurückzukehren, des Königs — und dies war unumwunden ausgeſprochen — der ſie liebe, und der ihr die Ehren zu erweiſen wünſche, welche ſein Herz und ihr hoher Werth ihn drängten, der Dame ſeines Herzens und der ſchönſten wie begabteſten Frau des Königreiches zu erweiſen. Dies Document — ſetzte er hinzu, indem er ihr eine zuſammengefaltete Schrift überreichte — ſichert Euch, gnädigſte Frau, die Zukunft auch für den unwahrſcheinlichen Fall, daß weltliche oder kirchliche Hinderniſſe ſich unüberſteiglich zeigen ſollten.

Françoiſe entfaltete das Papier und las. Eine hohe Röthe ſtieg auf ihr Antlitz, und als ſie kaum die Hälfte der Schrift durchflogen, ſah ſie davon auf und rief:

Wer hat die Schrift verfaßt?

Eure beſten Freunde, erwiderte haſtig der Abt, der die ſichtbare Unzufriedenheit der Dame einer Urſache zuſchrieb, welche der wirklichen Urſache ganz entgegengeſetzt war — und Ihr mögt ſicher ſein, daß alle möglichen Wechſelfälle der irdiſchen Welt und Gunſt darin zu Eurem Vortheile reiflich vorgeſehen und bedacht ſind.

Dann bin ich ſehr zu beklagen, daß meine beſten Freunde ſo unwürdig für mich geſorgt. Aber ich habe, Gott ſei Dank, einen Freund, der alle überragt: es iſt der König; zwiſchen ihm und mir bedarf's keines Vertrages über die Sorgen meiner ſonſtigen Freunde, und ich genieße bereits einer Gunſt und eines Vortheils, die keines Vertrages bedarf: ich liebe den König!

Bei dieſen Worten faßte ſie das Document mit beiden Händen, und ehe der Abt, deſſen ſchweres Verſtändniß nicht zeitig genug den Ausgang vorherſah, ihr mit einem Schreckensrufe in den Arm fallen konnte, hatte ſie die Schrift zerriſſen.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke wurde aber auch alle Aufmerkſamkeit von außen her in Anſpruch genommen: die Glocken der Abtei erklangen mit einem Male alleſammt, und ein volles Trompetengeſchmetter drang durch den Haupteingang der Abtei, einem gewölbten Thore, welches den geöffneten Glasthüren des Capitelſaales gerade gegenüber lag. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah eine Schaar Trabanten in den Hof einreiten, welche auf hohen Pferden die Trompeten bliesen, daß es in dem von offenen Kreuzgängen eingeſchloſſenen Hofe ſchallte wie der Ruf zum jüngſten Gerichte. Ihnen folgten Herolde mit himmelblauen Wappenröcken, von denen die goldenen Lilien blitzten, und hinter den Herolden hoch auf ſchwarzem Roſſe erſchien blühenden Ausſehens und prächtiger Miene der König Franz, dem ſo viele ſtattliche Reiter folgten, daß der Hof, bis

an die Freitreppe mit berittenen Roſſen erfüllt, ſie nicht faſſen konnte. Françoiſe ſah ahnungsvoll von der Mitte des Saales hinab, als die blaſenden Trabanten erſchienen und bemerkte es nicht, daß durch alle Thüren des Capitelſaales die Prälaten eintraten und rings den Raum erfüllten einfarbig aber prächtig mit ihren violetten Talaren, ſie ſah aber mit ſteigender Spannung die Herolde mit den wohlbekannten Wappenzeichen einreiten, ſie erzitterte vor Freude, als, nachdem ſich dieſe Vorreiter ſeitwärts an den Bogen der Kreuzgänge geordnet, das glänzende ſchwarze Roß im Thorgewölbe ſichtbar wurde — er iſt's! er iſt's! mein König François! rief ſie jubelnd und eilte bis an die Glasthüren der Freitreppe. Dort blieb ſie einen Augenblick bebend, wie überwältigt von Freude ſtehen; der König ſah ſie, winkte ihr mit beiden Händen, ſprang vom Roſſe und eilte die Treppe herauf. Sie aber, hingegeben an Glück und Freude, breitete die Arme aus, flog ihm entgegen und ſank vor Aller Augen auf dem Balcon der Treppe in ſeine Arme. Die Trompeten ſchmetterten, die Glocken läuteten, und die zahlreichen Begleiter, welche hinter dem Könige einritten, ſchwenkten ihre Barets und riefen fröhliche Worte dazu. Sogar Jacques, der Rabe, welcher auf dem Kreuzgang-Bogen des erſten Stockes geſeſſen, und durch den plötzlichen Lärm aufgeſtört war, flog kreiſend über den Reitern und dem ſchönen Paare im Hofe umher, und ſchrie heftiger als jemals „François! François!"

Der König führte Françoiſe in den Saal, und machte dem ſich zum Reden anſchickenden Abte eine freundliche Handbewegung, die entweder ausdrückte, es ſei die Förmlichkeit nicht nöthig, oder er möge warten, bis der Lärm ſich gelegt. Der Abt, einigermaßen in ſeiner Faſſung geſtört dadurch, folgte dem eintretenden Paare auf dem Fuße, und bemerkte, daß der König gerade den Pergamentſtücken zuſchritt, welche am Boden lagen, und welche Ordnung und Sauberkeit des Raumes beleidigte. Er machte alſo eine Anſtrengung, dem Paare voraus zu kommen, und die Fetzen zu beſeitigen. Dies ging nicht von ſtatten, ohne

daß der König, welcher die Verſammlung der Prälaten grüßte, es bemerkt hätte, und ſich ein Wenig niederbeugend zu dem mühſam beſchäftigten Abte fragte er denn haſtig „Was iſt?“ Ehe aber der Abt ſo viel Haltung und Athem gewinnen konnte, ausführlich zu antworten und die entgegengeſtreckten Pergamentſtreifen zu erklären, hatte Françoiſe ſchon den König auf ihre Seite gezogen, und es war von der Freitreppe herauf Bonnivet in größter Haſt und ſehr erhitzt eingetreten und hatte dem König leiſe aber lebhaft etwas mitgetheilt. Dieſe Mittheilung ſchloß mit den Worten: zögert nicht, Sire, da kommt der Zelter!

Dies war das Pferd, welches Françoiſe mit dem Könige hinwegführen ſollte: kaum aber hatte er ſie darauf gehoben und mit einem leichten Purpurmantel, der auf dem Pferde bereit gelegen, ihre Geſtalt von der Hüfte an eingehüllt, ſo erſchien, wie Bonnivet voraus verkündigt, die alte Gräfin von Foix. In jäher Haſt ſchritt ſie auf dem Teppich über den Hof der Abtei und richtete ihren Gang gerade auf den König los. Dieſer ſtieg eben an der Freitreppe auf ſein Pferd. — Halt, rief die Gräfin, und trat auf die erſten Stufen der Treppe, als wollte ſie ſo hoch ſein wie er, und ſtreckte den langen magern Arm nach ihm aus, als wollte ſie ihn greifen und halten — hierher ſieh, Franz von Valois, und gieb Rechenſchaft —

Bonnivet, welcher dies vorher geſehen, war unmittelbar vom Könige zu den Trabanten geeilt und hatte ihnen befohlen, zu blaſen Fanfare auf Fanfare, daß kein menſchlicher Ton hörbar bliebe auf dem Hofe der Abtei. Bei jenen Worten der alten Gräfin ſetzten ſie dies ins Werk, und umſonſt erhob nun die alte Frau ihre Stimme aus Leibeskräften, man ſah nur mit Entſetzen, daß ſie ſprach, und ahnete, daß es ein Fluch ſein möge gegen ihr Kind und gegen den König, die unbekümmert darum unter dem ſchmetternden Trompetenſchalle hinausritten aus der Abtei.

Als ihre Geſtalten unter dem Thorwege verſchwanden, ſtürzte die alte Gräfin auf der Freitreppe zu Boden vom

Schlage gerührt um Zorn, Unmacht und Verzweiflung. Die Glocken läuteten ununterbrochen weiter, und hörten erſt auf, als der königliche Zug über die Arriègebrücke gezogen, und jenſeits derſelben hinter der Höhe verſchwunden war. Als man ſchon keinen Reiter mehr erblicken konnte, da ſah man noch den Raben, welcher hoch in der Luft den Zug begleitete.

III.

9.

Im Sommer 1524 hatte ein ſchweres Gewitter das Schloß Chateaubriant rundum eingehüllt wie in einen ſchwarzen Mantel. Es war gegen Abend und die dichten, tief herabhängenden Wolken brachten eine graue Finſterniß hervor, die viel unheimlicher wirkte, als die Finſterniß der Nacht. Der Donner grollte ununterbrochen rings um das Schloß, und einzelne heftige Schläge, von breiten Blitzen begleitet, zeigten an, es ſtehe ein furchtbarer Ausbruch des Wetters unmittelbar bevor, um ſo furchtbarer, da kein Tropfen Regen die Wolken erleichterte.

In alſo drohender Stunde ſaß der Graf Chateaubriant in dem alten Thurmſchloſſe, welches durch die früher beſchriebene ſchmale Brücke mit dem neuen Schloſſe verbunden war. Dieſe Brücke führte unmittelbar in das Mittelgeſchoß des Thurmes, welches einen einzigen Saal bildete, und die Thür an der Brücke war der einzig gangbare Eintritt zu dieſem jetzt ſo düſteren Raume. In früherer Zeit war eine der Brückenpforte gegenüberliegende Thür der Ein- und Ausgang dieſes Saales geweſen und hatte einige Stufen abwärts zu niedrigen Gebäuden geführt, welche ſich von der Weſtſeite an den Thurm anlehnten. Aber ſeit Erbauung des neuen Schloſſes hatte man dieſe Gebäude, mit Ausnahme der Ställe, verfallen laſſen und die Thür war vermauert worden. Der Thurm ſelbſt beſtand aus drei Etagen, welche innen durch

verkleidete Treppen von geſchwärztem Eichenholze mit einander verbunden waren. Fallthüren am Gipfel dieſer Treppen ſchieden oder verbanden, je nachdem man ſie öffnete oder ſchloß, die drei Stockwerke. Das unterſte, etwa zehn Ellen über dem Waſſerſpiegel der Chère, welche den Thurm von der Oſt- und Nordſeite beſpülte, war das düſterſte, denn es hatte nur kleine Fenſter und dieſe waren mit Eiſenſtäben vergittert. Graf Chateaubriant hatte es zu ſeinem Schlafzimmer erwählt, ſeit die Gräfin ihn verlaſſen hatte. Das neue, ſchöne Schloß war ihm von da an verleidet und das Thurmzimmer im Mittelſtocke war ſeit der Zeit ſein Wohnzimmer geworden. Im dritten Stocke hatte er ſein einziges Kind, die kleine Conſtance mit Louiſon, welche damals von Blois nach Chateaubriant heimgekehrt war, als die Gräfin ſich nach den Pyrenäen begeben hatte, wohnhaft eingerichtet. Er wollte das Kind nicht nur vor jeder möglichen Entführung Seitens der Mutter, welche es zu wiederholten Malen verlangt hatte, ſicher ſtellen, ſondern er wollte es auch in ſeiner unmittelbaren Nähe wiſſen, denn er liebte es ſehr. Louiſon war ihm durch die damalige Rückkehr aus Blois und durch ihre Aeußerungen nach der Rückkehr werth geworden. Er wußte nicht, daß ſie der Gräfin viel mehr anhing als ihm, und daß ſie bei der Heimkehr nur darum ſtrenges Urtheil über die Gräfin geäußert hatte, um den Grafen und die Nähe des Kindes zu gewinnen. Aber obwol er dies und ihre Abſicht, bei erſter guter Gelegenheit das Kind der Mutter zuzuführen, nicht kannte, ſo hielt er doch an der Vorſicht feſt, ſie und Conſtance nicht ohne ſeine Begleitung aus dem Thurme zu laſſen. Wenn er allein hinausging, ſo ſchloß er ſtets die Brückenpforte, und vertraute den Schlüſſel nur dann, wenn er eine längere Abweſenheit vorhatte, einem erprobten Diener. In den erſten Monaten verließ er den Thurm gar nicht, weil ihn die Untreue Baptiſte's mißtrauiſch gemacht hatte gegen Jedermann. Erſt als Baptiſte zurückgekehrt war — denn er hatte ſich in Foix dem königlichen Zuge und ſeiner Herrin wieder angeſchloſſen und hatte es von Fontainebleau aus auf

Gefahr ſeines Lebens, ſeiner Herrin zu Liebe und zur Vereinigung mit Louiſon gewagt, ſich auf Chateaubriant einzuſtellen — erſt als dieſer verwegene Schritt Baptiſtes ihn über Dienertreue wieder in etwas beruhigt hatte, vertraute er einem alten Diener, deſſen Vorfahren den Chateaubriant's gedient, ſo weit man ſich der Chateaubriants erinnerte, den Schlüſſel zur Brückenpforte für den Fall, daß er über Nacht ausbleiben könnte. Unglücklicher Graf! Eine einfache, beſchränkte Dame hätte ihm all das Glück eines Ehelebens bieten können, deſſen er bedürftig war. Die Vorzüge Françoiſens, vollkommen überflüſſig für ihn, ſtürzten ihn nicht nur in eheliches Unglück, ſondern verwirrten ihm auch alle übrigen Grundbedingungen eines geſicherten Lebens. Er hielt es nicht für möglich, daß dieſer Baptiſte durch die Heimkehr ſein Leben einſetzen könne für etwas anderes als für die das Gewiſſen beſtimmende Dienerpflicht, er glaubte den Verſicherungen des alten Lebensgenoſſen, daß er es für Schuldigkeit eines Chateaubriant'ſchen Dieners gehalten, die Gräfin Chateaubriant nicht mutterſeelenallein in der Fremde zu laſſen und daß er bei ihr geblieben ſei, weil ſie geſagt, der Herr habe es befohlen. Erſt in Fontainebleau ſei er unſicher geworden, denn dort habe er zum erſten Male gehört, die Frau Gräfin wolle gar nicht mehr Gräfin Chateaubriant heißen, und da habe er ſich ein Herz gefaßt, heimzureiten und bei ſeinem Herrn anzufragen, wie er ſich zu verhalten habe. Graf Chateaubriant glaubte dieſen Verſicherungen auch darum, weil er Baptiſte immer brav und beſonders immer einfach, keiner beſonderen Klugheit fähig geſehen hatte, er glaubte ihm und ließ ihm nur die ordinäre Peitſchenſtrafe, die Strafe für eine alltägige Ungeſchicklichkeit zukommen, — aber er war in ſeiner Herrenſicherheit doch erſchüttert durch das Betragen dieſes Dieners. Kurz, der arme Graf fühlte ſich überall in Rand und Band des Lebens gelockert, und er muß deshalb nachſichtiger beurtheilt werden, wenn er im Verlauf der Dinge immer grimmiger und übergreifender ſich geberdet.

Er ſaß während des grollenden Wetters im Mittelſaale des Thurmes und ſpielte mit den Locken ſeiner Tochter, die ſich ihm auf den Knieen ſchauckelte und ſich immer enger an ihn ſchmiegte, in je tieferes Dunkel der weite, öde Raum gehüllt wurde, von deſſen dicken Wänden lebensgroße, äußerſt gröblich gemalte Bildniſſe der verſtorbenen Grafen Chateaubriant geſpenſtiſch herabſtarrten. Der Stammvater des Hauſes beſonders, welcher dem Stuhle des Grafen gegenüber hing und wahrſcheinlich nur nach der Phantaſie der genealogiſchen Vollſtändigkeit zu Liebe gemalt war, hatte bei der dunklen, gewitterhaften Beleuchtung ein entſetzliches Anſehen durch ein paar Augen, welche wie Räder rund aus der Höhe herabſtarrten.

Dieſer Mann, welcher ſich an ſeinem Kinde letzen wollte, aber offenbar zerſtreut und mit ſeinen Gedanken anderswo beſchäftigt war, mochte ſehr unglücklich ſein. Wer mag entſcheiden was am ſchmerzhafteſten in ihm fraß! Ob der eigenthümliche Grad von Neigung, welchen er doch für ſeine ſchöne Frau gehegt und welcher ſich verworfen ſah; ob der beleidigte Mannesſtolz, der ſich bei öffentlicher Weibesuntreue rieſengroß und ſchmerzhaft in dem Manne zu erheben pflegt; ob der Stolz des Edelmannes, der ſeine Hausehre preisgegeben ſah? Wenn alles das zuſammen ihn peinigte, jetzt war eine ſehnſüchtige Wehmuth vorherrſchend: ſein trauriges Auge drückte den Wunſch aus, der Gattin vergeben, ſie wieder aufnehmen, ihr ein Loos bereiten zu können, welches ſanfter und lieblicher wäre, als ſie es vor der Entfernung vom Schloſſe Chateaubriant erfahren hatte.

Da öffnete Gillover, der eisgraue Diener des Hauſes, welchem der Graf die beſondere Wacht des Thurmes übertragen hatte, die Brückenpforte und ließ einen Fremden eintreten, der höflich grüßend auf den Grafen zuſchritt. Dieſer erkannte in dem beſtaubten, übrigens fein gekleideten Manne, ſchmalen, geſunden Angeſichtes erſt am Tone der Stimme ſeinen Freund Brezé, den Seneſchal der Normandie. „Wißt Ihr, was in der Welt vorgeht?“ fragte dieſer nach den erſten Begrüßungen.

Digitized by Google

Nichts weiß ich ſeit faſt einem halben Jahre, erwiderte der Graf. Seit drei Monaten peinigt mich eine Melancholie, die Gott weiß woher kommt, und die mich daheim gehalten hat in dieſem Zimmer, fern von jedem Edelmanne, den ich hätte fragen können nach der Welt. Und was vorher geſchehen war, hatte ſeinen Weg noch nicht gefunden in die ſtille Bretagne. Erzählt mir, wenn's was Tröſtliches iſt, und verſchweigt mir das Schlimme, ich bin jetzt kläglich wie ein Weib für alle ſchreckhaften Eindrücke.

„Tröſtlich iſt's freilich nicht, Leidensgenoſſe.“ Leidensgenoſſe? Iſt Diana von Brezé — „Wir ſprechen ſpäter von den Weibern!“ Iſt Euer Schwiegervater frei oder todt?

„Weder frei noch todt. Davon ſpäter! Glück hat's nirgends gegeben, auch für Frankreich nicht. Vielleicht erfreut's Euch aber doch, daß unſer Aller Freund Bonnivet die Schuld trägt am neuen Landesunglücke, und Lautrec's Scharte ausgewetzt hat durch größere Scharte. Der König, den Gott erleuchten möge über ſeine Lieblinge alltäglicher Herkunft, hatte ihn dieſes Frühjahr an die Spitze der neu errichteten Armee von Italien geſtellt, und Bonnivet hat dieſe neue Armee wie ein Schüler verloren. Nicht etwa in einer tapferen Schlacht, nein, auf Rückzügen und Rückzügen, und an der Seſia hat er die Blume unſerer Ritterſchaft dem Verderben ausgeſetzt —“

Bayart?

„Bayart ſelbſt, der Ritter ohne Furcht und Tadel, lebt nicht mehr. Nachdem er wie ein Löwe den über den Fluß nachdringenden Feind eine Zeitlang aufgehalten, hat ihm die Steinkugel einer Büchſe das Rückgrat zerſchmettert. Jeſus, mein Gott, ich bin todt! hat er gerufen, hat den Kreuz ſeines Degens geküßt und ſich unter einen Baum ſetzen laſſen, das Antlitz gegen den Feind zugekehrt, denn auch im Tode ſollte der Feind ſeinen Rücken nicht ſehen. Und Bourbon iſt der erſte geweſen, der in der Begierde Bonnivet zu ſahen, bis an den Baum gekommen iſt. Ach Herr von Bayart, hat er ausgerufen, wie jammert's mich, Euch ſo zu ſehen, Ihr, der Ihr ein ſo

muſterhafter Ritter wart! — Mein Herr, hat Bayart erwidert, über mich iſt nicht zu jammern, denn ich ſterbe in Ehren, aber mich jammert Eurer, den ich fechten ſehe gegen ſeinen Fürſten, gegen ſein Vaterland und gegen ſeinen Schwur! — So iſt er geſtorben unter dem Wehklagen der Feinde Frankreichs, die ihn liebten wie wir ob ſeiner Tugenden.“

Es ſterben alle Tugenden in dieſem Lande, Brezé!

„O es iſt eine grenzenloſe Klage über das ganze Land ausgebrochen, als man Herrn Bayart's Leiche über die Alpen gebracht hat in ſeine Heimat, das Dauphiné. Einen Monat lang iſt jegliches Spiel und jeder heitere Zeitvertreib von ſelbſt unterblieben, und alle Welt ſagt, es bedeute dieſer Tod dem Lande ſchweres Unheil.“

Er bedeutet, was ſchon iſt: die Rittertugend geht zu Grabe, des Königs Laune erhebt ſich über Brauch und Geſetz, und die Emporkömmlinge, die Menſchen der Gunſt, ſtrecken ihre ſchmutzigen Hände aus über die Seigneurs des Landes. Und ihr ſpracht mir noch in Blois von einem großen Frankreich, das ſich bilden werde! Ein Frankreich der Avanturiers, ein Schattenſpiel weniger Jahre!

„Leider ſcheint Ihr Recht zu behalten; Bourbon iſt mit den Spaniern und Italienern durch die Corniche herab über den Var gegangen, in die Provence eingedrungen und geht geraden Weges auf Lyon. Dort, fürchtet man, werden alle Seigneurs aus Bourbonnais, Auvergne, Forez, ſelbſt Languedoc ihm zufallen, und die Mehrzahl des Adels aus den übrigen Provinzen wird ihm förderlich ſein zum Sturze des Königs, dem Bonnivet das letzte und einzige Heer verloren. So ſoll der Plan, um des willen Bourbon flüchtig geworden, mit reißender Schnelligkeit ſich verwirklichen und Frankreich getheilt werden unter England, Spanien und Bourbon. Wir im Norden kämen an England —“

Und dieſe Nachrichten nennt Ihr nicht tröſtlich, de Brezé? rief Chateaubriant und ſprang vom Seſſel auf.

„Nein, Chateaubriant.“

Willkommen ſei mir der Tag der Rache gegen dieſen frechen Valois!

„Vielleicht bedarf ich in Kurzem der Rache eben ſo gegen ihn, und dennoch —“

Was iſt mit Diana von Brezé?

„Sie iſt, wie Françoiſe von Chateaubriant gegen meinen Willen nach Fontainebleau gereiſt.“

Auch vernarrt in den Mann mit der großen Naſe? Sie wird mir zu meiner Frau verhelfen, und eine Dritte wird dann die Eure wieder nach der Normandie bringen, denn der Sultan von Frankreich liebt zum Troſte für die Seigneurs den Wechſel!

„Ich hoffe, Ihr übertreibt. Diana will ihren Vater befreien, der noch immer unter dem aufgehobenen Schwerte im Louvre-Thurme ſchmachtet. Das Fürwort der Gräfin Chateaubriant hat ihm die Strafe aufgeſchoben, aber nicht aufgehoben.“

Kluger Valois, der gewußt hat, mit der Gnade einträglichen Handel zu treiben; ſo hat er doch für die ſchöne Diana auch noch einen Preis!

„Um dies zu verhindern will ich ſelbſt an den Hof, und da dort die Umſtände ſo peinlich geworden ſind, hab' ich Euch vorſchlagen wollen, mich zu begleiten.“

Ich, nach Fontainebleau —?

„Hört mich zu Ende. Die Noth dort iſt nicht allein um des vordringenden Bourbon halber groß, es drängen noch andere Ereigniſſe; die Königin Claude liegt in den letzten Zügen.“

Todt?!

„So gut wie todt. Den Phantaſieen des Königs iſt nichts mehr im Wege, und da ein Kampf auf Leben und Tod bevorſteht, in welchem der König ſelbſt das Schwert ziehen muß, ſo könnt Ihr ermeſſen, wie die üblen Rathgeber der Gräfin, die Budé und Florentin und Conſorten, den König mit Zumuthungen beſtürmen. Er ſoll ſie, da eine Scheidung jetzt ſchwer zu erlangen iſt, ſo lange der Papſt mit dem Spanier verbündet bleibt,

zur Regentin des Reiches ernennen während ſeiner Abweſenheit, ſolcherweiſe voraus verkündigend, was ſich ereignen werde nach Erlangung des Scheideconſenſes und nach Verlauf des Trauerjahres. Ihr ſeht, nach dem Tode der Königin ſteht Alles auf dem Spiele, und jetzt oder nie muß gehandelt werden, wenn Ihr Euer Weib nicht für immer aufgeben wollt. Und mich dünkt, Eurem Charakter nach müſſe es Euch widerwärtiger ſein, ſie als Königin von Frankreich denn als reuige Gräfin Chateaubriant zu ſehen."

So iſt's. O, Brezé, ich ſchäme mich meiner Schwäche, ich liebe mein Weib noch, auch da ſie ſich und mich entehrt hat, und mein Herz iſt ſo ſchwach, daß es noch immer auf ein dürftiges, wenn auch ein ganz dürftiges Familienglück hoffen will; — es iſt ſchmachvoll!

„Wir brauchen unſere Weiber für's Haus und für die Ehre, wir können nicht gegen das Schickſal."

Nein, Brezé, ich werde meiner Herr werden, ich habe mir eine Grenze geſteckt, ich habe mir geſchworen und ich wiederhole dieſen Schwur bei Gottes Blitzen, die meine Ahnenbilder beleuchten: wenn mein Weib noch einmal die Hand zurückweiſt, die ich ihr noch einmal biete, dann laß ich Gericht halten über ſie, wie die Bretonen gethan in grauer Vorzeit gegen die Ehebrecherinnen und laſſe ſie tödten von der Hand meiner Knechte, ſo mir Gott helfe!

Es war unterdeß immer finſterer geworden, und bei den letzten Worten Chateaubriants krachte Donner und Blitz zuſammen über dem Schloſſe, daß alles Bewegliche erbebte und die kleine Conſtance ſchreiend ſich an den Vater klammerte, der ſelbſt todtenbleich geworden war. Denn vor ſeinen Augen hatte ſich im grellen Lichte des Blitzes das Bild des älteſten Ahnherrn an der Wand bewegt und es ſtürzte jetzt praſſelnd vor ihm auf den Boden. In demſelben Augenblicke öffnete Gillover die Brückenpforte und führte im Scheine einer Kienfackel Baptiſte ins Gemach. Baptiſte trug einen Brief in der Hand und über-

reichte ihn den Grafen mit den Worten: Gnädigſter Herr Graf, es iſt nicht meine Schuld, daß die Frau Gräfin heimlicherweiſe dieſen Brief an mich ſendet, hier iſt er —

Der Graf riß ihn auf, ohne auf das Siegel zu achten. Er enthielt die Nachricht, daß die alte Gräfin Foix geſtorben ſei, und Baptiſte um jeden Preis die kleine Conſtance nach Schloß Foix bringen und Margot übergeben möge, die deſſen gewärtig ſei.

Das ungeſtörte Glück hat keine Geſchichte. Was wäre zu ſagen über die erſten Monate, welche Franz und Françoiſe im Schatten von Fontainebleau neben einander verlebten! König Franz beſaß die überaus beglückende Fähigkeit in hohem Grade, die Fähigkeit ganz und gar und lediglich einem einzigen Intereſſe zu leben und zu dienen, und die ganze übrige Welt darüber hintanzuſetzen. Er dachte nicht daran, daß es ein Ende nehmen würde, obwol er ſchon ſo oft erfahren, daß ſeine ſtärkſten Neigungen ein Ende genommen hatten; er dachte nicht daran, weil ſein Naturell ſich der Energie bewußt war, auch am Ende eines Intereſſes neue Lebensreize zu ſchaffen. Und Françoiſe dachte noch weniger daran; ſie war eben das poetiſche Weib, welches keine halben Verhältniſſe eingehen kann, und welches, einmal entſchloſſen und hingebend, rückhaltslos ſich hingiebt, keine andere Grenze vor Augen ſehend als den Tod. Je lebhafter ſie gekämpft für Pflicht und Sitte, deſto völliger hatte ſich die Leidenſchaft ihrer bemächtigt, da der Gedankenkampf für Pflicht und Sitte ihr verwirrt worden und Pflicht und Sitte unterlegen war, da ferner ihr Körper durch die Nervenkrankheit eine Wendung erlebt hatte, welcher Florentins Umarmung unvertilgbar eingeprägt blieb. Denn auch die Sinne haben ihr hartnäckig Gedächtniß.

So ward ſie in Fontainebleau, wohin der König ſie von der Genovefen-Abtei führte, die freie, rückhaltloſe Gefährtin des

Königs, und ihr Betragen gegen alle Umgebung und die ganze übrige Welt erlitt demgemäß eine völlige Umwandlung. Sie war nicht mehr schüchtern und bescheiden, denn ihrem Sinne nach stahl sie keineswegs die hohe und mächtige Stellung, nein, diese Stellung und Macht kam ihr zu durch das höchste Recht der Erde, durch die Liebe.

Louise von Angoulême, des Königs Mutter, empfand dies natürlich zuerst und empfand es mit dem größten Widerwillen, und ward zuerst die Feindin Françoisens, dieser hochmüthigen Creatur, wie Louise sie nannte, dieser verstellungskundigen Schlange, welche mit Sanftheit und Unschuld coquettirt habe und sich jetzt geberde wie eine geborene Königin. War doch sogar Duprat in den ersten Monaten schwankhaft gewesen, ob er nicht besser thäte, sich dieser aufgehenden Sonne anzuschließen, statt ihr, wie Louise von Angoulême stürmisch verlangte, Schatten werfend entgegenzutreten. Françoise nämlich, welcher auch die Verwandten Semblançay's bittweise genaht waren, wie politisches Unglück an jede neue Macht sich klammert, Françoise hatte diesen wie der Diana von Brezé ihre Hilfe versprochen und war dadurch sogleich auf den Boden Duprat's gerathen. Duprat, die kühne Logik der Liebe nicht begreifend, suchte hinter dem königlich sicheren Auftreten der Gräfin irgend ein anderes geheimnißvolles Verhältniß der Sicherheit, und zögerte deshalb mit dem Widerstande. So geschah es, daß er dem Könige nicht nachdrücklich abrieth von irgend einer Milde für St. Vallier und Semblançay, sondern daß er, um der Gräfin gefällig zu sein, Aufschub des Gerichtes und Erleichterung der Haft zulässig fand. Dadurch ward aber auch die Feindschaft der Angoulême gegen Françoise zur unerbittlichen Schlacht gesteigert, denn ihr Duprat abwenden, hieß, ihr die Hauptstütze entziehen, und Semblançay retten, hieß, ihren frechen Betrug ans Tageslicht fördern.

Nach dieser Seite also ward die Gräfin sogleich vom Aeußersten bedroht, denn es konnte der Herzogin von Angoulême

nicht ſchwer werden, Duprat zu erweiſen, daß die Zuverſichtlichkeit der Gräfin nichts weiter ſei als Mangel an Erfahrung und die Unverſchämtheit einer Günſtlingsnatur. Die politiſchen Verhältniſſe kamen dieſem Erweiſe zu Hilfe. Duprat mußte einſehen, daß der König, ringsum von Spanien, Deutſchland und England bedroht, unmöglich ſo unpolitiſch ſein könne, im Falle einer Wiederverheiratung allem politiſchen Vortheile zu entſagen und eine unmächtige Gräfin des eigenen Landes zu ehelichen, die er bereits ohne eheliche Verpflichtung bei ſich habe. Iſt denn mein Sohn, ſetzte ſie hinzu, von bürgerlicher Art, daß er des Reiches und des anmuthigen Wechſels vergeſſen könne? Iſt denn etwa bisher die bürgerliche Treue ſein Fehler geweſen? Wählt raſch, Duprat, oder ich überhebe Euch der Wahl, indem ich Euch vernichte. Ich kann einen Theil meiner bedenklichen Handlungen meinem Sohne eingeſtehen, er iſt mein Sohn und vergiebt mir, aber was dabei auf Eure Rechnung zum Vorſchein kommt, das vergiebt er nimmermehr einem Manne, dem er ohnedies nicht zugethan iſt.

Dieſe Logik war entſcheidend für Duprat, und die Gräfin war demnach noch nicht zwei Monate in Fontainebleau, als dieſes gefährliche Paar bereits mit aller Kraft an ihrem Sturze arbeitete. Florio, der noch am Degenſtiche Chateaubriant's ſiechte und deshalb ſeinen Herrn nicht zum Feldzuge nach Italien begleitet hatte, ward unverzüglich nach Mailand geſendet. Auf Bonnivet konnte ſich die Herzogin verlaſſen; im Herzen leer und gleichgiltig wie der Stutzer aller Zeiten hatte er für keine Regung Gedächtniß. Ob ihm die ſchöne Gräfin Chateaubriant jemals gefallen oder nicht gefallen, ob ſie ihn erhört oder nicht erhört, das kam nicht in Betracht. Oder doch! Ein ganz kleiner Stachel zur Feindſchaft war dem eitlen Manne doch im Sinne hängen geblieben, daß dieſe Dame, welche er entdeckt und um welche er ſich bemüht hatte, ſtets gleichgiltig, ja hochfahrend gegen ihn verharrt war. Dies machte ihn doppelt geſchickt zu der Aufgabe, die übrigens ganz in ſeine Günſtlingsrolle paßte. Wäre der König

beſtändig und treu geweſen, ſo hätte der Günſtling am meiſten darunter gelitten. Er lebte vom Launenwechſel des Herrn; je mehr er Bedürfniſſe im Könige erwecken konnte, deſto mehr Gelegenheit fand er, ſich thätig und nothwendig für deren Befriedigung zu erweiſen, und je thätiger und nothwendiger er ſich erwies, deſto reichlicher belohnte ihn der König. Bonnivet, dem der eiferſüchtige Adel die Fähigkeit abſprach, eine Armee zu führen, war ganz gewiß der Mann, eine dem Geſchmacke des Königs gefährliche Schönheit in Italien zu entdecken. Und dies verlangte die Herzogin von ihm. Ganz anders verfuhr ſie in Betreff Brion's, deſſen Neigung zur Gräfin ihr wohlbekannt war. Die alltägliche Intrigue würde getrachtet haben, dieſe Neigung zu nähren und zu irgend einem Ausbruche zu treiben, welcher die Gräfin in Verlegenheit bringen und den König eiferſüchtig machen könne. Die Herzogin Louiſe verſtand die Intrigue beſſer: ſie wußte ſehr wohl, daß Eiferſucht die Pein iſt, welche das Leben der Neigung am ſicherſten friſtet. Ihr Plan war auf eine ganz entgegengeſetzte Anſchauung gebaut: Brion wurde zum Heere nach Italien geſendet. So verlor die Gräfin nicht nur einen Freund und Beſchützer, ſondern, was der Herzogin von viel größerer Wichtigkeit war, einen Bewunderer. Sie kannte ihren Sohn auf und nieder; nicht dadurch, daß man ihm eine Sache ſtreitig machte, verleidete man ſie ihm, ſondern dadurch, daß man die Sache werthlos und wohlfeil darſtellte. Das durfte nicht unmittelbar geſchehen, aber ſie konnte dafür ſorgen, daß ihr Sohn überall, wo von den Vorzügen der Gräfin die Rede war, nur jenes gefällige Zuſtimmen ſah, welches dem Gebieter gar bald verräth, man lobe nur mit, weil er ſelber lobe. Raſche, künſtleriſche Menſchen ſind aber auf den Beifall der Umgebung geſtellt, dieſer Beifall iſt ihnen die zum Leben, das heißt zum Genuſſe nöthige Atmoſphäre, und ſolche Menſchen werden ſtets eine Neigung in ſich erblaſſen ſehen, welche Niemand beneidet, ja die Neigung wird ihnen mehr und mehr entſchwinden, je deutlicher ſie erkennen, daß Niemand ihren Geſchmack theilt.

Die Herzogin ſorgte dafür, daß ihr Sohn dies an ſich erfahre, und ſtimmte alle Hofleute auf Töne, die in dieſen Accord ausgingen, wie man eine Laute ſtimmt. Es ſollte keineswegs ein Ton wie der andere klingen. Die ſchwierigſte Aufgabe hatte ſie bei ihrer Tochter, welche weder hier noch ſonſt wo lebhafte Partei nahm, welche aber der Gräfin herzlich zugethan blieb; denn ſie verſtand das Herz und den Werth Françoiſens. Nach einigen Verſuchen kam auch die Herzogin Louiſe zu der Ueberzeugung, ſie dringe hier nicht gerade aus zum Ziele, und es müſſe ein Umweg verſucht werden, um das Urtheil Margarethens, das weniger beſtechlich war als irgend eines, und das den größten Werth für den König hatte, verdächtig zu machen. Sie ſprach alſo ihrem Sohne von dem übeln Einfluſſe, welchen die ketzeriſchen Grundſätze auf Margarethe gewännen; es brächten ſie dieſe Grundſätze mehr und mehr um den großen Blick, welcher fürſtlichen Perſonen zieme, ja ſie wäre bereits ſo in kleinbürgerlicher Moralität befangen, daß ſie blos deshalb noch immer an der ſo zu ihrem Nachtheil veränderten Chateaubriant hielte, weil ſie dieſelbe ihm zugeführt. Sie ſei Schuld, pflege ſie zu ſagen, daß dieſe Frau ihr häusliches Glück geopfert habe, und müſſe nun zeitlebens für ſie ſorgen.

Dieſe Wendung war doppelt gefährlich. Franz war von Natur undankbar für veraltete Dienſte, und hier wurde er an Dankbarkeit für Liebe erinnert! Daß Françoiſe rettungslos unglücklich ſein würde, wenn ſie ſeine Neigung verlöre, daß ſie alſo ganz und gar und nur auf ſeine Neigung angewieſen ſei, das war ihm eine unangenehme Gedankenfolge. Sie müßte dich alſo ſchon um ihrer ſelbſt willen lieben! war ſeine nächſte Idee; pfui doch, ſo umarmt man das Waſſer mit aller Kraft, um ſich oben zu erhalten und nicht zu ertrinken!

Herzogin Louiſe blieb bei dieſen Vorbereitungen nicht ſtehen, ſie wußte, daß ſie noch zwei Hauptſtützen der Gräfin zu erſchüttern hatte: Budé und Florentin, den ſchönen Prieſter,

welchem bald nach Françoiſens Abreiſe von Foix die erwartete Beförderung nicht entgangen und der als reich dotirter Prälat nach Paris gekommen war. Mit irgend einer Verdächtigung der Gräfin bei Budé durchzudringen, das erwartete ſie nicht, denn ſie empfand ſehr wohl, daß dieſer einfache und unbefleckte Charakter außerhalb ſolcher Kreiſe lag. Aber eben die Gewiſſenhaftigkeit, welche ihn für ſolche Zwecke unnahbar machte, konnte benutzt werden gegen ihn und gegen die Gräfin; denn was könnte nicht durch geſchickte Zuthat und Wendung zu Gift gemacht werden in dieſer Welt! Wenn Budé veranlaßt wurde, immer und immer wieder den König an ſeine Eheverheißung zu mahnen, ſo machte er ſicher recht bald ſich, die Verheißung und die Gräfin, welcher die Verheißung gewidmet worden, dem Könige läſtig. Ferner mußte Budé tugendhafter Weiſe vor dem Beichtvater Françoiſens, vor dieſem klugen Florentin, gewarnt werden, damit er ſeinerſeits ſeinen Schützling, die Gräfin, warne vor dieſem bedenklichen Menſchen. Jedenfalls wurde dadurch wenigſtens Mißtrauen geſäet, und die Gräfin mußte von ihren unter einander entzweiten Freunden widerſtreitende Rathſchläge und irgend welches Unheil ernten. Florentin, Anhänger der beſtehenden Kirche, war bereits ein natürlicher Gegner des ketzeriſch geneigten Budé; in dieſer Richtung mußte die Gegnerſchaft geſchürt, und damit ſie nachdrücklicher würde, Florentin, der zugänglichere, zu höherer Stellung befördert werden. Wenn Florentin wußte, woher ihm die Beförderung käme und ferner kommen könne, ſo durfte ſich die Herzogin von dieſem Lebepriester dauernder Dienſte verſehen. Weil er klug war, ſollte er jetzt von der Gegnerin befördert werden, und eben weil er klug ſei, meinte die Herzogin, würde er wol bald zu wählen wiſſen zwiſchen der Freundſchaft mit einer Heldin vorübergehender Königsliebſchaft und der Freundſchaft mit der dauernd mächtigen Mutter des Königs. Daß er nebenher ein ſchöner Mann ſei, überſah die Herzogin Louiſe auch nicht.

So viel Fäden nach allen Richtungen wurden gelegt und geknüpft, um nach einiger Zeit die harmlos in Liebe dahinlebende Françoiſe feſtzufangen in lauter Situationen und Verhältniſſen, die ihr des Königs Gunſt entziehen mußten. Da aber dies Alles Zeit brauchte und die Herzogin von den Aerzten die beſtimmte Verſicherung erhielt, das lange Siechthum der Königin Claude im Hôtel des Tournelles zu Paris nahe ſchleunigem Ende, nach dem Hintritte der Königin aber von der jetzt ſo leidenſchaftlichen Neigung des Königs ein voreiliger für die Zukunft verpflichtender Schritt zum Vortheile der Gräfin zu befürchten ſtand, ſo mußten außer dieſen ſicheren, aber langſamen Mitteln ſogleich einige raſche Streiche verſucht werden. Der erſte fiel mit dem Auftrage Bonnivet's zuſammen und war auf des Königs Reizbarkeit in Betreff eines ſchönen Weibes berechnet, der zweite betraf die Sicherheit der Herzogin ſelbſt in Betreff des Semblançay'ſchen Proceſſes. Wurde dieſer bis über den Tod der Königin hinaus verzögert, ſo konnte die ſchon ſo deutlich an den Tag gelegte für Semblançay günſtige Einmiſchung der Gräfin verderblich werden in einem Augenblicke, wo der König des einzigen äußerlichen Hinderniſſes einer förmlichen Erhebung der Gräfin ledig wurde. Die Herzogin ſchickte alſo auf der Stelle Duprat, den ſie nach Fontainebleau berufen hatte, um ihn zur entſchiedenen Parteinehmung zu beſtimmen, nach Paris zurück, indem ſie als thatſächliche Probe ſeiner dauernden Anhänglichkeit von ihm verlangte: binnen drei Tagen müſſe Semblançay's Verurtheilung in ihren Händen ſein, um durch ſie und durch ſie allein dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt zu werden.

Ferner ſchickte ſie einen Boten nach der Normandie. Er trug einen Brief an Diana von Brezé, die ſie vorigen Sommer in Blois, da ihr Sohn nichts ſah als die widerſtrebende Françoiſe, geſehen und ſehr ſchön gefunden hatte. Dieſer Brief verſicherte Diana des lebhafteſten Mitgefühls Seitens der Herzogin für das bedrohte Schickſal des gefangenen Grafen St. Vallier, und beklagte es, daß Diana ihr Gnadengeſuch für den Vater

durch die Gräfin Chateaubriant an den König gebracht habe. Dieſe ſei von Glück und Zerſtreuung berauſcht und habe der Angelegenheit ſchwerlich die nöthige Theilnahme gewidmet. Diana möge unverzüglich nach Fontainebleau kommen, am beſten ohne Vorwiſſen ihres Gemahls, und bei ihr, der Herzogin, abtreten. Die Herzogin werde dann zu günſtiger Stunde, und nachdem der König paſſend vorbereitet ſei, ihr Audienz, und wenn nicht Alles trüge, die Begnadigung des Vaters verſchaffen.

Jean von Poitiers Graf von St. Vallier hatte kein beſonderes Intereſſe für die Herzogin; es war ihr alſo einerlei, ob er am Leben bliebe, wenn mit dieſer Bitte um ſein Leben ihr ſonſtwie gedient werden konnte.

Alle dem hatte Françoiſe nichts entgegenzuſtellen als ihre Liebenswürdigkeit und ihre Liebe! Freilich die zwei mächtigſten Waffen, aber doch nur mächtig regelmäßigen Naturen gegenüber. König Franz war auch in der Liebe eine völlig unregelmäßige Natur; geliebt zu werden ſchmeichelte ihm allerdings, wie jeder menſchlichen Natur, aber er war ein verwöhnter König und hatte ſein Naturell zu ſehr an Undankbarkeit gewöhnt, als daß Françoiſe aus Liebe zu ihm auf irgend eine ihm ungewöhnliche Milde hätte rechnen dürfen. Was aber die Macht ihrer Liebenswürdigkeit betraf, ſo hing dieſe ganz davon ab, daß Françoiſe all jener feindſeligen Abſichten gegen ihr Liebesverhältniß nicht gewahr wurde, daß ſie überhaupt in Allem, was von äußeren Intereſſen den König mit berühren konnte, völlig unbefangen blieb. War dies nicht der Fall, zeigte ſie ſich geſtört oder nur betroffen, ſo gewann ſie nicht nur nicht — wie dies zwiſchen gleichmäßig Liebenden eintritt — für ihren Geliebten an erhöhter Lebenstheilnahme, weil ihr eigen Lebensglück bedroht erſchien, ſondern ſie verlor für Franz den höchſten Reiz, den Reiz der Uneigennützigkeit, oder, wenn man es ſo ausdrücken darf, der Unperſönlichkeit. Es ſtörte ſeine Illuſion, es war dieſem bis in die unſichtbaren Faſern ausgebildeten Egoismus läſtig, wenn

die Geliebte auch außer ihm noch Sorgen haben könne, obenein Sorgen, welche bei Gelegenheit seine eigene Aufmerksamkeit und Hilfe in Anspruch nehmen möchten.

Dies darf nicht dahin mißverstanden werden, als ob er nicht bereit gewesen wäre, der Dame seines Herzens zarte und beglückende Aufmerksamkeit zu widmen; im Gegentheile zeigte sich sein königlich-ritterliches Wesen verschwenderisch darin, und er schenkte wie ein Gott. Aber er mußte es schenken können, es mußte ihm nicht der leiseste Anspruch von der anderen Seite sichtbar werden; er schenkte mit Freuden eine Krone, aber es verstimmte ihn, die Sorge auch nur für einer Stecknadel Werth unter der Form moralischer Verpflichtung auf sich zu nehmen.

Françoise war im geraden Gegensatze hierzu Hingebung und Aufopferung selbst in allen Gedanken der Liebe; es war ihr Seele der Liebe, in Allem, aber in Allem, auch in Sorge und Leid, ja ganz besonders in Sorge und Leid dem Geliebten einverleibt und — wenn dies Wort gestattet würde — eingeseelt zu sein. Es war vorauszusehen, daß ihre poetische Unbefangenheit auch im Geliebten solche Stimmung voraussetzen würde, und daß just diese liebenswürdige Voraussetzung über kurz oder lang dem Könige einen unangenehmen Eindruck herbeiführen möchte.

So lag also auch in ihrer Liebe und Liebenswürdigkeit, welche allein sie schützen sollten, neue Gefahr für sie, und diese Gefahr trat zuerst ins Werk. Der König hatte ihr an einem der letzten Juni-Abende angekündigt, er werde am nächsten Morgen nach Paris reisen, und es wäre ihm angenehm, wenn sie ihn begleitete. Der drückend warmen Jahreszeit wegen sollte die Reise auf der Seine gemacht werden. „Du sollst mich erheitern, Françoise — setzte er hinzu — es dringen von allen Seiten ungünstige Nachrichten auf mich ein, und der Gang nach Paris ist mir ohnedies ein schwerer. Die Auflösung Claudes ist nahe bevorstehend, und ich habe die peinliche Aufgabe, ein Wesen, das ich hochschätze, noch einmal zu sehen. Es wird mir gar zu übel

ausgelegt, wenn ich mich dieſer Form entziehe, und man hat Recht, auf Erfüllung einer ſolchen Lebensform zu beſtehen. Aber peinlich iſt ſie mir im höchſten Grade, denn die von der Krankheit zerſtörte Frau iſt kaum noch ein Schatten von dem, was ich an ihr geehrt habe, und wir wollen uns auch das Gebot der Form ſogleich zu einem anregenden Lebensacte ausbilden, wir wollen, nachdem ich den kurzen Beſuch erledigt, nach St. Denis hinüberreiten zu Jean Juſte, der noch am Grabe Ludwigs beſchäftigt iſt. Ich will den Eindruck des Sterbebettes zu Vorſtellungen über ein Grabmal Claudes benutzen, damit wir den Plan dafür ſogleich mit Jean Juſte feſtſtellen können. Du magſt bei Vincennes ans Land ſteigen, damit Du dort die Kleider wechſeln und Dich zu Pferde ſetzen kannſt. Reiteſt Du dann langſam durch die Stadt, ſo hole ich Dich bald hinter Paris wieder ein."

Françoiſe hatte von dieſer Mittheilung lauter üble Eindrücke. Sie hatte bisher immer, ſo weit es anging, eben der Königin Claude wegen Paris vermieden, ſie fand es unſchicklich für ihre Stellung, gerade jetzt am bevorſtehenden Todesaugenblicke mit dem Könige hinzugehen, und den König gewiſſermaßen nur auf eine Viertelſtunde zu beurlauben für eine ſo heilige Pflicht! Noch mehr: des Königs alſo an den Tag gelegte Geſinnung für eine Gattin, welche ihm ſo lange treu und ergeben und auch werth geweſen war, dieſe erſchrecklich gleichgiltige, ja liebloſe Geſinnung fiel ihr wie ein beängſtigender Nebel auf das Herz. Nicht daß ſie dabei ſogleich an ihre eigene Zukunft, welche ſich hierin ſpiegeln könne, gedacht hätte; ach nein, ſie war noch zu hingebend in Liebe, um ihres eigenen Vortheils oder Nachtheils eingedenk zu ſein. Aber die Liebe hat einen weiten Horizont um ſich und dieſer Horizont iſt rein und ſchön, und jede Wolke, welche aufſteigt, ſei es auch noch ſo weit ab, iſt ihr augenblicklich ſichtbar und bedrohlich, auch wenn dieſe Wolke niemals mit Regen und Sturm heraufſteigen könnte. Daß Franz ſo denken und empfinden, oder vielmehr ſo gedankenlos und unempfindlich ſein könne,

war für Françoiſe die Wolke, und ſie erlaubte ſich zum erſten Male mit ſanften Worten anderer Meinung zu ſein als er, und abzurathen von ſeinen Anordnungen. König Franz war nicht eben eigenſinnig; er ließ ſich leicht beſtimmen, wenn er ſelbſt noch keine ausgebildete Abſicht hatte; hatte er aber eine ſolche, ſo war ſie ihm feſt und werth, wie eine Skizze dem Maler, wie das Modell dem Bildner, und der Vorſchlag zur Aenderung, der nicht von ſeinem Standpunkte ausging, war ihm verdrießlich. Er wurde bei ſolcher Gelegenheit ganz König und Herr, und mit einer kurzen, ſchneidenden Handbewegung wurde jeder abweichende Vorſchlag zerſchnitten. Françoiſe beſtand länger, als der guten Laune des Königs vortheilhaft war, auf der Idee, ihm das Unpaſſende einleuchtend zu machen und ihn dadurch von den Plauen abzuwenden. So ſah ſie zum erſten Male, wie ſich die hohe Stirn des Königs über der ſchmalen, vorſpringenden Naſe in eine Falte zuſammenzog, welche dem Ausdrucke des Geſichtes eine bedrohliche Schärfe verlieh. O pfui doch, François! rief ſie, und der weibliche Genius, welcher ſich mit dem glücklichſten Talente an äußerliche Erſcheinungen heftet, half ihr über die entſtehende erſte Entzweiung hinweg, pfui doch, François! das entſtellt ja Dein ſchönes Antlitz wie ein Säbelhieb. Ei ei! ich ſehe, Du kannſt gar keinen Widerſpruch ertragen, auch nicht den der Liebe.

Gute Françoiſe, das Leben iſt viel breiter und geſchäftiger als die Liebe glaubt; in allen Winkeln harren die Anſprüche! Wenn ich auf Viertelſtunden beſchränkt bin für ernſte Pflicht, ſo ſieht die Liebe nur auf die kurze Spanne Zeit, welche ich zu vergeben habe; wodurch aber die Spanne Zeit bedingt iſt, das ſieht ſie nicht. Ich fürchte, es wird ſchlimmer kommen! Was jetzt dem Tode gegenüber geſchieht, das kann gar bald auch dem Leben gegenüber eintreten; wenn die Nachrichten vom Heere in Italien ſo fortfahren, wie ſie heut begonnen haben, ſo wird der trübe Morgen unerwartet da ſein, an welchem mir kaum eine Viertelſtunde übrig ſein wird zum Abſchiede für Dich. —

O nein, Franz, Du wirſt nicht von mir Abſchied nehmen, wenn Du in den Krieg ziehſt; Du weißt, ich dauere zwei, drei, ja wol auch mehr Tage hinter einander zu Pferde aus; Du nimmſt mich mit nach Italien, Du zeigſt mir Mailand und Bologna, vielleicht gar Rom, wo Raphael noch vor Kurzem gemalt hat. —

Nein, liebe Françoiſe, das geht nicht. —

Oh!

Es geht nicht, ſo lange der Krieg dauert. Was man thut, thue man ganz. Schwert und Kuß hinter einander, nicht neben einander, und wenn der Kuß ſich hinzudrängt, ſo ſei er ein gedankenloſer und flüchtiger, wie er dem Weibe erprobter Neigung nicht gebührt. Laß Dir von Budé erzählen, wie der tapfere Antonius, ſeine Cleopatra mit in die Seeſchlacht führend, daran zu Grunde ging. Nein, in Fontainebleau ſollſt Du mich erwarten, wenn mich die Trommete ruft, und über die Alpen ſollſt Du erſt reiten, wenn ich geſiegt habe und gen Rom ziehe, Raphaels Wandgemälde zu betrachten.

Das wird eine traurige Zeit ſein, wenn Du nicht da biſt! Ach Deine Mutter, die ich gern lieben möchte, ſieht mich mit unfreundlichem Auge an! —

Halte Dich an meine Schweſter, die iſt Dir hold! Klage nicht, Françoiſe, Weinerlichkeit verdirbt dem Weibe die Schönheit, dem Manne dem Muth!

Nein, ich will nicht klagen, Franz, mit Dir habe ich auch immer Muth, aus Deinen Augen leuchtet er mir, aus Deinen Geberden fliegt er mir entgegen. Aber was bin ich ohne Dich? Hilf mir darum zu einem Troſte! Ich habe geſtern erfahren, daß meine Mutter endlich ganz dem Schlage in der Genovefen-Abtei erlegen, daß ſie geſtorben iſt, ohne mich geſegnet zu haben. Sie hat mich mißhandelt, aber ſie that es wol aus Liebe; ſie war meine Mutter und ihr Daſein war doch immer für mich ein Troſt, wenn auch ein ſchauerlicher. Ich wußte doch, das Jemand

in der Welt ſei, dem ich zur Strafe angehörte, wenn ich dich überlebte. —

Ich ſterbe früher denn Du, Françoiſe, und langes Leben iſt auch ein Unglück, wenn man nicht einen zähen Leib hat wie die Eiche des Waldes. Den habe ich nicht, leider nicht! Es lauert ein feines Gift in irgend einem verborgenen Winkel meines Blutes und mahnt mich zuweilen in ſtillen Nächten mit den Schauern der Ohnmacht. Dies treibt mich dann zu einer Haſt und Ungeduld, welche ich ſelbſt verwünſche, die ich aber nicht überwinden kann. Vergieb mir, wenn Du — und Du wirſt es zumeiſt, denn Dich allein liebe ich und verletze ich deshalb am tiefſten — wenn Du oft jählings betroffen wirſt von dieſer Haſt meines Weſens. Es iſt dieſe Haſt der krampfhafte Verſuch meines von Hauſe aus ſo geſunden Naturells, den fremden Krankheitsſtoff auszuſcheiden und zu zerſtören. Ach, der Verſuch gelingt nicht! Es kauert ſich der feindliche Dämon zu unſichtbarer und ungreifbarer Kleinheit zuſammen ſo lange ich tobe, und wenn mein Toben erſchöpft iſt, da erhebt er ſich wieder langſam, aber mit entſetzlicher Sicherheit. — Du erſchrickſt davor, gute Françoiſe, Du wirſt blaß! Beruhige Dich! Ich übertreibe, weil ich nicht den kleinſten Krankheitsſtoff vertragen kann, weil ich eine kindiſche Furcht habe vor dauernden Schmerzen, vor ſiechender Unmacht. Ich weiß es, daß ich übertreibe, faſſe Muth, Françoiſe, es wird vorübergehen, und große Erſchütterungen, die mir wahrſcheinlich nahe ſind, wie ein Kampf um Krone und Leben, werden mich über dieſe Bagatellen hinausbringen. Was biſt Du ſchön, Françoiſe! Deine Schultern und Arme ſind voll geworden, ſeit Du in Fontainebleau, Dein Haar ſtrahlt täglich größeren Glanz, Deine Lippen ſchwellen täglich ſchöner und Dein großes Auge, immer noch unſchuldig, zeigt doch in ſeinem aufſteigenden Feuer, daß es immer kundiger geworden ſei der ſüßen Liebe!

Es freut ſich, daß Du mich ſchön findeſt! O Gott, welch ein Glück iſt Schönheit! Man wohnt in einem goldenen, überall

harmoniſchen Palaſte, und jede Bewegung unſeres Leibes wird uns ſelbſt ein Reiz!

An einem mondhellen Abende ward dies geſprochen. Franz und Françoiſe kamen luſtwandelnd aus dem Waldgarten über jene Terraſſe herauf, wo im Vorfrühlinge der König die Kukuksrufe gezählt hatte. Fünf Marmorſtufen von der Terraſſe aufwärts begann, ſieben Bogenfenſter breit, die erſte und ſchönſte Gallerie, welche der König in Fontainebleau angelegt und nach ſeinem Namen benannt hatte. Dieſe Gallerien, lange, mit allem Aufwande jeglicher Bildnerei geſchmückte Säle, waren der verſchwenderiſcheſte Ausdruck eines wiedergeborenen Kunſtſinnes. Alle wiedererweckte Beziehung auf das claſſiſche Alterthum wurde darin in Gemälden, Statuen und Verzierungen angebracht; von jedem Sims herab, aus jedem Knauf oder Schnörkel des Holzſchneiders entwickelte ſich ein Gedanke an antike Vorſtellungen, ja die zweite große Gallerie, welche der König außer dieſer Franz-Gallerie anlegen ließ, verſinnlichte nur das Leben und die Abenteuer des Homeriſchen Helden Odyſſeus, war eine Verbildlichung der Odyſſee und hieß auch die Gallerie des Ulyſſes.

Eine ſo überreich aufquellende neue Kunſtzeit, welche ſich, wie die Renaiſſance that, einem vergangenen Geſchmacke anſchloß und welche ſo maſſenhaft alle einzelnen Theile hervorbrachte und anbrachte, Thüren und Thore, Treppen und Balcone, Geſimſe und Bogen, Karyatiden und Schnörkel, Chiffern und Wappen, Kreiſe und Flächen, Bilder und Statuen, Farben und Metalle, eine ſolche Kunſtzeit, ſollte man glauben, hätte leicht zur Ueberladung verleitet ſein können, da es ihr doch offenbar an einem ausgebildeten geiſtigen Principe gebrach. Aber das ſpecifiſch ausgebildete Geſchmackstalent ſpottet hier wie anderswo unſerer theoretiſchen Vorausſetzungen. Ihr werdet immer wieder, flüſtert es uns ſpöttiſch zu, einen neuen Kreis der Nothwendigkeit ausfinden, in welchen ſich alle menſchliche Hervorbringung fügen, von welchem ſie ausgehen müſſe, und das inſtinctmäßig

bildende Talent wird doch immer wieder, unbekümmert um euren Nothwendigkeitskreis, seine Formen erfinden, und diese Formen werden länger dauern in ihrer Vollkommenheit, als eure weiseste Theorie dauert. Gott offenbart sich eben mannigfaltiger, als der nur mit dem Talente des Denkens begabte und vom Talente des Bildens verlassene Theoretiker glauben oder doch sagen mag. Und daß die Talente auf einander neidisch sein können, eine Unwürdigkeit, welcher sie nie und nirgends entgangen sind, dies ist ein traurig Zeugniß, wir seien in der Menschengeschichte noch niemals auf jener Höhe der Anschauung gewesen, auf welcher alle Arten göttlicher Offenbarung im Menschen gleich hoch gewürdigt werden.

Oder war es in jener Renaissance-Zeit nicht blos die Kraft der Talente, war es die Jugend und der jugendliche Enthusiasmus derselben, welche die übervolle Hervorbringung vor Schwulst bewahrte? Ach, es ist so leicht, irgend eine neue Erklärung hinzuwerfen! Und daneben bleibt das Wunder stehen, unberührt, unerklärt in seiner Seele, das Wunder der Raphael'schen Zeit. Mitten aus einer bis zum Tode überreifen, durch bloßes Raffinement überreifen Welt, welche allen Glauben erschöpft hat, und nur mit einem Aberglauben tändelt, dessen sie sich bewußt ist, mitten in einer im höchsten Princip bereits aufgelösten und durch die aufstehende Reformation am Leben bedrohten Welt erwachen die Künste in höchster, noch niemals wieder erreichter Vollendung, mitten in jener principiellen Nichtigkeit malt Raphael mit einer bezaubernden Reinheit des Geschmackes, mit einem himmlischen Zauber der Schönheit! Und zwar einer Schönheit, die, züchtig und sinnlich zugleich, den Mönch und den Lebemann gleichmäßig entzücken kann, als ob Gott selbst seine Menschen gemalt hätte mit dem Reize der Keuschheit und Sinnlichkeit, welche er beide in sie gelegt. Woher ward diesem sanft leichtsinnigen Künstler, der lächelnd und genießend unter lustigen Prälaten Rom's lebte, woher ward ihm die Offenbarung?

Eben ſo tadellos in Geſchmack war des Königs Gallerie, obwol ſie den weiten Raum bis an die Decke angefüllt hatte mit Schmuck und Zierde aller Art, mit Wappen und Trophäen, mit Säulenverſchlingung und buntem Getäfel. Der Geſchmack, den alle Bildung ſteigert und vervollkommnet, iſt ein ſo urſprünglich Talent, wie das Talent des Denkers und des Zeichners, und König Franz, dem es in hohem Grade eigen war, hätte ohne ſeine Primatice und Le Roux, und wie ſie weiter hießen, Paläſte entworfen und Gallerien geſchmückt eben ſo ſchön, als er es mit ihnen that. Er war darin ſo fein organiſirt, daß er, mit Françoiſe in die Gallerie eintretend und mit ganz anderen Gedanken beſchäftigt, dennoch bemerkte, daß die aus Nußbaumholz geſchnitzte, mit Moſaiken verſehene Felderdecke Vergoldungen brauchte, um in Harmonie zu ſein mit den bunt gefüllten Wänden. Das Mondlicht glitt wie ein Traum auf dem ſpiegelglatten Eſtrich des unabſehbaren Raumes dahin und beleuchtete hier einen der brennenden Salamander, des Königs überall angebrachtes Sinnbild, dort einen glänzend aufgeſchirrten Elephanten, welcher den Triumph von Marignano ausdrücken ſollte. Und unhörbar glitt das ſchöne Menſchenpaar, Franz und Françoiſe, auf dem glatten Eſtrich dahin Arm in Arm bis zu einem ſchmalen Wandfelde, welches mit dem Basrelief eines ſchlafenden Nymphs angefüllt war, und vor welchem der König ſtehen blieb. Ein Druck auf die Wand, und das Wandfeld öffnete ſich als Thür, und man ſah in ein erleuchtetes Cabinet, auf deſſen Fläche Semele gemalt war, Semele im Feuer Jupiters vergehend. Da hinein trat das Paar, das Wandfeld ſchloß ſich hinter ihnen, und, aus dem Cabinet einige Stufen niederſteigend, kamen ſie in die ebenfalls erleuchtete Zimmerreihe, welche Françoiſe bewohnte.

Es harmonirte mit ihrem Sinne und mit dem Geſchmacke des Königs, daß ſie, öffentlich überall als Herrin behandelt, geheimnißvoll und entfernt vom Könige wohnte. Denn des Königs Zimmer lagen auf der anderen Seite der Gallerie, und noch ge-

ſchieden von dieſer durch Vorzimmer, Treppen und Gänge, und die Thüre, welche der ſchlafende Nymph deckte, war unbekannt.

Das obige Geſpräch verlor ſich beim Eintritt in Liebkoſungen, und erſt als der König Abſchied nahm, gedachte Françoiſe wieder der Sorgen, welche die mögliche Abreiſe des Königs erregt hatte. Nur eine kurze Zeit war der Liebesrauſch im Stande geweſen, die Sehnſucht nach ihrer Tochter in den Hintergrund zu drängen; jetzt erhob ſich dieſe Sehnſucht in voller Kraft. Ach nicht zu ihrem Heile! Hätte ſie gewußt, daß ein neuer Wendepunkt ihres Lebens nahe bevorſtünde, und daß es für dieſen von größter Wichtigkeit ſei, Alles zu vermeiden, was dem Könige in Bezug zu ihr einen verſtimmenden Eindruck geben könne, ſie hätte geſchwiegen mit der Bitte um Entführung ihres Kindes von Chateaubriant. —

Ach das Kind! erwiderte er, den Kinder als unfertige, immerdar fordernde Weſen gar nicht intereſſirten, und dem das Geſchöpf aus früherer Umarmung ſeiner Geliebten faſt widerwärtig war, — laß es doch aufwachſen wie es mag! Es wird ſich jetzt von Dir entwöhnt haben, und die Entführung desſelben von Chateaubriant, ohnedies mit großen Schwierigkeiten verbunden, würde einen Lärm verurſachen, der mir im jetzigen Augenblicke ſehr nachtheilig wäre. Jetzt eben brauche ich die gute Stimmung der Seigneurs. Kinder ſind überall im Wege! Erſt beeinträchtigen ſie Eure Schönheit, dann Eure Theilnahme, und am Ende erinnern ſie uns gröblich, daß wir alt werden und Platz machen möchten. Wo wollteſt Du denn hin mit dem Geſchöpfe, wenn es dem brutalen Grafen glücklich entriſſen wäre?

„Wohin — ?“

Doch nicht hierher nach Fontainebleau? Nicht doch! Solcher familienmäßige Anhang erinnert unangenehm an die Schattenſeite der Liebe, an Sorge und Zukunft — das folgenloſe Geheimniß iſt auf der Stelle zerſtört! Wo das Kind geſehen wird, gibts ein Verwundern, ein Fragen und Flüſtern und Erzählen! Denke nur an meine Mutter. —

„So will ich's nach Foix bringen, damit ich's zuweilen beſuchen kann.“ —

Beſuchen! Die Lebenspläne kreuzen laſſen für ein ſo kleines, noch unbedeutendes Weſen, — ſchlag Dir's aus dem Sinne, Françoiſe, und ſchlafe wohl!

Zum erſten Male hatte ſie mit Thränen des Leides dem Könige gute Nacht geſagt; ſie dachte nicht über den Charakterzug nach, welcher ſich darin ausdrückte, ſie folgerte nicht, ſie empfand nicht einmal in voller Stärke die alſo enthüllte Liebloſigkeit, aber ſie empfand Trauer. Sie liebte mit unbedingter Neigung, welche die Eigenſchaften des Geliebten wie das Schickſal ſelbſt hinnimmt; es lag ihr der Gedanke unendlich fern, daß es von den Eigenſchaften des Geliebten abhängen könne, ob die Neigung Dauer und Berechtigung habe. Eben ſo felſenfeſt war aber auch ihr mütterliches Gefühl, und ehe ſie am anderen Morgen nach der Seine hinabritt, wo das Fahrzeug ſie erwartete, ſchrieb ſie an Baptiſte jenen Brief, welchen dieſer dem Grafen von Chateaubriant mittheilte.

Leider wurde ſie während der Waſſerfahrt ihrer traurigen Stimmung nicht ſo weit Herr, um ſie dem Könige zu verbergen. Er war ohnedies nicht guter Laune; der Gang zum Sterbelager, die bedrohte Politik, die Einwendungen, welche ihm Françoiſe gemacht, und die ihm um ſo unbequemer waren, je mehr er einen Theil ihrer Richtigkeit anerkennen mußte, die läſtige Mutterſorge endlich ſeiner Geliebten, die ihr nicht kommen ſollte an ſeiner Seite, Alles das belegte ſeinen Sinn. Niemals noch hätte Françoiſe, um ihm zu gefallen, ihres Antheils an heiterem Naturell ſo ſehr bedurft, als auf dieſem mit bunten Teppichen und Flaggen ausgeſchmückten Schifflein, welches zwanzig Ruderer pfeilſchnell den Strom hinabtrieben, und welches außen ſo luſtig, innen ſo traurig erſchien. Unter einem Baldachin ſaß der König, abgeſondert vom Gefolge, ſeiner Herzdame gegen-

über und blickte mit halb geſchloſſenen Augen prüfend auf ſie. Wer ihn kannte, mochte ihm anſehen, daß der Groll, jener alltägliche, das Behagen zerſtörende Umgangsgroll, immer höher und breiter in ihm aufſtieg und bei erſter Gelegenheit ſchneidend hervorzubrechen drohte. Ein fröhlich Lächeln auf dem Geſichte Françoiſens, eine lebensfriſche Bemerkung von ihren Lippen wäre hinreichend geweſen, dieſen Groll auf der Stelle zu zerſtreuen; denn ſo ſehr ihn zuſammengekauerte Traurigkeit an Leuten, die ihm lieb waren, quälte und verſtimmte, ſo ſehr war er der geringſten heiteren Wendung zugänglich. Ja, ſein Weſen, der Heiterkeit wie der Lebensluft bedürfend, griff oft um jeden Preis nach ſolcher Wendung, weil es ſich gar zu ſehr gedrückt fühlte von trüber Luft des Umganges.

Françoiſe wußte das nicht, und ſie fühlte ſich ihm zu eng verbunden, und war zu natürlich, als daß ſie an eine Coquetterie gedacht hätte. So kamen ſie ſchweigſam nach Mélun, an deſſen Häuſern die Seine hinſtrömt. Aergerlich ſah der König, daß Boten und Seigneurs ſeiner harrten, und daß deshalb einen Augenblick angehalten werden müſſe. Während er die überreichten Depeſchen aufriß, traten Budé und Florentin an Bord, eines Blickes vom Könige harrend, damit ſie ihm vortragen könnten, was ſie von Paris auf den Weg nach Fontainebleau getrieben und in Mélun angehalten hatte bei der Kunde, König Franz komme den Waſſerweg herab.

Unglücklicherweiſe benutzte Budé die Pauſe, um der Gräfin zuzuflüſtern, Semblançay's Schickſal ſei auf dem Punkte der Entſcheidung, und zwar einer für den alten ehrlichen Diener lebensgefährlichen Entſcheidung. Budé ſetzte mit leiſem Vorwurfe hinzu, ob ſie denn des unglücklichen Mannes beim Könige vergeſſen habe. Sie hatte das nicht, aber es gab keinen übler gewählten Augenblick, den König in dieſer Angelegenheit anzutreten, als den jetzigen, keinen übleren für die Bitte und für den Bittenden.

Das gute Herz Françoiſens ließ ſie aber keine Rückſicht darauf nehmen, und als Budé und Florentin durch eine Hand-

bewegung des Königs eingeladen waren, in das wieder in Bewegung geſetzte Fahrzeug einzuſteigen, erinnerte ſie mit ſanfter Stimme den König daran, daß er ihr gnädige Rückſicht auf Semblançay's Schickſal verſprochen habe, ſie aber eben von Budé erfahre, er ſei mehr als je in Gefahr. —

„Madame," unterbrach ſie der König, „Ihr habt zu allen Dingen größeres Talent als zur Politik; denn Politik heißt: das Nöthige zu richtiger Zeit thun. Luſtig ſein, wenn Andere luſtig ſind, wird nicht zum Verdienſt angerechnet, verſtimmt ſein, wenn Andere verſtimmt ſind, und Segel wie Steuer gehen laſſen, wie es dem Winde gefällt, das iſt Jedermann erreichbar; in ſolchem Zuſtande aber von dem gelangweilten Nachbar noch eine Rückſicht in Anſpruch nehmen, welche leicht unabſehbare Mißlichkeiten in ſich ſchließen kann, dies, Madame, iſt ſo über die gebräuchliche Politik hinaus, daß Ihr ſelbſt unmöglich auf ein Gelingen rechnen könnt."

Ich verſtehe Euch nicht mein König.

„Das wird mir einleuchtend!"

Eure Rede iſt dergeſtalt eingehüllt in Gewänder von Vorausſetzungen und Nebenblicken, daß mir mein ſchweres Verſtändniß ſehr natürlich ſcheint.

— Auf dieſem Wege konnte König Franz zum Aeußerſten getrieben werden. Denn er wollte es ſich ſchon als etwas Beſonderes angerechnet ſehen, daß er ſeinen Unmuth nur in einer verdeckten Rede ausgeſprochen; dieſe Rede nun auch noch richtiger Weiſe unklar nennen zu hören, das brachte ihm zum Zittern vor Unleidlichkeit. Wie wir denn immer da am ungezogenſten werden, wo es zur Hälfte unſere eigene Schuld iſt, daß eine urſprünglich gute Lage ſich in Pein verkehrt hat; aus tiefem Hintergrunde hören wir ſchon die Vorwürfe unſeres Gewiſſens, und, um ſie zu betäuben, entrüſten wir uns ungebührlich. Fehler, die uns ganz fremd ſind, laſſen uns immer kalt. König Franz ſuchte zitternd nach einem all ſeinen Aerger ſattſam und giftig ausdrückenden Worte für Françoiſe; denn er gehörte zu den jähen Naturen,

welche im Zorne nicht nur keinen Unterſchied machen, gegen wen ſich der Zorn ausſchütte, ſondern welche im Gegentheile juſt die ſonſt geliebten Perſonen am empfindlichſten treffen wollen. Ehe er indeß dies Wort finden konnte, ſprach Florentin, welcher das Gefährliche der Situation vollſtändig überſah, dazwiſchen und leitete den Aerger des Königs auf ſich, oder vielmehr — denn er war von raffinirter Klugheit — auf Budé. Er ſchilderte nämlich mit ſalbungsvoll geiſtlichen Worten Semblançay's Lage, eine Lage unſchuldig wie die des Kindes im Mutterleibe, und ſchilderte den bevorſtehenden Juſtizmord, und alles dies, wie er weislich hinzuſetzte, auf Budé's Bericht. Natürlich fuhren die Wetter des Königs auf dieſen in Fragen und Vorwürfen, die hinter einander herſtürzten wie Donner und Blitz. Budé aber, oft zu ſanft und unentſchloſſen, hielt immer Stand, wo offenbarem Unrecht gegenüber zu treten war, und dieſe gemeſſene und wohl begründete Oppoſition brachte den König in die allerübelſte Stellung. Nachzugeben war ihm nicht mehr möglich, denn er war in all ſeinen Behauptungen allzu maßlos geſteigert worden, und es miſchte ſich in die Rechtfertigung Semblançay's allzu viel Sünde ſeiner Mutter und Sünde ſeines eigenen, gar oft leichtſinnigen Regimentes. Dieſe Sünden aufzuhäkeln wie ein verworrenes Gewebe, das war am wenigſten in ſolcher Stimmung des Königs Abſicht, wol aber ward es von Minute zu Minute ſeiner Stimmung angemeſſener, mit einem einzigen blutigen Streiche all dieſen läſtigen Kram zu erledigen, und mit einem ſchneidenden Worte der Ungnade und Verbannung die läſtigen Umgebungen abzuſchütteln. Wer die unbeſchränkte Gewalt hat, iſt gar leicht in der Verſuchung, alle läſtige Logik mit einer tyranniſchen Geberde zu erſticken.

Genug! rief denn endlich auch König Franz, und es lag in dieſem Worte und in dem Geſtus, der ſie begleitete, und der von den Augenbrauen herabzuckte über Schulter und Arm bis in die ſtarr ſich ausſpreizenden Finger, — es lag darin eine Wuth, und es ging davon ein Schrecken aus, daß Françoiſe ein

ſchmerzliches „Ach!“ ausſtieß, und daß Budé wie Florentin entſetzt einen Schritt zurücktraten. Keiner wagte es mehr, die eintretende Todtenſtille zu unterbrechen. Sie ſahen ſchüchtern — denn die Gewaltſamkeit des Königs wirkte gebieteriſch durch deſſen vornehme und mächtige Perſönlichkeit — und ſchlimmer Dinge gewärtig auf den Herrn, welcher Niemand anblickte, ſondern ſtarren Auges hinabſah auf die Waſſerfläche, als ob er den Wald von Vincennes heranziehen wolle, um ſogleich dieſer unangenehmen Fahrt und Geſellſchaft ledig zu werden.

So ſtieg er auch ohne ein Wort zu ſprechen ans Ufer und zu Pferde, und ritt ohne ein Wort zu ſprechen von dannen, nur begleitet von den Leuten des unmittelbaren Dienſtes.

Françoiſe ſah ihm lange Zeit nach, und erſt als Florentin fragte, ob es verabredet geweſen ſei, daß ſie nicht mit dem Könige nach Paris reite, deutete ſie mit der Hand auf das Schloß von Vincennes, welches fernher aus dem Eichen- und Buchenwalde ſchimmerte, und ſchritt langſam, geſenkten Hauptes voraus in den Waldesſchatten, denn die Sonne brannte blendend auf dem Ufer.

Während die Freunde Françoiſens dieſe um Aufklärung über das Betragen des Königs und mit Rathſchlägen für die nächſte Zukunft beſtürmten, ritt König Franz in grimmigſter Stimmung nach Paris hinein. Die Depeſchen, welche er in Mélun erhalten berichteten nichts Geringeres, als daß Bonnivet, wie früher Lautrec, allein auf dem Wege ſei, ihm den Verluſt des Heeres anzuzeigen, und daß die Feinde, von Bourbon und dem Marquis de Pescaire geführt, geraden Weges auf die Provence marſchirten. Es mußte von ſeiner Seite Entſcheidendes geſchehen; aus den Trümmern des zerſtreuten Heeres und mit energiſchen Maßregeln mußte ein neues Heer errichtet, er ſelbſt mußte an der Spitze desſelben geſehen werden, um die Macht der franzöſiſchen Waffen wieder herzuſtellen. Solche Verhältniſſe, die raſcheſten

Entſchlüſſe heiſchend, waren nicht geeignet, dem ergrimmten Manne viel zarte Rückſicht irgend einer Art zu geſtatten, nicht gegen ſterbende, nicht gegen lebende Weiber. Die Königin Claude fand er auch in einem Zuſtande, daß weder Hilfe, noch Unterredung angebracht ſein konnte; er entfernte ſich alſo auch ſchnell wieder von einem Anblicke menſchlicher Kläglichkeit, der ihm unter allen Umſtänden zuwider war, und ließ Duprat rufen. Bevor dieſer erſchien fertigte er Befehle aus nach allen Seiten des Reiches, und ordnete leider in dieſer üblen Stimmung gegen Françoiſe und deren Freunde bereits alles Weſentliche, was die Regierung des Landes während ſeiner nun ſicher bevorſtehenden Abweſenheit anging.

„Wer genießt das meiſte Anſehen im Lande," rief er Duprat entgegen, „um die Regentſchaft kräftig zu führen, wenn ich plötzlich ſtürbe oder außer Landes müßte?"

Das Parlament, Sire.

„Ach was! Und wer regierte das Parlament am leichteſten?"

Die Königin Mutter, die Frau Herzogin von Angoulême.

„Deren rechte Hand Du biſt, gälte es Recht oder Unrecht; — das Pergament in Deiner Hand iſt gewiß nichts Geringeres als Semblançay's Todes-Urtheil, deſſen meine Mutter ſo bedürftig iſt?"

Der Parlamentshof fragt nicht nach Bedürftigkeit, ſondern nach Recht. —

„Biſt Du — und bei dieſen Worten nahm der König das Pergament und hielt, es mit ſeinen Augen überfliegend, in ſeiner Rede inne — biſt Du von der Schuld Semblançay's überzeugt?"

Sire —

„Warte mit Deiner Antwort, bis ich vollſtändig gefragt. Ich werde dieſen Proceß, der meine Mutter ſo nahe betrifft, unterſuchen laſſen von drei unparteiiſchen und gewiſſenhaften Leuten, die Ihr alle nicht kennen ſollt, dies ſage ich Dir voraus,

nun gehe mit Deinem Gewiſſen und Deiner Zukunft zu Rathe, denn ſie ſtehen beide auf dem Spiele bei Deiner Antwort; Du haſt Zeit, bis ich das Urtheil ſorgfältig geleſen, dann erſt erwarte ich Deine Antwort!“

Der König las, der bleiche Duprat verrieth durch keine Miene, was in ihm vorging. Als der König nach ſorgfältiger Durchleſung den Blick wieder auf ihn richtete, fand er dasſelbe ſtarre Antlitz des Parlamentspräſidenten.

„Jetzt ſprich!“

Das Urtheil iſt zu Recht!

„Was Recht! Das Recht macht Ihr, je nachdem die Thatſachen zugerichtet ſind — haſt Du hier ehrlich zugerichtet?“

Sire —!

„Iſt der alte Semblançay der peinlichen Frage unterworfen geweſen?“

Nicht mehr als der Rechtsgang geſtattet. —

„Und der geſtattet ſo viel als nöthig iſt zu einem Geſtändniſſe, das man braucht!“

Unſere Mittel, die Wahrheit zu erforſchen, ſind allerdings beſchränkt —

„Beſchränkt! Sie ſind ſo unbeſchränkt, daß Ihr die Angeklagten auch zum Geſtändniſſe der Unwahrheit bringen könnt! Beſchränkt! Grauſam ſind ſie — aber darum handelt ſich's nicht in dieſem Augenblicke, ſondern um Deinen Schwur bei Leib und Leben“ — und unter dieſen Worten ſtand der König auf und trat dicht vor Duprat, ihm in die grauen Augen blickend, als wollte er ihm bis ins Innerſte blicken — „um Deinen Schwur, ob Du Semblançay für ſchuldig hältſt!“

Ich halte ihn für ſchuldig.

„Und zwar des Verbrechens, deſſen er angeklagt iſt? Antworte ohne Winkelzug!“

Es war auf ſolche Frage allerdings kein Winkelzug, wie ihn das jeſuitiſche Gewiſſen Duprat's bisher geſucht und gefunden, mehr übrig, das Verbrechen mußte ganz und blank begangen

ſein und ohne verdächtiges Säumen. Duprat, nie auf halbem Wege ſtehen bleibend, war der Mann dazu, und nach einem kaum bemerkbaren Zucken des Halſes, als ob eine Voreiligkeit hinabgeſchluckt werde, wiederholte er des Königs Worte: ſchuldig des Verbrechens, deſſen er angeklagt iſt.

Es entſtand eine lange Pauſe. Dann ſprach der König wie für ſich: „Armer Semblançay! Muth iſt die größte Tugend und beherrſcht die Welt!“ — Dann ſetzte er für Duprat hinzu: „Ich gratulire meiner Mutter zu Deiner Freundſchaft“. —

Ich bin erſt Richter, ehe ich Freund ſein darf.

„Laß das! Wir kennen uns. Bewahre ihr ſo nachdrückliche Freundſchaft auch wenn ich fern bin. Entſchloſſenheit gibt ein ſtarkes Regiment, und ein ſtarkes Regiment iſt, wenn auch nicht das beſte, doch das ſicherſte. Wirſt Du meiner Schweſter ebenſo zugethan ſein, wenn ſie Regentin wird?“

Sire, die Frau Herzogin von Alençon iſt Gemahlin eines Vaſallen, und forderte als ſolche und als mißtrauiſch angeſehene Katholikin zum Widerſpruche heraus. —

„Seitens Deiner?“

Seitens der Vaſallen des Reiches; ich ſelbſt widerſpreche keiner Wahl meines Herrn.

„Auch der Françoiſens von Foix nicht?“

Wenn es nur eine Françoiſe von Foix gäbe! Noch aber gibt's nur eine Françoiſe von Chateaubriant und Eure Majeſtät werden nicht einen bretoniſchen Boudeur zum Titularregenten machen wollen.

„Poſſen! Die Foix ſind ein energiſch Geſchlecht!“

Man rühmt die Liebenswürdigkeit der Gräfin, ich kenne weder ihre Energie, noch ihre politiſchen Fähigkeiten —

„Das weiß Gott, ich kenne ſie auch nicht.“

Und Sie ermeſſen, Sire, welch eine Erfahrung, welch eine Sicherheit nöthig ſein werden, ein Reich zu verwalten, welches ſeit beinahe zehn Jahren alle Fäden in die ſtarke Hand eines einzigen Mannes gegeben hat. —

„Du meinſt, meine Mutter kenne allein den Zuſammenhang der Fäden?“

Unerläßlich wäre es jedenfalls, Sire, daß die Semblançay'ſche Angelegenheit erledigt würde, bevor die hohe bei dieſem Proceß betheiligte Perſon an die Spitze des Regiments träte.

„Und ihren Gegner ſelbſt hinrichten ließe?“

Sie könnte ihn ja auch begnadigen.

„Eins wäre ſo unſchicklich wie das andere. Und wenn ich ihn begnadigte?“

Dann ſetztet Ihr Eure Mutter mit einem garſtigen Flecken des Mißtrauens auf den höchſten Platz in Frankreich!

„Biſt Du ſo gewiß, daß ich ſie dahin ſetze?“

Ich bin Euerer Weisheit gewiß.

Halb zerſtreut, denn er betrachtete bald Duprat, bald die Bilder im hohen Zimmer des Hôtels des Tournelles, wo dieſe Scene ſich begab, ergriff der König die Feder und zeichnete ſtehend, langſamen Zuges ſeinen Namen unter das Todesurtheil. Dann ging er raſch aus dem Gemache, ohne Duprat oder das Papier weiter anzublicken.

— Während ſich dies begab, waren Françoiſe und ihre Freunde in einem mit Hirſchgeweihen ausgeſchmückten Parterreſaale in ſorgenvoller Betrachtung über das Benehmen des Königs und über die Zukunft der Gräfin. Florentin war am tiefſten niedergeſchlagen und wiederholte, ſo wie es egoiſtiſche Freunde zu thun pflegen, ſeine ſtehende Klage, daß Françoiſe im Capitelſaale der Genovefen-Abtei den Contract zerriſſen habe. Großmuth der Jugend, ſetzte er predigend und ärgerlich hinzu, bezahlt die Schulden der Welt und darbt dafür im Alter! Wer ſich Wallungen hingibt, iſt des Bettelſtabes gewiß! Nichts bindet und dauert als gerichtlich niedergeſchriebenes Wort. —

Françoiſe ſah ihn gleichgiltig an, während Thränen über ihre Wangen liefen.

„Nach dieſer Probe übler Laune und Gleichgiltigkeit — fuhr Florentin fort — ſind wir kaum noch eines lockenden

Erfolges gewiß, wenn ich Dich mitnehme zu unſeren Nonnen in Paris und dem Könige vorenthalte, bis er den zerriſſenen Contract erneuert. Wer weiß ob er nachfragt!

Jedenfalls, gnädige Frau, ſprach Budé, der im Saale auf- und niedergegangen war und jetzt vor ihr ſtehen blieb, jedenfalls müßt Ihr ihm ein Zeichen Eures Unwillens geben und nun Eurer erſten ganz richtigen Regung folgen, Paris in dieſem Augenblicke zu vermeiden. Dies Schloß iſt ein würdiger Aufenthalt; verweilet hier; ich werde alle unſere Freunde unterrichten, und von morgen an ſollen die Duchatel, Marot, Primatice, Juſte und Lascaris einen Hof um Euch bilden mit mir und Couſin, der drüben in der Minimenkirche malt, daß der König mit Scham erkennen ſoll, wie wir ihm zum Trotz Anmuth, Schönheit und Verdienſt zu würdigen wiſſen, und wie wir in Euch ſo gut wie in ihm den Mittelpunkt unſeres geiſtigen Lebens verehren. Herzogin Margarethe, die ich ſogleich unterrichten werde, zögert gewiß nicht einen Augenblick, neben Euch an die Spitze des Vincenner Hofes zu treten, und nur was langweilig und abſichtsvoll iſt, ſoll in Fontainebleau bleiben. Unſer ſanguiniſcher Herr bereut jetzt ſchon, was er gethan, und einſehend, wo ſein beſſeres Leben weile, wird er büßend zum Hofe von Vincennes kommen wie ein Troubadour, der gegen die Deviſe ſeiner Dame gefehlt. Dies iſt dann der Augenblick, Semblançay's Begnadigung als Sühne zu heiſchen und eine würdige Stellung Euch auszubedingen neben der übelwollenden Frau von Angoulême für den Fall, daß der König ſelbſt in den Krieg zöge. Nicht wahr, Ihr billigt meine Anſicht und folgt meinem Rathe, gnädige Frau?

„Ich danke Euch," erwiderte dieſe, indem ſie Budé die Hand reichte, „lieber Budé, aber ich finde weder in meinem Herzen, noch in meiner Stellung ein Recht zu ſolcher Oppoſition gegen den König. Was Florentin ſagt, begreife ich kaum, und was ich davon begreife, das iſt mir zuwider. Ich liebe den König und bin von ihm geliebt. Er iſt übler Laune geweſen und hat

mich des Anſehens nicht gewürdigt, als er ſchied. Die Männer ſind doch wol alle mitunter rauh; mein Gott, wie viel ſchlimmer war ohne Veranlaſſung oft Chateaubriant und hatte doch nicht die tauſend Regierungsſorgen, und meinte doch auch, mich zu lieben! Ihm fügte ich mich, und ſollte Franz die Uebereinkunft brechen um einer herben Stimmung, um einer Grille willen? Nicht doch! Wie möchte ich ihm wehe thun, der zu einer ſterbenden Gattin ging und beſtürmt iſt von allerlei ſchwerer Sorge und Pflicht! Wie nähme ich mich aus neben einer Gattin, die ihm ſo viel wird verziehen haben, auch um meine Schuld wird verziehen haben?! Zu ſeinem Troſte bin ich da, in ſolchem Augenblicke mehr als je; und auch wenn er mich ſo unwillig empfängt wie er mich verlaſſen, es iſt ihm doch eine kleine Genugthuung, daß ich ihm folge und angehöre auch bei trüber Zeit."

Dabei winkte ſie nach den Pferden, und Budé küßte ihr gerührt die Hand und führte ſie hinaus, Florentins mißbilligende Aeußerungen und Gegenvorſtellungen aber blieben theils unbeachtet, theils erfolglos. Als ſie mit ihrem Dienergefolge die Allee nach Paris hinabritt und er und Budé ihre Maulthiere beſtiegen hatten, um ihr zu folgen bis ans Thor von St. Denis, da ſagte jener mehr erbittert als verdrießlich zu dieſem: „Sie wirft ſich ihm dergeſtalt an den Hals, daß es mich nicht im Geringſten verwundern ſoll, wenn er ſie eines Tages wegwirft wie etwas, das er am Wege gefunden!"

O nein, hochwürdiger Herr, ein gutes Weib übertrifft eben ſo weit einen guten Mann an Höhe des Sinnes, als ein ſchlechtes Weib den ſchlechten Mann in niedriger Geſinnung überbietet. Und unſer König verſteht ſich auf hohen Sinn. Was iſt's im ſchlimmſten Falle? Ein Weib wie unſere Freundin kann unglücklich, aber niemals elend werden.

Florentin ſah den Sprecher halb verächtlich über die Schulter an und erwiderte nichts. Erſt nach einer Weile, als Budé ſein Thier antrieb, um die Gräfin einzuholen, ſprach er ärgerlich: „Nehmt doch den Zügel an, ich kann nicht füglich in dieſem

Augenblicke, da die Königin im Verſcheiden liegt, mit der Geliebten des Königs durch die Straßen meiner Gemeinden reiten!“

Tröſtet Euch! Am Thore von Bercy nimmt die Gräfin ihre Maske vor!

„Als ob man nicht die halbköniglichen Farben ihrer Leute erkennte!“

Ihr ſchämt Euch, deſſen ſich der König nicht ſchämt?

„Der König iſt ein weltlicher Herr!“ —

— Die Pariſer, damals wie jetzt politiſch aufmerkſam bis in die Geheimniſſe der Schlafzimmer und dem Familienanſtande ſtrenger zugethan als jetzt, empfanden es allerdings unwillig, daß im Augenblicke des Verſcheidens ihrer Königin die Gräfin Chateaubriant mit königlichem Gefolge durch die Hauptſtadt reite. Und ſie waren im Voraus unterrichtet davon: die Herzogin von Angoulême, welcher eine Beleidigung der Gräfin auf offener Straße höchſt erwünſcht geweſen wäre, hatte am Morgen einen Eilboten mit dieſer Nachricht an ihre Freunde geſendet. Zahlreiche Menſchenmaſſen waren von der Baſtille an nach der damals erſt im Entſtehen begriffenen Place royale vom Mittage an verſammelt und gerüſtet geweſen, ihr Beleidigungen zuzurufen. Zum Erſtaunen der Maſſe war dagegen der König allein erſchienen, und die Maſſe, halb geſchmeichelt von einer Aenderung, welche ſie ihren Maßnahmen zuſchreiben mochte, halb geärgert durch ſolche Entziehung des anzugreifenden Gegenſtandes, um deßwillen ſie Stunden lang gewartet, entſchädigte ſich durch ein Vive le roi, welches zur Hälfte gutmüthig war, zur Hälfte nur gerufen wurde, damit man doch, einmal zum Schreien verſammelt, etwas rufen könne.

König Franz, ein König der Seigneurs, liebte den Zuruf der Maſſe nicht, auch wenn er ein beifälliger war. Er hatte die ſeinem Charakter gemäße Empfindung, daß man auch zum Zeichen des Mißfallens berechtige, wenn man das Zeichen des Beifalls erkenntlich hinnehme. Er war alſo ganz wie immer

vornehm und ohne das geringſte Wohlgefallen darüber auszudrücken durch die Menge hindurch geritten. Nur darin, daß er obenhin und leicht, kaum merkbar einige Male mit Augenlidern und Kopfe gegrüßt hatte, war er von ſeiner gewöhnlichen Weiſe abgewichen. Denn gewöhnlich grüßte und dankte er einer Volksmenge oder einzelnen Manans, wie man Jahrhunderte lang die Nicht-Edellente nannte, gar nicht. Es war dies nicht Hochmuth, es war jene egoiſtiſche Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht eine charakteriſtiſche Beziehung zu ihm hatte. Uud was nicht Seigneur war oder ſonſtwie bevorzugtes Geſchöpf, das hatte keine Bedeutung für ihn. Dennoch war ihm der Zuruf des Volkes an jenem Tage von einiger Bedeutung geweſen; er hatte ihn daran erinnert, daß Françoiſe mit ihrer Bedenklichkeit Recht gehabt, denn er empfand jetzt ſelbſt, daß ein ſo aufmerkſam beachteter Einzug mit ihr an ſolchem Tage etwas Unpaſſendes geweſen wäre.

Was Françoiſe dadurch für die Zukunft vielleicht gewann im Sinne des Königs, das verlor ſie thatſächlich durch die Ueberreſte der Volkshaufen, welche ſich noch in den Straßen herumtrieben und welche ſie ſogleich erkannten. Zweideutige und mitunter auch gröbliche Zurufe empfingen ſie an der Rue royale, und verletzten nicht nur ihr Schamgefühl, ſondern auch ihren Stolz bitterlich. Das Volk haßt mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit überall die Finanzbeamten, als ob dieſe allein die Veranlaſſung ſeien, daß es Steuern bezahlen müſſe. In Frankreich beſonders iſt es ſeit vielen Jahrhunderten dem Volke immer eine Genugthuung geweſen, wenn ein hoher Finanzbeamter geſtürzt wurde. Semblançay's, eines würdigen, rechtlichen Mannes peinlicher Proceß war den Pariſern alſo auch ein ſehr willkommenes Ereigniß geweſen, und die Chateaubriant hatte ſich ihnen unmittelbar dadurch verhaßt gemacht, daß ſie dem alten Manne beim Könige das Wort geredet habe. Sie wollten ihn hängen ſehen den alten Fuchs, an den ſie ſchon ſo viele Taillen bezahlt, ja der ihren Vätern ſchon Geld abgenommen!

Darauf bezügliche Verhöhnungen mußte denn Françoiſe in reichlichem Maße anhören. Entſetzt von dieſer Lage blickte ſie hinter ſich, um Budé's und Florentins, welche ſie nahe bei ſich glaubte, Schutz in Anſpruch zu nehmen. Sie waren nicht da; wol aber ſchloß ſich die vom Geſchrei anwachſende Volksmenge hinter ihr zuſammen und trennte ſie immer weiter von Budé, der gleich darauf um die Baſtillenmauer bog, und ſich der nicht ausweichenden Menge halber nicht mit ihr vereinigen konnte. Sie litt unerhörte Pein, beſonders da ſich in der enger werdenden Gaſſe rohe Männer bereits an ihr Pferd drängten und der Augenblick perſönlicher Mißhandlung nahe zu ſein ſchien.

Wie in Traumbildern, die vom Winde gepeitſcht gleich Wolkenſchatten einander jagen, ſo flog ihr Leben der letzten Zeit an ihren faſt geſchloſſenen Augen vorüber. Alles Entſetzen ihrer Stellung ſchaute ihr ſo erſchrecklich daraus und aus dieſem öffentlichen Scandale, dem Höhepunkte ihres Schickſals, wie ſie meinte, entgegen, daß ſie einen Augenblick allen Willen und alle Thatkraft verlor und unmerklich ſelbſt ihr Pferd anhielt, als ob es ihre Beſtimmung ſei, ſich zur Sühne den Mißhandlungen des Volkshaufens preiszugeben. Zwei der verwegenſten Männer des Haufens benutzten dieſen Moment, und der eine vertrat dem langſam ſchreitenden Pferde den Weg, der andere ſtreckte die Hand nach ihr ſelbſt aus. „In die Seine! In die Seine mit ihr! Damit die gute Königin Claude eine Kammerfrau finde unterwegs!“ ſchrie der Haufe mit wildem Gebrüll, als er ſah, daß ſich der Gegenſtand der Entrüſtung ſo gutwillig ergab. „Ein gutes Pferd iſt Goldes werth, wenn man's zu führen weiß!“ ſang in dem Augenblicke, da die ſchwere Hand des Handwerkers ſie berührte, eine ſchallende Stimme neben ihr, und Françoiſe fuhr aufgeweckt wie eine Nachtwandlerin, ſei es von der ſie entſetzenden Berührung, ſei es von dem Geſange, mit Kopf und Hand in die Höhe. Das Blut der Foix war in ihr erregt, und der Entſchluß ſchoß auf in ihrer Seele wie ein glühender Wetterſchein, der Entſchluß, den Kampf anzunehmen auf Leben und

Tod mit dem Schickſale. Mit aller Gewalt ſchlug ſie ihre Reitgerte raſchen Streiches einmal dem Bürger, der nach ihr griff, ins Angeſicht, das andere Mal auf den Kopf ihres Pferdes. Der Mann, in die Augen getroffen, taumelte zurück, während das Pferd in heftigem Satze den anderen umwarf und vollen Laufes auf der ſchlecht gepflaſterten Straße dahinflog, daß die Funken ſprühten und die Menſchen aus einander ſtoben. Die Diener, längſt mit Ungeduld dieſes Tempos harrend, ſtürmten ihr nach, und bei der plötzlich eingetretenen Ruhe in der Rue royale hörte man das Stampfen der galoppirenden Roſſe bald ferner und ferner.

„Marot's Chanſon hat ſie gerettet!“ rief lachend der Bürger, welcher umgeworfen worden war und ſich unbeſchädigt aufrichtete. „Wo iſt er?“ ſetzte er hinzu, „der Schelm war doch eben neben uns!“

„Aber ſchön iſt ſie und reiten kann ſie wie die Königin Iſabeau!“ rief die Stimme des Sängers aus einem Haufen.

„Das iſt wahr!“ ſchrieen Andere, und ein allgemeines Gelächter folgte. Es war ſchwer zu ſagen, ob man den Bürger auslachte, der ſich die gepeitſchten Augen in ungeſchickter Stellung rieb, oder ob es dem Attentate aus dem Stegreiſe galt, welches durch die Entſchloſſenheit einer ſchönen Frau ſo plötzlich geendigt war.

Françoiſe aber jagte unaufhaltſam durch Paris, bis ſie dergeſtalt verirrt war, daß ſie halten und einen Diener um Rath fragen mußte. Es war ſpäter Nachmittag, als ſie außerhalb der Stadt den Thurm von St. Denis vor ſich ſah.

Einer jener heißen Sonnentage war es, an welchen die Luft des Tages verdickt und dunſtig, gegen Sonnenuntergang aber in rothgelbem Scheine wunderbar durchſichtig erſcheint. Es wandelt dann Alles unter dem Himmel in dieſer Beleuchtung einher, wie man es auf alten Heiligenbildern zu ſehen gewohnt iſt: ſcharf abgeſchnitten von der Luft und wie angehaucht von einer gewiſſen ſteifen Feierlichkeit. In dieſer wunderbaren

Beleuchtung ſah ſie weithin über die Ebene von St. Denis den König reiten, der bereits auf dem Rückwege begriffen und nur von wenig Cavalieren begleitet war. Sein Anblick hatte bei dem grellen Himmelslichte etwas Geſpenſtiſches; auf ungewöhnlich hohem ſchwarzen Pferde erſchien er, ein ſehr hochgewachſener Mann und den Begleitern weit voraus, wie ein unterirdiſch Weſen, das im Brande der Sonne aus den Erdklüften an die Oberfläche heraufgeſtiegen ſei, um in unheilvoller Abſicht einen Theil der Welt zu beſehen.

Er ritt auch wirklich ohne Weg und Steg querfeldein, weil es ſeinem Naturell zuwider war, denſelben Weg zwei Mal hinter einander zu machen, und Françoiſe hatte Mühe, über Gräben und allerlei Hinderniſſe zu ihm zu kommen. Trotz ihrer Vorliebe für ihn empfand auch ſie jenen geſpenſtiſchen Eindruck, welchen ſo oft ein unerwartetes Zuſammentreffen innerer und äußerer Umſtände hervorbringt. Aber dieſer geſpenſtiſche Eindruck übte keine Macht aus auf ihre jetzt eben hoch geſteigerte Stimmung; einen Augenblick zerſchmettert von dem Attentate in Paris, hatte ſich der ihr angeborene Muth ein- für allemal zu der Einſicht und dem Entſchluſſe erhoben: ſie wandle am Abgrunde und ſie müſſe ſich wehren auf Tod und Leben gegen jegliches Hinderniß, das ihr bedrohlich in den Weg trete. Schwärmeriſch und wie alle Schwärmerei uneigennützig liebend, hatte ſie bis dieſen Tag ihre Stellung neben dem Könige niemals vom politiſchen Standpunkte betrachtet; was kümmerte ſie äußeres Anſehen und äußere Macht! Jetzt hatte ſie plötzlich dicht nach einander ihre Liebeswelt bedroht geſehen von innen her durch den launiſchen König, der offenbar durch politiſche Verwickelung zu liebloſer Laune getrieben war, und von außen her durch Zudringlichkeit der Volksmaſſen. Hier wie dort war es alſo, wie ſie glaubte, Mangel an politiſcher Macht, der ſie bedrohte, und ſo bildete ſich in ihr mit einem Male der auffallende Wechſel, daß ſie für ihre Liebe und trotz ihrer Liebe von Stunde an eine mächtige politiſche Stellung erzwingen wollte.

Dadurch war ihr Weſen außerordentlich verändert und der König zeigte ſich bald davon betroffen. Als er ihrer auf dem Felde anſichtig geworden, hatte er nicht eben mit wohlwollendem Auge auf ſie geblickt; daß ſie nach den Scenen am Vormittage dennoch ſeinem Vorſchlage von geſtern gefolgt ſei und ſich nach ſo herber Behandlung dennoch ſtreng gehorſam zeige, das machte ihm, dem eigenſinnigen Manne, keinen günſtigen Eindruck. Was ſich ſo widerſtandslos behandeln läßt, das reizt denjenigen Mann nicht, welcher keiner ſich ſelbſt verläugnenden Liebe fähig iſt. Er empfing die Gräfin alſo hochmüthig und lieblos, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ſo ſpät eintreffe. Wie war er verwundert, als ſie erwiderte:

„Das iſt Eure Schuld, König Franz, der Ihr Euer Volk in Paris ſo ſchlecht im Zügel habt, daß es ſelbſt Eurer nächſten Freundin mit Brutalität den Weg vertreten und ſie mit Hohn und Spott, ja ſelbſt mit Mißhandlung bedrohen kann.“ —

Die Pariſer?!

„Die Pariſer, die Eurem Regimente ſo wenig Ehre machen. Doch davon handelt ſich's nicht eben, denn man kann ſchwach regieren und doch ein ſtarker Freund ſein. Aber daß ein als ritterlich geprieſener König die Dame ſeines Herzens gedankenlos einem offenbar vorbereiteten Attentate des Pöbels ausſetzt, das, Sire, iſt erſtaunlich!“ —

Françoiſe?!

„Gräfin von Foix iſt mein Name, König von Frankreich, ſeit ich dem Namen meines Gemahls entſagt, und ſeit ich eingeſehen habe, daß die vertrauliche Benennung, welche ich Euch geſtattet, nicht nur keine Liebe, nein, nicht einmal alltägliche, jeder Dame gebührende Achtungsbezeugung mit ſich bringt.“

Man ſollte glauben, die Gräfin habe ſich nur mit großer Mühe eine Zeit lang in dieſem Tone erhalten können, da er ihrem Weſen fremd, und da er ihr, dem Könige gegenüber, den ſie liebte wie nur jemals vorher, äußerſt ſchwer geweſen ſei. Aber dem war nicht ſo. Ihre Liebe blieb ungeſtört davon; die Liebe hätte ihr mitten in dieſem

Geſpräche, welches ſich durch des Königs beſchwichtigende Gegenrede immer mehr belebte, — die Liebe hätte ihr in dieſer halb zornigen Aufregung jedes Opfer möglich gemacht, wenn ein ſolches im Augenblicke nothwendig geworden wäre, denn die Liebe zum Könige war eben ſo friſch und ſtark in ihr wie je vorher. Die Weltdame nur, die Frau der Geſellſchaft war zum erſten Male, war endlich in ihr zum Bewußtſein gekommen. Daß ſie ſich der rohen Gemeinheit ausgeſetzt geſehen, dies hatte endlich all das in ihr wach gerufen, was von Seiten ihrer Freunde immer und immer neben ihr geſprochen worden und was immer ohne Wiederhall in ihren Sinn gefallen war. Jedes dieſer Worte wachte wie von langem Schlummer in ihr auf; was Budé, was Brion, was Florentin von Stellung und Schutz jemals geſagt, die ihr der König ſchuldig ſei, das Alles erhob ſich jetzt geſammelt und geſchloſſen in ihr. Es war leblos geblieben, ſo lange die Liebe ohne Arg vertraut hatte auf den liebenden König; es wurde lebendig, da ſich von allen Seiten die Ueberzeugung aufdrängte, dies Vertrauen könne getäuſcht und in dieſe Täuſchung des Vertrauens könne wol auch die Liebe ſelbſt mit hineingeriſſen werden.

Vielleicht auch war ſie durch Florentin und durch das Hofleben ſo weit verdorben worden, daß der Ehrgeiz in ihr Macht gewann neben der Liebe, daß der Eigennutz eine Stelle fand in dieſem ſonſt ſo uneigennützigen Herzen. Oder ſind nicht all dieſe Ausdrücke zu hart? That es denn ihrem Herzen und ihrer Liebe irgend einen Eintrag, daß ſie ſich eines Stolzes bewußt wurde, welcher ihr zukam durch Geburt und Erziehung, und welchen ſie hegen durfte nach ſo viel rückſichtsloſer Hingebung, als ſie dem Könige bewieſen? Königliche Herrin zu ſein war ja den Anſprüchen eines Herzens nicht fremd, welches Liebe zum und Liebe vom Könige klar und feſt in ſich trug und welches Leib und Leben für dieſe königliche Liebe ohne Weiteres hingegeben hätte! Im Grunde konnte nur der oberflächliche Zuſchauer von dieſer endlich eintretenden Wendung im Weſen eines Weibes überraſcht

ſein, eines Weibes, welches überall, ſowol in Gehorſam als in Kraft zur Selbſtopferung, als in endlicher voller und offener Hingebung an ihre Liebeswelt ſtark ausgeprägte Züge offenbart hatte.

Der König freilich war ein ſo oberflächlicher Zuſchauer geweſen; denn ſeine Eitelkeit, durch Mannesſchöne und hohe Stellung begünſtigt, hatte ihn über die geheimen Widerſtandskräfte des Weibes völlig ſorglos und gedankenlos gelaſſen. Völlig unerwartet traten ſie ihm jetzt entgegen und beſtürzten ihn, ſo weit ſie ihm gegründete Vorwürfe unritterlichen Betragens vor's Angeſicht hielten. Denn ein ritterlicher König, ein ritterlicher Herr in aller Ausdehnung des Wortes zu ſein, dies war der Grundton ſeines Stolzes. Deshalb war er anfangs zum Aeußerſten beſtürzt, und verwirrte ſich in der Scham vor ſeinen eigenen kleinlauten Erwiderungen, eine Scham, die ihm neu und empfindlich peinigend war. Er achtete nicht auf Weg und Richtung und ritt planlos neben der Gräfin dahin, welche überaus prächtig ausſah in dieſer ſtolzen Wallung auf ſchaum- und ſchweißbedecktem Zelter. Von Aufregung und Tageshitze glühte ihr Angeſicht, der runde Federhut mit breiter Krempe war aus dem Geſichte nach hinten zurückgewichen, das ſchöne ſchwarze Haar drängte ſich hervor, die Wangen glühten und die Spange des grüngoldenen Reitgewandes, welche es über der Bruſt zuſammenhielt, war ausgeſprungen, ſo daß die Oberbruſt, von raſtlos ſtrömender Rede und Erhitzung gehoben, dem Blicke entgegentrat.

Solche Schönheit verdrängte ihm in etwas die Pein der Erniedrigung, und ſobald dieſe Pein ein Wenig zurücktrat, gewann auch das Intereſſe die Oberhand, das Intereſſe, eine ſo überraſchende Wendung in dem Charakter ſeiner Herzdame zu erleben. „Warum haſt Du nicht einige Stunden früher ſo geſprochen!“ rief er unwillkürlich und ohne weitere Erklärung aus.

„Erſt ſeit einigen Stunden,“ erwiderte Françoiſe raſch, „haſt Du ſolche Worte nöthig gemacht!“

Lediglich mit ſich beſchäftigt, waren ſie ſolcherweiſe abſichtslos auf eine Anhöhe vor Paris gekommen, die man ſonſt nicht gern betrat, und die der König an jenem Tage um jeden Preis vermieden hätte, wäre er frei und der Umſicht fähig geweſen. Jetzt war es zu ſpät dem Anblicke zu entgehen, der ſich entgegendrängte. Dichte Volksmaſſen wälzten ſich von Paris den Berg herauf, und in ihrer Mitte zeigte ſich, umgeben von berittenen Trabanten, ein bärtiger Menſch mit blutrothem Mantel und auf ſchwarzem Karren ein alter, todtenbleich ausſehender Mann. —

Der König fuhr ſich mit der Hand über die Augen, wie um ſich zu beſinnen, wo er ſei und was dies zu bedeuten habe. Unterdeß war die Menge, die ihn geſehen und erkannt, haſtig näher gerückt mit wildem, die Luft erſchütterndem Geſchrei. Franz hatte ſich mit Entſetzen überzeugt, er ſei auf Montfaucon, der Hochgerichtshöhe bei Paris, und der bleiche arme Sünder mit ſchneeweißem Barte, der ihm die magern Hände entgegenſtreckte, ſei Niemand anders als Semblançay, den Duprat ſchleunigſt zum Galgen befördern laſſe. —

„Was iſt das?“ rief Françoiſe, — „ſchon wieder dieſe brutalen Töne, dieſe erſchrecklichen Maſſen! —“

„Hinweg! hinweg!“ rief der König und griff nach dem Zügel ihres Pferdes. —

„Horch! einen Augenblick noch!“ ſagte haſtig Françoiſe und beugte ſich nach dem Halſe des Thieres, als ob ſie deutlich hören wolle, was die Leute ſchrieen, — „um Gotteswillen! Franz, hörſt Du? Sie ſchreien Dir Vivat für — für — das Todesurtheil, — dieſer Greis, wer iſt's?“

„Hinweg! hinweg!“ Und mit dieſen Worten ſpornte er ſein Pferd bis auf's Blut, und riß Françoiſens Zelter am Zügel mit hinab, ſeitwärts biegend von der Volksmaſſe und über Stock und Stein dahin jagend nach der Stadt, über welcher eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten.

Aber auch hier fand er keine Ruhe; in den dunkelnden Straßen war Alles in Bewegung, und ſämmtliche Glocken

läuteten, daß man in der Nähe der Kirchen wie betäubt war. Françoiſe, öfter in Gefahr vom Pferde zu fallen, und fieberiſch aufgeregt durch alle Vorgänge des Tages, rief ihm umſonſt zu wiederholten Malen zu, was vorgehe? und wer der Unglückliche geweſen ſei? was die Aufregung und das Glockengeläute bedeute? Er antwortete nicht, und im Lärm der galoppirenden Pferdetritte und der überall tönenden Glocken ging es fort und fort durch die immer finſterer werdende, brauſende Stadt.

Am jenſeitigen Thore aber, welches nach Corbeil hinausführte, war der König genöthigt, einen Augenblick zu halten, weil das Thor ſchon geſchloſſen war. Während die Diener vorritten und ſchrieen: „Oeffnet das Thor für den König!“ fand ſie Zeit, einen Trabanten zu fragen. —

„Semblançay wird gehenkt und die Königin Claude iſt geſtorben,“ antwortete eintönig der Trabant.

10.

Die Dinge waren ihrer Entſcheidung nahe gerückt; Bourbon belagerte Marſeille, Bonnivet ſelbſt war angekommen in Fontainebleau, des Königs Abreiſe zum Heere ſtand vor der Thür, und vor dieſer Abreiſe mußte das Wichtigſte entſchieden werden. Die Regentſchaftsfrage und die Stellung der Chateaubriant erſchien aber allen Leuten am Hofe als das Wichtigſte, und Niemand wußte darüber etwas voraus zu ſagen, ſelbſt die Herzogin von Angoulême nicht, obwol ſie, vom Hôtel des Tournelles aus am Sterbetage der Königin Claude datirt, eine ziemlich poſitive Zuſchrift ihres Sohnes in Händen hatte, daß ſie in ſeiner Abweſenheit die Zügel der Regierung führen ſolle. Sie kannte ihren Sohn zu gut, als daß ſie ſich mit dieſer Zuſchrift des

Ausgangs ſicher geglaubt hätte. Er bindet ſich nicht, ſelbſt nicht durch ſeine eigenen Ausſprüche und Beſchlüſſe, er geſtattet jedem Tage ein neues Recht, und die letzte Stunde vor ſeiner Abreiſe wird erſt entſcheiden, wer die Herrſchaft an ſeiner Statt erhalten wird. So ſprach ſie zu Duprat, der ihr über Semblançay's Ende berichtet hatte, und trug ihm auf, den feinen Prälaten Florentin ihr unverzüglich nach Fontainebleau zu ſchicken. Sie wußte, daß er in Vincennes mit der Gräfin geweſen, und ſie war der Meinung, von ſeinen Rathſchlägen rühre es her, daß ſich von jenem Tage an eine ſo auffallende, der Gräfin günſtige Aenderung zeige im Verhältniſſe des Königs zu ſeiner Herzdame, eine Aenderung, von welcher die Herzogin in der entſcheidenden Stunde das Schlimmſte befürchtete. Dieſer Florentin alſo müſſe um jeden Preis gewonnen werden, damit er eiligſt wieder vernichte, was er geſchaffen.

Ach! und das war ſo leicht! Er hatte in Vincennes nicht gerathen, er war ſeiner Milchſchweſter bereits ſo gut wie abtrünnig, weil er die Unmacht derſelben zu erkennen glaubte, er hatte von da an den höflichen Verſicherungen der Herzogin bereits ein gefälliges Ohr geliehen, er harrte nur ihrer poſitiven Aufträge.

Den vollen Grund zu ſagen: Florentin ward durch den Aberglauben, welcher damals mehr als je unter dem höheren Clerus ſyſtematiſch herrſchte, von ſeiner Milchſchweſter abgedrängt. Alle geheimnißvollen Zeichen waren gegen ſie; je tiefer er eingeweiht wurde durch die Kundigſten ſeines Standes in Paris, je feſter und ſicherer er ein Horoſkop ſtellen lernte, deſto hoffnungsloſer wurde er für Françoiſe, und in Folge deſſen auch deſto kälter; denn er verband ſich nur mit dem, was Erfolg verhieß in der Welt.

Als er nun auf Duprat's Mittheilung ſogleich hinübereilte nach Fontainebleau, und, zuerſt in Françoiſens Zimmer eintretend, den Raben Jacques wieder bei ihr fand, den er ſeit dem Aufenthalte in der Heimat nicht wieder geſehen, da gab der

Anblick dieſes Vogels den letzten Ausſchlag, wenn es noch eines ſolchen Ausſchlages bedurfte.

Jacques, welcher damals die Gräfin und den König nur eine Strecke Weges begleitet hatte, war jetzt mit Chimene nach Fontainebleau gekommen, als dieſes verlaſſene Mädchen nach dem Tode der alten Gräfin Foix eine Zuflucht bei Françoiſe geſucht hatte. Bemerkte ſie's nicht, oder wollte ſie es nicht bemerken, daß Françoiſe ihr abgeneigt, wenigſtens mißtrauiſch gegen ſie geſinnt ſei? Sie ſah und hörte nicht darauf, ſie liebte Françoiſe, wie ein junges Mädchen im Stande iſt, ein älteres mit Schwärmerei zu lieben. Und wenn ſie ihr den Raben mitbrächte, der ihr von Jugend auf angehört hatte, ſo glaubte ſie ihr eine beſondere Freude zu machen.

Florentin, der zuerſt bei der Gräfin eingetreten war, um ſich erſt an der aufrichtigen Quelle über den jetzigen Stand der Verhältniſſe zu unterrichten, fand weder Françoiſe noch Chimene, aber er fand den Raben. Er kannte die verborgene Thür in der Gallerie, und war durch das Semele-Cabinet eingetreten; denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß er Françoiſens Beichtiger war. Als er in den leeren Zimmern zu ſeinem Schrecke nur von Jacques begrüßt wurde, deſſen Ankunft ihm unbekannt geblieben, da fühlte er ſich auf einmal zweifellos beſtimmt, und ging von da ſtehenden Fußes zur Herzogin.

Iſt es ſo gar wunderlich, daß ein mit großen Verſtandeskräften ausgerüſteter Menſch dergeſtalt gemeinem Aberglauben unterworfen war? Der herrſchende Ton unter den damaligen Prieſtern erklärt es hinreichend. Außer denen, die immer beſtehen und alle Revolutionen überdauern, das heißt außer den gedankenloſen, welche der hergebrachten Formel blindlings folgen, zerfielen ſie in zwei Theile: ein Theil neigte zur Reform, und der andere Theil entſchädigte das geheimnißvolle Bedürfniß, welches den Menſchen innewohnt und welches die Bürgſchaft unſerer höheren Bedeutung und ewigen Beſtimmung iſt, durch Hingabe an die Glaubenskünſte aller Zeiten. Solche Glaubenskünſte

werden Magie und Zauberei genannt, ſobald ſie nicht zu einer geläuterten, das heißt auf einfache Sätze zurückgeführten und allgemein angenommenen Religionsform gediehen ſind, oder ſobald ſie ſich in verwegener Speculation von der allgemein angenommenen Religionsform trennen. Solche Parteiung iſt bei allen Völkern, denen eine ausgebildete Geiſteswelt erreichbar geweſen, und iſt zu allen Zeiten eingetreten. Prometheus und Siſyphus hat man mit Recht die Fauſte der alten Welt genannt, und Hekate wurde mit ihrem Hofſtaate von Hunden, Schlangen und Scheuſalen eine vom Dogma abliegende Königin der Unterwelt für die Griechen, eine Zaubermutter, deren Reich Horaz in dem bekannten Verſe meint: Wenn ich die Ueberirdiſchen nicht rühren kann, ſo werd' ich die Unterwelt bewegen! Die Unterwelt wurde überall das weite, unfaßbare Reich der Zaubergewalten. Wie tief hatte Moſes dieſe Gefahr für den beweglichen Menſchenſinn erkannt, und wie ſtreng hatte er die Theilung der Gottheit, in welcher Theilung er all dieſe Gefahr erblickte, in ſeiner Lehre verdammt. Aber auch ſein Volk entging dieſem Dualismus nicht, welcher im ganzen Oriente herrſchte, und aus der babyloniſchen Gefangenſchaft brachten die Juden das Heer der Dämonen mit, denen Satan gebietet. Durch allerlei Hinterthüren ſtahlen ſich dieſe unmoſaiſchen böſen Geiſter in die jüdiſche Religion, und ſie finden ſich als anerkannte Gewalten vor, als das Chriſtenthum auftritt, welches die Dämonen austreiben, der alten Schlange, dem Satan, den Kopf zertreten will, und ſie alſo unmittelbar anerkennt. Mehr und mehr traten dieſe feindlichen Gewalten unmittelbar hervor in den ſich ausbildenden Glaubensbekenntniſſen des Chriſtenthums, und der Satan heißt bald überall der Fürſt der Welt. Mit dieſem Gedankengange erbten ſich hundert Traditionen in der Prieſterſchaft fort, wie dieſe böſen Mächte zu beherrſchen ſeien. Was wir beherrſchen, das iſt uns dienſtbar, was uns dienſtbar iſt, das wollen wir ausbeuten, — alſo iſt die Folge im Menſchengeiſte. Die Magie alſo, die Kenntniß geheimnißvoller Gewalten, ward wieder

errichtet unter dem erlaubten Titel der Teufelsbeherrschung und Teufelsaustreibung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war bereits eine ganz ausgebildete Theorie des Zauberwesens vorhanden, dessen Adepten besonders aufgeklärte Priester waren. Der sogenannte „Hexenhammer", ein Criminalcodex, nach welchem man Hexen richtete, und aus welchem man sich zu seinem Privatzwecke unterrichtete, ist ein Zeugniß, wie ausgebildet und bis ins Einzelne ausgebildet diese Theorie damaliger Zeit war. Und es war dies Zauberwesen damals eines von jenen öffentlichen Geheimnissen, dessen Benutzung nur unter gewissen beschwerenden Umständen bestraft wurde. Der aufgeklärte italienische Clerus, welcher den Ton angab für Europa, machte aus seinen derartigen Neigungen gar kein Hehl, und Pomponazzi lehrte in Padua und Bologna öffentlich Magie, das heißt: die Wissenschaft, das versiegelte symbolisch magische Hieroglyphen- und Wunderbuch Natur zu entsiegeln. Die biblischen Wunder zum Beispiel schrieb er der natürlichen Magie zu, und die bizarrsten Vorstellungen, wie man sich in ein Thier verwandeln oder seinen Geist einem Thiere einhauchen könne, waren gang und gäbe. Daß sich Adam und Eva an der Schlange versehen und dadurch den jetzigen Menschenleib erhalten hätten, das war keinem Adepten zweifelhaft. Der Mensch sei viel schöner gewesen und die Schlange wol auch. Wenigstens habe sie auch Hände und Füße gehabt, die ihr nun in die Haut eingewickelt seien wie einem Wickelkinde. Zur Zeit der Wiederherstellung aller Dinge, und wenn wir erst den vollständigen Höllenzwang gefunden, dann würde Alles wieder in seine schönste Gestalt zurückkehren. Tiefsinnige Gedanken alter und moderner Philosophen waren in Beispielen geläufig, wie die Vorstellung vom Basilisk zeigt, der durch seinen bloßen Blick tödtet. Er tödte nämlich blos durch die Begierde zu tödten, welche er in seinen Blick zusammendränge, wie denn der philosophische Gedanke, daß Gedachtes dadurch, daß es gedacht worden, auch zur wirklichen Existenz gekommen sei, schon von Plotin herab der magischen Wissenschaft eigen war.

Wie mußte dies Alles einen von ſonſtigem Glauben entblößten, aber an Phantaſie und Verſtand reichen Mann wie Florentin locken, da er es halb verſchleiert und von den ſtattlichſten Prälaten hoch geachtet in Paris vorfand! Mit ſolch einem Glauben fand man ein Bedürfniß des Glaubens ab, deſſen man ſich doch dem ſtets gefürchteten Schickſale gegenüber nie ganz entſchlagen kann, und tauſchte doch nur einen Glauben ein, den man ſeinem Bedürfniſſe anmaß, den man erweiterte oder verengte, je nach Belieben! Florentin wurde ein eifrigſter Adept, um ſo eifriger, je neuer ihm dies Gebiet noch war, je tiefer er es verwachſen glaubte mit der Hierarchie. Und in dieſem erſten Stadium ſeines Glaubens fand er jetzt den Raben bei Françoiſe, denſelben Raben, der ihr in der Abtei, das wußte er, ſo verhängnißvoll geweſen war. Der Rabe war von erſchrecklicher Wichtigkeit in aller magiſchen Kunſt! „Dr. Johann Fauſtens Miracul-, Kunſt- und Wunderbuch, oder der ſchwarze Rabe, auch der Dreifache Höllenzwang genannt, womit ich die Geiſter gezwungen, daß ſie mir haben bringen müſſen, was ich begehret habe, es ſei Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Spring-Wurzel, und was ſonſt mehr dergleichen auf Erden" — dieſes wichtige Buch war in Frankreich und auch ihm bereits nicht blos dem Titel nach bekannt, und mit Schauer floh er vor dem ihn erkennenden und verfolgenden Jacques durch die Tapetenthüre in die Franz-Gallerie hinaus.

Die Herzogin Louiſe von Angoulême bewohnte die abgelegenſte Seite des damaligen Schloſſes; Florentin hatte über einen Hofplan zu ſchreiten, welcher nach der jetzigen Stadtſeite zu die Wohnung des Königs begrenzte, und mußte dann durch einen kurzen, aber düſteren Bogengang hindurch, um in das von der Herzogin eingenommene Seitengebäude zu kommen. Sie wohnte gern abgeſondert, denn ſie hatte immer beſondere Dinge vor, welche die neugierigen Hofleute nicht ſehen ſollten. Sonſt hätte man nicht gewußt, warum ſie dieſen älteſten und engſten Theil des Jagdhauſes von Fontainebleau mit ſchmalen Fenſtern

und ſchmalen Gemächern ſich auserwählt, der vielleicht ſchon von Ludwig dem Heiligen zur Herberge benutzt worden war, und der ſpäter in dem fünffach eingeſchachtelten Gehäuſe von Schlöſſern Fontainebleau's verſchwunden iſt.

Als Florentin eintrat, verabſchiedete ſie eben Bonnivet, welcher eine junge ſchöne Dame an der Hand führte. Bonnivet war es durchaus nicht anzuſehen, daß er eben aus einem höchſt unglücklichen Feldzuge, deſſen übler Ausgang beſonders ihm zugeſchrieben wurde, heimgekehrt war; der heitere Leichtſinn war ihm eigen wie ſonſt, er küßte der Herzogin bedeutungsvoll die Hand wie ehedem, und fragte mit einem unnachahmlichen Seitenblick auf die junge Dame nach den Befehlen der ihm ſtets gnädigen Louiſe.

„Keinen Leichtſinn!“ flüſterte dieſe raſch, als ob ſie unmittelbar auf jenen Seitenblick antwortete, „der Augenblicke ſind wenig und der günſtige will ergriffen ſein. Mein Sohn badet im rothen Pavillon, und er iſt am günſtigſten geſtimmt für das Geſuch dieſer Dame, wenn er im Begriff iſt, den Pavillon zu verlaſſen. Seid muthig, Madame, und ſprecht mit voller Hingebung. Adieu! Ihr mögt mir Bericht erſtatten, Bonnivet, ich gehe nicht aus vor Tafelzeit.“

Als Bonnivet mit ſeiner Dame das Zimmer verlaſſen hatte, wendete ſich die Herzogin mit einem lange forſchenden Blicke zu unſerem jungen Prieſter. Sie ſprach nicht, als ob ſie gefürchtet hätte, durch Sprechen die Prüfung zu ſtören. Und der verſchmitzte Florentin hatte nicht ſo viel dreiſte Haltung des Auges, wie ſie Kraft der Herausforderung beſaß; er ſchlug es nieder und begann das Geſpräch gegen ſeine Abſicht. Denn von zwei Unterhändlern iſt derjenige im Nachtheile, welcher die Rede anfängt, auch wo es ſich nur um Abſchluß längſt beſprochener Dinge handelt.

„Die Frau Herzogin haben befohlen“ — ſagte denn Florentin, um ihr wenigſtens ſolcherweiſe die erſten Schritte zuzuſchieben.

Nicht daß ich wüßte! entgegnete ſie lächelnd.

„Dann bitte ich um Verzeihung, denn es iſt dann ein Mißverſtändniß von Seiten des Herrn Kanzlers, auf deſſen Einladung ich heute nach Fontainebleau und hierher gekommen bin!“

Habt Ihr Euer Beichtkind ſchon geſprochen? Ihr werdet ſie ſehr befriedigt gefunden haben von der neuen Coquetterie, die ſie angewendet hat gegen meinen Sohn, und deren Erfindung ich Euch zuſchreibe, um weßwillen Ihr mich erſtaunt ſeht über Euren Beſuch.

Florentin fühlte nach dieſen Worten keinen Boden unter ſich. Françoiſe war alſo in voller Macht, und er ſelbſt, im Begriff ſie zu verrathen, war im Begriff eine Thorheit zu begehen. — Er ſtotterte ungeſchickt einige ablehnende Worte.

Die Herzogin hütete ſich wohl, ihn zu unterbrechen, und als er ſeine unvollſtändige Phraſe beendigt hatte, fühlte er wiederum den zudringlich prüfenden Blick auf ſich ruhen, und die Pauſe dehnte ſich wieder.

Ihr ſeid nicht unterrichtet, Herr Prälat, ſagte ſie darauf langſam, und kommt, mir Euren Rath anzubieten! Ihr ſeid nicht entſchieden, welche Partei Ihr ergreifen ſollt, und kommt, Euch als mein Parteinehmer die Belohnung auszubedingen! — Laßt es gut ſein mit halben Worten, Ihr braucht noch Uebung, um damit zu täuſchen, Ihr braucht noch Uebung, nicht getäuſcht zu werden. Wenn die Gräfin wieder in voller Macht wäre, würde ich Euch, den Schwankenden, mit ſolcher Nachricht empfangen?

„Ich ſchwanke nicht mehr“ — entgegnete Florentin, der ſich dahin gefaßt hatte, rein mit der Sprache herauszugehen — „ſeit ich am Todestage der Königin die politiſche Unfähigkeit meines Beichtkindes geſehen, und ſeit ich in der Zukunft geleſen, daß ſie ungeſchützt vom Könige zu Grunde gehen werde!“

Ei, ſind Eure Bücher der Zukunft in ſo deutlicher Sprache geſchrieben?

„Ich ſchwanke nicht mehr, erlaubt, daß ich endige, ob ich ſie verlaſſen müſſe, denn ich diene nur dem, was Macht und Erfolg hat, und nicht dem Vergeblichen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich die dauernde Macht an dieſem Hofe ſuchen ſoll.“

So? Euren Mangel an Klugheit bedeckt Ihr mit Unhöflichkeit. Vielleicht war dieſe Dame, welche eben mit Bonnivet hinwegging, vielleicht war ſie die Mächtige der Zukunft?

„Der Zukunft? Das iſt wol möglich, aber einer Zukunft, die noch zwanzig Jahre Zeit hat, und das iſt Zukunft für den Schwärmer, nicht für uns.“

Was? Zwanzig Jahre! Das iſt wenigſtens originell, wenn es ſich blos um Waffen der Jugend und Schönheit handelt! Ihr habt heute keinen guten Tag, Herr Florentin.

„Dieſe ſechszehnjährige Dame hat große Anlagen, aber ſie werden langſam reifen, und jetzt hat ſie nichts als den augenblicklichen Reiz der ſechszehn Jahre.“

Kennt Ihr ſie denn?

„Diana von Brezé war bei mir, ehe ſie nach Fontainebleau kam, und zwar ſchon vor acht Tagen, ehe ich das weltliche Schickſal meines Beichtkindes aufgegeben hatte. Ich hielt ſie aber für ſo ungefährlich, daß ich ihr ſelbſt dringend gerathen, hierher zu gehen, und daß ich ſie mit guten Rathſchlägen ausgerüſtet habe, an den König zu kommen, dem Könige zu gefallen, den König zu bewegen.“ —

Hiermit war die Reihe der Ueberlegenheit an Florentin gekommen, er hatte das Geheimniß und die Maßregeln der Herzogin überholt. Ihr Stillſchweigen war alſo jetzt von anderer Art, und als ſie es enden wollte, winkte ſie Florentin, einen Seſſel einzunehmen und ſetzte ſich ſelbſt, indem ſie ſprach: Es iſt ſchade, daß eine ſichere Uebereinkunft mit Euch ſo ſchwer, faſt unmöglich iſt!

„Sicher iſt nur der Tod, und ich bin ſicherer als die Mehrzahl der Menſchen, weil ich mich keinen Leidenſchaften hingebe,

und die einzige Neigung, welcher ich nachhänge, von meiner Herrin befriedigt werden kann."

Welche Neigung iſt's?

„Eine hohe Stelle im geiſtlichen Regimente, zunächſt eine biſchöfliche."

Und wer ſie Euch verſpricht, dem dient Ihr treu, bis Ihr ſie habt?

„Wer ſie mir verſchafft, dem diene ich treu, ſo lange er mir mit Wahrſcheinlichkeit eine höhere verſchaffen kann."

Und glaubt Ihr nicht, daß dies die Regentin von Frankreich könne?

„Gewiß glaub' ich's."

Und zweifelt Ihr, daß ich in wenig Tagen Regentin ſein werde?

„Nein."

Ihr habt alſo die Chimäre, daß Eure Gräfin ſo raſch und hoch erhoben werden könne, aufgegeben?

„Ich will ſorgen helfen, daß dieſe Hoffnung eine Chimäre geweſen!"

Iſt da noch Sorge nöthig? Ich begreife mich ſelbſt nicht, daß ich ſo überſpannte Furcht einen Augenblick habe berückſichtigen können. Mein Sohn ſelbſt hat mich poſitiv darüber beruhigt.

„Der König ſelbſt weiß noch nicht, wie der entſcheidende Moment auf ihn wirken wird, und was er Euch verſprochen, iſt um ſo unſicherer, wenn Eure vorige Bemerkung aufrichtig gemeint iſt und die Liebesgewalt der Gräfin neue Gewalt errungen hat. Das kann nur dadurch geſchehen ſein, daß ſich die Tochter der Foix energiſch erhoben, daß ſie die Hinopferung Semblançay's als ein unwürdig Betragen gegen ſie, die ſtets beſchwichtigte Bittſtellerin, geltend gemacht, daß ſie Erſatz oder Trennung geheiſcht hat. In alle dem iſt der König des Irrthums und der Schwäche überwieſen; er ſieht ſie kräftiger als er geglaubt, und ſieht ſich in beſchämendem Fehl gegen ſie in Betreff Semblançay's.

Er hat alſo gut zu machen, und ein Liebhaber, der gut zu machen hat, übertreibt immer, keine Entſchädigung iſt ihm groß genug, und hier liegt die größte Entſchädigung zur Hand, die Verleihung der Regentſchaft. Was der Nüchterne Chimäre nennt, das iſt dem in Leidenſchaft Befangenen das Willkommenſte, eben weil es über das Maß des Herkommens hinausragt. Rechnet dazu den Tod der Königin, der von unermeßlicher Wichtigkeit iſt für den Charakter und alſo für den Anſpruch der Gräfin. Dieſer Tod hat wahrſcheinlich zu Wege gebracht, daß ſie, die bis daher ſchüchterne Geliebte, das Haupt erhoben hat, und daß ſie es erſt nach dieſem Todesfalle gethan, muß dem Könige die vorhergehende ſchüchterne Hingebung doppelt im Preiſe ſteigern! Nein, Frau Herzogin, die Chimäre kann Euch bei dem poetiſchen Sinne des Königs gefährlich werden, ſobald noch irgend eine überſpannende Gelegenheit hinzutritt, oder ſobald wir nicht eine herabſtimmende Gelegenheit herbeiführen.“

Ihr müßt Euren Uebertritt werthvoll machen, Prälat.

„Das iſt er auch, ſelbſt wenn ich Euch nur abrathen wollte von dem Experimente mit der ſechszehnjährigen Diana, welches Admiral Bonnivet ohne Zweifel vortrefflich leiten wird.“

Und warum abrathen?

„Dieſe noch bedeutungsloſe Diana, welche ſich ohne Widerſtand hingiebt, wird im Könige keine andere Neigung erwecken, als wie er die flüchtig begangene Untreue der wahrhaft Geliebten beſchönigen und vergelten könne durch blendende Zeichen der Ergebenheit.“

Bei dieſen Worten trat Bonnivet allein ins Zimmer, und ſein launenhaftes Lächeln verkündigte, daß Alles wohl gelungen ſei.

Erzählt! rief die aufſtehende Herzogin, dieſer Prieſter iſt mit uns!

„„Das Glück war äußerſt günſtig,““ ſprach Bonnivet mit Selbſtgefälligkeit. „„Florio hatte das Bad des Königs und den Spaziergang der Chateaubriant ſo paſſend einzurichten gewußt,

daß der König eben aus dem Pavillon trat, als die Chateaubriant hinten aus dem Walde trat. Sie hat es alſo aus der Ferne geſehen, wie ich die ſchöne Brezé dem Könige zuführte, wie ſie ihm zu Füßen fiel und wie er ſie aufhob und in den Pavillon geleitete. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, ihr den Zuſammenhang zu erklären, die Schönheit der liebenden Tochter Valliers, die gnädige Stimmung des Königs zu ſchildern, und ihr auf eine, ich ſchmeichle mir, intereſſante Weiſe auseinanderzuſetzen, warum die junge Dame denn doch ganz richtig am Ende vorgezogen habe, ihr Heil ſelbſt zu verſuchen für die Begnadigung ihres Vaters, ſtatt ſich länger auf eine unwirkſame Fürſprecherin zu verlaſſen. Solch eine Herzdame iſt aber einzig! Sie bittet für Semblançay, und er wird gehenkt, ſie bittet für Vallier, und wir müſſen deſſen ſchöne Tochter zur Unterſtützung der Bitte herbeiholen.“ “

Ich fürchte, unterbrach hier die Herzogin mit erhobener Stimme den etwas geckenhaft ſich geberdenden Admiral, ich fürchte, Florentin, Ihr habt Recht, und wir haben einen thörichten Streich gemacht!

„Den gefährlichſten von der Welt,“ ſprach dieſer mit Nachdruck, „da er in ſo frivoler Weiſe die Tochter Vallier's gröblich bloßgeſtellt und die Gräfin auf die gerechteſte Weiſe entrüſtet hat. Das war eine paſſende Veranſtaltung, wenn es dem Könige darum zu thun war, eine läſtige Geliebte zu verabſchieden. Da aber ſeine Liebe für ſie in vollſter Kraft ſteht, ſo führt dieſe Scene unfehlbar zu nichts Anderem, als daß es ihn den leidenſchaftlichſten Scenen mit Françoiſe ausſetzt, Scenen, die mit überſchwenglichen Liebesopfern Seitens des Königs, Hand und Krone einbegriffen, endigen können.“

Mein Gott, Bonnivet, Ihr habt ſeit einiger Zeit kein Glück! Eilt, und beſtimmt den König zu eiliger Abreiſe, damit er ohne Verſöhnung mit der Chateaubriant und ohne den Einfluß dieſer Verſöhnung ſcheide und die letzten entſcheidenden Anordnungen treffe.

„„Aber ich verstehe nicht““ —

Eilt, erfindet Nachrichten, laßt Marseille gefallen, Bourbon vor Avignon angekommen sein, macht, daß mein Sohn heute Abend reist!

Hab' ich nicht Recht? fragte die Herzogin besorgten Ausdruckes Florentin, als Bonnivet das Gemach verlassen; denn die Klugheit des Priesters hatte ihr bereits durch diese Proben richtigster Bemerkung eine Achtung eingeflößt, welcher sie bereitwillig ihre eigene Fähigkeit unterordnete. Sie wich dem Manne, der klug und schön zugleich war, und Florentin war scharfsinnig und verwegen genug, vorherzusehen, daß er auf diesem Wege selbst Regent von Frankreich werden könne.

Er küßte also feurig die dargebotene Hand, und öffnete all seine Kenntnisse und Rathschläge für glückliche Erledigung der bevorstehenden Katastrophe. Und seine Kenntnisse, täglich genährt durch die Mönchspost aus allen Theilen des Reiches, waren unschätzbar in diesem Augenblicke; denn er wußte, daß binnen vierundzwanzig Stunden wichtige und ganz unerwartete Bundesgenossen gegen die Gräfin in Fontainebleau eintreffen würden, Brezé und Chateaubriant. Deshalb billigte er den Plan, des Königs Abreise möglichst zu beschleunigen. Wenn die entrüsteten Seigneurs nur einige Stunden freien Zutritt im Schlosse hätten, meinte er, so gebe dies einen für den König so widerwärtigen und namentlich die Gräfin so bloßstellenden Lärm, daß ihm der Gedanke einer Regentschaft Françoisens völlig verleidet und er nur darnach trachten würde, aus diesem Chaos hinwegzukommen.

Und das Glück des Aberglaubens, das Glück der Verwegenheit war auch an diesem Tage in bester Laune! Während er noch sprach, meldete man der Herzogin, welche bereits die nächsten Sorgen der Schloßwacht und Schloßherrschaft versah, daß die beiden Seigneurs in Fontainebleau eingetroffen seien, und daß der Hauptmann der Trabanten um Verhaltungsmaßregeln bitte über Zutritt oder Nichtzutritt dieser Herren.

Man hindere ſie in nichts, und den Seneſchal Herrn von Brezé führe man zu mir, entgegnete ſie und verabſchiedete den Diener. — Noch Eins! ſetzte ſie hinzu, Florio, Bonnivet's Diener, ſoll zu mir kommen.

Entwickelt mir, ſprach ſie hierauf zu Florentin, Eure Vorſtellungen, wie der Hergang im Einzelnen am beſten zu veranlaſſen ſei. Ich erkenne den Vortheil nicht, welchen Chateaubriant's Anweſenheit bringen kann — Brezé iſt ein Hofmann und hat weder als Widerſtand noch als Förderung viel zu bedeuten — aber es iſt mit Chateaubriant's Anweſenheit auch unmittelbare Lebensgefahr verbunden!

„Glaubt Ihr, daß die todte Françoiſe gefährlich ſei?"

Ach! —

„Da ſie nicht ſiegen konnte neben dem Könige, ſo erwartet ſie jedenfalls früh oder ſpät Jammer und Elend; ein raſches gewaltſames Ende iſt ihr eine Wohlthat."

Nicht doch, was kümmert ſie mich! Mein Sohn kann aber gefährdet ſein von der Brutalität des bretoniſchen Grafen!

„O nein! Nach alle dem, was ich höre, iſt dieſer Seigneur zur Hälfte Polterer und ermangelt des nachdrücklichen Kerns. Er rächt ſich an ſeinem Weibe, das iſt Alles. Und wir können zuthun, daß er dem Könige nicht zu nahe komme."

Und der Hergang?

„Ich denke mir ihn ſehr einfach: die Gräfin, entrüſtet über den König, läßt dieſen um keinen Preis zu ſich, und erfährt nichts von der bevorſtehenden Abreiſe, wir aber laſſen den Grafen Chateaubriant zu ihr, und erwarten, was ſich zwiſchen ihnen begiebt."

Die Herzogin, belebt und geröthet durch die Verhandlung einer für ſie ſo wichtigen Intrigue, bat Florentin, ihr in ein kühleres Gemach zu folgen, und ſchritt ihm voraus, lächelnd und heiter.

Françoiſe war um dieſelbe Zeit in Verzweiflung. In Folge der Todestage der Königin und Semblançay's war unerwartet ein neues Leben in ihr Verhältniß zum Könige gekommen. Dem Aufſchwunge ihres Charakters gemäß, welchen ſie an jenem Tage gewonnen hatte, war ſie, obwol tief verletzt durch die Nichtbeachtung ihrer Semblançay'ſchen Fürbitte, zu ſtolz geweſen, auch nur ein Wort der Klage gegen den König auszuſprechen. Er dagegen, ſeines Unrechts ſich bewußt, und erniedrigt durch die ſtolze Haltung Françoiſens, hatte all die ſchönen Anlagen ſeines ritterlichen Herzens erregt gefühlt, hatte ſich dem Tadel gegen ſich ſelbſt mit der liebenswürdigſten Aufopferung hingegeben, hatte mit Uebertreibung und mit poetiſcher Erfindung ihr aufgezählt, was er Alles gegen ſie unterlaſſen, was er Alles gegen ſie begangen habe, war mit einem Worte hinreißend geweſen. Du ſollſt mir nicht vergeben, hatte er ſie unterbrochen, als ſie ſeinen Selbſtanklagen Einhalt thun wollte, Du ſollſt mir wenigſtens nicht ſogleich vergeben! Buße ſollſt Du mir auferlegen, ſtrenge und ſchwere, und erſt wenn ich ſie würdig ertragen, magſt Du meine Bitte anhören und entſcheiden, ob ich wieder zu Gnaden aufgenommen werden könne an der Pforte des Semele-Zimmers!

Françoiſe war ſelig geweſen. Ihr Ideal zeigte ſich gerechtfertigt, für Vergangenheit und Zukunft glaubte ſie nun zu wiſſen, alle Störungen ihrer Liebe ſeien nur äußerliche! Und der Aufſchwung ihres weiblichen Stolzes war ihr nun auch gerechtfertigt. Sie hatte wol mitunter gezweifelt, ob er aus ihrem reinen Herzen, oder ob er nicht vielmehr aus eigennützigem, ihrer Liebe unwürdigem Triebe entſprungen ſei! Aber ſie ſah nun eine ſo ſchöne Wirkung desſelben, ſie hörte vom Könige ſelbſt, daß dieſer Aufſchwung ihm ein prächtiges Glück ſei, das ihn vor Selbſtvergeſſenheit jetzt und in Zukunft bewahren ſolle. Wie liebte ſie ſich deshalb, daß auch in ſchlimmer Lage und bei gewaltſamem Anſtoße, den ſie ſich ſelbſt gebe, nur Würdiges von ihr ausgehe! Und was iſt es ein Glück, ſich ſelbſt lieben, ſeinem Naturell, des Adels ſicher, vertrauen zu können!

Hätte nicht der König, dem Alles eine künſtleriſche Rundung erhalten mußte, mit Entſchiedenheit darauf gedrungen, von ihrer Huld mindeſtens eine Woche lang ausgeſchloſſen ſein zu müſſen, o, ſie hätte ihn ja feuriger als je in die Arme geſchloſſen bei jener nächtlichen Rückkehr nach Fontainebleau!

So war das Verhältniß geweſen bis zu jenem entſcheidenden Tage. Franz hatte bis zu dieſem Tage ſtreng Wort gehalten mit anſpruchloſer Befliſſenheit, und noch am Morgen dieſes Tages hatte er ihr ein zärtlich Billet geſchrieben in naiven Verſen Marot'ſcher Gattung, welche die Bitte ſchüchtern genug ausdrückten, ob er heute Abend nach der Tafel die Pforte des ſchlafenden Nymph befreit vom inneren Riegel finden, und ihr ſein reuiges Herz zu Füßen legen dürfe.

Die Ankunft Chimenens, welche Guernard vom Schloſſe Foix bis Fontainebleau begleitet hatte, war der Gräfin in ſolcher Stimmung ganz willkommen geweſen. Es drängte ſie, Jemand wohlzuthun. Sie vergaß ihr Mißtrauen gegen das in der That unſchuldige Mädchen, welches mit ſchwärmeriſcher Neigung an ihr hing, und lieber zu ihr, die ſie immer zurückgedrängt, als heim nach Spanien gewollt hatte, da ihr Aufenthalt im Schloſſe Foix ſeit dem Tode der alten Gräfin unpaſſend geworden war.

Chimene, ein ſonſt verſchloſſenes, ſchweigſames Kind, drückte ihre Hingebung an Françoiſe ſo ſtark und innig aus, und zeigte ſich ſo gereift, daß Françoiſe eine Vertraute, die ſie bis daher nicht gehabt und freilich auch nicht entbehrt hatte, gefunden zu haben glaubte. Das überſchwengliche Glück drängt ja am meiſten zur Mittheilung.

Daß König Franz aber am letzten Tage liebeheißer Erwartung, mit der es ſeinem Herzen innigſter Ernſt war, daß er an ſolchem Tage freche Untreue begehen konnte, wer erklärte es nicht aus der körperlichen Leichtfertigkeit ſinnlicher Männer, die am Schwächſten ſind, je länger ſie des Kuſſes ihrer Geliebten entbehrt haben, und je näher ſie die heiß erſehnten Küſſe der

Geliebten vor ſich ſehen! Uebrigens muß zu des Königs Entſchuldigung bemerkt werden — wenn ſein, ſolcher Untreue ganz angemeſſenes Naturell der Entſchuldigung bedarf — daß Niemand mit Gewißheit hat behaupten können, König Franz habe Diana von Brezé in jenem Pavillon aufgenommen, wie Bonnivet es darſtellte. Man weiß nur, daß er ihr die Begnadigung ihres Vaters Jean von Poitiers, Grafen von St. Vallier an jenem Tage bewilligte, und man weiß nur, daß ſie ſich ſpäter der Umarmung eines Königs nicht abgeneigt zeigte. Den Namen ihres Gemahls aufgebend, iſt ſie als Diana von Poitiers unwandelbare Lebensgefährtin Heinrich's des Zweiten, Königs von Frankreich geworden, welcher ein Sohn war Königs Franz. Ob ſie um deßwillen eine Umarmung dieſes Letzteren ſtets in Abrede geſtellt hat, da eine ſolche jeglichem moraliſchen Gefühle peinlich und dem Könige Heinrich doppelt peinlich ſein mußte, das iſt nicht zu entſcheiden. Françoiſe von Chateaubriant aber, welcher die Begnadigung Jean von Poitier's bisher verſagt worden, und welche unter ſolchen Umſtänden erfuhr, ſie ſei der Diana von Brezé bewilligt, Françoiſe, ſelbſt in leidenſchaftlicher Liebe, konnte nicht zweifeln an ſchreiender Untreue, und verbrachte die andere Hälfte jenes Tages in faſt beſinnungsloſer Verzweiflung.

Als der Tag ſich neigte und es dunkel wurde, lag ſie auf einem Ruheſitze in jenem Zimmer, welches an das Semele-Cabinet grenzte. Ihre Thränen waren verſiegt, aufgelöſt hing ihr ſchwarzes Haar über das verweinte und von Schmerz entſtellte Geſicht, über die ſtürmiſch arbeitende Bruſt herab. Chimene, welche Bonnivet's giftigen Bericht unten im Garten mit angehört hatte, war zu ihr getreten, und hatte um irgend etwas Tröſtliches zu ſagen, ihre Hand ergriffen. Aber jetzt war ihr, der Unglücklichen, wiederum gegenwärtig, was ihr in den Tagen des Glücks keiner Beachtung werth geſchienen hatte: daß ihr nämlich dieſe Chimene überall Unglück gebracht habe, überall! Entſetzt ſtieß ſie die Hand des armen und ihr ſo wohlwollenden Mädchens von ſich! Ach, und wir ſind alle ſo, und die tiefſinnigen

Grübler weiſen uns nach, daß wir ein Recht zu dem Glauben an glückliche und unglückliche Hände neben uns haben. Denn der Rapport zwiſchen den Menſchen wirke ringsum in der Welt wie auf electro-magnetiſcher Kette, und die zuſammen paſſenden Geſchöpfe förderten, die unpaſſenden verdürben einander das Schickſal.

Während deſſen klopfte es an der Thür, welche das Zimmer mit den andern Gemächern der Gräfin verband. Traurig ging Chimene hin um nachzuſehen; Françoiſe aber ſprang auf, eilte in das Semele-Cabinet hinein und drückte den Riegel an der Tapetenthür, der übrigens vorgeſchoben war, wo möglich noch feſter in ſeine hemmende Lage. Nicht um die Welt mochte ſie den Mann, welcher ihr Herz und ſeine eigene Liebe ſo arg verrathen, jemals wieder durch dieſe ihr bis dahin ſo reizende Thür eintreten ſehen.

In der That war es eine Nachricht vom Könige, welche Chimene im vorderen Zimmer gefunden hatte, die Einladung zu einem nächtlichen Gaſtmahle, und die Kunde, von dieſem Gaſtmahle hinweg mitten in der Nacht gehe der König zum Heere.

„Sage dem Diener, ich ſei krank — nein, nicht krank! Ich will nicht krank ſein, ich will ihm wenigſtens nicht ſelber ſagen laſſen, daß ich krank ſei um ſeinetwillen. Sage einfach, ich könne nicht! Sage, was Du magſt, es iſt nichts mehr zu verderben, das Leben iſt aus!“

Als Chimene die Thür öffnete, um hinaus zu gehen, ſtand Budé, der unterdeſſen angekommen, auf der Schwelle, und Françoiſe, die ſeiner anſichtig geworden, ſtürzte ihm entgegen, fiel an ſeine Bruſt und weinte bitterlich.

Budé ſuchte ſie zu beruhigen, aber er ſteigerte dadurch nur ihren Schmerz. —

„Ihr fragt nicht“ — ſchrie ſie auf — „Ihr fragt nicht, warum ich weine? Ihr wißt es alſo, es iſt alſo öffentlich! Jedermann weiß es! O Barmherzigkeit!“

Nein, liebe Gräfin, nein, es iſt nicht öffentlich! Bonnivet, dem es ein Vergnügen iſt, mich zu kränken, und der Euch abgeneigt iſt, weil Ihr Euch niemals ihm geneigt bewieſen habt, Bonnivet hat es mir mit ſeiner gemeinen Schadenfreude zugeflüſtert. Françoiſe, höret den König! Es iſt wahrſcheinlich nicht wahr, es iſt wahrſcheinlich nur eine Kriegsliſt Eurer Gegner, um Euch wenige Stunden vor der Abreiſe des Königs mit dieſem zu entzweien, damit er keinerlei Anordnungen für Euch treffe während ſeiner Abweſenheit. —

„O guter Budé, ſo iſt es nicht. Mit meinen eigenen Augen hab' ich ſie zu ſeinen Füßen geſehen unten vor dem Pavillon! Er erfuhr ihre Bitte, er ſah ihr Flehen, er kennt die Angelegenheit Jean von Poitier's bis auf die geringſte Nebenſache — was braucht er ſie in den Pavillon zu führen, wenn nicht — geht, geht, laßt mich allein! Es tödtet mich davon zu reden!"

Ich gehe zu ihm und dringe auf Wahrheit!

Damit entfernte ſich Budé nach der Seite, von welcher er gekommen war, und Françoiſe lag wieder regungslos und vor ſich hinſtarrend auf dem Ruheſitze. Es war allmälig ganz dunkel geworden, Chimene, nicht ſowol verletzt als traurig, kam nicht wieder zu ihr, die Gräfin blieb eine lange Zeit allein im finſtern Gemache, deſſen hohe Fenſter erſt oben am Geſims leiſe gefärbt wurden vom aufgehenden Monde. Der Mond kam immer ſpäter in die Gemächer von Fontainebleau, weil er erſt den hohen Wald zu überſteigen hatte. Ach, dieſe beneidete Gräfin, welcher die politiſchen Zuſchauer nach Claude's Hintritte die Krone Frankreichs zutheilten, ſie war die unglücklichſte Creatur im königlichen Luſtſchloſſe Fontainebleau. Sie dachte nichts, die Gedanken fuhren kreuzweis wie Schwerter in ihrem Sinne umher und vernichteten einander, ſie empfand nur, und ſie empfand nur Schmerz. Da — was begegnet ihr? — da weicht mit einem Male das Zittern aus ihren Gliedern, ſie ſpannen ſich, und der ganze Körper ſpringt auf, geſpannt horchend. —

Der Tritt des Königs iſt es, der eiligſt über die Franz-Gallerie ſchreitet, und den ſie erkennt, ach, ſo genau erkennt. Jetzt iſt er am ſchlafenden Nymph, er drückt an der Feder, umſonſt! — er rüttelt, umſonſt! — Da ruft er, und durch die Spalte kommt ihr deutlich die Stimme zu, der Name, den er ruft, ihr Name, Françoiſe!

Wunderbar war ſie anzuſchauen bei dem ſchwachen Mondbämmer, der ſich allmälig im Zimmer verbreitete: vorgebogenen Leibes, den nur ein leichtes weißes Gewand dürftig verhüllte, vorgeſenkten Armes, der eine ſchöne Linie bildete von der länglichen, glänzenden Schulter herab, die kleine Hand zur Fauſt geballt, das Auge blitzend, man weiß nicht, ob von Zorn allein, der Körper leiſe, kaum merklich bebend! Wer aber das Antlitz deuten konnte, auf welches mehr und mehr ein blaſſer Rückſchein des Mondſchimmers fiel, dem wurde es offenbar: dieſe ſchmerzlichen Linien um den Mund ſie verrathen mitten durch allen Zorn hindurch die unzerſtörbare Liebe, und wenn der König noch mehrmals ruft, ſo ſiegt die Liebe, und Françoiſe öffnet; — der König wiederholt ſeinen Ruf, und pocht dabei an die Thür! Dies Pochen verletzt ſie, ihre Augenbrauen ziehen ſich zuſammen, das Beben der Glieder erſtarrt zur Unbeweglichkeit. —

Da öffnet ſich die Thüre zu den inneren Gemächern und Guernard leuchtet mit Kerzen Florentin voraus, der ungemeldet hinter ihm eintritt. Die Gräfin ſchreit auf, und bedeckt ſich das Geſicht mit den Händen: „Hinweg mit den Kerzen! Sie zerſtören mir das Augenlicht!“

Florentin hatte nichts dagegen, im Mondesdämmer mit der Gräfin allein zu ſein, obwol ihn nichts weniger als Liebesgedanken daher führten. Einmal zur Parteinahme gegen ſie getrieben, hatte er nur raſche, entſcheidende Mittel vor Augen, und er hatte Viel erfahren und Viel vorbereitet in der letzten Viertelſtunde: zuerſt die Nachricht, es ſeien nicht blos Bonnivet's erkünſtelte Beſorgniſſe vorhanden, um den König noch in dieſer Nacht zum Heere zu rufen, ſondern Brion ſei eingetroffen von

Lyon mit der beunruhigenden Kunde über die Fortſchritte der Feinde, über die unerläßliche Nothwendigkeit, daß der König ſelbſt in Lyon, dem Sammelpunkte eines neuen Heeres, erſcheine, wenn dieſes Heer überhaupt zuſammen komme, und wenn der Adel in Beaujolais, Bourbon und der Auvergne nicht offen auftreten ſolle für den heranrückenden Connetable.

Daß der König alſo ſcheide, war nicht mehr zweifelhaft; daß er vor ſeiner Abreiſe ferner durch einen nun öffentlich ausgedrückten Machtſpruch die Regentſchaft beſtimmen werde, war ebenfalls gewiß: die Feierlichkeit und das Bankett waren bereits angeſagt. Daß man in Betreff der Gräfin des Ausgangs nicht ſicher ſei, ſobald noch eine Viertelſtunde übrig bleibe zur Verſöhnung zwiſchen zwei Liebenden wie Franz und Françoiſe, das war dem Prieſter nur allzu deutlich, ſeit er im Vorübergehen wenige Worte einer Scene zwiſchen dem Könige und Bonnivet angehört hatte. Es waren noch nicht fünf Minuten verfloſſen, ſeit er durch die offenſtehende Thür jene Worte gehört, und des Königs furchtbare Stimmung daraus erkannt hatte, furchtbar gegen Bonnivet, furchtbar für alle die, welche mit all ihrem Heile an die Regentſchaft der Herzogin gefeſſelt waren. Der König nämlich zeigte ſich unterrichtet von der Mittheilung und Deutung, welche Bonnivet der Gräfin über das Rendezvous mit Diana gemacht, wahrſcheinlich war er im Augenblicke vorher durch den von der Gräfin kommenden und noch neben ihm ſtehenden Budé unterrichtet worden, er war purpurroth vor Zorn geweſen und hatte die Hand an den Degen gelegt, als wolle er Bonnivet über den Haufen ſtoßen. —

Er wird nun zu ihr dringen, hatte Florentin weiter eilend gedacht, er wird ſie, verſöhnt oder nicht verſöhnt, auf den Thron ſetzen, um ihr einen außerordentlichen Beweis ſeiner Neigung zu geben, und wenn dies nicht verhindert oder in gefährliches Zuſammentreffen anderer Art verwandelt werden kann, ſo iſt die Schlacht für uns verloren!

Alſo denkend war er durch die Vorzimmer geeilt, um über Hof und Garten — denn es gab außer durch die Franz-Gallerie keine andere unmittelbare Verbindung mit den Gemächern, die Françoiſe bewohnte — in die Wohnung der Gräfin zu bringen und dieſe zu ſtimmen und dergeſtalt unnahbar zu machen, wie es ihm paſſend erſcheinen würde. In den Vorzimmern hatte er Florio angetroffen, mit welchem er ſchon bei der Herzogin den Hauptſchlag der Intrigue eingeleitet, und hatte ihn beauftragt, nach Verlauf einer Viertelſtunde ans Werk zu gehen, denn nach Verlauf einer Viertelſtunde werde die Tapetenthür am Semele-Cabinet geöffnet, das heißt zum Oeffnen aufgeriegelt ſein.

Florio nämlich, deſſen Verſchmitztheit in wenig Worten ein hinreichender Ueberblick im Zimmer der Herzogin gegeben worden, hatte es übernommen, den Grafen Chateaubriant durch die Franz-Gallerie an die Tapetenthür, durch die Tapetenthür in die Gemächer der Gräfin einzuführen, wenn ihm von Herrn von Brezé's eigener Handſchrift ein Zettel ausgeſtellt würde, des Inhaltes: „Vertraue dieſem Manne, er iſt auf unſerer Seite.“

Dieſen Zettel hatte der Seneſchal auf die Verſicherung der Herzogin, er ſolle nur dafür dienen, den Grafen in die Gemächer ſeiner Frau zu bringen, ausgeſtellt, beſonders da man hinzuſetzen konnte, das Verhältniß zwiſchen dem Könige und der Gräfin ſei in dieſem Augenblicke dermaßen zerſtört, daß die perſönliche Erſcheinung des Grafen Chateaubriant bei ſeiner Frau wahrſcheinlich hinreichend ſein werde, dieſe zur augenblicklichen Rückkehr mit ihm nach der Bretagne zu veranlaſſen.

Mit dieſem Zettel und einer Maske vor dem Geſichte, welche bei ſo gefährlichem Dienſte nicht auffallen konnte, und welche wegen des früheren Zuſammentreffens zwiſchen ihm und Chateaubriant dem Italiener nöthig ſchien, hatte dieſer Florio es übernommen, den bretoniſchen Seigneur anzutreten, ſobald ihm Florentin den Zeitpunkt bezeichnen würde, und ihn an Ort und Stelle zu führen. Der Tod der Königin, die bevorſtehende

Abreiſe des Königs und die damit verbundene Regentſchaftsernennung hatte eine große Menge Seigneurs nach Fontainebleau geführt, und Graf Chateaubriant konnte ſich wol von irgend einem derſelben eines ſolchen Freundſchaftsdienſtes verſehen, und es auch begreiflich finden, daß ein Edelmann die Hand böte zur Schlichtung eines den Haus- und Landesfrieden ſtörenden Verhältniſſes, ohne doch dafür ſeine perſönliche Mitwirkung offenen Geſichtes eingeſtehen zu wollen. Es bedurfte alſo nicht einer übergroßen Courage Florio's zur Uebernahme dieſes Auftrags, und ſeigneurmäßig aber unſcheinbar gekleidet, machte er ſich alſo flugs nach Florentius letzter Ordre auf, den Grafen Chateaubriant aus einem der Sommerhäuſer, welche ſeit einigen Jahren für Unterkunft fremder Herren nahe am Schloſſe entſtanden waren, rufen zu laſſen, um ihm mit halber Stimme, geſtützt auf den Empfehlungszettel, ſeinen Dienſt anzutragen.

Er war vorſichtig genug, ſeinen Herrn, den der König eben verlaſſen hatte, von dem zu unterrichten, was vorgehen ſolle, und dieſer, obwol voller Wuth über den ſchmählich ausgedrückten Zorn des Königs, war doch Günſtling genug, dieſe Gelegenheit für einen dem Könige wahrſcheinlich nothwendigen Dienſt zu ergreifen. Denn er hatte geſehen, daß der König von ihm hinweg ſeinen Weg gegen die Franz-Gallerie hin genommen, und ſetzte voraus, da er ſoeben von Florio die Exiſtenz der Tapetenthür erfuhr, der König ſei zur Chateaubriant geeilt, und es könne ſich ein gefährliches und ihm, dem Bonnivet, doch willkommenes Zuſammentreffen zwiſchen dem Könige und dem Grafen Chateaubriant ereignen. Willkommen, denn es ſetzte den König in einige Gefahr und in ſichere Verlegenheit, ſtrafe ihn alſo auf der Stelle für ſeine Schmähung gegen Bonnivet, und es gebe ferner Gelegenheit für Bonnivet, ſich unerwartet und höchſt erwünſcht für den König dienſtbar und hilfreich zu erweiſen.

Dies Alles bereitete ſich vor, als Florentin bei der Gräfin eintrat.

Da mit dem Verſchwinden Guernards, der die Lichter wieder mit ſich nahm, eine Pauſe eintrat, ſo hörte er das wiederholte Rütteln an der Tapetenthür. Vermuthend, dies ſei der König und eines Vorwandes bedürftig, hinaus an den Riegel zu kommen und dieſen für die ſpätere Ankunft des Grafen Chateaubriant zurück zu ſchieben, ergriff er dieſe Veranlaſſung und trat in das Cabinet, indem er leiſe zu Françoiſe ſprach:

„Du wirſt ihn doch nicht ſehen wollen, nachdem er ſich ſo unwürdig betragen?!“

Um Gotteswillen nicht! Um Gotteswillen laß den Riegel unberührt!

„Sei ohne Sorge, ich will die Thür unterſtützen, daß ſie nicht einer Gewaltſamkeit weiche.“

Und ſo trat er hinauf dicht an die Thür, ſein Ohr daran lehnend und horchend, ob der König ſich entferne, während Françoiſe, über des Prieſters Abſicht beruhigt, in das größere Zimmer zurückgegangen war. — Er hörte den ſich entfernenden und ſchallenden Schritt des Königs, welcher nach der gegenüberliegenden Flügelthür der Gallerie ſich verlor, und als Florentin vernahm, daß dieſe Flügelthür ins Schloß geworfen wurde, da zog er leiſe den Riegel auf und ging zurück ins Zimmer der Gräfin. Eine nochmalige Rückkehr des Königs war ihm unwahrſcheinlich, und das Ziel der Ueberredung, welche er vorhatte, glaubte er nun dahin ſtecken zu müſſen, daß es unverträglich mit der Würde Françoiſens ſei, in der nächſten Zeit öffentlich zu erſcheinen. Daß damit nur der heutige Abend und die einbrechende Nacht gemeint ſei, brauchte nicht erwähnt zu werden. Für den Fall, daß Françoiſe die ſo nahe bevorſtehende Abreiſe des Königs ſchon erfahren hatte oder noch erfuhr, durfte ſeines Erachtens nur das unverzeihliche Betragen des Königs in grelles Licht geſtellt werden. Er ſetzte alſo in ſeiner Anrede die Untreue des Königs und die ſcandalöſe Oeffentlichkeit derſelben am heutigen Tage wie eine unzweifelhafte Sache voraus, und fügte die

Frage hinzu, was die Gräfin in ſolcher zum Aeußerſten geſteigerten Lage zu thun gedenke?

Françoiſe ſchwieg. Sie lag mit dem Haupte auf der Lehne des Ruheſitzes, und der ſinnliche Prieſter ſah mit Neid und Lüſternheit auf den ſtolzen Nacken, der von dem unterdrückten Schluchzen der armen Frau zu zucken ſchien. Mit Neid, weil er dieſe junge, kräftige Schönheit mit der welkenden Louiſens von Angoulême verglich. Die Hoffnung tauchte ihm wieder auf, welche er in der Genoveſen-Abtei ſo raſch hatte aufgeben müſſen, und er fing an zu bedauern, daß er dem rohen Grafen die Bahn geebnet — vielleicht könnte er die zerſchmetterte Frau, wenn ſie heute noch einige Stunden vom Könige getrennt gehalten wurde, dahin bewegen, hinter Kloſtermauern von Neuem eine Zuflucht zu ſuchen, und vielleicht gelänge es ihm mit der Zeit —

Aber er unterbrach ſeinen eigenen Gedankengang; denn die Zeit der Einwirkung war ihm karg zugemeſſen.

„Françoiſe“ — hob er feierlich an — „was beſchließeſt Du für Deine Zukunft?“

Françoiſe ſchwieg.

„Ich habe das Unglück gehabt“ — fuhr er fort — „bei dem Eintritte in Deinen jetzigen Lebenskreis wirkſam geweſen zu ſein; ich werde zeitlebens daran büßen. Aber ich that's, weil ich einen großen Wirkungskreis Dir geöffnet glaubte, und weil man ein Unrecht gegen Einzelne wol begehen darf, um große Zwecke zu fördern. Es iſt anders geworden: Du haſt Deinen Gatten gefährlich verletzt, haſt alle häuslichen Pflichten hinter Dich geworfen, haſt das Aergerniß der Geſellſchaft aufgeweckt, haſt durch übles Beiſpiel unberechenbar geſchadet, und — haſt für all das keinerlei Erſatz geboten. Du haſt Deine Aufgabe nur als eine Aufgabe Deiner perſönlichen Neigung, Deines perſönlichen Vortheils angeſehen, und haſt nicht der Kirche, nicht dem Staate, nicht einmal unglücklichen Bittſtellern irgend einen Vortheil, irgend eine Hilfe zu verſchaffen gewußt; ja, in dieſer

beſchränkten, in dieſer eigennützigen Auffaſſung Deiner Lage haſt Du ſogar die Sicherheit und Dauer Deines perſönlichen Verhältniſſes ganz und gar nicht zu ſchützen verſtanden. Françoiſe, Du biſt Deiner Aufgabe nicht gewachſen! Wo man keine Tugend ſucht, da erwartet man wenigſtens Klugheit, wo man weder Tugend noch Klugheit findet, da erwartet man wenigſtens Glück, das beſchwichtigende Glück der Welt! Nichts von alle dem iſt hier vorhanden; — was iſt nun allein noch übrig, um vor dem gemeinen Loſe der Gedankenloſigkeit zu bewahren? Der Stolz, Françoiſe, der Stolz allein! Habe ihn! Wiſſe zu endigen! Nie ſehe dieſer König Dein Antlitz wieder, und kein gleichgiltiger Zuſchauer ſei im Stande, Dir ſein lächelndes Bedauern auszudrücken. Hier iſt meine Hand, um dieſem Stolze, welcher Dir Noth thut, behilflich zu ſein! Ich führe Dich von hinnen in eine ſtille Verborgenheit, wohinein kein Ton dringen ſoll, kein Hauch dieſer für Dich vergifteten Welt! Ergreife meine Hand! Je früher Du fliehſt, deſto edler, deſto leichter iſt Deine Flucht!“

Françoiſe hatte ſich erhoben, und ſie ſchien bereit, ſich mit ihm nach der Thür zu wenden, welche durch ihre Gemächer hinausführte ins Freie; aber wer möchte entſcheiden, welche Regung in ihr die vorherrſchende geweſen ſei bei jener Wendung nach der Thür! Ihr Stolz war allerdings aufgeregt, aufgeregt ohne Florentins Rede; der trotzige Gedanke, ſich raſch und für immer dem unwürdigen Geliebten zu entziehen, dieſer Trotz war ihr willkommen; — aber auch der andere Pol magnetiſcher Kraft zog ſie nach jener Thür! Sie hörte Tritte, Geräuſch, unverſtändliche Rede, ſie ſchrie auf — denn der König trat aus jener Thür in ihr Zimmer. Von der Tapetenthür abgewieſen war er über den Hof geeilt, um durch den äußeren, öffentlichen Eingang zu ihr zu dringen, und an Guernard wie an Chimene haſtig vorübereilend war er unaufhaltſam bis in das letzte, ihm wohlbekannte Gemach geſchritten.

Als Françoiſe aufſchrie und zurücktrat, wollte er ſie ergreifen; aber Florentin, der alle bisherigen Bemühungen auf's

Spiel geſetzt ſah, ſtellte ſich verwegen zwiſchen ihn und ſie und ſprach: „Sire, dieſe Dame gehört von heute an der Kirche und will von keinem weltlichen Arme mehr berührt ſein!“

Du biſt von Sinnen, Prieſter! Françoiſe!

Françoiſe ſchwieg, aber ſie erhob abwehrend ihren Arm, und es lag ein Ausdruck in dieſer Bewegung, der ſo Zorn wie Abſcheu ausdrücken konnte, ein Ausdruck, welchen der König niemals an ihr erfahren hatte.

Des Königs Verrath an ihrer Liebe und Florentins Rede hatten die gewaltſamſten Entſchlüſſe in ihr aufgeregt. Bei der erſten Nachricht durch Bonnivet war ſie betäubt worden; es hatte ihr ſolch eine Untreue, ſolch eine rohe Untreue unmöglich geſchienen, und doch hatte ſie nach ſo greller Anzeige keine ſichere Kraft zum Zweifel gehabt. Das liebende Herz hatte indeſſen bald die Oberhand gewonnen, und hatte ihr zugeflüſtert, eben weil die Untreue ſo roh wäre, ſei ſie unmöglich oder ſie ſei — ſo ſophiſtiſch iſt ein der Liebe bedürftiges Herz! — von keiner Bedeutung. Budé hatte dieſe Beſchwichtigung, welche ein furchtſames, unerfahrenes Herz ſich zurechtlegen wollte, ganz ihrem Bedürfniſſe gemäß in einen leidlichen Zuſtand eingewiegt, und wenn der König zu ihr gedrungen wäre vor Florentins Ankunft, ſo hätte er ſie wahrſcheinlich beruhigen können, ja ſie hätte ihm vielleicht ſogar verziehen, wenn er ihr eine gedankenloſe Untreue der Sinne eingeſtanden hätte. Jetzt aber war durch Florentins Wendung des Geſichtspunktes Alles in ihr verändert, jetzt war aller Gegenſatz der Liebe in ihr aufgeregt, der Zorn loderte, der Haß, bis dahin unerhört in ihrer Seele, erhob ſeine Alles übertäubende Stimme, und es war in dieſem Augenblicke keine Verſöhnung möglich.

Der König vermochte entweder im unſicheren Mondesdämmer nicht, ſolche Stimmung im Antlitze einer Frau zu erkennen, welche ihn bis dahin ſtets hingebend geliebt hatte, oder der Gedanke an die Möglichkeit ſolcher Stimmung lag ſeinem hochmüthigen Sinne überhaupt zu fern, kurz, er verſah ſich in

ſeiner Geliebten durchaus nicht einer aufs Aeußerſte getriebenen Gegnerin, und veranlaßte durch eine ſeiner unwiderſtehlich befehlenden Handbewegungen, welche die Schulter des Prieſters ſtreifte, dieſen Prieſter, ſeine trennende Stellung zwiſchen ihm und der Gräfin zu verlaſſen und ſich nach der Thür zurückzuziehen. Eine zweite Handbewegung nöthigte ihn, der doch den unmittelbaren Zorn des Königs nicht auf ſich ziehen mochte, aus der Thür zu weichen und das Paar allein zu laſſen. Komme was mag! dachte der weichende Cleriker, welcher bei einem jähen Tode des Königs eine lange Regentſchaft der Herzogin nicht ungern vorausſah.

Sobald er hinaus war, eilte der König auf Françoiſe zu, und war des Glaubens, als dieſe ihm eben ſo haſtigen Schrittes entgegenkam, die Scene der Ausſöhnung beginne mit jener leidenſchaftlichen Umarmung, welche dergleichen Scenen zu ſchließen pflegt. Wie war er erſtaunt, als Françoiſe ihm den Dolch, welchen er neben dem Schwerte an der Hüfte trug, aus der Scheide riß und einen Schritt zurücktretend ihm die im Mondeslichte blitzende Waffe entgegenhielt mit dem Ausrufe:

„Es iſt Dein Tod, Verräther, wenn Du es wagſt, auch nur den Saum meines Gewandes zu berühren!“

Françoiſe! war das einzige Wort, welches der wirklich erſchrockene König hervorbrachte. Er ſtand wie eingewurzelt, und bedurfte einer minutenlangen Sammlung für eine weitere Frage.

Ehe er dieſe ausgeſprochen, hörte er die Tapetenthür des Semele-Cabinets öffnen, hörte er den ſporenklirrenden Tritt eines Mannes, ſah er eine lange dunkle Geſtalt hinter Françoiſe eintreten. — „Wer iſt da?“ ſchrie er auf und zog ſein Schwert.

Chateaubriant! ſchrie Françoiſe, welche ſich entſetzt von dieſen Schritten wie von der Annäherung eines Geſpenſtes umgewendet hatte nach einer Seite, die ihres Wiſſens für einen Menſchen unzugänglich war. Sie ſchrie's mit einem gellenden

Laute, und der Dolch fiel dabei aus ihrer Hand klirrend auf den Fußboden. Mit emporgehobenen Armen blieb ſie wie erſtarrt ſtehen, ihre Augen drängten ſich aus den Höhlen, als ob ſie mit aller menſchlichen Kraft des Sehens unterſcheiden wollten, ob es das Geſpenſt oder der irdiſche Leib ihres Gemahls ſei, ihr Mund war halb geöffnet, keine Miene, keine Fieber zuckte an ihr. — Da ſah ſie, daß auch er das Schwert zog, da hörte ſie die ihr, ach ſo traurig! wohlbekannte Stimme:

„Chateaubriant, der Euch zu richten kommt, Ehebrecher!“

Und mit einem herzzerſchneidenden Wehrufe ließ Françoiſe ihre Arme und ihr Haupt ſinken, ohne einen Schritt zu weichen. Tödtet mich, ſagte ſie nach der Pauſe einer Secunde, und ſagte es mit ſchwacher, aber deutlicher Stimme, tödtet mich, Chateaubriant, und Ihr werdet wohlthun Euch und mir!

Als König Franz in dieſem Augenblicke das Schwert Chateaubriant's ſich erheben ſah, trat er eiligſt vor und ſtellte ſich, das ſeine ausſtreckend, zwiſchen Françoiſe und den Grafen, ſprach aber kein Wort. Er hatte gleich nach dem Eintritte Chateaubriant's die Sammetmaske, welche er im Bruſtkleide getragen hatte, vor das Antlitz geſteckt, theils aus ritterlicher Achtung für die Dame, bei welcher er betroffen wurde, theils aus dem ihm eigenthümlichen ritterlichen Uebermuthe, welcher in Sachen der Galanterie Niemand hindern wollte, ſich an ſeine Perſon zu halten. Es konnte Chateaubriant nichts erwünſchter ſein, als mit dem Schwerte gegen einen Mann einzudringen, der ſich nicht als ſein König und Lehensherr ihm gegenüberſtellte, ſondern als einfacher Edelmann. Dennoch überfiel ihm die eingeborene Scheu des Vaſallen vor dem Lehensherren, und als ob er dieſe beſchwichtigen wollte — denn er erkannte die Geſtalt des Königs vollkommen — rief er noch, als ſich ſchon ihre Degen kreuzten:

„Françoiſe von Chateaubriant, iſt dies der Verräther?“

Françoiſe ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann mit feſter Stimme: Es iſt der Verräther!

Dies war das Signal zu einem Kampfe, der bei dem unſicheren Mondlichte und in einem mit den hohen Seſſeln und langen Tiſchen damaliger Sitte angefüllten Gemache nicht regelmäßig, aber leicht mörderiſch werden konnte, und in welchem gleich nach den erſten Paraden und Wendungen der Graf im Nachtheile erſchien, weil er mit der Räumlichkeit unbekannt und dem Könige an Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt nicht gewachſen war.

Die Gräfin war anfangs, als gehöre ſie nicht zu dieſer Welt des blutigen Zwiſtes, unbeweglich ſtehen geblieben wie eine bewußtloſe Klippe im Meere, um welche herum ſich die Wogen brechen. Nach jenem jähen Anlaufe, welchen zum erſten Male Zorn und Haß in ihrem Herzen genommen hatten, war ſie aufrechtſtehend beſinnungslos geworden, oder vielmehr es hatte ſich eine Vergeſſenheit alles Irdiſchen ihrer bemächtigt, daß ſie wie ein gleichgiltiger Zuſchauer inmitten eines Kampfes bleiben konnte, der ſich ſo dicht um ſie her bewegte, daß Arme und Schwerter oft an ihrem Gewande hinſtreiften. Sie ſah und hörte nicht nach außen, ſie hatte ein Geſicht in ihrer inneren Welt, das all ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. In der Genovefen-Abtei ſah ſie die Gräfin Françoiſe ſchlafen im Mondenſcheine, und bei ihr ſtand die alte Gräfin Foix, die ſtrenge, ach die lieblos geſcholtene Mutter, und ſie ſprach langſam der Schläferin ins Ohr: Du wirſt nirgends Ruhe finden, weil Du all Deine Pflichten verlaſſen haſt, um Deiner Luſt nachzugehen; der Mann, dem Du Dich hingibſt, wird Dich lachend verrathen und wird Dein Herz mit dem unſauberen Dampfe des Rachegefühls erfüllen, und Du wirſt die Menſchen zu gegenſeitigem Morde treiben, und wirſt elend ſterben eine von Gott, von der Hoffnung und jedem tröſtlichen Gefühle verlaſſene Creatur.

Dieſe Stimme des Inneren wurde aber hier unterbrochen, weil ſie übertäubt ward durch den dröhnenden Fall eines der Kämpfer, ein Fall von ausgeſtoßener Verwünſchung begleitet, und durch das aufklirrende Schwert ſo verſtärkt, daß Françoiſe

dadurch in die ſie umgebende Welt zurückgebracht wurde, und daß ſie, entſetzt über inneren und äußeren Graus, aufſchrie und entfloh.

In dem Augenblicke, da dies geſchah, trat auch, von der Gräfin indeſſen unbeachtet, durch das Semele-Cabinet ein neuer Kämpfer ein mit blankem Schwerte und mit dem Rufe: „Hierher Bretone, hierher mit dem Schwerte der Felonie!“

Dies war Bonnivet, welcher in der Franz-Gallerie das Klirren der Schwerter gehört und für nöthig erachtet hatte, ſeinem Herrn beizuſpringen. Der König aber fand dies Nachſchleichen und Beiſpringen ſehr vorwitzig, und ſagte dem Günſtlinge, der ſeinen ſchwarzen Tag zu haben ſchien, unſaubere Worte. Der König nämlich war aufrecht und Chateaubriant lag am Boden, regungs- und lautlos.

Als König Franz ſeinen Degen einſteckte und nach der Franz-Gallerie hinausſchritt, ohne ſich des Geringſten um den erlegten Gegner zu kümmern, wagte Bonnivet, der im dämmerigen Gemache nirgends, auch nicht am Fußboden den Gegner des Königs entdecken konnte, eine beſcheidene Anfrage, ob Chateaubriant entflohen ſei —?

„Woher weißt Du, daß es Chateaubriant war?“

Durch Florio, der ihn hergeführt, entgegnete zögernd Bonnivet, der in der Haſt eine Kenntniß verrathen hatte, die er in der Beſonnenheit nicht gezeigt hätte, der aber, einmal ſo weit, die Wahrheit für zweckmäßiger hielt als eine ſchwer zu ſchürzende Lüge.

„Woher weiß Florio dieſe Thür? Und wer hat ihn beauftragt, den Grafen hier einzuführen?“

So viel ich weiß, Eurer Majeſtät Mutter.

„So viel Du weißt? Als ob Du nicht wahrſcheinlich Alles wüßteſt, da Du ſelbſt hier im Finſtern herumgekrochen und mir beigeſprungen biſt wie einem Pagen, der ſeinen Degen noch nicht feſthalten kann. Segne Dein Geſchick, daß er geworfen war, ehe Du neben mir warſt — und laß Dich nie wieder in

einer Intrigue meiner Mutter betreffen, in einer Intrigue, welcher ich nicht ſelbſt wildfremd bin. Hierbei bin ich ſelbſt ein genarrter Theil.“ —

Mein König! —

„Laß! foi de gentilhomme, ich ſehe nun ein, daß ich in einem Labyrinthe umhertappe und doch habe ich wahrhaftig keine Zeit, mich zurechtzufinden. — Daß Euch die Peſt! So habt Ihr mir doch Alles verwirrt mit Françoiſe!“ — und nachdenkend blieb der König bei dieſen Worten inmitten der Gallerie ſtehen, welche ihrer ganzen Länge nach vom Monde beſchienen wurde, ſo daß die glatten Eichenholzvierecke des Bodens und die goldenen Verzierungen der Wände und Deckenflächen zauberiſch ſchimmerten.

„Ich begriff ſie nicht, ich verſtand ſie nicht,“ — fuhr er fort — „ihr Benehmen war von einer Heftigkeit, die ich nie an ihr geſehen! Was mag da Alles vorgegangen ſein?! O Mutter!“

„Sage“ — ſetzte er nach einer Pauſe und in anderem Tone hinzu, indem er hinausſchritt aus der Gallerie — „iſt ein Beſuch bei der Gräfin? Eine junge Dame mit wunderſchönen Augen?“

Ich glaube, ja.

„Wer iſt's?“

Eine Infantado.

„Eine ſpaniſche Familie?“

Zu Befehl, Sire.

„Sie wird ſehr ſchön. — Was macht ſie hier? Uns behorchen im Dienſte des Kaiſers?“

Sie iſt mit den Foix verwandt.

„So? Die Gräfin iſt mir unerklärlich!“

Was Schönheit betrifft, ſo werden Majeſtät zu Mailand in der Signora Clariſſa ein Wunder der Welt ſehen. —

„Warum biſt Du denn nicht in Mailand geblieben bei dieſem Wunder der Welt!“

Sire —

„Laß nachfragen, ob der Erzbiſchof und die Deputationen von Paris gekommen ſind, in der Franz-Gallerie ſoll der Abſchied gerüſtet werden!“

Mit dieſen Worten ſchritt der König in die Zimmer ſeiner Schweſter, zu der er immer flüchtete, wenn ſein Herz beunruhigt war. Dies war es aber in hohem Grade über Françoiſe, deren geheimnißvolle Leidenſchaftlichkeit ihn überaus beſchäftigte. Herriſche Gleichgiltigkeit dieſes Mannes! Kein Gedanke, kein Auftrag für den niedergeſtreckten Grafen Chateaubriant kam ihm! Das war für ihn erledigt. Aber innigſte Theilnahme für Françoiſe war in ihm lebendig, denn ſeine Seele war viel reicher als ſeine Handlungsweiſe darzuthun ſchien.

Während der Unterredung des Königs mit ſeiner Schweſter unterrichtete Bonnivet die Herzogin von Angoulême von dem, was vorgefallen, und von der bedenklichen Stimmung des Königs. Dieſe Dame war damals nur von zwei Gedanken beſchäftigt, nämlich von dem, welcher ſie ſeit der Geburt ihres Sohnes beherrſchte, von dem Gedanken an ſein Glück und Wohlſein, und von dem Gedanken, es könne ihr die Gräfin Chateaubriant als Regentin des Reiches vorgezogen werden. Sie gerieth alſo bei Bonnivet's Mittheilung, nachdem ihre Angſt wegen des Zweikampfes beruhigt war, von Neuem in quälende Unruhe über ihres Sohnes Abſichten mit der Gräfin, und eilte, Bonnivet mit den Vorbereitungen des Abſchiedsfeſtes beauftragend, nach den Gemächern des Königs. Daß der Erzbiſchof von Paris nach Fontainebleau beſchieden ſei, ſchien ihr eine geheimnißvolle und überaus bedenkliche Vorbereitung.

Der König war noch nicht zurückgekehrt in ſeine Zimmer, und ſie wollte deshalb eilig wieder hinweg, um ihn bei Margaretha aufzuſuchen. Der Kammerdiener verſicherte aber, es ſei ſo

eben Befehl gekommen, den ſchönſten Anzug des Königs bereit zu halten, er werde ſogleich erſcheinen und die Kleider wechſeln. Mit dieſen Worten legte der Diener einen dunkelrothen mit goldenen Lilien beſäeten, mit goldenen Franſen umſäumten Sammetmantel über die Stuhllehne, ſtellte die Schuhe zurecht und legte das Barett auf einen Marmortiſch. „Eure Hoheit,“ ſetzte er hinzu, „können ihn auch leicht auf dem Wege zu der Frau Herzogin verfehlen; Seine Majeſtät läßt alle Wochen neue Geheimtreppen und Geheimthüren in dieſem Schloſſe anbringen, und erſcheint immer unerwartet bald von dieſer, bald von jener Seite.“

Während ſie noch ſchwankte, trat Budé ein und Chabot de Brion, lauter Parteinehmer für die Chateaubriant, wie die Herzogin mit immer ſteigernder Unruhe bemerkte.

„Seid Ihr hierher beſchieden?“ fragte ſie haſtig.

Die Männer machten eine bejahende Verbeugung. Brion, von der ſüdlichen Frühlingsſonne ſtark gebräunt, hatte ein melancholiſches Anſehen. Auch dies ſteigerte die Beſorgniß der Herzogin. Er liebt ſie — ſprach ſie zu ſich — und weiß vielleicht, daß ſie ihm heute noch für immer entriſſen wird. Denn wenn der König ſie wirklich erhebt, ſo hat ein junger Liebhaber keine Ausſicht auf Verzweiflung ſeiner Schönen, und keine Ausſicht, im Tröſten der Verzweiflung endlich ſelbſt an die Reihe zu kommen.

„Kanzler Budé“ — fragte ſie plötzlich — „iſt's von Euch ausgegangen, daß der Erzbiſchof von Paris für heute nach Fontainebleau beſchieden iſt?“

Nicht daß ich wüßte!

„Was ſoll er hier?“

Wol nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Großwürdenträger des Reiches, welche alle herbeſchieden ſind, damit ihnen der König die Sorge fürs Land, welches er auf unbeſtimmte Zeit verläßt, ans Herz lege. —

„Budé!“ — und dabei winkte ſie ihm mit den Augen, nahe an ſie heranzutreten, und ſprach leiſe — „ſagt mir die Wahrheit, und betrachtet mich nicht im entſcheidenden Augenblicke als eine vom Neide ganz verblendete Feindin. Wenn mein Sohn die Françoiſe dergeſtalt liebt, ſo wird ſie auch mir lieb werden als Freude meines Sohnes, und wird in mir die treueſte Stütze finden. Hat der König mit ihr und dem Erzbiſchofe etwas vor?“

Was könnte er?! Sie iſt ja noch Gräfin Chateaubriant und gute Katholikin, und zu ihrer Scheidung bedürfte es ja erſt eines Dispenſes vom heiligen Vater in Rom.

„Stellſt Du Dich ſchwerfällig? Was in den Formen fehlte das käme hintennach; es gäbe bloß eine Art ſpiritueller Verlobung, um der Dame eine officielle Anwartſchaft zu verleihen. — Aber, Budé, es wäre ein Mißgriff, der beiden Theilen Schaden brächte, Françoiſe uud dem Könige; das ganze Land würde aufſchreien, denn Claude hat kaum die Augen geſchloſſen.“

Und doch wäre es ein Unglück, wenn der König gar nichts für die Gräfin thäte. In welch einer bedrängten Lage ließe er ſie zurück?!

„Weshalb bedrängt?“

Sie iſt durch ihre offen bewieſene Neigung dem gerechten Vorwurfe aller Welt bloßgegeben, der Hof, den ihr, königliche Frau, bis daher geleitet, iſt ihr nicht günſtig geſinnt, denn Ihr ſeid es nicht, und man iſt einer bevorzugten Perſon nicht leicht aus freiem Antriebe geneigt, hier hat die Gräfin alſo nach der Abreiſe des Königs kein Bleiben, wenigſtens hat ſie kein Heil zu erwarten.

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich ihr nicht abhold ſein werde, wenn ſie nicht unzeitige Anſprüche erhebt?!“

Der Graf, ihr Gatte, iſt bekannt als harter, ſchonungsloſer Mann.

„Ach was! das iſt vorbei!“

Wie? — Thut der Königs nichts für ſie, bevor er, vielleicht auf Jahre, ſcheidet, ſo hat ſie keine Stätte in Frankreich.

„Uebertreibung; das hinge Alles von ihr allein ab. Und wäre ihr Beſcheidenheit unerreichbar, ſo gäbe es ja Klöſter genug für anſtändiges Zuwarten, und Schloß Foix ſteht ihr ja jetzt ebenfalls offen.“

Königliche Frau! Euer Sohn der König verlangt überall für die Krone eine Macht und Bedeutung, wie ſie bisher in Frankreich unbekannt waren. —

„Darin helf' ihm Gott weiter!“

Ich wünſche es auch; — ſoll dies aber gelingen, ſo muß Alles, was mit dem Könige zuſammenhängt, großmüthig und großartig erſchienen. Das Weib, welches der König liebt, muß ſchon durch dieſe Liebe den Widerwärtigkeiten der Geſellſchaft enthoben ſein, und wer da vollends räth, ſolch ein Weib rückſichtslos in dieſe Widerwärtigkeiten hinauszuſtoßen, der iſt kein Freund des neuen Königthums.

„Schulweisheit! Ihr könnt doch Euer Lebtag nicht verleugnen, daß Ihr ein bürgerlicher Gelehrter ſeid!“

Das will ich auch nicht.

„Nun, es ſei daran etwas Wahres! Will ich denn Widerwärtigkeiten für ſie? Ich will ihr im Gegentheil ein Aufſehen verhüten, das ihr Widerwärtigkeiten bringen müßte, ich will ſie ſchützen, ich! Ihr thätet viel klüger, dieſen meinen guten Willen, der aus Liebe für meinen Sohn erwächſt, in Anſpruch und dankbar hin zu nehmen. Denn aller politiſche Geſichtspunkt ſpricht gegen Euch; ein Vernichtungsſtreich gegen die Chateaubriant träfe ja auch den übermüthigen Adel, welcher auf gleicher Höhe mit dem Könige zu ſtehen meint, und jür jede ſeiner Damen die Krone paſſend findet!“

Solcher Streich träfe aber den Adel an einer Stelle, an welcher er tüchtig und ehrenhaft, er träfe die Hausehre. Die beneidet der Bürger dem Adel nicht, denn auch der Bürger will ſie und hat ſie. Wen verwundete alſo der Streich? Den, von dem er ausginge. Und wer wäre das?

„Der König!“ rief es aus den Vorzimmern, und man ſah ihn raſchen Schrittes durch die Gemächer daher kommen.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief die Herzogin, und eilte ihm entgegen und umarmte ihn, wie eine Braut einen Bräutigam, deſſen Ankunft verzögert worden iſt, umarmt. — „Mein Sohn, was haſt Du vor?“ ſetzte ſie hinzu, nachdem er ihre Zärtlichkeit erwidert.

Was ich vorhabe? — Woher dieſe Aufregung, Mutter? Was iſt geſchehen?

„Thu' nichts, Franz, was Deine Mutter kränken müßte!“

Wie ſollte ich! Aber was iſt vorgefallen?

„Nichts, François. Ich bin nur in Sorge, ich ſehe in allen Vorbereitungen zu Deinem Abſchiede üble Anzeichen für mich — was ſoll der Erzbiſchof?“

Er ſoll mich verheiraten! — Du wirſt blaß? Vergieb meine gute Laune, wenn ſie Dich erſchreckt, und verliere Deine Zeit nicht, Dein Anzug verlangt ſie heute gebieteriſch, denn Du mußt heute in voller Pracht erſcheinen, und ſpäteſtens in einer halben Stunde. Wer von den Damen zu ſpät kommt, wird's bereuen! Adieu, Mama, ich küſſe Deine Hände, Adieu! Du wirſt mit mir zufrieden ſein. Schweizer Boten haben zwei Prachtgewänder aus Genua mitgebracht, eins iſt ſchon verſchenkt — biſt Du neidiſch? — das andere erwartet Dich auf Deinem Zimmer. Du weißt, wie gern ich Dich in italieniſchem, in königlichem Glanze ſehe, Du haſt ſo königlichen Wuchs, Adieu! — Martin, meine Kleider!

Bei dieſen Worten führte er die Herzogin hinaus aus ſeinem Zimmer und kehrte ſogleich zurück, Angeſichts der Männer ſeine Oberkleider zu wechſeln. Brion, an den er einige Fragen und Befehle über militäriſche und Reiſeangelegenheiten richtete, ward bald entlaſſen. — „Noch eins!“ rief er ihm nach, „Du haſt die günſtigſten Augen für die Gräfin Chateaubriant!“

Sire! —

„Wie liebenswürdig, er wird roth darüber, Budé. Sieh dieſe beneidenswerthe Jugend! Und Du haſt die Dame ſeit Deiner Rückkehr noch nicht geſehen?“

Nein, Sire!

„Ah, ich muß Dich belohnen für Deine Kriegesmühen! Eile zu ihr, es wird ihr einen guten Eindruck machen, Dich zu ſehen, denn ſie iſt Dir ſehr gewogen, ſage ihr, und ſage es ihr herzlich, daß ich ſie inſtändig bitten ließe, zur Abſchieds-Audienz und zum Bankett in die Franz-Gallerie zu kommen. Sie wäre im Unrecht gegen mich, und ich wollte ihr ausdrücken, wie ſehr ich ihr verziehe. Käme ſie nicht, ſo müßte ich glauben, ihr Unrecht wäre nicht aus einem Drange ihres Herzens entſtanden, ſondern aus unlauterer Quelle entſprungen, und ſie ſollte mich nicht mit ſo traurigen Gedanken von ihr ſcheiden laſſen, der Himmel weiß auf wie lange, denn wir hätten einen Krieg vor uns auf Tod und Leben, und nur Ausſicht auf Sieg, wenn wir Alles einſetzten und Alles Tag für Tag. Gutes Glück für Deine Botſchaft, Brion!“

„Nun, Kanzellar“ — wendete er ſich, als Brion alſo verabſchiedet war, zu Budé — „was bringſt Du? Du willſt Anweiſungen für Deine Schulen und Anſtalten während meiner Abweſenheit, Du willſt Geld, nicht wahr? — Ja, lieber Freund, es iſt böſe Zeit, Künſte und Wiſſenſchaften ſind für den Augenblick abgeſetzt, denn es handelt ſich ums Beſtehen des Reiches. Ein Mann mit dem Schwert iſt auf ein Vierteljahr mehr werth als mein Primatice und Dein Collegium. Die Lanzknechte wollen Sold, und ſelbſt wenn ich uns gerettet habe, ſo muß ich mir Truppen halten, um von den hochmüthigen Vaſallen unabhängig zu werden, 's iſt wenig Ausſicht für unſere Pläne, Budé, das weiß Gott, aber wir wollen hoffen, das koſtet nichts und tröſtet doch! Runzle nicht die Stirn, ich kann's im Augenblicke nicht ändern. Deine Seele weiß, wie ich unſerem Plane anhänge, einen dritten Staud heraufzubilden als Widerhalt gegen die großen Seigneurs, laß mir nur Ruhe bis ich den Kaiſer beſiegt

und Italien in Händen habe, friſte Dein Collegium, ſo gut es gehen will! Ich kann doch nicht meine Künſtler verabſchieden, die alle in voller Arbeit ſind.“

„Sieh mal genau zu, Martin, ob Flecken am Wamſe ſind und ob ich's wechſeln muß! — Nein? — Das wundert mich! — Uebrigens, Budé, freu' ich mich doch ſehr, Italien wiederzuſehen, und ich denke, wiederum reichlich Künſtler und Kunſtſchätze mitzubringen.“

Ich bewundere Euren guten Muth, Sire, da jetzt noch Frankreich ſelbſt in Gefahr und der Weg nach Italien von einem ſiegreichen Feindesheere verlegt iſt.

„Foi de gentilhomme, die Welt ſagt immer, ich ſei zu zuverſichtlich, und Du thuſt desgleichen. Ihr mögt Recht haben, aber Zuverſicht iſt mein ſtärkſtes Schwert, ich kann's nicht miſſen. Du ſollſt Dich wundern, wie dieſer Bourbon, den Gott ſtrafe, und Pescaire aus Frankreich eilen werden ohne einen Schwertſtreich von meiner Seite, ja ohne daß ſie mich und Frankreichs Heer geſehen haben. Nicht doch, man ſoll die Zukunft nicht berufen und ſeine Erwartungen nicht ausſprechen, die Zukunft ſieht's nicht gern, errathen zu ſein, und ändert dann ihr Antlitz über Nacht. Martin, ſchlage drei Kreuze vor meinen Mund, damit das leichtſinnige Wort gebannt ſei, und ſieh nicht ungläubig drein, Budé, Du ſtehſt ohnehin im Verdachte der Ketzerei.“

Möge das Glück Euch ſo ſtattlich krönen wie Ihr's zu nützen wißt, mein König, der Ihr ein König des Glückes ſeid. Aber Ihr werdet doch einige Vorſorge gegen mögliches Unglück treffen?

„Warum nicht gar! — Den linken Schuh zieh' ſchärfer an, Martin! — Wer das Unglück bedenkt, der beleidigt das Glück!“

Auch für die Oberverwaltung des Reiches trefft Ihr keine beſondere Anordnung?

„Du erwarteſt eine ſolche? — Ich weiß, wo Du hinaus willſt, Budé, und table es nicht. Du hältſt unter allen Tugenden

die Ehrlichkeit am höchſten, darum biſt Du der Kanzler meiner Volkserziehung. Glaubſt Du, daß Du ein beſonderer Herrſcher wäreſt mit der Ehrlichkeit um jeden Preis? Ich fürchte, mir iſt die Liebe ſo gefährlich an der Spitze des Regiments, wie es Dir die Ehrlichkeit wäre. Wer kennt die Weiber! Wer mag etwas über ſie vorausſagen! Weiber und Wetter, wer iſt ihrer Herr?!"

Es gibt doch ſtetige, Sire.

„So? Ich glaube, in dieſem Punkte iſt meine Wiſſenſchaft reicher und wichtiger als die Deine. Nun, Gott mag Frankreich regieren, wenn der König außer Landes, Frankreich wird's brauchen. Auf Wiederſehen, Budé, in der Gallerie!"

Unterdeß war es in und um Françoiſe gar wechſelvoll hergegangen; der raſche Wechſel iſt ja das Loos aller unerlaubten Liebesverbindung, iſt die Pein und die Lebensquelle derſelben! Françoiſe war aus dem Zimmer des Kampfes durch alle ihre übrigen Gemächer an Chimenen vorüber geeilt, als flüchtete ſie vor lebensgefährlicher Verfolgung. Chimene folgte ihr hinaus über den Hof, durch den Garten in den Wald hinein; ſie drängte ſich ihr nicht auf, ſie ließ die Gepeinigte, welche endlich unter einer Eiche niederſank, eine Zeit lang ungeſtört; aber ſie wollte ihr für den Fall der Noth nahe ſei. So ſtand das mitleidende ſpaniſche Mädchen geduldig und furchtlos im ſchauernden Walde, den die Mondesſtrahlen geiſterhaft beleuchteten, und blicke auf die unglückliche Freundin, welche regungslos am Eichenſtamme lehnte, und nur erkennbar war durch ihr weißes Gewand.

Dieſe Lage hätte wol Stunden lang dauern können, wenn nicht der nach dem Schloſſe zu wehende Wind einen Trupp Wildpret ungeſtört hätte daher kommen laſſen bis in die unmittelbare Nähe der beiden Frauen. Das Wild ſuchte nächtlicher Weile die ſaftigen Wieſen ums Schloß, und wurde des Windes wegen der Menſchennähe erſt inne, nachdem es zum Theil ſchon

an Françoiſen vorüber war. Nun ſtürzte es mit heftigem Gepolter erſchreckt zurück, und ſchreckte Françoiſe auf, in deren quäleriſchen Phantaſieen die ſchwarzen, ungeſtümen Wildgeſtalten augenblicklich eine fürchterliche Bedeutung fanden. Dies war der Augenblick für Chimene, deren Nähe die überreizte Gräfin zunächſt gar nicht befremdete. Erſt als ſie wieder in der Nähe des Schloſſes waren, zeigte ſich Françoiſe gefaßt, überſah den Zuſammenhang, dankte ihr mit krampfhaftem Händedrucke, erzählte ihr, was vorgefallen, und bat ſie, mit Guernard nachzuſehen, was der Kampf für einen Ausgang gehabt habe, und ob vielleicht ein Verwundeter oder gar Getödteter im Zimmer geblieben ſei. Ich ſelbſt habe nicht den Muth dafür, ſetzte ſie fieberhaft zuſammenſchauernd hinzu, als ſie wieder in den vorderen Gemächern angekommen waren.

Chimene war von Natur herzhaft und erbot ſich, allein nachzuſehen, damit auch Guernard, obwol ein erprobter Foix'ſcher Diener, nicht ohne Noth in ein ſolches Geheimniß gezogen würde. Die Wohnung war nämlich ſo beſchaffen, das bis jetzt die Dienerſchaft der Gräfin unbetheiligt von den Vorfällen geblieben ſein konnte. Sie bildete einen abgeſonderten Flügel, der ſeitwärts der Franz-Gallerie von einem Hauptgebäude des Schloſſes abſtand, und erſt ſpäter in ſtumpfwinkliger Verlängerung einen inneren Hof bilden half. Jetzt war er ein verlorenes Ende des Schloſſes, welches nur nach der ſüdlichen Seite durch ein im Bogen ſich hinziehendes Gitter mit dem Gartenzugange oder Gartenhofe des Hauptgebäudes in Verbindung ſtand. Die Treppe zur Eintrittsthür theilte dieſen Flügel in zwei ungleiche Theile, den rechten Theil bewohnte Chimene und die Dienerſchaft der Gräfin, den linken nach dem Semele-Cabinet hin die Gräfin allein. Das Eintrittszimmer an der Treppe bildete das Vorzimmer für beide Theile, und dort hielt ſich an jenem Abende nur Guernard auf. An ihm vorüber war Florentin eingetreten, und er hatte durch Chimenens Fürſorge den bald darauf ankommenden König nicht geſehen. Chimene nämlich, in einem der vorderen Zimmer

Françoiſens am Fenſter ſtehend, hatte den König, deſſen Geſtalt ſie aus Tauſenden heraus erkannt hätte, eiligen Schrittes über den mondhellen Gartenhof kommen ſehen. Dieſer Weg führte nirgends anders hin als zur Gräfin, ſie wollte aber nicht, daß Guernard, der ernſthafte, mit den Verhältniſſen des Hofes noch unbekannte Diener, den König, der ohne Begleitung war, zu ſolcher Stunde in der Gräfin Zimmer erblickte; ſie lief alſo haſtig ins Vorzimmer, ſchickte Guernard unter einem raſch erdachten Vorwande in ihr eigenes Zimmer, und war ſolchergeſtalt allein beim Eintritte des Königs zugegen. So hatte Guernard, der den Prieſter wieder hinweggehen geſehen — denn Florentin hatte keinen Beruf gefühlt, einem wahrſcheinlich blutigen Ausgange dieſer Dinge nahe zu bleiben — keine Ahnung, daß noch ſonſt jemand in den Zimmern ſein könne, und deshalb wollte ihn Chimene erſt im Falle der Noth in Anſpruch nehmen. Sie nahm alſo einen Armleuchter und ging muthigen Schrittes bis an die letzte Thür vor dem Kampfgemache. Die Thür war durch Françoiſe ins Schloß geworfen — Chimene horchte; ſie hörte nichts. Sie faßte ſich ein Herz die Thür zu öffnen, gewärtig, daß der Anblick eines Verwundeten oder gar der eines Todten ihr entgegenſtarren werde. Nichts iſt Schauerlicher, als Nachts mit Licht in ein finſteres Gemach treten, und einen blutigen Gegenſtand erwarten zu müſſen. Es überrieſelte ſie auch kalt, als die Thür in Schloß und Angeln knarrte; aber ſie trat ein mit vorgehaltenem Lichte: es war todtenſtill, kein Seufzer, kein Röcheln war zu hören, kein Menſch war zu ſehen! Ein Tiſch, ein Stuhl waren umgeſtürzt, die Vorhangthür zum Semele-Cabinet war geöffnet — ſie wagte ſich leiſen Schrittes auch dahin, auch hier war es leer! Hätte ſie gewußt, daß ſie nur ſorgfältiger zu ſuchen brauchte, um eine erſchreckende Entdeckung zu machen, der Muth wäre ihr wol geſunken und ſie hätte Guernard zu Hilfe gerufen. Aber wann wir zu finden fürchten, dann ſuchen wir auch oberflächlich.

Raſch eilte ſie zurück, und theilte fliegenden Wortes der Gräfin mit, daß es glücklich abgelaufen zu ſein ſcheine; dann

ging ſie zu Guernard, zweideutig fragend, ob etwas vorgefallen? Denn ſie wollte wiſſen, ob einer der Kämpfer während ihrer Abweſenheit im Walde den Ausgang durch die Zimmer geſucht habe. Guernard verneinte ohne Arg. Sie mußten alſo beide nach der Gallerie hinaus ſein.

Während ſie noch neben Guernard im Eintrittszimmer ſtand, leuchtete Fackellicht über den Gartenhof daher, zwei Pagen ſchritten vor einer Dame die Treppe herauf, die Dame war Margarethe, Herzogin von Alençon.

Es wäre die würdige Aufgabe eines ganzen Buches, alle die Uebergänge im Herzen Françoiſens zu beſchreiben, welche im Zeitraume einer halben Stunde vor ſich gingen, und welche nöthig waren, ihr beſtürmtes Weſen wiederum ruhig, vertrauensvoll und harmoniſch zu ſtimmen. Gelang dies, ſo war es eine natürliche und leicht zu bewerkſtelligende Folge, daß ſie einwilligte, bei der großen Abſchieds-Ceremonie zu erſcheinen. Und Margaretha war die geeignete Dame, ſolche Uebergänge zu leiten, die Umſtände waren verwickelt und unklar genug, die in der Tiefe mächtig herrſchende Neigung Françoiſens, welche ſtets zur Verſöhnung mit dem Könige und zum Könige trieb, mächtig zu unterſtützen. Die größere Beweglichkeit des weiblichen Charakters macht ihn ja eben ſo reizend, ſo ſchwach und ſo unerſchöpflich zugleich. Was war denn auch — flüſterte die Neigung in Françoiſe — für ſicherer Grund zum Zorn gegen den König vorhanden? Die Scene mit Diana von Brezé war offenbar durch Bonnivet, der gegen die Stellung der Chateaubriant arbeitete, verläumderiſch übertrieben worden, um Franz und Françoiſe im entſcheidenden Augenblicke zu entzweien. Würde die in ſolchem Punkte gegen ihren Bruder ſtrenge Margaretha davon ſprechen wie von einer Nichtigkeit?! Und war nicht vorauszuſetzen, daß ſie genau unterrichtet ſei, ſie, welche inmitten aller Parteiungen des Hofes ſtand, und das Vertrauen Aller beſaß, ſie, welche der König ſelbſt ausgerüſtet hatte mit ſeinen Entſchuldigungen und Wünſchen?! Würde er den Hauptgrund der Entzweiung unbeachtet gelaſſen

haben? Gewiß nicht! Und doch ſprach Margaretha nur in gleichgiltigem Tone und beiläufig von Diana, und alle Entſchuldigung des Königs war dahin gerichtet, daß er ſein Verſprechen gebrochen und vor Ablauf der acht Tage ohne Erlaubniß zu ihr gedrungen ſei. Mein Gott, ſprach Françoiſe zu ſich, darnach wäre ja ich mit meiner Härte, mit meinem Widerſpruche in ſchreiendem Unrechte! Die Liebe nur hat ihn zu mir getrieben, iſt das ein Grund des Zornes für mich? Ja, nachdem ich ihn dem racheluſtigen Chateaubriant in meiner Verblendung wie einen Verräther bezeichnet, tritt er vor mich und ſchützt mich gegen das ausgeſtreckte Schwert des blind eindringenden Grafen, und nachdem ein ſo gefährlicher Kampf beendigt iſt, hat er keine andere Sorge, als mich, die ungerecht Zürnende, zu verſöhnen! Er ſendet die Schweſter, er ſendet Brion, der mir ſo zugethan, der mir ſo werth, und den wiederzuſehen nach langer Trennung mir eine Freude iſt!

Noch mehr: ein genueſiſches Kleid ward gebracht, welches der König geſendet für die Gräfin, ein prachtvolles Gewand von braunrothem Sammte! —

Hätte Françoiſe nüchtern hinzugedacht, daß im Betragen des Königs Alles von übertriebener Buße ſei für ein ſo kleines formelles Vergehen, welches die Liebe ſtets entſchuldigt, ſie wäre wahrſcheinlich der Wahrheit näher gekommen. Aber ſie war nicht in der Lage, nüchtern zu prüfen! Der Augenblick drängte: wenn der Mond unterging, dann war der König fort, vielleicht auf Jahre, und ſie hatte ihn aus Eigenſinn nicht mehr geſehen, hatte ſich in Liebloſigkeit von dem Manne getrennt, der ihre einzige Liebe und Hoffnung auf Erden war, hatte verſcherzt, daß er ihr eine Stellung anwies während ſeiner Abweſenheit, eine würdige Stellung unter neidiſchen Widerſachern! War es nicht natürlich, daß ſie aufſprang, Margarethen umarmte, und mit Chimene hinwegeilte, um ſich zu ſchmücken für die Audienz, zu ſchmücken mit allem Glanze wie er paßte für ſolche Feierlichkeit und für ein ſo prachtvolles genueſiſches Gewand! Schöne Françoiſe,

freue Dich des ſchimmernden Augenblicks, Du haſt der Freuden ſo wenige im Leben!

Chabot de Brion war glücklich, die Königin ſeines Herzens zum Feſte zu führen: er hätte gern ein gutes Zeichen für die Zukunft darin geſehen, wenn er nicht eine zu wahrhafte Liebe für Françoiſe gehegt hätte. Ach, er wußte nur zu gut, daß ihr Glück geſcheitert ſein mußte, wenn das ſeinige ſich erhöbe.

In den Gartenhof herab ſchimmerte die Franz-Gallerie wie von tauſend Kerzen erleuchtet: die Fenſterthüren und Fenſter nach dieſer Seite ſtanden offen, und als ſie die Marmortreppe vom Gartenparterre hinauf geſtiegen waren, dehnte ſich der prachtvolle Raum vor ihnen aus in unabſehbarer Länge wie ein Feengedanke. Darin erhebt ſich jene Renaiſſance-Epoche beſonders in Bauwerken, daß ſie darnach trachtete, Ungedachtes, blos Geahntes durch Gruppirung von Maſſen anzudeuten und das lockende Geheimniß, dieſe Seele der Romantik, in der Fülle und unerhörten Wendung klaſſiſcher Formen, lebendig und wirkſam zu erhalten.

Dieſe Gallerieen der Renaiſſance waren nicht nur die Säulengänge der Alten, ſie boten in ihrer lang aufſteigenden, dem Auge entweichenden Flucht, in ihrem kühnen Style der Verzierung und in ihrer überladenen, aber durch Vollendung jedes einzelnen Theils gebieteriſchen Fülle des Schmucks, ſie boten in alle dem einen Zauber der Phantaſtik, welcher die verwegenſten Gedanken und Pläne im ſinnigen Beſchauer weckt.

Die Menge der Hofleute und Würdenträger des Reiches, welche zum Feſte beſchieden waren, wandelte in unregelmäßigen Gruppen auf und nieder, denn der König war noch nicht eingetreten, und der ſchimmernde Thron, den eine kolaſſale Lilienkrone überragte, ſtand noch leer. Fünfzig Pagen umgaben ihn mit Kerzen, denn Menſchen waren damals noch wohlfeiler als Geräthe, und der ungeheure Raum nahm außer andern fünfzig Kerzen-Pagen auch noch hundert Candelaber in Anſpruch.

Die Gruppen ordneten ſich und begrüßten achtungsvoll die Schweſter und die Geliebte des Königs: Einer flüſterte dem Andern zu, in der nächſten Stunde werde ſich verwirklichen, was bisher als ſchüchternes Gerücht umhergewandelt ſei, die Gräfin werde zur Herzogin von Romorantin erhoben und zur Regentin des Reiches eingeſetzt werden, der Erzbiſchof von Paris werde ihr die Herzogskrone und außerdem einen Marmorblock ſegnen, den Grundſtein eines neuen Wunderſchloſſes, welches ihr der König in der Sologne bauen wolle.

Alle Künſtler, welche ſie früher in Blois geſehen, drängten ſich zu ihr, um ihr zu huldigen: ſie waren alle voller Freude, daß eine der Kunſt ſo günſtige, des Geſchmacks ſo kundige, daß eine ſo wunderſchöne Dame ihre gebietende Herrin werden ſolle — da rauſchte ſchmetternde Muſik aus dem innern Hofe herauf, die Flügelthüren öffneten ſich, und der König erſchien, ſeine Mutter an der Hand führend, der Erzbiſchof in vollem Ornate, umgeben von farbigen Prieſtern und Chorknaben, folgte ihm auf dem Fuße.

Der König führte ſeine Mutter bis an die Stufen des Thrones, dann machte er ihr eine Verbeugung, und ging auf ſeine Schweſter zu, welche mit Françoiſe inmitten der Künſtler ſtand, dankte ihr, daß ſie ihn mit ſeiner Freundin verſöhnt und dieſe hergeführt habe und richtete dann an Françoiſe ſelbſt die liebevollſten Worte. Die Macht ſolcher Worte war immer außerordentlich, denn es lag ein ſeltener Zauber in ſeiner Freundlichkeit und eine unwiderſtehliche Kraft männlicher Zuverſicht in all ſeinem Benehmen und all ſeiner Geberde. Denn mochte er auch der That nach oft leichtfertig werden, er hatte nie den Anſchein der Leichtfertigkeit und er hatte, um noch mehr zu ſagen, auch nicht die Abſicht der Leichtfertigkeit. Jeder Wunſch, der ihm aufſtieg, war ihm wichtig, und deshalb betrieb er eigentlich auch die leichteſte Galanterie, ſobald ſie ihm eben von einem ernſtlichen Wunſche geboten war, mit Gewiſſenhaftigkeit. Das heißt allerdings nur: mit Gewiſſenhaftigkeit für den Zweck ſeines Wunſches. Und darin lag ſeine Macht. Es kam aber bei

ſolcher Eigenſchaft nur darauf an, ihm mit geiſtiger Ueberlegenheit den Wunſch niemals ganz zu erfüllen und immer durch neue Wendung zu beleben. Mit ſolcher geiſtigen Gewalt war er dauernd zu feſſeln, wie in ſeiner ſpäteren Zeit die Mademoiſelle de Heilly bewieſen hat. Bloße Liebe freilich, echte, weil hingebende Liebe, Liebe wie ſie Françoiſe für ihn hegte, war mit dieſem Manne in größter Gefahr des Unglücks. Sie mußte ihm zum Beiſpiele an jenem Abende widerſprechen, da er ſie bat, ihm zu ſeiner Mutter zu folgen, ſie dieſer Mutter für die Dauer ſeiner Abweſenheit empfehlen zu dürfen wie ſeine Braut — denn in dieſem Schritte lag dasjenige, was man ſtets mit ihm vermeiden mußte: daß Abthun einer Angelegenheit, einer Verpflichtung. Mit dieſem Abthun befreite er ſich, und es war von da an ein neues Glück, eine neue Eroberung nöthig, um ſeines Antheils ſicher zu werden.

Die Herzogin von Angoulême, welche eben gegen Florentin, der im Geleite des Erzbiſchofs gekommen war, in haſtigen Worten ihre tödtliche Beſorgniß ausdrückte vor dem, was bevorſtehen könne, wurde bleich wie der Tod, als ſie den König, die Gräfin an der Hand führend, gerade auf den Thron zuſchreiten ſah, an deſſen Stufen ſie ſtand. Und ihre Beſorgniß war ganz gerecht, ſie war gerecht, auch wenn ſie wußte, daß ihr Sohn für den Augenblick nicht mit der Abſicht, die Geliebte hinauf zu führen, auf den Thron zuſchritt. Eine plötzliche Wallung war hinreichend, daß der König that, was er ſelbſt nicht beabſichtigt hatte, was ſich aber als Gelegenheit ſeinem romantiſchen Sinne ſo verführeriſch darbot.

Geübt in kühner Faſſung, fand ſie, als das Paar noch etwa fünf Schritte vom Throne entfernt war, als die Verſammlung, todtenſtill werdend, den König ſelbſt aufmerkſam zu machen ſchien, ſie erwarte etwas Außerordentliches, als dem Könige wirklich die Hand unter dem Drucke der geliebten Hand zuckte und die Wallung zum Herzen ſtieg, für ſeine Françoiſe die allgemeine Erwartung nicht zu täuſchen — die Herzogin von

Angoulême fand in dieſer bedrohten Lage augenblicks den Muth, dem Paare entgegenzugehen und ſolcherweiſe den Weg nach dem Throne zu vertreten. Wäre dies herb oder irgendwie proteſtirend geſchehen, es hätte die Wallung des Königs zu Gunſten Françoiſens beflügelt. Aber die Mutter kannte ihren Sohn: ſie that ſich die äußerſte Gewalt an, und trat mit Honig auf den Lippen zu der verhaßten Gräfin, mit kluger Berechnung deren beide Hände ergreifend und ſie dadurch vom Könige trennend. Als der König die Liebesverſicherungen der Mutter für die Geliebte, die eifrigſten Verſicherungen derſelben in Betreff der bevorſtehenden Zukunft hörte, entſchwand ihm die Wallung, denn der Drang des verborgenen Antriebs und Widerſtandes hörte auf, es war erreicht, was er im Voraus beabſichtigt hatte: die beiden Frauen, die er vereinigt wiſſen wollte, ſah er Hand in Hand, und allein, in ritterlich königlicher Majeſtät ſchritt er auf den Thron hinauf und winkte mit der Hand dem Erzbiſchofe, welcher mit ſeinem Gefolge auf einer dafür errichteten, mit Purpur bedeckten Eſtrade Platz genommen hatte. Der Erzbiſchof, ein ehrwürdiger Greis, trat einen Schritt vor und erhob beide Arme, ein Zeichen, daß er ſprechen wolle.

Es trat eine lautloſe Stille ein, und der Erzbiſchof ſprach in kurzen würdigen Worten aus, daß es Befehl des Königs und eine Aufgabe ſeines heiligen Amtes ſei, in ſo verhängnißvollem Augenblicke, da der König das bedrohte Reich verlaſſe und in mörderiſchen Kampf ziehe, Jedermann zu ermahnen, im Namen Gottes zu ermahnen zur leutſeligſten Eintracht. Aller Neid, fuhr er fort, aller Zwiſt möge abgethan und unter die Füße geworfen ſein auf dieſer Stelle, und Gott möge unſer Gelübde, welches wir hiermit feierlich ablegen, gnädig aufnehmen, das Gelübde, all unſere perſönlichen Abſichten und Wünſche abthun zu wollen zum Beſten des Reichs, ſo lange der geſalbte Herrſcher desſelben fern von uns weilet.

Bei Ausſprechung des Gelübdes hatte ſich der Erzbiſchof auf die Kniee niedergelaſſen, und die ganze Verſammlung in der

Gallerie war dieſem Beiſpiele gefolgt, es herrſchte eine feierliche Pauſe.

Die überraſchendſte Erſcheinung unterbrach dieſelbe: aus der Tapetenthür des Semele-Cabinets, welche mehr nach der Gartenſeite der Gallerie und frei von der im oberen Theile der Gallerie verſammelten und jetzt knieenden Geſellſchaft war, trat mit Geräuſch ein verſtört ausſehender Mann. Seine Kleidung war in Unordnung und beſtäubt, ſein Antlitz bleich und mit Blut befleckt, er hatte keine Kopfbedeckung und hielt ein blankes Schwert in der Hand — es war der Graf Chateaubriant.

Ueber einen Stuhl rücklings fallend während des Kampfes mit dem Könige, hatte ſich ſein Kopf gegen die Stufe des Himmelbettes geſchlagen, welches in einer mit ſeidenem Vorhange verſehenen Niſche ſtand. Der Schlag hatte ihm die Beſinnung geraubt, der wieder zufallende Vorhang hatte den größten Theil ſeines Körpers verdeckt, und der umgeſtürzte Seſſel hatte den Augen der oberflächlich ſuchenden Chimene die unter dem Vorhange hervorragenden Füße entzogen. So hatte er unentdeckt und ohne Hilfe Stunden lang beſinnungslos gelegen, bis die Erſchütterung der von Chimenen im Hinweggehen zugeworfenen Thür die Lebensgeiſter wieder in ihm erweckt hatte. Allmälig, aber ſehr langſam, waren ſie wiedergekehrt, und jetzt erſt war er zu der Faſſung gekommen, daß er wieder gehen und die Thür, durch welche er eingetreten, beim Mondeslichte wieder aufſuchen konnte.

Die blendend erleuchtete Gallerie fiel ihm wie Blitzesfeuer auf die geſchwächten Augen, und er ſtand eine lange Zeit, ohne zu wiſſen, was um ihn her ſich begäbe.

Der Verſammlung aber erſchien er als ein drohend Herausfordernder; die Wirkung der frommen Worte des Erzbiſchofs war augenblicks vernichtet, Jedermann erhob ſich und ſah bald auf den Grafen, bald auf den König, welcher letztere eine Stufe herunter ſchritt vom Throne, ſtarr hinblickend auf die für

ihn dreifach überraſchende Erſcheinung. Er hatte den Grafen erſtochen geglaubt, und als er vorhin mit Françoiſe Hand in Hand ging, hatte er ſich vorgeſetzt, Bonnivet vor der Abreiſe noch zu befehlen, daß der Leichnam in dieſer Nacht ohne Wiſſen der Gräfin durch Florios Fürſorge beſeitigt werde. Jetzt aber ſah er dieſen Mann in vollem Kerzenſcheine aufrecht ſtehend vor ſich — iſt er Geſpenſt? iſt er lebendig? Uneingedenk deſſen, daß alle Blicke auf ihn gerichtet ſeien, zog der König ſeinen Degen um nachzuſehen, ob denn kein Blut an der Klinge hafte die ſeines Erachtens den Grafen durchbohrt. Sämmtliche Seigneurs aber, dieſen Grund nicht errathend, zogen ebenfalls ihre Degen, und es gewährte einen prachtvollen Anblick, all die geſpannten, glänzend geſchmückten Menſchen mit blanken Schwertern zu ſehen, denen unbeweglich ein einziger todtenbleicher Mann gegenüber ſtand. Da ſchmetterten die Kriegsfanfaren des kriegeriſchen Reiſegefolges, welchem der König die Stunde beſtimmt und als Sammelpunkt den Gartenplatz vor der Gallerie angewieſen hatte, durch die offenen Thüren und Fenſter herein, und brachten Bewegung in die geſpannte Scene: man ſah Fackellicht den Platz vor der Gallerie erfüllen, hörte das Wiehern der Pferde, das Klirren der Waffen und bemerkte, daß der König den Degen wieder einſteckte und ſich wegwandte, zum Zeichen, daß er die Erſcheinung des Grafen nicht weiter beachten, und die Erledigung des Abſchiedsactes nicht weiter verzögert ſehen wollte. Alles kam in Bewegung, vermiſchte ſich und drängte ſich nach dem Throne, und kaum gewahrten es Einzelne, daß auf einen Wink der Herzogin von Angoulême der Prälat Florentin die Hand der beſtürzten Gräfin Chateaubriant ergiff und die willenloſe dem jetzt gefaßten und ihr entgegentretenden Grafen Chateaubriant zuführte.

Françoiſe ſah und hörte nichts, bis ihr Gemahl ſie anrief: Gräfin Chateaubriant!

„So nennt man mich“ — ſprach ſie, nachdem ſie tief Athem geholt, kaum hörbar.

So wird man Euch nennen bis zu Eurem Tode — hört, was ich Euch zu ſagen habe, und blickt mich an dabei, wenn Ihr es könnt!

„Ich kann es nicht“ —

Gott iſt gerecht!

„Ich kann's!“ rief ſie plötzlich und richtete ſich auf.

Wehe Dir! Ich erwarte Dich auf Schloß Chateaubriant, damit Du Deine Tochter ſegneſt und Dein Gericht erleideſt.

Bei dieſen Worten trat Chabot de Brion, wahrſcheinlich ohne Auftrag, aber getrieben vom Drange, der Gräfin beizuſtehen, hinzu und ſprach:

„Der König fragt, was Euch hierher geführt —“

Sagt dem Könige: ein bretoniſcher Edelmann brauche keine beſondere Veranlaſſung, um vor den Thron zu treten, denn er ſei Pair des Reiches. Ich aber ſuchte nicht den König von Frankreich, ſondern Franz von Valois, der mir Rede zu ſtehen habe.

Während deſſen war der wichtigſte Act am Throne vor ſich gegangen, die Herzogin von Angoulême war zur Regentin des Reiches ernannt, der Herzog von Vendôme zum General-Lieutenant von Ile de France, der Herzog von Guiſe zum Statthalter der Champagne und Burgunds, der Groß-Seneſchal de Brezé zum Statthalter der Normandie, der Graf de Laval zum Statthalter der Bretagne, und der Marſchall Lautrec zum Statthalter von Guyenne und Languedoc. Dieſe letzte Ernennung allein ſchien einige Rückſicht auf Françoiſe zu verrathen. Alles drängte ſich nach dem Ausgange, von welchem her aufs Neue Kriegsfanfaren ſchmetterten, und welchem auch der König ſich zuwendete. Der Graf Chateaubriant wurde durch die herzudrängende Menge getrennt von ſeiner Gemahlin und dieſe ward an Brion's Arme hinaus auf die Treppe geführt. Der König, an der Hand ſeiner Mutter nach dem Ausgange ſchreitend, ſchien ſie überall unruhig mit den Augen zu ſuchen, und als er ihrer endlich beim heraufdringenden Fackelſcheine anſichtig wurde, eilte

er auf ſie zu, ergriff ſie, die auf den Füßen Schwankende, bei der Hand und legte ſie an die Bruſt der lächelnden Mutter, mit Blick und Handbewegung eindringlicher als Worte es vermocht hätten, die verlaſſene Frau der mit dem Reiche belehnten anempfehlend.

Dann wendete er ſich raſch, warf Allen mit der Hand einen Kuß des Abſchiedes zu, umarmte die herbeieilende Margaretha flüchtig, aber herzlich, und ſtieg die Treppe hinab nach dem harrenden Roſſe, unter unaufhörlichem Rufe der Verſammlung „Es lebe der König! Es lebe der König!“ ſich aufſchwingend und hineinſprengend in den ſchwarzen Wald, den viele hundert Fackeln nur um ſo ſchwärzer erſcheinen ließen.

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

JUN 6 67

ALDERMAN LIBRARY

The return of this book is due on the date indicated below

DUE	DUE

Usually books are lent out for two weeks, but there are exceptions and the borrower should note carefully the date stamped above. Fines are charged for over-due books at the rate of five cents a day; for reserved books there are special rates and regulations. Books must be presented at the desk if renewal is desired.

L-1—3670930